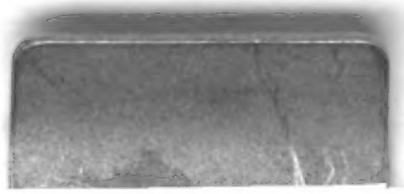


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DER RHEIN

und die Rheinlande

von den Quellen des Rheins bis Mainz.

in

malerischen Original-Ansichten

von

J. LANGE U. ANDEREN

in Stahl gestochen

von

DEUTSCHLANDS AUSGEZEICHNETSTEN STAHLSTECHERN

Malerisch topographisch beschrieben von J. W. Appel.

Am Dom zu Speier

DARMSTADT 1852.

DRUCK UND VERLAG VON GUSTAV GEORG LANGE.

Digitized by Google

Einlettung.

Auf dem Sankt Gotthart, dem alten Gränzwächter, der die blonde Jungfrau Germania von den lorbeerumkränzten und ſtrahlend ſüßen Italia ſcheidet, zwiſchen hohen zerklüfteten Felſen, von ewigem Schnee bedeckt und von der Gewalt urweltlicher Titanenkämpfe ſprechend, entſpringt ein wildes Bergwaſſer, hunderten gleich, welche in dieſen öden Gegenden ein kurzes und namenloſes Daſein haben. Kaum einen Fuß breit und nur wenige Zoll in der Tiefe betragend, kämpft es ſich die abſchüſſigen, unwirthſamen Felshänge hinab, bis es ſich mit zwei anderen Bächen vereint, und ſpäter zu einem breitrollenden mächtigen Strome wächſt, einem Strome, der bei ſeinem faſt vierhundertſtündigen Wege zum Meer, mehr denn zwölftauſend Ströme und Bäche aufnimmt, alle Gewäſſer im Oſten und Weſten an ſich ziehend, die im Schwarzwald und den Vogeſen, in den Haardtbergen und dem Odenwalde, in Franken, Schwaben und Lothringen dem Schooß der Erde entſteigen.

Und dieſer Strom iſt der deutſche Ganges, der gebenedeite heilige Strom unſeres Volkes, der Strom vergangner Zeiten und unvergänglicher Begeiſterung, der königliche **Rhein!** Wem ginge bei dieſem Namen nicht eine ganze Welt voll Poeſie und Sonnenſchein im Herzen auf? Das Wort Rhein iſt eines der ſchönſten in unſerer Sprache; wie ſchon die alten Minneſänger ſo oft und gerne ihr ſehnſüchtiges

„alumbe den rîn"

ihren Liedern einflochten, zuweilen ohne weiteren Grund, nur des

Digitized by Google

lieben Namens willen, ſo übt es noch jetzt eine magiſche Gewalt und iſt es noch jetzt in jedes deutſche Herz tief eingegraben, in jedem deutſchen Ohre ein ſüßer heimlicher Klang. Wir fühlen uns in blauer Mondſcheinnacht auf den kühlen klaren Wogen des Stromes, der in ſeinem Grunde den Hort der Nibelungen birgt, getragen in's alte romantiſche Land; blühend und innig taucht uns das ganze Panorama ſeiner Ufer mit ihren Burgen und Bergen, zu welchen die Pilger aus allen Landen herkommen, in der Seele auf; wir hören die frommen Glocken der Kapellen und die gefüllten Becher läuten, und unwillkührlich durchklingt uns das allbekannte:

„Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben
Geſegnet ſei der Rhein. —"

Den Namen Rhein (hrên, Rhenus) führte der Strom ſchon, ehe deutſche Stämme an ſeinen Ufern gehauſt. Einige haben ihn von dem deutſchen „rein" (purus) herleiten wollen; Andere von dem Worte rhein im Griechiſchen oder rinnan (rinnen) im Altdeutſchen, welches Fließen bedeutet.*) Rhein und Rhône iſt wohl daſſelbe Wort. Mögen aber beide Ableitungen auch nur als bloße Hypotheſen gelten können, obwohl ſie mehr für ſich haben, als die gewöhnlichen Etymologien, welche unſere Hiſtoriker mit ihrer gelehrten Brille herausfinden, und worin ſich namentlich die älteren Herren ſo gerne den Zügel ſchießen ließen; mag der Name viel eher keltiſchen Urſprunges ſein, der Strom ſelbſt iſt faſt ſeit zwei Jahrtauſenden deutſch, wie ſeine Anwohner, die mit den Kelten ſelbſt auch jenes keltiſche hrên verdrängten und, wie Simrock ſagt: durch eine „ähnlich klingende appellative Fluß-

*) Siehe: Simrock, Schreiber, Guſtav Schwab in ſeinem Werke: „Der Bodenſee" u. A. Nach Anderen iſt dagegen die Ableitung des Wortes „Rhein" nicht von dem umlautenden „rinnan" ſondern von „hrînan" (rauſchen, hellſein), wornach alſo der Rhein der rauſchende u. helle iſt. (Siehe: Schmitthenner „deutſches Wörterbuch").

Digitized by Google

benennung" erſetzten. So wurde alſo der Rhein vorzugsweiſe der Fluß genannt, gleichſam der Fluß aller Flüſſe. Und dies war er ja auch den Deutſchen von altersher in jeder Beziehung; Deutſchland, dem die ſtolze, aber als türkiſcher Renegat endende Donau nur in ihren Anfängen gehört, hat keinen zweiten Strom wie ihn, der ſchon den alten Franken und Allemannen ein heiliger Strom war, in des Wortes vollſter Bedeutung. Dieſe Stämme verehrten bekanntlich mit jener den Germanen tief innelebenden Naturandacht Flüſſe und Quellen. „Das Volk betete, ſagt Grimm, am Ufer des Fluſſes, am Rand der Quelle, zündete Lichter an, ſtellte Opfergaben hin." Daß aber ſolche Verehrung dem Hauptfluſſe, dem Rhein, vorzugsweiſe geſchehen, ergibt ſich aus allem Anſcheine.

Ja! eine Wiege der mächtigſten Stämme und Fürſtengeſchlechter, die große Straße für alle Verbindungen zwiſchen Nord und Süd und ſeit zwei Jahrtauſenden der ehrwürdige Herd aller deutſchen Cultur, ſind die Ufer des Rheines in jeglicher Hinſicht ein klaſſiſcher Boden für uns. Sie ſind die „wahre Heimath der Deutſchen" und wie die Natur das Rheinland vor allen anderen Gegenden mit ihrer reichſten Fülle geſegnet, mit ihrem vollſten Zauber geſchmückt, ſo hat es ſich auch die Geſchichte zum Schauplatz geweiht; wie ſein Herzblut ewig Begeiſterung in die deutſchen Seelen ſtrömen und ſie mit höherem Muthe füllen wird, ſo iſt auch von ihm unſere ganze Bildung, Kunſt und Religion ausgegangen, ja nach der großen Völkerwanderung, zuerſt die neue Morgenröthe über Europa aufgeflammt. Am Rhein, wo ſich das Frankenreich gebildet hatte, erhob ſich der ſchwarze Doppelaar zuerſt zu ſeinem kaiſerlichen Fluge; das Leben des Mittelalters entfaltete ſich vornehmlich am Rhein, und als dieſe ſchönen romantiſchen Flegeljahre ihrem Ende zuneigten, wurde durch die am Rhein erfundene Buchdruckerkunſt, dem Fortſchritt die erſte Bahn gebrochen. So iſt der Rhein, ſeit die römiſchen Ad-

Digitized by Google

ler hier gehorſtet, ſeit die alten Zaubereichen gefällt wurden und das Licht des Chriſtenthums in die dunkeln Waldgehege brach, ſeit Karolus Magnus ſein mächtig Scepter führte und

„Der Barbaroſſa thronte zu Gerichte,
Als Reichskleinod die Erde in der Hand
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Pulsaderſtrom germaniſcher Geſchichte"*)

Und hier, wo Einem noch überall ihre Schritte durch die Seele dröhnen, wo ſie aus den hehren Domen, jenen Monumenten eines gotterfüllten himmelanſtrebenden Sinnes, aus den vielthürmigen altberühmten Städten, die ſich in dem Strome ſpiegeln, lebendig vor uns aufſteigt und gleich dem Geiſt in Göthes Gedichte träumeriſch in den dunkeln epheuumwachſenen Burgtrümmern hauſet, hier iſt es auch, wo der freiere Genius der Gegenwart am kräftigſten ſeine Schwingen regt, mit den Dämpfern, mit luſtigflaggendem Panier durch die Wogen hinbrauſend. —

Aber durch das Rauſchen der an uns vorüberziehenden Geſchichte, hören wir auch andere mildere Klänge, die uns bald wie das Säuſeln des Schilfes und das ſingende Murmeln der Wellen, bald wie tiefes katholiſches Glockengeläute gar zauberiſch wunderbar zum Herzen dringen. Das ſind die Wunderſtimmen der deutſchen Sage, die an den Ufern des Rheines ſitzt mit ihren ſeliſch blauen tiefen Augen und ihrem goldnen Gelock, das Haupt vom ewigen Heiligenſchein der Poeſie umfloſſen, und um das zerfallene Gemäuer ihren Eppich ſchlingt. Das ſind die Stimmen des deutſchen Volksgeiſtes mit ſeiner ganzen geheimnißvollen Innigkeit, mit ſeiner frommen Gemüthlichkeit und kindlichen Weisheit, welche die Muſik der Natur belauſchte und ihr

*) Siehe Levin Schückings „Gedichte." (Stuttgart und Tübingen 1845.)

Digitized by Google

zuerſt einen Ausdruck verliehen hat. Nirgends ſprechen ſie ſich in ſo naivpoetiſcher tiefſinniger Weiſe aus, als in den zu unſerem Ureigenſten gehörenden Sagen und Volksliedern des Rheines; auch iſt kein Land ſo reich an mythiſchen Ueberlieferungen als das Rheinthal. Alle der Poeſie des Mittelalters angehörigen Sagenkreiſe, die Nibelungenſage mit ihren großartigen und urſtarken Heldenbildern, die Sagen von Karl dem Großen und ſelbſt die Kreiſe von Artus und dem heiligen Gral haben ſich am Rheine niedergelaſſen. Wo wir an ſeinen Ufern hintreten, blühen uns gleich duftigen Nachtviolen die ſtillfrommen Legenden entgegen, oder begegnen wir Geſtalten, womit die dichteriſche Phantaſie des Volkes ſie belebt und womit es ſie in ſeinem ſchönen Drange, alle Erſcheinungen des Lebens wie der Natur in concret poetiſche Bilder zu faſſen, verherrlicht hat. Da haucht die Loreley, droben auf dem Felſen ſitzend und die weißen Arme nach uns breitend, ihre wunderſame ſehnſüchtig verlockende Weiſe. Roland der treue Paladin, ſteht ſchmerzlichen Blickes im hohen Fenſterbogen und ſieht hinunter auf die Zelle der Geliebten. Bei den Ruinen Liebenſtein und Sterrenburg raſſeln um die zwölfte Stunde die Schwerter des feindlichen Brüderpaares im grimmen Zweikampfe; aus der kühlen Tiefe des ſchilfumrauſchten laacher Sees taucht die weiße Nonnenhand flehend empor, und bei nächtlicher Weile, wenn die Berge im Mondesglanze träumen, da ſchreitet bis Rüdesheim ein hoher Schatten durch die Weingelände her. Das iſt der alte Kaiſer Karolus mit ſeinem gewaltigen Bart, der alljährlich aus ſeiner Gruft herauffſteigt, um ihre Trauben zu ſegnen. Zu Aachen aber ſitzt er am ſtillen Waſſerſpiegel und gedenkt Faſtradens.

Doch wer kennt nicht die ſchönen Sagen des Rheines, dieſen Bronnen, aus welchem alle deutſchen Poeten geſchöpft haben? Wer hätte bei der modernen Völkerwanderung an ſeinen Ufern nicht überhaupt die maleriſchen und romantiſchen Parthien des Stromthales durch eigne Anſchauung oder durch die zahl-

Digitized by Google

reich vorhandenen Darstellungen jeder Art kennen gelernt? Die Strecke von Mainz bis Köln, hat ja so viele Federn und Grabstichel schon in Bewegung gesetzt, daß man fast an seiner Kaminecke und im Schlafrock, mit den Schönheiten derselben vertraut zu werden vermag. Auf ein solches Panorama des geliebten und gelobten Landes, das, dem Reisenden zugleich ein Begleiter und Führer, trotz der vielen Vorgänger doch Neues genug enthalten soll, um nicht überflüssig zu erscheinen, ist es auch hier wieder abgesehen. Zu letzterem Zweck, werden wir indessen statt der allerdings romantischsten aber auch schon sattsam geschilderten Parthie des Stromes von Mainz bis Köln unser Augenmerk hauptsächlich den oberrheinischen Gegenden widmen. Der Theil des Rheinlandes von Mainz bis Köln, von einer anderen Feder behandelt, befindet sich bereits in den Händen des Publikums; ich werde Euch somit ein Führer durch weniger betretene Striche sein, indem wir uns nicht auf den Strom selbst beschränken, sondern auch in die rechts und links sich öffnenden Seitenthäler einen Blick werfen wollen, zu den mehr verborgen gebliebenen Schönheiten der Bodenseeufer, des Elsaßes und des badischen Landes unsere Schritte lenkend; Gegenden, die wohl minder bevorzugt sind, als das mittlere und eigentliche Rheinland, jedoch unsere Wünschelruthe, die anzeigt, wo das Gold der Poesie als Sage versteckt liegt und die Geschichte ihre Schätze gesammelt hat, oft genug zum Stillestehen bringen werden. Wir werden die alten Burgen durchklettern und eintreten in die verödeten Hallen und Kreuzgänge, aber auch als Beobachter bescheiden an die Thüren des Volkes pochen und uns von den Bildern der Vergangenheit, von der Heldenherrlichkeit und dem Glanze der alten Zeit, den Blick für die Gegenwart nicht trüben lassen. Und so laßt uns denn, die Wünschelruthe in der Hand, fröhlichen Muthes, unsere Wanderung antreten!

Digitized by Google

Die Anfänge des Stromes.

I.

Verſchiedene Rheinquellen. — Die Quelle des Hinterrheins.

„Heilige Waſſer rinnen von Himmelsbergen."
Die ältere Edda.

Tief in den ewigen kryſtallenen Eispaläſten des Gotthart hauſ't der Flußgott unſeres Rheins. Aus den nordöſtlichen Abhängen jenes Gebirges, das zwar nicht das höchſte der Schweiz, wohl aber den Rang eines königlichen Gebieters über alle Anderen behauptet, als die eigentliche Waſſerſcheide zwiſchen der Nordſee und dem mittelländiſchen Meere, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zuſammenſtoßen und ſich an daſſelbe lehnen*) — entſpringt der Strom wie aus dem unmittelbaren Schooße der Gottheit, aus dem unentweihten Heiligthume, aus der innerſten und geheimſten Werkſtätte der Natur. Er iſt ein ächter freier Gletſcherſohn, drum weht auch die Luft der Freiheit von ſeiner kryſtallenen Wiege bis da, wo er, ſich vielfach vertheilend, in die Nordſee fällt, von dem Lande des freien Schweizervolkes bis in das Land der freien Frieſen.

„Vom Felſen kommt er frei und hehr
Er fließet frei in Gottes Meer".

Oder wie ein neuerer Dichter (Georg Herwegh) ſingt:

„Von freien Alpen kommt der Fluß
Um deutſches Land zu frei'n". —

Daß der Rhein aus drei Armen entſteht, welche man den Vorder-, Mittel- und Hinterrhein nennt, und welche faſt die ganzen Ge-

*) Die Alten nannten dieſe Alpenkette, welche außer dem Rhein noch drei andre bedeutende Ströme entſendet, die Rhone, den Inn und den Teſſin, Adula; uns heißt ſie Sankt Gotthart, obwohl oft nur ihr weſtlichſter Paß ſo genannt wird. Hart (Hardt) heißt Gebirge; es bleibt demnach unentſchieden, ob die Gebirgskette dieſen Namen zu Ehren des höchſten Gottes oder des heiligen Gotthart führt, dem an der Quelle des Hinterrheins eine Kapelle erbaut geweſen ſein ſoll. Siehe: Simrock: „Das maleriſche und romantiſche Rheinland".

wäſſer der nördlichen Hälfte der Alpen ſammeln, iſt genugſam bekannt. Jeder dieſer Bäche hat ſeine eignen Quellen. Die höchſte bricht in einem halbvergletſcherten Thale aus dem von himmelhohen Felſen umſtarrten und faſt ſtets mit Eis bedeckten Tomaſee hervor, 7460 Fuß über dem Meere; ſie fällt bei dem weltabgeſchiedenen Hirtenweiler Calmot oder Chiamunt, wo man nur ärmliche Sennhütten und einzelne Heuſtälle erblickt, mit zwei anderen Quellen zuſammen. Rechts kömmt die eine von den Eishöhen des Criſpalt, links die andere einige Minuten unterhalb Chiamunt: aus dem Corneratthale. Bei dem Marktflecken Diſentis (Diſentium von Diſiert — Einöde) mit ſeiner vormals gefürſteten alten Benediktiner-Abtei nimmt der Vorderrhein den Mittelrhein oder beſſer Medel-Rhein auf, der aus dem Medelſerthale, vom Cadelrhingletſcher kommt, während der Hinterrhein ſich erſt nach fünfzehnſtündigem Laufe bei Reichenau zu beiden geſellt und dann aus der Vereinigung der Gletſcherbäche unſer Rhein hervorgeht. Eine nähere Mittheilung über den Urſprung der verſchiedenen Rheinquellen findet der Leſer im erſten Abſchnitte (S. 1 — 9), der bereits veröffentlichten, aus einer anderen Feder ſtammenden Schilderung unſeres Stromes von Mainz bis Köln. Wir haben es daher zunächſt blos mit der Quelle des Hinterrheins zu thun.

Wenn man aus dem ſonnigen Welſchland über die kahle Höhe des Bernardin*) herabkommt, ſo ſieht man auf den letzten Zickzacken der vielgewundenen Heerſtraße plötzlich den Rhein, den Strom, „deß' Name ſchon wie Wein die deutſche Seele labt", tief unten als ein trübblaues Wäſſerlein hinabſchießen und ein ſüßes heimathliches Gefühl weht Einen an. Mit ſchwerem Herzen Abſchied nehmend von der bella Italia, dem Lande der deutſchen Sehnſucht, hat der Wanderer die Straße betreten, welche die Menſchen mit kühner Hand in die von Fels und Eis aufgethürmte gewaltige Scheidewand zwiſchen dem Norden und Süden gebahnt haben. Die Bäume verſchwinden allmählig, magere Wachholderbüſche treten an die Stelle der Tannen, der Boden wird ſteinig. Statt den Stimmen der Vögel hört man nur noch das Getöſe eines Bergſtromes,

*) Nicht zu verwechſeln mit dem großen Sankt Bernhard und dem kleinen Sankt Bernhard, einem Bergpaſſe in den grauen Alpen, an der Gränze von Piemont und Savoyen. Der Bernardin war ſchon den Römern bekannt; er hieß bis zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der Vogelberg. Als der heilige Bernhard von Siena hier das Evangelium predigte, wurde am ſüdlichen Abhange eine kleine Kapelle erbaut, welche zu dem heutigen Namen Anlaß gab. —

Digitized by Google

der als gischender silberner Schaum von dem ewigen Eise, das hoch oben auf den schroffen, dunkeln Bergen lagert, herunterstäubt. Die Luft wird immer kälter; eine dumpfe Stille brütet auf den Höhen ringsum, an deren Granitstirnen die weißen Nebel als gespenstige Riesenschatten hinschleichen. Und der Wanderer sendet seine letzten Grüße an das schöne Hesperien, an das sonnenduftige ewige Residenzland des Frühlings, wo der Oelbaum wächst und die süße goldglänzende Orange reift, und sagt allen reizenden und freundlichen Gedanken, die ihm dort schmeichelten, Lebewohl. Eine eigenthümliche, bange Stimmung kommt über ihn; die großartige Oede überwältigt ihn; es ist als sei die ganze Schöpfung ausgestorben und als wandle er, der letzte Mensch, zwischen den Riesentrümmern einer in gewaltigem Kampfe zerstörten Welt. —

Auf der Höhe des Passes, 6584 Fuß über dem Meere, nahe dem Hospitz ist ein kleiner, tiefer, dunkler See Lago Moësola geheißen, in dessen Umgebung seltne Alpenpflanzen gedeihen. Die Gipfel der mit Schnee bedeckten Berge werfen einen flüchtigen Glanz über die melancholische stille Fläche des Sees; aus der Mitte des Wassers ragt ein graues nacktes Felsstück hervor. Dieser See erhöht noch den ganzen Eindruck, welchen die einsame kahle Landschaft macht.

Steigt man nun die Straße hinab, die wie ein langes gewundenes Seil zu den Füßen liegt, allmählig den Blick auf das tiefe Rheinthal und die Gletscher eröffnend, ist man den sechszehn Windungen bald rechts, bald links gefolgt, gleich den Schwingungen eines Pendels — wie freudig jauchzt das Herz auf, wenn man mit einem Male den Strom erblickt, der in seinem weiteren Laufe, die geliebtesten Gegenden des Vaterlandes durchzieht — unseren Rhein. Freilich sieht er noch unscheinbar genug aus; man ahnt nicht in dem schmutzig blauen Flüßchen, das mit jungem Muthwillen in vielfachen Krümmungen durch die weiten, rings verschwemmten Kiesfelder schießt, den königlichen Strom und seine künftige Größe.

Bald biegt man nun in das Rheinwaldthal selbst ein, dem der Rheinwald mit seinen Wildnissen einen wildmalerischen Charakter verleiht. Kaum eine Viertelstunde breit zieht es sich von den Gletscherkämmen der Adula fünf Stunden bis an die Rofflafelsen; es ist eben die Wiege des Hinterrheins, der bedeutendsten Quelle des Stromes und im Hintergrunde blinken Einem, überragt von dem dunkeln Moschelhorn, die glänzenden Schneefirnen entgegen, aus welchen er als schäumender Gletscherstrom hervorbricht. Hinterrhein, ein unbedeutendes Dörfchen, welches

man nach zwei Stunden erreicht, iſt der erſte Wohnſitz der Menſchen, an dem der junge Rhein vorüberkommt. Hier wird ihm ſchon eine ſteinerne Brücke mit drei Bogen auferlegt. Das Dörfchen iſt der höchſte Ort des Rheinwaldthales, liegt 4800 Fuß über der Meeresfläche und wird von etwa zweihundert Menſchen bewohnt. Länger als neun Monate bleibt es in dieſer Gegend Winter*), es läßt ſich denken, daß kaum der Hafer mehr reift.

Vier bis fünf Stunden von dem Dorfe Hinterrhein, in wilder todter Bergesöde iſt die Quelle ſelbſt; wer einen Ausflug dahin unternehmen will, muß ſich einen des Weges kundigen Sohn der Berge zum Führer nehmen und dieſem Proviant aufpacken, um in den unwirthbaren Eisgefilden nicht Hunger und Durſt zu leiden. Aber nur im hohen Sommer ſoll es möglich ſein, bis zur Quelle vorzudringen. Als ich Anfangs Juli in dieſe Gegend kam, erzählte mir der Wirth in dem Dorfe Splügen, bis jetzt habe nur ein Engländer es unternommen, die Rheinquelle zu beſuchen; derſelbe war indeß nicht nach Splügen zurückgekehrt, ſondern wollte über den Bernardin in's Italieniſche und der Wirth wußte daher nicht, wie es ihm auf der Parthie ergangen. —

Zuerſt führt der Weg eine Stunde lang eben im Thale über kümmerliche dürre Weiden und durch Lerchengeſtrüpp. Dann aber ſchmiegt er ſich, von dem entgegenrauſchenden Strome bedroht, dicht am Abhange hin und läuft endlich in die Gefilde am Fuß der Zapportalp aus; eine wüſte Gegend, wie der abentheuerliche Traum einer rieſenhaften wahnwitzigen Phantaſie, die man ſich von Titanen oder böſen Dämonen bewohnt denkt. Rieſige Felsblöcke, Gerölle, Ueberbleibſel von Lauinen lagen hier zertrümmert und zerklüftet in unermeßlicher Zahl umher, wie ein wildwogendes, ſteingewordenes Meer. Weiter oben in der Zapportalp ſtößt man auf einzelne ärmliche Hütten der bergomasker Schafhirten**). Von hier iſt denn bald der günſtigſte Standpunkt erreicht. Zu Füßen liegt der dunkle Keſſel, wo tief unten die Quelle aus dem azurblauen Eisgewölbe hervorſchäumt. Gefährlich iſt es in den Keſſel ſelbſt hinab zu ſteigen, um die Quelle zu ſehen. Zunächſt umringen ihn nackte Felswände, von welchen kein Hälmchen nickt, wellenförmig gewölbte Gletſchermaſſen. Dann iſt er in weitem Halbbogen von dem Kamme des Moſchelhornes umſchloſſen und über dieſen herab ſtürzen in weitem Bogen

*) Neun Monate Winter und drei Monate kalt".

**) Viele Alpweiden werden in Graubünden jeden Sommer an italieniſche Schafhirten, oder wie man ſie hier nennt „bergomasker Schäfler" verpachtet, welche dieſelben im Juni oder Juli beziehen und bei dem Anrücken des Winters wieder verlaſſen.

Digitized by Google

dreizehn größere und kleinere Waſſer dem in der Tiefe ſchäumenden Gletſcherbach zu. Sie kommen von dem acht Stunden langen Rheinwaldgletſcher, unter deſſen gewaltiger Eisdecke ſie unerſchöpfliche Quellen bergen und bilden die eigentliche Quelle des Hinterrheins, welche jedoch erſt in dem erwähnten Keſſel, in einem vier Fuß breiten und anderthalb Fuß tiefen Becken, an's Licht tritt. Von da brauſt ſie verſtärkt durch zahlreiche Waſſer, unter Schneegewölken und Felſenmaſſen, durch den Schlund der Hölle, einer furchtbar begletſcherten Kluft, über welcher das nicht minder öde Paradies liegt, aus dem hohen Kranz der Adulagebirge in die Thalteraſſe des Rheinwalds hervor.

Oede Stille herrſcht um die Quelle des Hinterrheins. Nur dann und wann wird ſie von dem Nachhall eines fernen Lawinendonners, von dem heiſeren Gekrächze des Steinadlers oder von einem ſchrillen Windzuge unterbrochen, der durch das Geklüft der Berge heult und ſeufzt. Sonſt ſtarres dumpfes Schweigen ringsum, als ob der Tod hier ſeinen ewigen Thron hätte, die Vernichtung alles Lebenden hier begonnen hätte, um mit ihren Schrecken immer weiter und weiter in die Thäler herabzuſchreiten. Man denkt an die letzten Kapitel der Offenbarung Johannis, wo der Untergang Alles Lebendigen, der große Weltentod, in ſeiner entſetzlichen erſchütternden Majeſtät geweiſſagt iſt. Wohin man blickt, iſt das traurige weiße Leichentuch der Natur über Alles ausgebreitet. Endloſe Einöden und Eiswüſten, nackte zerriſſene Felshörner, Trümmer der Zerſtörung, himmelhohe Berge, von welchen ſich einige mehr als zehntauſend Fuß über das mittelländiſche Meer erheben, und ſtarre Gletſcher mit ihren Spalten und Abgründen. Wohl keine andere Gegend der Schweiz iſt reicher an Gletſchern, als die Wiege des Rheins. Es lagern ſich hier ſieben Gletſcher gegen Süden, ſieben gegen Norden, ſechs gegen Nordoſten, fünf nach Oſten und einige Arme nach Südweſten, ſo daß man in einem Umkreiſe von fünf Stunden gegen vierzig größere Gletſcher zählt.

In der Nähe der Quelle, um welche in dunkler Vorzeit die Nantuaten hauſten, wird noch die vergletſcherte Quelle gezeigt, wo ein Heiligthum der Nymphen *) war und denſelben in einem heidniſchen Tem-

*) Von einem Tempel der Nymphen am Urſprunge des Hinterrheins erzählt der Chroniſt Felix Faber in ſeiner Historia Suevorum (Lib. 1, 3.) ohne nähere Angabe, ob dieſes Heiligthum altrhätiſchen oder römiſchen Urſprunges geweſen. Seine Worte ſind: „Aliqui templum Nymphorum ibi stetisse credunt — — — gentiles illi Nymphas, cui flumen sacratum extitit, templum et phanum in loco originis aedificabant etc.“ Es war der celtiſchen Völker allgemeiner Brauch, an den Quellen der Flüſſe, an Waſſerſcheiden und ſtillen Seen des Hochgebirges religiöſe Feſte zu begehen und daſelbſt Opferſtätten zu wählen.

pel geopfert ward. Später stand eine christliche Kapelle an dieser Stelle. Hier lebten bis zur Reformationszeit, in tiefer Einsamkeit, zwei Einsiedler, die man im Herbste mit Lebensmitteln und Holz versah, um den langen Winter, über bestehen zu können, der sie abschloß von allen lebenden Wesen. Die Kapelle wurde im Mittelalter als besonders heilig betrachtet, (Sie soll zu Ehren des heiligen Gotthart erbaut gewesen sein. Siehe S. 1, Anmerk.) eine Ehrfurcht, die noch von den celtischen Urvodern her bei dem Volke fortlebte. Wie in den asiatischen Hochgebirgen, im afrikanischen Sudan und in den Nordgegenden Amerikas die Wasserscheiden und Seen, welchen bedeutende Flüsse entströmen, mit heiliger Scheu betrachtet und als Wallfahrtsorte besucht werden, so beteten auch die Celten an den Quellen der Ströme zu ihren Göttern. Diese alte aus einem schönen Naturgefühle hervorgegangene Verehrung erlosch nicht, als das Christenthum verheerend in die stillen Heiligthümer brach und die alten Götterbilder zerschlug. Statt der heidnischen Tempel wurden nun Kapellen und Hospitze erbaut und von dem umwohnenden Volke Processionen und sogenannte „Bittgänge" dahin unternommen, die als religiöse Feier bis gegen die neueren Zeiten fortdauerten. Die Quelle des Rheines ist aber den alten Celten eine besonders heilige gewesen; der mächtige Gebirgskranz, aus dem sie hervorgeht, soll ihnen als Sonnensäule gegolten haben, darauf scheint wenigstens der Name Atjula — Vater oder Herr Sonne — hinzudeuten; obwohl Andere das Wort Adula von „Ad" (Vogel) und „Dula" (Spitze) Vogelspitze, daher auch Vogelberg (Avicula) ableiten wollen. —

Das Glöckchen der Kapelle hängt noch jetzt in dem alten Kirchthurme des Dörfchens Hinterrhein, das sich zur reformirten Kirche bekennt, weshalb die katholischen Gemeinden der Umgegend das Glöckchen um jeden Preis ankaufen wollten; ein Beweis, in welch' heiligem Rufe die Kapelle stand. Sonst aber ist jede Spur unter dem Eise begraben. Statt der frommen Processionen, die früher zu der Wiege unseres Stromes gezogen, lassen nur noch arme bergemaster Hirten im hohen Sommer ihre Schafe bis zu den kümmerlichen Triften am Saume der ewigen Gletscher weiden.

Gewiß ist, daß im Mittelalter an derselben Stelle eine Kapelle gestanden, deren Glöcklein jetzt noch in Hinterrhein ist.

Siehe: „der Kanton Graubündten, diplorisch geographisch statistisch geschildert von G. W. Röder und J. C. von Isharner" in dem „hist. geogr. stat. Gemälde der Schweiz", einem höchst verdienstvollen und gründlichen Werke.

Auch auf der Zapportalp, wo jetzt eine Firn liegt, hat ein Wirthshaus gestanden, wie man sagt. Dies bekundet, wie sehr die Gletscher in dieser Gegend zugenommen. Sie sind im Laufe der Jahrhunderte hie und da weit in die bewohnten Thäler hinuntergerückt, beträchtlich angewachsen und so drängt die Vernichtung mit ihren Schrecken immer mehr vor. Die Landleute klagen, daß die Gletscher sich stets vermehrten und dunkle Sagen gehen noch in ihrem Munde, daß einst Dörfer und blühende Alpen dort oben waren, wo nun Alles zu Eis erstarrt, wie denn die meisten Sagen in den schweizerischen Hochgebirgen, sich um Bergstürze und Lawinen drehen, mit welchen der Himmel reiche böse Sennen, die den Armen von sich weisen, habsüchtige Bauern und ihre Besitzthümer heimsucht. Man findet bisweilen einzelne Baumstämme an Orten, wo nun kein Halm mehr grünt und unter dem Eise hervor bringen die Ströme selbst Ackergeräthe und Waffen, die auf eine frühere Kultur hindeuten. Als am 27. Aug. 1834 verheerende Regengüsse auch Gletscher- und Schneefelder in Bewegung setzten, wurden nicht weit von der Quelle des Hinterrheins, die gewöhnlich aus den Tiefen des Eismeeres, wie aus dem geheimen Schatze der Elfen und Berggeister, Schwefelkies und kleine Goldblättchen hervorwälzt, einige Waffenstücke aufgedeckt, die man für spanische hielt. Wahrscheinlich hat indeß in den Kriegen zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts ein einzelner versprengter Flüchtling in dieser Wüstenei seinen Tod gefunden. —

Es wird nöthig sein, um das Vorerwähnte völlig zu verstehen, daß wir hier eine nähere Schilderung der Gletscher überhaupt geben. Bei den Meisten, welche das Alpenland nicht selbst gesehen, finden wir ganz irrige Darstellungen von Gletschern sowohl, als von Lawinen, Firnen u. s. w. Solche Vorstellungen sind sogar in Werken über die Schweiz zu finden und dadurch allgemein verbreitet worden. Denn selbst für Denjenigen, welcher die Regionen des ewigen Schnees betritt, erfordert es ein längeres aufmerksames Studium, wenn er einen richtigen und klaren Begriff von den mannichfachen Erscheinungen dieses Reiches der Wunder mitnehmen will.

Simrock gesteht in der Einleitung seines „malerischen und romantischen Rheinlandes“ (Leipzig, Georg Wigand), vor seiner Reise nach der Schweiz sich Gletscher als „himmelhohe Eisberge“ gedacht zu haben, „von welchen die Lawinen herabrollten, nicht herabstürzten“. Diese Ansicht findet man auch am meisten verbreitet. Gletscher sind aber keineswegs Eisberge, sondern „abschüssige Thäler, Schluchten zwischen

zwei Schnee bedeckten Bergen", wo erstarrte Eismassen sich in oft ungeheurer Höhe aufgehäuft haben und den unerschöpflichen Vorrath bilden, aus welchem die Flüsse entsendet werden. „Gletscher sind Eisströme, die sich in der Bergspalt zwischen ewigen Schneefirnen niedersenken". In der Thalrinne zwischen hochragenden Felshörnern sammelt sich der von ihnen niederfallende Schnee, sei es, daß ihn Sturmwinde anhäuften, oder daß er in Lawinen niederstürzte. Diese Schneemasse verwandele sich, indem sie in das Thal niederglitt, in Eis, zum Theil auch in Wasser, das, von jenem bedeckt, nur durch die Spalten und Schlünde des Eisgewölbes noch gesehen und gehört wird. Die Umwandlung des Schnees in Eis begab sich allmählig durch Aufthauen und Wiedergefrieren. Von oben wirkte die Sonnenhitze, von unten und von den Seiten die Erdwärme. Der Schnee begann zu schmelzen, aber von der Nachtkälte ergriffen, gefror er".

„Die Gletscher, unerschöpfliche Quellen der Flüsse, können schon als deren Anfänge betrachtet werden. Wir nannten sie Eisströme, denn sie sind, wenn auch unmerklich im Strömen, im Fortrücken begriffen. Die obere Masse, die beständig neuen Zuwachs erhält, drückt auf die tieferliegende, bis die unterste Stütze, an der Erdfläche geschmolzen und vom Wasser unterfressen, zusammenbricht, worauf mit krachendem Getöse der ganze Gletscher durch seine eigne Schwere fortgeschoben wird. Eine Reihe von Jahren mag aber darüber hingehen, bis die Eismassen, aus welchen der heutige Rheinwaldgletscher besteht, geschmolzen das Rheinthal hinabflossen und aus den Lawinen des Adula ein neuer, dem heutigen vielleicht sehr unähnlicher Gletscher hervorging".

Besser als mit diesen Worten Simrocks, glauben wir nicht darlegen zu können, was man eigentlich unter einem Gletscher zu verstehen hat. Wir fügen nur noch hinzu, daß das Eis, zumal am Rande der Gletscher, ein Gefüge fest in einandergreifender Krystalle ist und je gewaltiger die Eismassen, in desto tieferer Bläue sie schimmern.

Es erhellt aus dem Vorhergehenden von selbst, daß der Schrecken der Alpenbewohner, die Lawinen nicht von den Gletschern kommen. Im Gegentheil sind es gerade die Gletscher, auf welche die Lawinen niederzudonnern pflegen, wobei sie sich übrigens nicht gleich Bällen um ihre eigne Are bewegen, sondern vielmehr rutschen. Oft aber gehen sie auf anderen Wegen und richten dann, Bäume und Häuser zusammenkrachend, Ströme verstopfend, Dörfer und Wälder mit sich fortreißend, jene furchtbaren Zerstörungen an, von welchen man so viel erzählt.

Digitized by Google

Firnen ſind endlich die ewigen glänzenden Eiskronen und Hüllen der höchſten Berghäupter. Ihre Maſſen haben oft eine Dicke von mehreren hundert Schuh. Von ihnen ſtürzen ſich die Lawinen auf die Gletſcher herab.

II.

Ueberſicht des weiteren Laufes bis Reichenau. — Das Rheinwaldthal. — Das Dorf Splügen und die Straßen nach Italien.

Zahlreiche Bächlein eilen unſerem jungen Strome von den nahen Bergen zu, ſobald er ſeine Gletſcherheimath verlaſſen. Er kämpft ſich nun bis zu ſeiner Mündung in den vereinigten Stromlauf, bis Reichenau, durch eine Reihe von Thälern, die, ihrer keſſelförmigen Bildung nach, ehemals Seebecken waren und allmählig zu den Tiefländern niederſteigen. Auf dieſem fünfzehn Stunden langen Wege, faſt parallel mit dem des Vorderrheins, hat er ein Gefälle von wenigſtens 3800 bis faſt 4000 Fuß. Dieſe beträchtliche Abſtufung iſt ziemlich gleichmäßig unter die verſchiedenen Thallandſchaften vertheilt. Denn die Höhenlage der Rheinquelle wird auf 5760 Fuß über dem Meere angenommen; der Rheinwald als oberſte Thalſtufe hat eine Höhe von 4530 bis 1800 Fuß über dem Meere. Schon um mehr als tauſend Fuß tiefer liegt das Schamſer Thal, bei Andeer 3100 Fuß, und durch den Schlund der via mala geht der Lauf abermals um tauſend Fuß zum Domleſchger-Thal nieder; die Gegend, wo die Albula in den Rhein mündet, liegt wenigſtens nicht höher als 2240 Fuß. Dieſe Thäler haben daher einen ganz verſchiedenen Charakter und wir werden auf unſrer Wanderung das wilde Alpenrevier plötzlich mit blühenden ſonnigen Strichen, rauhe Majeſtät mit lieblicher Anmuth wechſeln ſehen.

Zuerſt folgen wir dem Strome bis zu dem Dörfchen Hinterrhein, von welchem aus die Quelle beſucht ward. Von da gelangen wir in anderthalb Stunden durch Rufenen mit ſeinem kupfernen Kirchendache nach dem gleichfalls unbedeutenden Dorfe Medels. Zwiſchen den beiden Dörfern liegt die Matte Ebi, auf welcher alljährlich am erſten Maiſonntage die Landsgemeinde gehalten wird, ein patriarchaliſches Feſt, das beſonders in früheren Zeiten mit berittenen Aufzügen, Muſik und Tanz

feierlich begangen wurde. Näheres über Urſprung und Bedeutung desſelben konnte ich nicht erfahren.

Das ganze fünf Stunden lange Thal hat, wie bereits in dem vorigen Abſchnitt angedeutet wurde, einen ernſten und wildmaleriſchen Charakter. Auf allen Seiten iſt es von hohen Bergen umſchloſſen*), deren untere Abhänge mit dunkeln Wäldern von Lerchtannen und Arven mit eßbaren Zirbelnüſſen — die „Cedern Sibiriens“, wie ſie der alte Zſchokke nennt — bedeckt ſind, in welchen ziemlich häufig braune und graue Bären hauſen. Den Hintergrund bildet das Adulagebirge mit ſeinen glänzenden Eishöhen. Der Thalboden ſelbſt, nur von Suvers bis zum Dorfe Hinterrhein, drei Stunden lang, bewohnt, iſt gänzlich von Waldungen entblößt.

Wie auf der anderen Seite des Gebirges im Valle di Misocco ſogleich in der ganzen Landſchaft, in Sitten, Phyſiognomie und Sprache der italieniſche Charakter beginnt, ſüdliches Leben und ſüdliche Luft den Wanderer anweht, ſo ſpricht ſich im Rheinwaldthale entſchieden die germaniſche Volksthümlichkeit aus. Der junge Rhein wird in dieſem ultima thule zuerſt von deutſchen Zungen begrüßt, und zwar von einem beſſeren Deutſch, als man beinahe in der ganzen übrigen Schweiz vernimmt. Die deutſchredenden Graubündtner ſprechen überhaupt unſere Sprache richtiger und beſſer, als die Züricher, Baſeler, Thurgauer und nächſten Nachbarn des ſtammverwandten Landes. Die jetzigen Bewohner des Rheinwaldthales, ungefähr 1400 Seelen, aber ſind zumal durchaus deutſchen Stammes, Abkömmlinge von den ſchwäbiſchen Kolonien, welche Friedrich der Rothbart gegen Ende des zwölften Jahrhunderts hierher ſetzte, um ſich des wichtigen Paſſes über den Splügen zu verſichern. Solche deutſche Koloniſten finden wir hin und wieder in den höchſten und einſamſten Bergthälern Graubündtens. Der Zauber der Freiheit machte ihnen dieſe Wildniſſe zur lieben Heimath; unter dem Schutze des heiligen römiſchen Reichs bewachten ſie die Bergpäſſe und traten ſchon anno 1277 als „freie deutſche Leute“ in Urkunden auf, als ſie nach dem Untergange des letzten Hohenſtaufen den Schutz des Freiherrn von Vatz ſuchten. So waren beim Schwure des Trunſer Bundes die „Freien vom Rhyn“.

*) In der ſüdlichen Kette erblickt man oſtwärts den Suretta, ſüdöſtlich den Splügen, das Schnee- oder Tambohorn, ſüdlich den Kuckernill oder Cornella, das Mittags- und Schwarzhorn, den Bernardin und das Moſchelhorn; aus der nördlichen Kette ſteigen in gleicher Richtung der Kalkerberg, das Stoßalpenhorn, der Calendari, der Löchliberg, das Valſer- und Tellihorn, der Schwarz- und Heuberg, das Zappert- und Guverhorn empor.

Digitized by Google

Es iſt ein kräftiger blonder Menſchenſchlag, der in dem wilden Thale hauſet. Der Straßenzug durch dieſe Hochlandſchaft mit dem Transport von Waaren und Reiſenden bildet meiſt ihren Haupterwerb und bringt ſogar eine gewiſſe Wohlhabenheit. Die Leute verdienen mit Vorſpann und Handel in's öſtreichiſche Italien mitunter ein ſchönes Stück Geld.

Auch in kirchlicher Hinſicht unterſcheiden ſie ſich von ihren nur zwei Meilen entfernten Nachbarn jenſeits der Berge. Sie ſind die letzten und am weiteſten ſüdwärts wohnenden Bekenner der reformirten Kirche, während bei Jenen der glaubenseifrige Kardinal S. Carlo Borromeo die Anfänge reformatoriſcher Beſtrebungen mit kräftigem Erfolge erſtickte. Kurz ſie bilden einen entſchiedenen Gegenſatz zu den Bewohnern des Miſoxerthales, wie ihn überhaupt der Deutſche zu dem Italiener bildet. Hier blonde Haare, einfache Plumpheit; dort die Männer meiſt mit nackten Beinen und entblößtem Halſe, die braune Jacke nachläſſig maleriſch über der Achſel hängend und das dunkle Geſicht, aus dem die ſchwarzen Augen hervorblitzen, von einem breitrandigen Filzhute beſchattet. So ſchlendern ſie mit ſüdlicher Faulheit, aber dabei lebhaft geſtikulirend und den Rauch einer halbelligen ſchwarzen Cigarre, dünn und höckerigt wie ein Reis, in die Luft qualmend, von den Feldern heim, oder lehnen vor den Thüren ihrer ſchmutzigen Häuſer.

Uebrigens mag das Rheinwaldthal urſprünglich von Rhätiern bewohnt geweſen ſein, denn noch erinnern Orts- und Gutnamen an den rhätiſchen Urſprung. Es bildet nun ein eigenes Gericht. Hauptort der Landſchaft iſt das bekannte Dorf Splügen, romaniſch Spelugn, nicht zu verwechſeln mit Spelunca, ſondern von dem rhätiſchen Spluja, d. h. ohne Aehren, oder Specula, der Wachtthurm, abgeleitet.

Splügen iſt mit ſeiner freundlich kleinen und freiſtehenden Kirche an dem düſterbewaldeten nördlichen Fuße des gleichnamigen Berges, hingelagert. Wir gelangen in das Dorf über eine alte graue Holzbrücke, mit einem Dache verſehen, wie man ſie häufig in der Schweiz findet. Es iſt um die Hälfte größer als Hinterrhein und ein wohlhabendes Ort mit mehren nicht unanſehnlichen Häuſern. Das einzige Wirthshaus, „Bodenhaus“ genannt, bietet eine gute Unterkunft. Man trinkt hier einen ausgezeichneten Veltlinerwein, mit dem der Wirth einen bedeutenden Handel treibt. Leider läßt ſich dieſes dunkle Rebenblut, in den geſegneten grünen Thälern des Veltlins, jenſeit des Splugen, gedeihend, nicht gut verſenden, wie alle italieniſchen Weine. Daher iſt es auch bei uns faſt gar nicht bekannt, obwohl die beſſeren Sorten an Milde und Kraft dem Bordeaux ſehr nahe kommen. In Chur, Andeer und

Splügen trinkt man den beſten Veltliner: ſchon in Zürich findet man ihn ſelten von beſonderer Güte. — Ich habe mich in der dunkeln, düſteren Gaſtſtube des „Bodenhauſes" ſehr wohl befunden, denn es war ein drückend heißer Tag, der das Sprichwort „neun Monate Winter und drei Monate kalt," mit dem das Völkchen in dieſen Gegenden ſein Klima ſpottend bezeichnet, gewaltig Lügen ſtrafte, wie denn überhaupt in dieſen Bergen die Sonne, wenn auch nur auf ſehr kurze Zeit erſcheinend, oft brennende Strahlen herabſendet. Auf die glühende Mittagbitze folgt dann wieder ſchneidend kalter Abendwind.

Es iſt bekannt, daß in Splügen die beiden großen Heerſtraßen zuſammenſtoßen, welche über die Alpenpäſſe des Splügen und des San Bernardino führen. Täglich kommen hier die Poſtwagen durch, welche von Chur nach Italien und von dort zurückführen; in dem Bodenhauſe wird das Mittagsmahl von den Reiſenden eingenommen. Gleich bei dem Dorfe theilt ſich die Straße; der eine Arm wendet ſich links nach dem Splügenpaſſe, der andere läuft in weſtlicher Richtung, dem jungen Rhein entgegen, nach dem fünf Stunden entfernten Bernardin, über welchen die treffliche Straße im J. 1822 auf gemeinſchaftliche Koſten der bündneriſchen und ſardiniſchen Regierung unter der Leitung des teſſiniſchen Staatsraths Porobelli gebahnt wurde. Doch führte über den Bernardin, früher „Vogelberg" geheißen (ſiehe oben), in alter Zeit ein vielbetretener Paß. Schon im zehnten Jahrhundert ſollen in ſeiner Nähe die Saracenen ihren Raubſitz aufgeſchlagen und von hier aus das Land bis nach Sankt Gallen hinunter verheert und durchplündert haben. Im Jahre 1413 zog der Kaiſer Sigismund mit ſeinem ganzen Gefolge über den Bernardin nach Rom.

Oeſterreich ſah ſich genöthigt, nach Vollendung der Bernhardinoſtraße, die bis zum Lago maggiore das Schweizergebiet nicht verläßt, auch die Straße über den Splügen fahrbar zu machen, um nicht den Verkehr aus der Lombardei gänzlich zu verlieren. Obwohl ſchon den Römern als Alpenübergang bekannt und im Mittelalter als hauptſächliche Heerſtraße dienend, war der Splügenpaß ebenfalls bis zum Jahre 1818 nur ein Maulthierpfad; erſt 1823 wurde er vollkommen hergeſtellt.

Die Splügenſtraße iſt viel wichtiger und betretener als die Straße über den Bernardin. Lange Waarenzüge gehen in jeder Woche über den Berg hin und her; nur ſelten ſteigen dagegen Reiſende über den Bernardin nach Italien hinab, ſie müßten denn keine Viſa öſtreichiſcher Geſandten auf ihrem Paſſe vorzeigen können. Denn oben auf der Höhe des Paſſes, die man in zwei Stunden von dem Dorfe Splügen erreicht, hört

Digitized by Google

das graubündten'ſche Gebiet auf; ſeit der franzöſiſchen Revolution iſt der Paß ſammt dem ſchönen Veltlin an Oeſtreich verloren gegangen, das ſemit einen wichtigen Schlüſſel zu der ganzen inneren Schweiz beſitzt. Nahe der alten Warte ſteht das öſtreichiſche Mauthhaus, und Niemand wird weiter gelaſſen, der nicht ein wohlbeglaubigtes Zeugniß ſeiner politiſchen Ungefährlichkeit aufweiſt.

Hinter dem Dorfe Splügen wird der Rhein ſchon breiter; auch klärt ſich ſeine Farbe mehr in jenes ſchöne Blaugrün auf, das den von dem Hochgebirge kommenden Strömen als Zeichen ihrer Heimath eigen iſt. Ehe wir jedoch ſeinem weiteren Laufe durch das Ferrerathal folgen, wird eine nähere Mittheilnng über das Geburtsland unſeres Stromes, welches wir nun der Länge nach durchziehen, am Orte ſein.

III.

Graubünden.

„Von allen Ländern der Schweiz iſt vielleicht keins der Aufmerkſamkeit und Wißbegierde oder auch nur der Neugier des Reiſenden ſo würdig, als das Bündnerland."

Heinrich Zſchokke.

Das Land, welches die Wiege unſeres Stromes bildet und das er als wildes Gletſcherkind zuerſt in ſeinem jugendlichen Laufe durchſchießt, iſt, wie ſchon unſer Motto andeutet, vielleicht das intereſſanteſte der ganzen Schweiz. Es gehört nicht zu jenen Gegenden, wohin ſich die Fluth der Touriſten allſommerlich wälzt, die, mit blauen Brillen und langen Stöcken bewaffnet, auf die Alpen ziehen, um in das Fremdenbuch des Rigi ihre Namen einzuſchreiben, in den ſchweizeriſchen Gaſthöfen ein ſchweizeriſches Frühſtück mit Honig und Kräuterkäſe einzunehmen, oder um zu Interlacken und in dem Leucker Bade ſich für einige Wochen von den Winterſtrapatzen auf Bällen und Soiréen zu erholen. Auch trifft man hier nicht überall jene eleganten Hôtels; noch ſprechen die Bauermädchen engliſch und franzöſiſch, wie ſtellenweiſe in dem berner Oberland. Außer den Reiſenden, welche über den Splügen oder den Bernardino nach Italien ziehen, und außer einigen Landpaſtoren aus der innern

Schweiz, die an der Heilquelle zu Fideris im Prättigau eine Sauer- oder Schwefelwasserkur brauchen und so auf die möglichst wenig kostspielige Weise, dem unerbittlichen Gesetze der Zeit, in ein Bad gehen zu müssen, Folge leisten, *) — wird das rhätische Gebirgsland nur selten durchstreift. Es ist über den berner Alpen, den Ufern des lemanischen Sees und anderen vielgepriesenen Schweizergegenden bis jetzt fast gänzlich übersehen worden und unbesucht geblieben. Seine Pfade sind deshalb noch weniger ausgetreten, der ursprüngliche Charakter ist noch nicht verzerrt und das natürliche Leben ist noch eben so wenig wie in dem nachbarlichen Lande Tyrol dem Raffinement einer Kultur gewichen, die Einen in der Schweiz oft genug störend genug berührt.

Trotz allen seinen Reizen hat Graubünden indeß bis jetzt auch noch keinen Walter Scott gefunden, obwohl in den abgeschiedenen Gebirgswinkeln dieses Hochlandes vielleicht noch weit größere Schätze der Romantik versteckt liegen, als in der geliebten Heimath des last Minstreel. Ebenso ist es von der Wissenschaft vernachlässigt worden; erst in der neuesten Zeit ist Einiges für die Lands- und Volkskunde von Graubünden gethan worden.

Der jüngst verstorbene Conrad von Tscharner hat im Jahre 1829 „Wanderungen durch die rhätischen Alpen" herausgegeben (Zürich 1829 und 1830. Zwei Bände), die manches Interessante über die Zustände des Landes bieten, namentlich über die politischen Verhältnisse. Ferner ist in dem bereits erwähnten „Gemälde der Schweiz" (St. Gallen und Bern 1838) der erste Theil einer historisch-geographisch-statistischen Schilderung des Kantons Graubünden von G. W. Röder und C. v. Tscharner erschienen, die zu den besten Parthien dieses verdienstvollen, von durchaus lokalkundigen Gelehrten bearbeiteten, Werkes gehört. Leider ist aber das Erscheinen des zweiten Theiles — und dieser würde der bei weitem wichtigere sein — auf einige Zeit verhindert worden, da v. Tscharner währenddessen starb und der andere Mitarbeiter, früher Lehrer einer Anstalt in Chur, einem Rufe nach Deutschland folgte.

Auch der jüngere Tscharner hat eine topographische Schilderung von Graubünden gegeben (Chur 1842), die dem Reisenden zugleich als Führer dienen soll. Hiermit ist aber auch die ganze Literatur über Graubünden erschöpft, nehmen wir einige wenig bedeutende ältere Reisewerke

*) Im August dieses Jahres (1847) ist die Quelle zu Fideris verschüttet worden.

Digitized by Google

von Kasthofer (1822 und 1825), Lehmann (1797), Hegetschweiler (1825), Ebel (1826), Primavesi und Anderen aus. Selbst die Historiker haben das geschichtlich so überaus interessante Land bis jetzt fast gänzlich unbeachtet gelassen, ein Land, wo sich dem Forscher noch die reichsten Fundgruben eröffnen! Nur von Heinrich Zschokke besitzt man eine „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im Hohenrhätien" (Zürich), die aber an der bekannten Oberflächlichkeit und Phrasenmacherei dieses Schriftstellers leidet und auf historische Gründlichkeit, überhaupt auf den Namen einer „Geschichte" keinen Anspruch machen kann.

Der gute Hans Gaudenz von Salis, bekannt durch seine anspruchlosen und herzensmatten Gedichte, von welchen sich einige, wie:

„Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand ꝛc."

ferner das Heimwehlied:

„Theure Heimath meiner Lieben,
Denk ich still an dich zurück,
Wird mir wohl und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick" ꝛc.

als volksthümlich erhalten haben, war ein Graubündner und verlebte seine letzten Jahre daselbst.*) Er gehört einem der mächtigsten und berühmtesten Geschlechter des Landes an. Allein er hat seine Heimath unseres Wissens in keinem Gedichte besungen und Nichts zu ihrer Verherrlichung beigetragen. In neuester Zeit ist dagegen ein junger Graubündner, Alfons von Flugi, mit einer Sammlung versificirter „Volkssagen aus Graubünden" (Chur 1843) hervorgetreten, die er allen „frischen, jugendlichen Bündnerherzen" widmet. Wir sagen versificirter Sagen, denn von einer poetischen Durchdringung des Stoffes, von einer Auffassung des Volksgeistes, der sich in diesen Sagen oft so schön und naivpoetisch ausspricht, ist hier nicht die Rede. In der Wüste wird jedoch jeder Grasbüschel zur grünenden Oase; die gutgemeinte Sammlung des Verfassers ist daher in stofflicher Hinsicht immer sehr interessant und willkommen, und wir werden noch öfters Gelegenheit finden, dieselbe zu benutzen.

So harrt also das Bündnerland noch des Schriftstellers, der es zu

*) Er starb als Greis von 71 Jahren am 29. Januar 1834 zu Malans im Zehntgerichtenbund.

Digitized by Google

Ehren bringt und seine reichen Schätze und Schönheiten an's Tageslicht fördert. Wenn es aber eines Tages einem unserer Reisenovellisten und Aquarellmaler einfallen wird, nach diesen Bergen zu ziehen, um später seine Skizzenmappe vor dem Publikum auszukramen, oder wenn der bekannte, unermüdliche J. G. Kohl uns in der That mit einem Werke über Graubünden beschenken sollte, wie kürzlich verlautet, dann wird man dem Lande die gebührende Aufmerksamkeit widmen. Dann wird man vielleicht nicht mehr allein in's berner Oberland und Chamounixthal gehen. Dann wird aber auch vielleicht bald an jedem Alpenraine, wo jetzt die Thüre sich gastlich dem Wanderer öffnet, ein glänzendes Hôtel stehen mit einem gewinnsüchtigen Wirthe und geschmeidig kratzfüßelnden Kellnern, die auf die Wasserfälle und interessanten Punkte in ihrer Nähe speculiren, dann wird man an jedem Felshange und an jeder Quelle über die reisenden Söhne Old-Englands mit ihren blauverschleierten Ladies und gespickten Börsen stolpern. Dann werden die Kinder mit Mineralien und Alpenblumen auf widerlich raffinirte Weise bettelnd an den Wegen stehen. Dann wird auch dieser Theil der Schweiz mit seinen stillen Thälern bald Vieles von seinen wilden, noch unentweihten Reizen eingebüßt haben. Möge diese Zeit noch ferne sein!

Kommen wir nun zu der Schilderung des Landes selbst, so weit der Zweck dieser Blätter uns dieselbe gestattet. — Das Gebiet Graubündens, des ehemaligen Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien, wird aus dem großen Thale des Rheines gebildet und aus den vielen größeren und kleineren Thälern seiner Nebenflüsse. Auf einem Flächenraume von 130 Geviertmeilen zieht sich das Land vom Gotthartsstocke bis zu den Grenzen St. Gallens hinab und bildet nun, seitdem es sein Wappen in den „Schilderkranz des eidgenössischen Bundes" aufgehangen — in seiner Ausdehnung den größten Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft, wie die neuesten Vermessungen gezeigt haben. Bis jetzt wurde der Flächeninhalt sehr schwankend zwischen hundertdreizehn und hundertvierzig Quadratmeilen angegeben. In dem „Gemälde der Schweiz" wird Graubünden z. B. noch der „zweitgrößte" Kanton genannt, während der jüngere Tscharner*), sich auf die neuesten Vermessungen stützend, Graubünden entschieden als den größten Kanton bezeichnet. Der Rangordnung nach aber nimmt es die fünfzehnte Stelle ein.

*) Siehe „der Kanton Graubünden ꝛc." von J. C. Tscharner.

In der Länge ungefähr zwanzig Meilen ſich ausſtreckend, zwölf bis vierzehn Meilen breit, gränzt der Freiſtaat der drei Bünde nordwärts an das deutſche Fürſtenthümchen Lichtenſtein mit den ſechstauſend ſeinem Scepter unterworfenen Einwohnern und an das öſtreichiſche Vorarlberg; der Höhenzug des Rhätikon bildet die Markſteine zwiſchen ihm und dieſen Herrenländern. Nach der inneren Schweiz zu ſcheidet den Kanton von Uri der Kamm des Kriſpalts, von dem Kanton Glarus die mächtige Tödikette und von der zu St. Gallen gehörigen Landſchaft Sargans mit der pfäfferſer Quelle und dem Badorte Ragatz theils der Gebirgsrücken des Kalanda, theils der Rhein, welchen Graubünden ſeinen Hauptlandesſtrom nennt. Im Oſten ſtößt Graubünden an das Oberinnthal und an das Vinſtgau im Tyrol. Die Gebirgszüge im Weſten ſchneiden ſein Gebiet von dem der Kantone Uri und Teſſin ab, während es ſüdlich durch die Alpen von den Landſchaften Bormio, Veltlin und Cleven (Chiavenna) getrennt wird, wo nun ſtatt der bündneriſchen Trikolore — grau, weiß und blau — gleichfalls die öſtreichiſchen Farben wehen.

Obwohl Graubünden an Umfang der größte Kanton, iſt er ſeiner Volkszahl nach nur der achte, und während ſein Flächenraum mehr als ein Sechstel der ganzen Schweiz einnimmt, bildet ſeine Bevölkerung kaum den vierundzwanzigſten Theil der Eidgenoſſenſchaft. Nach einer im Jahre 1835 aufgenommenen Volkszählung wohnen auf den hundertdreißig Quadratmeilen des bündneriſchen Gebietes nur 95,059 Menſchen, mit Einſchluß von nahe an ſiebentauſend außerhalb des Landes lebenden Kantonsbürgern. Dies Verhältniß iſt leicht erklärbar, wenn man bedenkt, daß ein ſolches Hochgebirgsland weite öde Strecken nicht urbar zu machenden und ſelbſt gänzlich unbewohnbaren und unwirthſamen Bodens hat. Die Bevölkerung Graubündens lebt in hundertfünfzig bis hundertſechszig verſchiedenen namhaften Thälern und Gebirgswinkeln zerſtreut. Das ganze Land iſt ein wildes Gemiſch von Alpenſtöcken, Felſenketten und Hochlandſchaften, die ſich in dem geheimnißvollen Schooß der höchſten Gebirge Europas, in den Vorländern Deutſchlands und Italiens vielfach durchkreuzen, verzweigen und verſchlingen, und ſchwer hält es, den Ariadnefaden durch dieſes in jeder Hinſicht ſo buntverworrene Labyrint zu finden. Herr Dieterich (Theodorich) von Verona, der Gothenkönig, nannte es daher mit Recht ein Netz (retia) aus Gebirgen geſtrickt.

Nach allen Richtungen iſt das Land von wilden großartigen Bergketten durchzogen, deren Gipfel zum Theil mehr als elftauſend Fuß über

dem Meeresspiegel emporragen und auf welchen man über zweihundert-einundvierzig Gletscher zählt. Die Rheinalpen, der Rhätikon, die Engadiner- und Rhätischen Alpen mit ihren Zweigen erheben sich auf dem Gebiete Graubündens und bilden in ihren mannigfachen Verschlingungen ein Gewirr von Thälern, welche sich kaum in einzelne Gruppen ordnen lassen. Uebrigens gehört der größte Theil von Bünden, die Hauptthäler und Hauptgewässer, wie bereits angedeutet, dem Gebiete unseres Stromes an: das Thal von Chur und Mayenfeld, das Prättigau, Schanfigg, das Churwaldnerthal, das Vorderrheinthal, Medelser, Somvirer, Lugnetzer, Valser-, Brin- und Savierthal, das Rheinwald-, Schamser-, Ferrara- und Aversthal, das Domleschg, die Landschaft Davos, das Thalland der Albula und Oberhalbstein. Nur das Engadin, welches ganz dem Inn angehört, der von hier durch die Finstermünzschlucht nach Tyrol entweicht, und der italienische Theil des Landes jenseit des Bernhardin und des Septimer schließen sich von dem Stromgebiete des Rheines aus. Wirft man einen Blick auf die Karte, so wird man einen Begriff von diesen eigenthümlichen geographischen Verhältnissen erhalten. Dann sieht man, wie das ganze Land von Gebirgen und Bergströmen, Gletschern und Schneemassen gefüllt ist und die Verbindungen mit Italien und Tyrol nur durch Pässe und Saumstraßen unterhalten sind, die einen Theil des Jahres selbst unbetretbar bleiben.

Bei der Verschiedenheit der Höhe, in welcher die zahlreichen Thäler liegen, läßt sich auf eine große Verschiedenheit des Klimas und der Natur schließen. „Was die gesammte Schweiz in ihrem Umfange Schönes oder Schreckliches an Wundern der Natur hat," sagt Zschokke in seinen „klassischen Stellen der Schweiz" (Karlsruhe 1836), „das steht hier in einem einzigen ihrer Kantone mit den schroffsten Gegensätzen zusammengedrängt." Schneefelder und Eiswüsten, über welche scheue Gemsen ziehen, an deren Fuß nur im höchsten Sommer die Viehheerden weiden und spannhohe Weidengesträuche ihr Dasein fristen, Wildnisse mit phantastisch umhergelagerten Felsblöcken, düsteren Tannenwäldern und donnernden Gießbächen, wechseln mit Landschaften voll italienisch heiterer Lieblichkeit und Sonnenschein. Ohne recht zu gewahren wie, sieht sich der Reisende mit einem Male aus grünen Thälern mit Fruchtbäumen, Rebengeländen und reichbebauten Feldern, aus einer sonnigweichen und warme Behaglichkeit athmenden Gegend, wo die Kastanie unter freiem Himmel gedeiht und Einen die bella Italia schon umfängt mit ihren blühenden

Armen, zwiſchen öde, zerklüftete Felſen verſetzt. Oft iſt das Land mit dichten finſteren Waldungen bedeckt, oft kahl und mit vergletſcherten Eismaſſen überzogen und dann wieder fruchtbar und üppiglachend.

Das iſt überhaupt der eigenthümliche Charakter der Schweiz. Milde und Anmuth miſcht ſich immer mit allen Schrecken der erhabenſten Bergnatur und überall begegnet man der bunteſten Mannigfaltigkeit der Scenerien. Aus dem ewigen Schnee und Eis gelangt man nach wenigen Stunden wieder in Thalſtrecken, über die ein milder Himmel ſeine Segnungen mit voller Hand ausgeſtreut hat, und nach einem beſchwerlichen Marſche durch Einöden und Wüſteneien iſt man ſicher, wie ein neuerer Reiſebeſchreiber ſagt, „immer wieder ein Wirthshaus und meiſt ein gutes zu finden.“ Was aber dem Graubündner Lande, deſſen Gebiet ja in der That ein Stück des ſchönen Italiens in ſich ſchließt, noch einen beſonderen Reiz vor allen übrigen Alpengegenden verleiht, das ſind die zahlreichen Burgruinen, welche, den Blick hinauf in die Vorzeit mahnend, mit ihrem alten Gemäuer und ihren Wartthürmen, auf allen Höhen, wie dunkle Ritter auf der Wacht ſtehen und mit zu jener reizenden Melancholie der Majeſtät, welche den ernſten, grün und grau durchwirkten Bergen dieſes Landes eigen iſt, zu der oft finſteren Wildheit des bündneriſchen Gebirgscharakters ſo ſchön paſſen. Hierdurch erhalten namentlich die Thäler des Vorderrheins und die Gegend hinter Chur ein vielleicht nicht weniger maleriſches und romantiſches Colorit, als die geprieſene Strecke von Mainz bis Köln. Es gibt beinahe hundertundachtzig verſchiedene Ruinen in Graubünden, von denen ſich nur noch einige bewohnbar erhalten haben und mit feſten Mauern daſtehen. Dieſe Burgtrümmer finden wir mit Staunen ſelbſt in den höchſten und entlegenſten Thälern. So liegt die Ruine Padna hoch an dem berühmten Paſſe über den Julier, ſo ſtand einſt die Bärenburg und Fardün an dem wilden Rheinwalde, Schloß Gardovall im Engadin und die Feſte Hohenrhätien erhebt ſich dicht an dem Spalte der via mala. Bei unſerer Wanderung längs des Stromes werden wir an einem großen Theile dieſer gebrochenen Burgen vorüberkommen, welche eine ebenſo wichtige als intereſſante Rolle in der Geſchichte Graubündens ſpielen.

Der Zauber dieſes Gemiſches der Contraſte in den Landſchaften Graubündens wird noch durch den plötzlichen Witterungswechſel erhöht, welcher die Phyſiognomie einer Landſchaft binnen wenigen Stunden oft ganz und gar verändert, den großartigen Hintergrund der Berghäupter und blinkenden Eishöhen mit Einem Male verwiſcht und Allem eine andere

Digitized by Google

Färbung gibt, und daß solche Vielfarbigkeit des landschaftlichen Charakters zugleich auch eine Verschiedenheit der Produkte und eine Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Mineralien mit sich bringt, wie man sie vielleicht nirgends sonst in der Schweiz trifft, ist leicht abzusehen. Der Boden der tieferen Thalgründe Graubündens bringt alle Getreide- und Obstarten hervor, in den höheren Thälern liegen reiche Matten und Weiden und in den höchsten stößt man auf eine seltene nordische Flora, die dem Botaniker das rhätische Alpenland vor allen anderen wichtig macht. Ebenso ist der Kanton überaus reich an Erzen aller Art und für Geognosten und Mineralogen von besonderem Interesse. Erst in neuerer Zeit ist man auf die reiche Ausbeute etwas aufmerksam geworden, die sich für die Wissenschaft hier finden läßt, sowie auf die großen Metallschätze, welche im Schooß dieser Berge noch vergraben liegen.

Graubünden ist sehr reich an edlen Metallen. Von jeher war der Rhein als ein goldführender Strom bekannt; auch der Inn und andere fließende Gewässer sollen Gold aus den Eingeweiden der rhätischen Gebirge mit sich fortreißen und am Rothhorn, auf der Alp Casanna, auf der Alp Zezzinna oberhalb Conters, am Calanda bei dem bekannten Dorfe Felsberg, sowie im Unterengadin bei Lavin soll sich dieses edle Metall finden, an dem, wie Göthe sagt, Alles hängt und nach dem sich Alles drängt. Ebenso kommt Silber häufig vor und Blei-, Kupfer- und Eisenkiese finden sich fast überall in dem Kanton. Dazu Galmei, Arsenik, Schwefel, Wismuth, Kobald, so daß die Bergleute hier vielleicht einst noch viele Schätze aus den Tiefen der Erde herauswühlen und künftige Generationen neue Reichthümer schöpfen werden. Nach geschichtlichen Ueberlieferungen wurde auf das Gold in früheren Zeiten an vielen Punkten des Landes auch ein einträglicher Bergbau getrieben. In neuerer Zeit sollen fremde Capitalisten schon öfters Bergwerke, namentlich Eisenwerke *) angelegt haben, deren Reichhaltigkeit sowohl als die Beschaffenheit der Erze bedeutenden Gewinn versprach. Allein sie stießen bald auf viele Schwierigkeiten und fanden beim Staate so wenig Schutz gegen die Anfeindungen der mißtrauischen und arbeitsunlustigen Gemeinden, daß der Erfolg bis jetzt kein besonders günstiger war und die Sache von den Meisten nicht ohne Verlust wieder eingestellt werden mußte. Die Armuth und Beschränktheit der Einwohner, das starre Festhalten an ihrem alten einfachen Hirten- und Bauernleben stellen hier

*) Am Calanda wurde auch neuerdings nach Gold gegraben; jedoch ohne besondern Erfolg.

Digitized by Google

große Hemmniſſe in den Weg, und ſo dauert es vielleicht noch lange, bis dieſe Schätze aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen werden.

Uebrigens hat mit Ausnahme des Kantons Bern auch kein anderer Theil der Schweiz ſo viele Mineralquellen und Geſundheitbrunnen, als Graubünden. Namentlich an Sauerwaſſern iſt das Land ſehr reich; es beſitzt Badeanſtalten zu Fideris im Prättigau, Alveneu, Jenatz, Rothenbrunn, Andeer, Spina, Serneus, Tarasp, Wilhelmsbad bei Chur, Thuſis, Peiden, Surrein, zu San Moritz, San Bernardino, und wenig bekannte treffliche Mineralquellen bei Schuls, Belvedere u. ſ. f. Aber alle dieſe Anſtalten waren bisher ebenſo wenig gekannt und beſucht, als die übrigen intereſſanten Punkte und Schönheiten des Landes. —

IV.

Die Bevölkerungsverhältniſſe Graubündens. — Deutſche, Romanier und Italiener. — Proteſtanten und Katholiken. — Die romaniſche Sprache und ihr Urſprung.

Die flüchtigen Andeutungen, welche wir in dem vorigen Abſchnitte gegeben, genügten ſchon, um den Ausſpruch Zſchokke's: daß von allen Ländern der Schweiz vielleicht keines der Aufmerkſamkeit und Wißbegier des Reiſenden würdiger ſei, als Graubünden, hinlänglich zu rechtfertigen. So reich und mannigfaltig aber die Natur dieſes Kantons, ein ſo buntſcheckiges Gemälde bieten auch ſeine ſittlichen Zuſtände. Graubünden iſt ein in jeder Hinſicht ſo vielzerſplittertes und buntverworrenes Land, daß man es mit Recht eine „Schweiz in der Schweiz" genannt hat, daß es die ſocialen und politiſchen Verhältniſſe des aus fünfundzwanzig verſchiedenen, zum Theil ſo ſehr verſchiedenen Stäätchen zuſammengeſtückelten helvetiſchen Staatenbundes — denn ein Bundesſtaat kann die Schweiz noch keineswegs genannt werden — in einem treuen Kleinbilde abſpiegelt und ſeine Verhältniſſe als der verjüngte Maaßſtab der geſammten eidgenöſſiſchen betrachtet werden können. Es iſt in politiſcher, ſprachlicher und konfeſſioneller Beziehung ſo viel zerklüftet, als Europas letzte Republik überhaupt.

Rhätien iſt ein Bund von ſechsundzwanzig faſt ganz unabhängigen kleinen Republiken, Hochgerichte genannt, die ſich durch Sprache, Geſittung, Religion und Abkunft von einander unterſcheiden und faſt jede eine Repu-

blik für ſich bilden. In dieſen abgeſchiedenen ſtillen Gebirgswinkeln wohnen Stämme und Völkerſchaften, die in ihren einſamen Wildniſſen oft ſelten von einander erfahren und durch die Hochgebirge mit ihren unüberſteiglichen Felſenkämmen getrennt ſind. Seit den früheſten Tagen der Geſchichte war dies hohe Bergland der Tummelplatz herumziehender Völkerſchaften, die ſich hier gegenſeitig bekämpften. Nachkömmlinge der Deutſchen und Italiener leben jetzt hier vereint und die deutſchen und italieniſchen Elemente liegen, obwohl ſtreng geſchieden, neben einander. Nach den neueſten Zählungen leben in Graubünden 36,000 Deutſche, 46,000 romaniſch redende Leute und 11,000 Italiener. Sie ſprechen verſchiedene Sprachen, ſind durch die Religion getrennt und haben ſich durchaus ihre alte Volksthümlichkeit bewahrt, obwohl ſie, um das Gewirr noch recht vollſtändig zu machen, oft ganz zerſtreut friedlich durch und neben einander wohnen, jede Gemeinde abgegränzt von der anderen. Im Ganzen gibt es 55,000 Reformirte und gegen 35,000 Katholiken in Graubünden. In demſelben Thale finden wir aber oft in dem einen Dorfe Deutſchredende, die ſich zur reformirten Religion bekennen, in dem anderen katholiſche Romanier, ja einzelne Dörfer ſpalten ſich ſogar in zwei Gemeinden, in zwei Religionen und zwei Sprachen.

Uralte Sitten und Trachten haben ſich in den einzelnen Thälern noch erhalten, die in ihrer Einfachheit an die dunkelſte Vorzeit erinnern. Einer der merkwürdigſten Ueberreſte des Alterthums iſt aber die romaniſche Sprache, oder das ſogenannte „Churwelſch", von der eigentlich Niemand mit Beſtimmtheit weiß, woher ſie ſtamme, ein ganz eigenthümliches Idiom.

Mehr als die Hälfte der Bewohner des Kantons Graubünden und einige Ortſchaften des Nachbarlandes Tyrol reden dieſe im ganzen übrigen Europa unbekannte Sprache. Vor wenigen Jahrhunderten ſoll ſie auch noch die Landesſprache des ſüdlichen Vorarlbergs geweſen ſein. Sie ſcheidet ſich in mehrere Dialekte (nach Einigen in fünf), von welchen jedoch zwei Hauptdialekte beſonders hervortreten: das eigentliche Romaniſch oder Churwelſch, das am Vorder- und Mittelrhein, in den Thälern von Diſentis, Oberhalbſtein, Schams u. ſ. w., und das Ladin, welches im Unterengadin und im Münſterthal herrſcht. Der erſtere Dialekt nähert ſich ſehr dem Italieniſchen, überhaupt verſtehen ſich die Graubündner und Italiener leicht unter einander; mit der Sprache der pyrenäiſchen Basken ſoll ſich jedoch ebenfalls eine auffallende Verwandtſchaft zeigen.

Die Verſchiedenheit des Romaniſchen ſtellt ſich wohl am anſchaulichſten in der folgenden Anrufung des Vater-Unſers dar:

Digitized by Google

(Pater noster, qui es in coelo.

I. Bab noss, qual en ti eis entschiel.

II. Pap noss, quel tei est en cêl.

III. Pap noss, quel chi esch in'ls cêls.

Uebrigens iſt das Romaniſche kaum eine Schriftſprache zu nennen, obwohl in Chur eine romaniſche Zeitung herauskommt: „Ilg Grischun Romonsch", die der Reiſende in den dortigen Gaſthöfen aufliegen ſieht. Eine andere erſcheint zu Diſentis, wo der Sitz einer romaniſchen Buchdruckerei iſt: „Ilg Amitg dil Pievel". Sehr dürftig iſt die Literatur, und meiſt in religiöſen Schriften beſtehend. Es exiſtiren eine Bibelüberſetzung, mehre Ausgaben des neuen Teſtamentes, Erbauungsbücher, eine Ueberſetzung von Gellert's und Lavater's geiſtlichen Liedern — im Ganzen dreißig bis vierzig Werke, wozu auch in neuerer Zeit eine Grammatik und ein Wörterbuch der romaniſchen Sprache*) von dem verſtorbenen Pfarrer Conradi in Andeer kam, der ſich mit Forſchungen über dies dem Philologen ſo überaus intereſſante Idiom beſchäftigte. Im Manuſcript beſteht noch eine Grammatik der romaniſchen Sprache von ***Placidus a Specha.***

Seit der Reformation wird von den proteſtantiſchen Geiſtlichen in den romaniſchen Gemeinden im Volksdialekte gepredigt, der in den verſchiedenen Thälern oft ſtark genug von einander abweicht. Doch ſoll das Deutſche die romaniſche Mundart immer mehr verdrängen. In den allgemeinen Standesverſammlungen, in Protokollen und allen öffentlichen Sachen bedient man ſich der deutſchen Sprache, und ein aufgeweckter graubündner Burſche, auf deſſen Wagen ich von Rhäzüns nach Katzis fuhr, erzählte mir, daß in den Schulen der Unterricht überall deutſch ertheilt würde und mit der allmähligen Kulturentwickelung die deutſche Sprache ſich mehr und mehr verbreite. Vor hundert Jahren ſprach man ſelbſt in der Vorſtadt von Chur noch das Romaniſche, während es jetzt immer weiter in die höheren Thäler zurückgedrängt wurde und nur Namen einzelner Dinge romaniſch geblieben ſind. So hat ſich auch in Tyrol, das vor Zeiten größtentheils romaniſch ſprach, nur in zwei Thälern noch das Ladin erhalten.

„Was ſoll ein Volk," ſagt ein Referent in Gutzkow's Telegraphen, „mit einer Sprache, mit der es ganz iſolirt daſteht, mit der es ſich an keinen größeren Staat anlehnen kann, mit einer Sprache ohne politiſchen

*) Dictionar da tasca (Taſche) dilg linguaig Tudesc-Romansch et Romansch-Tudesc. (Zürich 1820.)

Boden, ohne Literatur? wird ſie nicht nach und nach verſchwinden müſſen, nicht aufgeſaugt werden von dem deutſchen Elemente der Schweiz? wird aber das Volk dann nicht an ſeiner Eigenthümlichkeit verlieren, ein anderes werden? Dem ſei, wie ihm wolle, es iſt ein Baum, der zwar frei ſeine Zweige weit verbreitet im Bündner Lande, der aber doch nicht recht grünen und gedeihen kann, bis ſeine Wurzeln mit denen des germaniſchen Stammes verwachſen. Und es ſcheint es zu fühlen dieſes Volk, daß ihm irgend etwas fehlt; denn bei aller Freiheit und Heiterkeit im Einzelnen hat es im Ganzen doch etwas volksthümlich Gedrücktes."

Im Ganzen iſt die romaniſche Sprache wortarm, ziemlich rauh und unausgebildet. Doch ſollen einzelne Volkslieder nicht ohne Wohlklang ſein, und „wer weiß, wie ſie wäre," ſagt der alte Füßlin in ſeiner „Erdbeſchreibung", „wenn ſie ausgebeſſert würde" *). Sie wird raſch und ſprudelnd hervorgeſtoßen, was ſie ganz als eine Abart des Altitalieniſchen bezeichnet. Wird ſie ja auch von den Italienern eben ſo leicht verſtanden, wie die Romanier dieſe Nachbarn am beſten verſtehen!

Trotzdem herrſcht noch ziemliches Dunkel über den Urſprung der romaniſchen Sprache und der Romanier. Man nimmt an, die Stämme, welche dieſe Sprache noch reden, ſeien Nachkömmlinge der alten Etrusker, welche ſich zur Zeit des Einfalls des Brennus in Italien vor den Galliern in dieſe Thäler geflüchtet. Nach Anderen ſollen es die Ueberreſte der ſieben Römerheere ſein, die von den Cimbern geſchlagen, in die hohen Thäler der rhätiſchen Alpen flüchteten und ſich dort mit den Ureinwohnern vermengten. Keineswegs ſcheint die romaniſche Sprache, wie öfters angenommen wird, ein Gemiſch von mehren lebenden Sprachen, ſondern vielmehr eine alte verderbte lateiniſche Sprache, aus Oberitalien ſtammend und dem Latein der römiſchen Bauern, von dem Livius berichtet, wohl zumeiſt entſprechend. Gewiß iſt, daß die eingebornen Rhätier, als dieſe Alpenländer den Römern unterthan geworden, ihre angeſtammte Sprache aufgaben und die ihrer Unterdrücker annahmen. Die Romanier ſind demnach Abkömmlinge der alten Rhätier, deren Urahnen zu ihrer Zeit lateiniſch gelernt und dieſe Sprache, wie Ludwig Steub, der verdienſtvolle Verfaſſer der „Drei Sommer in Tyrol", ſagt, „zu weiterer Verarbeitung ihren Enkeln überlaſſen haben." **) Ein Blick auf die Ge-

*) Rhein heißt im Romaniſchen ein fließendes Bergwaſſer.

**) Wer ſich eines Näheren über dieſe Sprachverhältniſſe belehren will, zu deren Erörterung wir hier weder Raum noch Beruf haben, ſiehe daſelbſt pag. 433 bis 440, ſowie auch die Schrift deſſelben Verfaſſers über die „Verwandtſchaft der Rhätier mit den Etruskern."

Digitized by Google

ſchichte Graubündens wird uns mit dieſen Verhältniſſen näher vertraut machen.

V.

Hiſtoriſche Andeutungen. — Die alten Rhätier und ihre Herkunft. — Einführung des Chriſtenthums und Entſtehung der Abtei Diſentis am Vorderrhein. — Die Stiftung des grauen Bundes. — Befreiung des Landes von der adeligen Zwingherrſchaft.

Die Geſchichte Graubündens iſt reich an abenteuerlichen Verkettungen, gewaltſamen Umwälzungen und hat ſo gut ihre Telle und Winkelriede, als die der eigentlichen Schweiz. Nach dunkeln Ueberlieferungen bewohnte das rhätiſche Alpenland in frühеſter Zeit ein Volksgemiſch celtiſchen oder galliſchen Stammes, wie ſich dies aus der etymologiſchen Deutung von Namen der Hauptflüſſe, vieler Gebirge und Landestheile ſchließen läßt. Als ungefähr ſechshundert Jahre vor Chriſti Geburt aus Gallien wilde Horden in die Ebenen Italiens hereinbrachen, ſollen Viele der am Padus ſeßhaften Einwohner, der Tuscier oder Etrusker, vor den unwillkommenen Gäſten in die Gebirge geflohen ſein, um dort einen ſicheren Herd zu ſuchen. Nach ihrem Anführer Rhaetus nannten ſie ſich, wie Plinius berichtet, Rhätier, und das neue Heimathland Rhaetia. Die friedlichen Ureinwohner hatten ſie in die rauheren Hochgebirge zurückgedrängt und ſich der ſchönſten Thalgelände bemächtigt. Zuerſt ſollen ſie ſich im Domleſchgerthale angeſiedelt und dort am Fuße des Heinzerberges ein zweites Tuscia gebaut haben — das heutige Thuſis. Die Namen Realta, Rhäzüns, Reambs (Rhaethia alta) erinnern noch an jene Zeit, welche ſich ganz in ferne Nebeldämmer verliert und aus der Clios Fackel nur dürftige Schimmer zu uns herüberfallen läßt.

Neuere Hiſtoriker haben dieſe uralte Verwandtſchaft der Rhätier mit den Etruskern beglaubigt gefunden und man hat ſogar angenommen, die Etrusker ſeien uranfänglich aus den Alpen an die Tiber hinabgezogen, und als ſie durch die Gallier in der Ebene bedrängt wurden, hätten ſie ſich, ihrer alten Heimath eingedenk, zu den Urſitzen zurückgewendet, die Rhätier ſeien ſomit nicht die Enkel, ſondern vielmehr die Ahnherren des mächtigen Volkes, das ſpäter faſt alle Länder Oberitaliens beherrſchte, und das Idiom, welches die Romanier reden, dieſelbe Sprache, worin einſt „die Welt von Rom Geſetze empfing".

Schon die Alten waren über die Herkunft der Rhätier im Dunkeln. Sie waren das wildeſte und am längſten von den Römern unbezwungene Volk. Frei und räuberiſch ſtunden ſie allen Nachbarn feindlich gegenüber, ſie tauſchten gegen Harz, Honig, Thierhäute und andere Producte des Berglandes in den Niederungen ihre Lebensbedürfniſſe ein, überſchwemmten aber auch oft kriegeriſch das benachbarte Land, und nicht ſelten hatten die größeren Städte Oberitaliens von ihren Einfällen empfindlich zu leiden. Die verdrängten Ureinwohner hauſten droben in den höheren Gebirgsgegenden neben ihnen, und die ſpätere Vermiſchung der Völkerſtämme ſoll zu den heutigen Idiomen den Grund gelegt haben.

Vierzehn Jahre vor Chriſti Geburt, als die Raubzüge der wilden Bergbewohner immer häufiger wurden und ſelbſt das geſammte Helvetia — damals ſchon den Römern unterthan — in Gefahr kam, ihre Beute zu werden, ſandte Kaiſer Auguſtus ſeine Stiefſöhne Druſus und Tiberius mit Heeresmacht gegen dieſes Alpenland, und die freien Rhätier erlagen den Römern, doch erſt nach einer ziemlich verzweifelten wilden Gegenwehr. Denn ſelbſt in dem letzten entſcheidenden Kampfe ſchleuderten die rhätiſchen Mütter ihre Kinder in die Lanzen und Schwerter der Feinde hinein, damit ſie den Untergang der Freiheit nicht überlebten. Damals ſang Horaz jene Verſe:

Drusus Genaunos, implacidum genus
Breunusque veloces et arces
Alpibus impositas tremendis
Dejecit acer plus vice simplici.
Major Neronum mox grave proelium
Commisit, immanesque Rhaetos
Auspiciis pepulit secundis.

Die Namen val Druschauna (Vallis drusiana) und Druſusthor ſollen noch auf jene Bezwingung durch die Römer hindeuten.

Als römiſche Provinz wurde Rhätien nun vier Jahrhunderte lang durch Statthalter regiert. Die Römer bauten ihre Straßen durch das Land, ſchlugen Brücken über die Ströme; die rhätiſche Jugend kämpfte in den römiſchen Kriegen und römiſche Heere zogen nun über die Alpenpäſſe nach Deutſchland. Damals mögen auch die Völkerſchaften im Gebirge Lateiniſch gelernt haben. Später wurde Rhätien eine Vormauer Italiens gegen den Andrang germaniſcher Völker. Die römiſchen Landvögte und Befehlshaber bauten ſich Thürme und Burgen, um das Land zu befeſtigen, und ſo entſtand da, wo die beiden Kaſtelle Marſoila (Mars in oculis) und Spinoila (Spina in oculis) als Sitz eines römiſchen Statt-

Digitized by Google

halters ſich erhoben, allmählig die heutige Stadt Chur, Curia Rhaetorum.

Unter den Römern theilte ſich das Land in das hohe und niedere Rhätien; auch iſt die Hypotheſe aufgeſtellt worden, die eigentlichen Nachkommen des tuscischen Rhätus hätten ſich damals zum Unterſchiede von den Bewohnern des jüngeren Rhätiens die Grauen, Greiſen oder Griſonen (canton des Grisons) genannt. —

Zur Zeit des Kaiſers Marc Antonius ſetzte das Chriſtenthum zuerſt ſeinen Fuß in dieſe rauhen Alpenwildniſſe. Aus dem fernen Inſellande, das wunderbarerweiſe die erſten Apoſtel der neuen Lehre in die Welt ſandte, aus Britannien, wagte ſich der heilige Lucius mit ſeiner Schweſter Emerita bis hierher, um die Nacht der Gegend und den Sinn des Volkes aufzuhellen und das Wort zu verkündigen, wo man bis jetzt Nichts als die rohe That kannte. Andere fromme Männer, Sanct Fridolin, Sanct Fidelius, Sanct Valentin und der heilige Gaudelius erſchloſſen durch die begeiſterte Macht ihres Wortes und durch die Kraft, welche der Wahrheit innewohnt, die Herzen des noch ſtörriſchen Volkes dem offenbarten Gotte. Einzelne chriſtliche Gemeinden thaten ſich zuſammen und ſchon im vierten Jahrhundert ſoll das Bisthum Chur errichtet geweſen ſein.

Nun brach die Zeit der Völkerwanderung los. Rhätien ward öfters eine Beute wilder Völkerhorden, die damals gleich Raubvögelſchwärmen die Welt durchzogen, namentlich der Alemannen. Zu Anfang des ſechsten Jahrhunderts fiel das Land in die Gewalt des Oſtgothenkönigs Theodorich, deſſen Name in Liedern und Sagen noch ein Jahrtauſend ſpäter fortlebte. Er ließ es durch ſeinen Statthalter Servatus verwalten, an welchen er jene denkwürdigen Worte ſchrieb: „Rhätien iſt eine Vormauer Italiens und ein Schlüſſel der Provinz, daher nach unſerer Anſicht mit Recht retia, das iſt ein Netz, genannt worden, den wildeſten und grauſamſten Völkern gleichſam als ein Garn vorgeſpannt, darin man die Barbaren fangen und ſchlagen kann.“

Aber bald ging das Land den Gothen wiederum verloren. Schon im Jahre 536 ward die Provinz Hohenrhätien dem Frankenkönige Theodebert abgetreten. Dieſer vertheilte die Schlöſſer und Grafſchaften an Grafen und Edle und legte ſo den Grund zur ſpäteren Herrſchaft einzelner Barone und Freiherren. Ueber das ganze Land indeß, welches der churwelſche Gau oder Churwalchen hieß, ward ein fränkiſcher Landvogt

Digitized by Google

geſetzt, der ſelbſt unter dem oberſten Statthalter, dem Herzoge von Allemanien, ſtand. Der erſte fränkiſche Landvogt war Victor Graf von Chur, deſſen Familie dieſe Würde faſt zwei Jahrhunderte hindurch verblieb.

In die Zeit Victor des Erſten fällt die Entſtehung der berühmten Benedictinerabtei Diſentis (romaniſch Muſtär, von monasterium), die ſich an einem Abhange, 3680 Fuß über dem Meere, erhebt, nicht weit von der Stelle, wo der Mittel- und Vorderrhein ſich vereinigen, eines der älteſten Klöſter der Schweiz, von dem die neue Lehre in alle Thäler des grauen Bundes ausging. In dieſer ſtillen öden Wildniß (Disentium, kommt von Diesiert — Einöde) hatte ſich ums Jahr 614 der fromme Sigisbert, ein Jünger des iriſchen Apoſtels Columban, der ſeinen Meiſter auf einer Reiſe nach Italien im Urſerenthale verließ, eine einſame Zelle erbaut. Alte Urkunden bezeichneten ſie als eine Bethütte bei einer Höhle (celli ubi spelunca est). Hier lebte er als Einſiedler, eifrig bemüht, die umwohnenden Heiden zu bekehren. Sein wärmſter Schüler, der reiche Placidus, „ein frommer, eyffriger, dapfferer mann, guten Härkommens," wie ein Chroniſt ſagt, gedachte an dieſer Stelle ein Kloſter zu gründen und demſelben ſein ganzes Vermögen zu weihen. Wie ein zweiter Johannes wanderte er Buße predigend, nach Chur, um die Erlaubniß ſeines Lehnsherren, des Grafen Victor, nachzuſuchen. Er kam jedoch mit ihm in Streit, weil er dem Grafen ſein läſterliches Leben verwies, nach Anderen wegen der Güterſchenkung an Sigisbert. Der Landvogt ſtellte dem frommen Manne nach dem Leben und ließ ihn auch wirklich enthaupten (620 n. Chr.), worauf er ſeine ſämmtlichen Güter an ſich riß. Die Legende erzählt, daß der Körper des Placidus, der Gut und Blut ſeinem frommen Eifer geopfert, ſich durch göttliche Kraft wieder erhoben und ſein abgeſchlagenes Haupt bis zu ſeinem Lehrer, dem heiligen Sigisbert, hingetragen habe, der ihn dann feierlich in dem neu aufgerichteten Bethauſe zur Ruhe bringen ließ. Graf Victor aber fand ſpäter in den Wellen des Rheines ſeinen Tod, und Tello, ſein Sohn, der erſte Biſchof von Chur, beſtrebte ſich, den Schatten des ermordeten Gottesmannes vollends zu verſöhnen. Durch ſeine Schenkungen erhob ſich bald über den Gebeinen des Märtyrers ein ſtattlicher Tempel und ſo wurde der Grund gelegt zur ſpäteren Größe und dem Reichthume der Abtei. Die Großen des Landes eiferten dem Beiſpiele des Tellos nach und bedachten das Kloſter mit reichen Stiftungen. Von den deutſchen Kaiſern erhielt die Abtei ſpäter das Lehen über die Herrſchaft Diſentis ſowie über das

Urserenthal nebst allen Regalien *), und wo einst die frommen Einsiedler in weltabgeschiedener Stille gehaust, residirte ein fürstlicher Abt, der in den alten Fehden des Hochlandes eine große Rolle spielte.

Als erster Abt von Disentis wird der heilige Sigisbert selbst genannt, der einige Jahre nach dem Tode des Placidus starb (636) und an seiner Seite begraben worden ist. Alljährlich wird noch das Andenken Beider durch Gottesdienst und kirchliche Umgänge gefeiert. Uebrigens war das Kloster Disentis nicht das erste im rhätischen Alpenlande. Denn schon anno 540 hatte der Bischof Valentin das Kloster Sanct Luzi bei Chur gestiftet, und ein Bischofssitz war, nach der allgemeinen Angabe, schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts zu Chur.

Unter den fränkischen Königen, die in ihren Kriegen mit den Longobarden mehrmals mit Heereshaufen durch Rhätien hinüber nach Italien zogen, gewannen die Alpenpässe des Landes neue Wichtigkeit. Auf diesen Zügen soll König Pipin im achten Jahrhundert die Schlösser Hohentrins und Marschlins erbaut haben. Noch mehr verdankt Rhätien indeß seinem Sohne Karl dem Großen, dessen hohe Gestalt uns in jener Epoche überall entgegentritt, wo es gilt, der Gesittung einer neuen Zeit Bahn zu brechen. Er sicherte das Land gegen die gewaltsamen Einfälle der benachbarten Longobarden und steuerte mit geharnischter Rechten im Inneren dem Uebermuthe der sich erhebenden Barone und Edlen. Nach Karls Tode und unter seinen schwächlichen Nachfolgern hatte Rhätien viel zu leiden unter dem Druck innerer Zerwürfnisse. Fehden und Raufereien, Streifhorden der wilden schwarzbärtigen Magyaren, die mit ihren Lanzen auf kleinen behenden Pferdchen aus dem Karpathenpasse hervorbrechend, damals im Nu das halbe Europa überflutheten, sowie die Saracenen durchtobten mit Sengen und Brennen das Land, und diese Zeiten der Verwirrung benutzten die Großen, um ihre Gewalt und Güter zu mehren. Vor allen thaten sich die Bischöfe von Chur hervor, welchen um das Jahr 1170 von Kaiser Friedrich dem Rothbart der fürstliche Titel („princeps noster") verliehen ward.

*) Der Thalammann von Urfern, dessen Wahl jedesmal durch den Abt zu Disentis bestätigt ward, mußte diesem als Zeichen der Lehensabhängigkeit zwei weiße Handschuhe übergeben, eine Huldigungsform, die bis anno 1785 fortbestanden haben soll; sie erinnert an einen alten Brauch zu Frankfurt am Main, wo bei dem „Pfeifergerichte" Abgesandte verschiedener Handelsstädte dem Schultheißen zur Meßzeit ebenfalls ein Paar Handschuhe überreichen mußten.

Von den Nachfolgern Karls des Großen ging das Land an die ſchwäbiſchen Herzoge über, welchen es länger als drei Jahrhunderte unterthan war, und die meiſt durch ihre Statthalter die Herrſchaftsrechte und das Richteramt verwalteten. Unter den Hohenſtaufen wanderten beſonders viele deutſche Coloniſten in Rhätien ein, wie die freien Gemeinden im Cheimwald, Avers, Safien, Vals, die alle „nach Welſerrecht“ lebten, d. h. nach dem Rechte der Walſer, jener freien deutſchredenden Bewohner einſamer Hochgegenden. Nachdem im Jahre 1268 das Haupt des letzten Hohenſtaufen auf dem Blutgerüſte in Neapel gefallen, wurde Rhätien für immer von Schwaben losgeriſſen und zum unmittelbaren Gliede des deutſchen Reiches. Und nun war das Land mehr von ſeinen Großen abhängig und der Schauplatz beſtändiger innerer Fehden zwiſchen den größeren und kleineren Herren, die faſt in völliger Unabhängigkeit neben einander herrſchten und ſich unter einander in den Haaren lagen, wie der Biſchof von Chur, der Abt von Diſentis, die Grafen von Werdenberg, Montfort, Matſch, die Freiherren von Vatz, Rhäzüns, Belmont, Aſpermont u. a. m. Neben dieſen kleinen Herren hatten ſich wohl in den Hochgebirgen einzelne freie Gemeinden erhalten, wie die Freien im Bergell, die Freien ob dem Flimſer Wald, die freien Walſer (deutſche Coloniſten, Wale hieß ein Fremder), die Freien auf Davos und zu Langwies, im Vorderprättigau, zu Flims und auf Mutten, doch ſchaltete und waltete überall ein mächtiger, grauſamer Adel, dem die vielen Schlöſſer angehörten, deren gebrochene Mauern noch jetzt in ganz Graubünden zu ſehen ſind.

Unter allen edlen Familien des Landes that ſich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Haus der Freiherren von Vatz hervor, das unter Donatus von Vatz zu ſeinem höchſten Glanze gelangte. Er war ein Anhänger König Ludwigs von Baiern und mit den Waldſtädten gegen Oeſtreich verbündet, während der Biſchof von Chur, der „Papſt des rhätiſchen Hochlandes“, aus dem Hauſe der Grafen von Montfort, zu der Gegenpartei Friedrichs von Oeſtreich gehörte. Hieraus entſtand ein blutvoller Kampf zwiſchen beiden; im Diſchma auf Davos und in Filiſur wurden die biſchöflichen Heerhaufen geſchlagen.

Gleich den Biſchöfen von Chur waren auch die Aebte zu Diſentis und andere rhätiſche Herren den Habsburgern eifrig ergeben und führten ihre Unterthanen in die Kriege des öſtreichiſchen Hauſes gegen die Eidgenoſſen. Die Schmach, welche ſie bei Sempach und Näfels erlitten, weckte indeß bei den Rhätiern den Gedanken, ſich der eignen Dränger zu entledigen,

Digitized by Google

und als anno 1379 der Abt von Disentis durch die Waldstädte zu einem Bündniß gezwungen ward, entstand der erste Verband zwischen dem rhätischen Lande und der jungen Eidgenossenschaft, mit der es noch immer lose genug zusammenhängt. So war der Grund zur politischen Selbstständigkeit und Freiheit des Volkes in Rhätien gelegt und die allmählige Erschlaffung der kaiserlichen Gewalt begünstigte den Aufschwung desselben immer mehr.

Um den ewigen Wirren und Fehden der Barone, Grafen und Edlen, die in dem „weitläufigen Irrgarten der Gebirgsthäler" nisteten, und der unabhängigen Gemeinden, um der Unsicherheit des Rechtes, der Person und des Eigenthums endlich Einhalt zu thun, wurden im vierzehnten Jahrhundert die ersten inneren Bündnisse geschlossen, wobei die Herren den Gemeinden gelobten, sie in ihren herkömmlichen und angestammten Rechten unangetastet zu lassen, und diese ihrerseits versprachen, die Oberherren nicht in ihren Gerechtsamen zu kränken. So entstand der sogenannte Gotteshausbund der freien Thäler und Herrschaften von den Gebirgen des Domleschgs und Engadins herab bis Chur, der älteste der drei Bünde, in welche sich die Bewohner des Landes zusammengethan. Er hatte seinen Namen von dem Gotteshause Chur.

Später hat sich ein ähnliches Bündniß unter den Herrschaften und Gemeinden im sogenannten Oberlande gebildet, von den Quellen des Vorder-, Mittel- und Hinterrheins bis zum Zusammenfluß dieser Ströme bei Reichenau. Das Volk wollte das Unwesen der Grafen von Werdenberg, Sax, der Freiherrn von Rhäzüns u. a. m. nicht länger dulden. In dem Schamser Thale fing man schon an, die Vögte der Herren von Werdenberg zu erschlagen und ihre Burgen niederzubrennen, und die entschlossenen Männer im Gebirge versammelten sich zu gemeinsamer Berathung nächtlicher Weile im Walde bei Trons. Der damalige Abt von Disentis, Peter Pultinger, half dem Volke mit seinem Rath und Ansehen, er soll, ein kluger redlicher Mann, das Unternehmen begünstigt und gefördert haben. Auf seinen Rath gingen Boten aller Thäler an die Herren im Lande, welche die unruhige Bewegung im Gebirge mit Besorgniß wahrnahmen, und gegenseitige Unterhandlungen wurden eingeleitet.

Bei dem Dorfe Trons, das zwischen Disentis und Ilanz am Vorderrhein, am Fuße der steilen Halden des Mundanus in einer gesegneten fruchtbaren Gegend liegt, erhebt sich ein altehrwürdiger, mehrhundertjähriger Ahornbaum. Sein Stamm ist nun morsch und hohl, die Krone verschwunden und wenige grünende Aeste greifen noch in die Luft hinaus

Digitized by Google

und erhalten die Lebenskraft des Baumes. Aber aus ihren Wipfeln rauſchen jedem Bündner alte heilige Erinnerungen zu. Hier iſt die Wiege der bündneriſchen Freiheit, das Grütli der Graubündner! Im Schatten dieſes Ahorns traten um die Mitte des Märzmonats anno 1424 bei ſtiller Nacht die Vorſteher und Aelteſten der Dorfſchaften und freien Gemeinden, wohlbetagte Männer mit ehrwürdigen grauen Bärten, unter freiem Himmel zuſammen und beriethen die Freiheit des Landes. Hier erhoben ſie ihre Hände und ſchworen mit den Grafen von Werdenberg und Sax, den Freiherren von Rhäzüns, wie ihnen der Abt von Diſentis vorſagte:

„Gute getreue Freunde und liebe Eidgenoſſen zu ſein und zu bleiben, ſo lange Grund und Grat ſtehen; mit Gut, Land und Leuten ſich einander beizuſtehen zum Schirm des Rechtes, des Friedens, der Straße und des freien Kaufs.

„Einen jeden Herrn, geiſtlich und weltlich, unedel und edel, arm und reich — und alle Bundesglieder bei ihren Rechten und Beſitzungen zu ſchirmen.

„In Krieg und Frieden einander beizuſtehen, das Recht bei dem Gerichte zu ſuchen, nicht auf eigne Fauſt, alle Gewalt abzuwehren und jeden Ungehorſamen, welcher den Spruch des Gerichtes nicht ehren wolle, zu ſtrafen,“

und ſetzten ihre Unterſchriften und Siegel an den Bundesbrief.

So entſtand der obere Bund des rhätiſchen Landes, der graue (vielleicht Graven- oder Grafen-) Bund, der noch beſteht und beſtehen ſoll, ſo lange Grund und Grat ſtehen, das heißt, ſo lange Thäler und Berge ſind. Von dieſem Bunde nennen ſich die Rhätier Graubündner, warum der Bund der graue genannt wurde, iſt jedoch ungewiß. Zu dem Namen mochte wohl der Umſtand beitragen, daß man ihn dem auf Veranlaſſung des Biſchofs von Chur früher geſchloſſenen Gotteshausbund entgegenſtellen wollte, der von der Tracht der Geiſtlichen der ſchwarze Bund hieß.

Später that ſich der übrige, gegen Schwaben und Tyrol gelegene Theil Hohenrhätiens in einen dritten ähnlichen Bund zuſammen, der am achten Juni 1436 zu Davos geſchloſſen ward und der Zehntgerichtbund hieß; im Jahre 1471 erwuchſen dann aus dieſen einzelnen Vereinen die drei ewigen Bünde in Hohenrhätien, die ſich auf dem Hofe Vatzerol vereinigten.

Digitized by Google

Alle zehn Jahre, zuletzt 1778, wurde der Bund feierlich erneuet und zum Gedächtniß des Bundesschwures eine der heiligen Anna geweihte Kapelle mit einer säulengetragenen Vorhalle neben dem Ahorn erbaut. An dem mit goldnen Sternen besäeten Gewölbe der Kapelle sind folgende Bibelsprüche mit großen goldnen Buchstaben zu lesen:

In libertatem vocati est.
Ubi spiritus Domini ibi libertas.
In te speraverunt Patres.
Speraverunt et liberasti eos.

(Zur Freiheit seid Ihr berufen. — Wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit. — Auf Dich hofften die Väter. — Sie hofften und Du hast sie befreit.)

In der Vorhalle der Kapelle sind zwei Freskobilder, wovon das eine den Bundesschwur von anno 1424, das andere die Erneuerung desselben, den sogenannten Nachschwur im Jahr 1778 charakteristisch darstellt. Sie wurden 1836 neu ausgeführt, da die älteren von der Zeit gebleicht waren. Auf dem ersten Bilde sieht man im Vordergrunde den Abt von Disentis im Ordenskleide und mit zum Himmel erhobener Rechten unter dem Ahorn schwörend, den alten Grafen Hans von Sax mit langem weißen Barte, der bis zum Gürtel herabreicht, rundgeschnittenem grauem Haupthaar, er stützt sich in kräftiger Haltung auf seinen Knotenstab, das gewichtige Schwert an der Seite, rechts ein Ränzchen mit Lebensmitteln umgehängt. Dieser Hauptgruppe schließt sich noch der Herr von Rhäzüns, in eben so bieder schlichten Haltung an; dann Graf Hugo von Werdenberg, Herr zu Heiligenberg; bewaffnete Männer zeigen sich im Hintergrund. Damals trugen die Abgeordneten zum Bunde ihre Mundvorräthe in Ranzen mit sich und noch will man auf der nahen Wiese von Tavanosa in den Ritzen der Felsen die Nägel bemerken, an welche die Männer ihre Brodsäcke hingen, wenn sie bei der Quelle lagernd, den mitgebrachten Imbiß verzehrten.

Das andere Bild zur Rechten, die Erneuerung des Schwurs im Jahre 1778 *) darstellend, bildet einen schneidenden Gegensatz zu dem ersteren: es zeigt wie himmelweit das nachgeborne Geschlecht von den Vätern verschieden ist. Da sieht man zierliche Herren des vorigen auf Stelzen gehenden Säculums, steif frisirt, gepuderten Haares und bebrillt, in seidenen Escarpins und blumenreichen gestickten Westen, mit Manschetten, Uhrber-

*) Diese Erneuerung oder der Nachschwur wurde von der Bundesurkunde selbst vorgeschrieben: „auf daß die, so noch Kinder sind und die ungeborne Nachwelt lebhafter dieses Bundes gedenken, soll er je zu zehn Jahren erneuert werden."

locken und Spazierſtöckchen ſtatt der Waffen in der Hand. Die Ränzchen aber fehlen, denn die Herren ſpeiſten damals ſehr gut zu Trons im Hauſe des Abtes, in einem Saale, der mit den Wappenſchilden aller Gemeinden und Herren Landrichter geſchmückt war.

Neben dem erſten Bilde lieſt man folgende Reime in alter körniger Sprache:

Beglückt iſt geweſt diß Jar
Für vns zu warer Freüd
Indem es vns gebar
Die Unabhängigkeit
Wofür gewäßt beſorgt
Sind vnſre thüre Ahnen
Und haben keck geborgt
Gut Ehr u. Leben z'ſamen
Um ſich der Tyranney
Vor immer los zu winden
Hier neben ſiehſt du die drei
Hier unter dieſer Linden
Wie ſie mit Härz u. Mund
Mit ugeſtreckter Hand
Beſchworen jenen Bund
Der Greue wird genannt
Auf Gott und Gwiſſen ſehn
Mit Hilf u. Rat u. Werk
Einander bzuſtehen
Dis war ihr Augenmerk

Von Vögten wurds regiert
Das Land und hart geplagt
Das Volk war ruiniert
Faſt Alles war verzagt
Es war ein Tyranney
Man durft ſich gar nit klagen
Das Volk zu machen frei
Wollt Pündten muthig wagen
Es gieng die Tyranney
Und Sclaverey verloren
Sobald die Häupter drei
Zuſammen hatten gſchworen
Es brauchte Heldenmuet
Und unzertrennlich G'ſpannen
Zue wagen Leib u. Blut
Es bruchte Unſre Ahnen
Von Ihrem Freiheitsbund
Sind wir in warem Gnuß
Wie's ſunſt mit Uns noch ſtund
Mach jeder ſelbſt den Schluß. —

Im Jahre 1834 wurde das vierte Säcularfeſt an der Kapelle bei Trons gefeiert, an dem auch die benachbarten ſchweizeriſchen Eidgenoſſen Theil nahmen, „und die ganze Schweiz hätte Theil daran nehmen dürfen" ſagt Dr. Schwarz in ſeiner Schilderung Graubündens *), da Graubünden in jeder Hinſicht eine Schweiz in der Schweiz genannt werden kann. Ohne Rückſicht auf die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft hatte ſich in dem rhätiſchen Hochlande auch eine zweite Eidgenoſſenſchaft gebildet und wenn ſie unter dem Ahorn und in dem Walde bei Trons ihr Grütli hat, ſo fehlen ihr auch ihre Telle nicht, obgleich deren Namen nicht zu gleicher Berühmtheit gelangt ſind.

Die Freiheit des rhätiſchen Landes ging nämlich keineswegs wie eine Sonne in ruhiger milder Klarheit auf; ſie nahte wie ein Wetterleuchten im Sturme, ſie iſt in Feuer und Blut getauft und mit dem Schwerte er-

*) „Wanderbilder von den Quellen des Rheins bis zum Rheinfalle v. Dr. J. Ch. Schwarz." (Schaffhauſen, Herder).

Digitized by Google

rungen worden, wie ja fast die Freiheit eines jeden Landes; manche blutige That mußte vorhergehen, manche Zwingburg war von dem endlich in loher Gluth ausbrechenden Grimme des Volkes zertrümmert worden und die Bedrückungen der Junker und Vögte hatten manchen gerechten Aufstand veranlaßt, ehe die Edlen und die Gemeindesältesten unter dem Ahorn bei Trons zusammentraten und jene Bündnisse schlossen, wodurch das Volk nur der Willkühr und Tyrannei gesteuert aber keineswegs ein Recht der Herren gekränkt sehen wollte. Es haben sich viele Sagen und Geschichten in dem Munde des Volkes erhalten, die von dem Aufstande der einzelnen Thäler und der Bezwingung ihrer Dränger erzählen, die oft wie wahre Teufel mit den Leuten hausten, welche ihnen leibeigen waren. Vor Allem müssen wir hier der That des Johann Caldar gedenken, dessen Name, wie der des Tell in den vier Waldstädten, bis auf unsere Zeit gekommen ist.

Im Schamserthal, dem der junge Hinterrhein aus den Rheinwaldgebirgen durch die Rofflaschlucht zueilt (siehe weiter unten) liegen auf einem hohen Felsen die Trümmer der Bärenburg und jenseits, am linken Ufer des Rheins, doch tiefer unten, sieht man die gebrochenen Thürme der Feste Fardün oder la Turr. Beide ließ Graf Heinrich von Werdenberg zu Sargans durch seine Castellane verwalten, die das Volk unleidlich drückten. Der auf der Bärenburg zwang die Bauern, mit dem Vieh aus dem Schweinstroge zu essen, der Vogt zu Fardün trieb den Landleuten seine Heerden in die Saat und wurde um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, wie hundertfünfzig Jahre früher Geßler im Lande Uri, der erste Anlaß zur Befreiung des Thales von seinen Zwingherren. Schweigend ertrug das Volk seine Bedrückungen, bis einem Bauern, Johannes Caldar, einst der lang verhaltene Grimm schwoll und er die Pferde des Castellans, welche man ihm in die Saat schickte, erstach. Er sollte dafür in Ketten büßen, aber die Seinigen lösten ihn mit schweren Summen wieder aus, denn Johannes Caldar war vermögend und von edler Abkunft.

Kurz darauf trat der Vogt von Fardün einst in die Hütte des Johannes Caldar. Er fand ihn mit den Seinen, die ihn befreit hatten, beim Mittagsmahle und in höhnischem Uebermuthe spuckte er statt des Grußes den Leuten in den heißen Brei, der auf dem Tische aufgetragen war. Da sprang Caldar schnell und wüthend auf, ergriff den Elenden mit starker Faust im Genick, drückte seinen Kopf in den dampfenden besudelten Brei mit den Worten, die in jener Gegend noch jetzt als Sprüchwort in dem Munde des Volkes leben „Malgia sez la pult cha ti has condüt“

(Friß den Brei, den du dir gewürzt haſt) und ſtieß ihn ſo lange in den Topf, bis der Vogt todt lag. Dieſe raſche That des Beleidigten war das Zeichen zum Aufſtande für das lang in Schmach niedergehaltene Volk. Schloß Fardün, die Bärenburg wurden geſtürmt und das Thal war frei.

Eine andere Sage, die aus der Befreiungszeit Hohenrhätiens herrührt und die der früheſte Geſchichtſchreiber des Landes Ulrich Campell vor drittehalbhundert Jahren aufzeichnete, wollen wir hier mit den wenig veränderten Worten Zſchokkes berichten:

„Im hohen grünen Thale des Ober-Engadin, von deſſen Gletſcherhöhen der Inn hervorbrauſt gegen Tyrol, war die Burg Gardovall, auf dem Felſen über dem Dörfchen Madulein, der Schrecken des Landes deren viereckter Thurm und zerfallenes Gemäuer noch jetzt düſter über das Thal hinwegblickt. Ein Biſchof, Volkhard von Chur, hatte die Feſte ſchon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbaut und lange Zeit ſaßen darin die Burgvögte des Gotteshauſes, das obere Engadin zu verwalten und zu richten.

Gegenüber von Gardovall wohnte das ſchönſte Mädchen des Thales, in Camogasco, ein Dorf, das vierhundert Schritte von Madulein am jenſeitigen Gebirge liegt. Das Mädchen war dem ganzen Dorfe lieb; es blühte ſtillverborgen in der Hütte ſeines Vaters Adamo, eines hochgeachteten Landmannes, der auf dem Erbgute ſeiner Altvordern unabhängig ſaß, und immer da der Erſte war, wo Hülfe in der Noth, Rath in Verlegenheit und Herzhaftigkeit in Gefahren verlangt wurde.

Der grauſame Edelherr von Gardovall, der Burgvogt des Gotteshauſes, der allen Weibern gefährlich war und dem ſchon mancher Mann die junge Gattin als Magd aufs Schloß hatte zuführen müſſen, ſah eines Tages die ſchöne Camcogaskerin und gewohnt, daß Alles ſeiner Willkühr fröhnig ſei, ſchickte er ſeine Knechte hinüber, die ſollten ihm das Mädchen zuführen. Adamo vernahm die Botſchaft mit Entſetzen, doch faßte er ſich ein Herz und ſprach zu den Knechten, er müſſe das Kind vorbereiten, er wolle dem Vogt die Tochter morgen ſelbſt in's Schloß bringen. Als ſie fort waren, lief der unglückliche Vater zu ſeinen Nachbarn und Freunden, erzählte was geſchehen ſei und rief: „Sind wir Menſchen dieſes Herren Vieh?“ Da kochte Zorn in Aller Bruſt und ſie ſchworen in der Nacht zuſammen, dem Elende des Thales ein Ende zu machen.

Im Frühſchein ſchritt Adamo, feſtlich gekleidet durch das Thal nach Madulein zu; neben ihm ging ſeine ſchöne Tochter, in Feierkleidern wie

eine Braut geſchmückt. Einige der Verſchwornen folgten wie im Brautgeleite; andere hatten ſich um das Schloß im Hinterhalte verſteckt, Alle bewaffnet.

Der Burgvogt hatte die Kommenden ſchon von ferne geſehen; er eilte ihnen ungeduldig aus den Pforten des Schloſſes entgegen und wollte die bebende Jungfrau vor den Augen ihres Vaters umarmen. Schnell riß Adame das Schwert von der Seite und ſtieß es in das Herz des Vogtes. Er und die Seinigen ſtürmten hierauf die Burg, erſchlugen die Knechte, gaben das Zeichen der Freiheit aus den Fenſtern und der Hinterhalt drang nach. Gardovall ging in Flammen auf und ſeit jenem Tage war das Land unter den Innquellen von dem Drucke der Zwingherren befreit." —

Nicht weniger romantiſch klingende Sagen von der Zerſtörung der Burgen und dem Tod der Vögte, die ſo viel Entſetzliches verübten, finden wir in dem ganzen Lande zerſtreut. Sie ſcheinen noch jetzt lebendig in der Erinnerung des Volkes.

VI.

Hiſtoriſche Andeutungen. — Die Glanzepoche des Landes. — Der Hennenkrieg, die mailänder Kriege und der Sieg auf der Malſerhaide. — Innere Zerrüttungen. — Bündniſſe mit fremden Mächten und Einmiſchungen in die Politik des Auslandes.

Durch die Vereinigung der verſchiedenen Bündniſſe auf dem Hofe Vatzerol im Thalland der Albula, die das Land gleichfalls einem Abte von Diſentis, Johann von Schönegg oder Schnag verdankt, hatte ſich Rhätien zu einem mächtigen Föderativſtaate gebildet. Beim Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts ſchloſſen ſich die drei Bünde der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft an und durch glückliche Kriege und Friedensſchlüſſe mit andern Staaten befeſtigten ſie ihre ſelbſtändige Stellung immer mehr.

So ſehen wir den Geiſt der Einheit und Unabhängigkeit gleich kraftvoll und glorreich ſich offenbaren in einer Reihe von Kriegen, welche die Bündner für ihre junge Freiheit zu beſtehen hatten und in welchen ſie ihre Banner ſiegreich mit Lorbeern ſchmückten. Zuerſt in dem ſogenannten Hennenkriege anno 1476 als der Herzog von Oeſterreich wegen ſtreitiger Rechte im Unterengadin das Bisthum Chur mit Krieg überzog. Die

Tyroler prahlten damals, es ſolle ſelbſt keine Henne im Lande verſchont bleiben; einer ihrer Anführer, der berühmte Martihans von Reuders rief laut und trotzig, er allein wolle es mit zehn Engadinern aufnehmen. Da entgegnet ihm Gebhard Wilhelm von Remüß mit den Worten: „Fallen kann ich, doch mit Ehren!“ rennt auf den Gegner, übermannt nnd tödtet ihn. Hierauf ſtürzt er ſich allein mitten in die Reihen der Tyroler hinein und, Alles um ſich zuſammenhauend, dringt er bis in die elfte Reihe vor und erobert das Banner der Stadt Hall. Da fiel er; der Sieg aber war den Bündnern.

Einen zweiten Siegeszug unternahmen die Bündner gegen Mailand, mit deſſen Regenten Ludwig Moro ſie in Fehde lagen. Es galt den Erwerb der Landſchaften an den Abhängen nach Italien: Bormio (Worms), Veltlin, Poſchiavo und Cläven (Chiavenna). Seit langer Zeit waren nämlich die Landſchaft Veltlin, die Grafſchaften Cläven und Bormio, ſowie die drei oberen Pfarrgemeinden am Lago di Como, Sorico, Damaſo und Gravedona, gewöhnlich die drei Pieven genannt, von Hohenrhätien, unter deſſen Biſchof ſie geſtanden, losgeriſſen worden. Die Anſprüche wurden indeß im Jahre 1414 auf's Neue bekräftigt durch eine Schenkung von Matino Visconti, Sohn des ſeines Lebens und ſeiner Güter beraubten Herzogs Barnabas von Visconti.

Nach großem Verluſte eingeſchüchtert erkaufte der Herzog von Mailand den Frieden durch Geld und Zurückgabe der Landſchaft Poſchiavo. Ein Jahrhundert ſpäter bei den Kämpfen Frankreichs und der Sforza um die Lombardei (1500 bis 1516) gelang es den Bündern jedoch im großen Pavierzuge (1512) auch die Grafſchaften Bormio, Cläven und die ſchönen, fruchtbaren Thäler des Veltlins wieder an ſich zu reißen. Der Freiſtaat und das Bisthum traten in die Rechte der früheren Oberherren ein; Maximilian Sforza, der König Franz von Frankreich und der deutſche Kaiſer Maximilian beſtätigten den Beſitz der Länder. Die Bündner machten dieſelben nun zu ihrem Unterthanenlande und beherrſchten ſie durch Vögte eben ſo willkührlich und zur Bereicherung ihres Patriciats, wie dies die anderen Eidgenoſſen mit ihren Unterthanenländern gethan. Das empörende Verhältniß, daß ſogenannte „freie Staaten“ „Unterthanenländer“ beſaßen, und zu ihrem Vortheile ausbeuteten, daß ſie Junker und Vögte als Zwingherren einſetzten, hat ſich indeſſen auch hier gerächt. In der franzöſiſchen Re olution ging das ſchöne und reiche Land den Patriciern Graubündens verloren, deren Herrſchaft es einſt ſo

Digitized by Google

arg drückte (siehe weiter unten) und dies würde wohl nimmer geschehen sein, wären die Bewohner jener Unterthanenländer freie Leute gewesen.—

Den schönsten Sieg errangen die Bündner im Schwabenkriege, wo sie mit den Eidgenossen kämpften, dann auf der Malserhaide, wo Benedict Fontana, der rhätische Winkelried, den Heldentod starb. Eine Kugel hatte ihm den Unterleib aufgerissen, aber mit der einen Hand seine Eingeweide zurückhaltend, focht er wacker fort und fiel über die Leichen der Feinde, indem er den Kampfgenossen noch zurief: „Erschreckt nicht über meinen Fall; ich bin ja nur Ein Mann! Rettet Ehre, Freiheit und Vaterland!“ —

Das war Graubündens glanzvollste Zeit, die Zeit seiner Einheit, in der das Unabhängigkeitsgefühl und die Freiheitsliebe, die wir ja bei allen jenen Völkern finden, welche die reine freie Himmelsluft der Berge athmen, wohin der „Hauch der Grüfte“ nicht dringt, sich stolz und herrlich entfalteten und die Selbständigkeit des Landes begründet ward.

Allein diese Periode neigte nur allzubald ihrem Ende entgegen. Der Grund zur inneren Zerrissenheit des Landes lag schon in der ganzen Verfassung der drei Bünde mit ihren Bundestagen von Landrichtern, Landammännern und Bundespräsidenten, bei der von staatlicher Einheit keine Rede sein konnte und die allgemeinen Interessen in der Zersplitterung der einzelnen Hochgerichte durchaus verloren gehen mußten. Denn bei dem freiwilligen Beitritte zu den drei Bünden hatte jede Gemeinde, jedes Thal und jede Herrschaft kein anderes Augenmerk, als ihre eigenen herkömmlichen Freiheiten für alle Zeiten sicher zu stellen. Jedes Gericht, oft jede Gemeinde suchte sich ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit für sich zu wahren und bildete einen eigenen abgeschlossenen Freistaat, eine besondere Souveränität, mit anderen Hochgerichten des Bundes nur durch den ursprünglichen Bundesvertrag oder Bundesbrief zusammenhängend, mit einer eigenen Verfassung, Gesetzgebung und Regierung. Bei der Vereinigung der verschiedenen Bünde zu Vazerol wurde die Erhaltung der eigenthümlichen Ordnungen und Gerechtsame in allen den verschiedenen Hochgerichten und Gemeinden vorbehalten. Ihr gemeinsamer Verband beruhte, wie Zschokke sagt, „ungefähr auf denselben Grundsätzen, wie derjenige der schweizerischen Eidgenossenschaft gegen das Ausland als Eins zu stehen, innere Zerwürfnisse aber unter den Bünden friedlich zu schlichten. Aus den drei Bundeshäuptern ward die Gesammtregierung, aus den Boten der Hochgerichte und Gemeinden, die Bundesversammlung des Gesammtstaates zusammengesetzt. Die Regierung saß aber nicht im-

Digitized by Google

mer beiſammen; zuweilen hielt ſie mit Zuzug einiger Deputirten aus jedem Bund, Congreſſe. Die Bundesverſammlungen wurden jährlich abwechſelnd in einem der drei Bünde gehalten: in dringenden Fällen noch ſogenannte Beitage; unter außerordentlichen Umſtänden auch ſogenannte Standesverſammlungen. Doch weder Bundes- noch Beitage und Standesverſammlungen konnten vollmächtig aus ſich über Staatsangelegenheiten entſcheiden oder Geſetze geben: das Ergebniß ihrer Berathungen mußte jedesmal dem Landesfürſten, das iſt den Gemeinden und Hochgerichten zur Genehmigung vorgelegt werden. Die Mehrheit der Stimmen entſchied dann."

„Das vielverſtrickte Flechtwerk einer Menge von kleinen unter ſich ſehr verſchiedenartigen Republiken, mußte wie man ſich leicht vorſtellen kann, den Gang der öffentlichen Geſchäfte nicht nur ſchwerfällig und ſchleppend, ſondern auch hin und her ſchwankend machen. In blinder Vorliebe für perſönliche und Ortsfreiheit ward dieſe durch ſich ſelbſt auf den engen Raum einer Gemeinde beſchränkt. Die Kraft des Geſammtſtaates lag zerſplittert und jedes dem Ganzen erſprießliche Unternehmen mußte am Intereſſe einzelner Perſonen und Gemeinden ſcheitern. Der Bündner war in Bünden ſelbſt ein Fremder, ſobald er in einer anderen als ſeiner heimathlichen Gemeinde erſchien. Die Regierung hatte weder Kräfte noch Mittel wirkſam zu ſein. Ueber die weiſeſten Anträge der Bundesverſammlungen entſchied Eigennutz und Unwiſſenheit der Landesgemeinden oder vielmehr das Intereſſe einflußreicher Volksführer."

So entſtand ein Gewirre, das den Intriguen der Ehrgeizigen und Händelſüchtigen den willkommenſten Spielraum gewähren mußte; als daher am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts die Stimme des wittenberger Mönchleins bis in dieſe Vorhalle Italiens drang und durch das thätige Wirken des Jakob Alexander Salandronius, eines Freundes Zwingli's, des Staatsmannes Johann Travers, der ein „ſtählerner Ritter im Dienſte des Herrn" genannt wird ſowie des früheren Biſchofs von Capo d'Iſtria Paul Vergerio, eines Mannes von ungeſtümem Eifer und hoher Geiſtesthätigkeit, ſich bald ein Theil dieſes Verglandes bald von der alten Kirche trennte, wurde mit dem Aufhören der religiöſen Einheit, die Zerklüftung natürlich immer größer. Das Land wurde ſeit der Reformationszeit bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts von wüſten Partheikämpfen durchtobt; ein Schauplatz beſtändiger Verſchwörungen, Volksaufſtände und bürgerlichen Unruhen, die reich ſind an blutigen und abentheuerlichen Zügen. Deshalb ſcheuten ſich viele Kantone

Digitized by Google

der Schweiz lange Zeit mit diesem Hochlande in engere Verbindung zu treten. Noch im Jahre 1701 wünschten die Bündner einen näheren Anschluß an die Schweiz, aber die übrigen Kantone suchten demselben auszuweichen, sie begnügten sich damit, Graubünden als einen „zugewandten Ort" zu betrachten.

Ein Hauptgrund dieser unglückseligen Zerrüttung ist in dem Besitz jener Unterthanenlande zu suchen. Hierdurch wich der Freistaat gänzlich von dem Geiste der alten Verfassung, die Nichts wollte als billiges Recht im Innern und Friede von Außen. Dem Ehrgeiz und der Habsucht einzelner Familien wurde das weiteste Feld eröffnet. Schon im Jahre 1507 mußte der Landtag zu Davos den sogenannten Kesselbrief erlassen, ein Gesetz, das den überfrechen Bestechungsumtrieben für die einträglichen Aemter im Veltlin einigermaßen Schranken setzen sollte. Nach diesem Kesselbriefe, der am 25. Oktober 1507 erlassen wurde, mußte jeder Bewerber um ein Amt schwören, nicht durch „Praktiken" sich die Stimmen erkauft zu haben — d. h. durch Werbekünste, in Geldaustheilung, Veranstaltung von Schmausereien ꝛc. bestehend, wodurch die Wohlhabenden sich die Veltlinämter listig zu erschleichen wußten.

Noch größeres Unheil und Schmach verhängten aber die Bündnisse mit fremden Mächten über das Land. Als Italien der Tummelplatz ewiger Kriege zwischen Oestreich, Spanien, Frankreich, Venedig und dem römischen Stuhle war, mußte das rhätische Alpenland wegen seiner Gebirgspässe, seiner bestechlichen Beamten und tapfern Söldnerschaaren von unabsehbarer Wichtigkeit für die streitenden Mächte werden. Sie gingen daher Bündnisse und Verträge mit den einzelnen Gemeinden und Volksführern ein. Solche Bündnisse wurden abwechselnd, ja oft gleichzeitig mit mehreren Mächten abgeschlossen. Der Staat oder einzelne Familien suchten gegen Oeffnung und Sperrung der Alpenpässe, gegen die Erlaubniß freier Werbung oder gegen Herbeiziehung einer bewaffneten Macht von ausländischen Höfen, mancherlei Vortheile zu erlangen. Die alte Wahrheit, daß kleine Freistaaten nur Bündnisse mit ihres Gleichen eingehen dürfen, daß sie sich durch die Einmischung in die Politik fremder Mächte stets schwächen und zu Grunde richten, hat sich hier schrecklich bestätigt. „Alt fry Rhätien" wurde so eine feile Magd der ausländischen Politik; die fremden Gelder verderbten den alten biederen Sinn; die Stimmen des Vaterlandes gingen verloren in dem Geschrei der Factionen, welche sich in fremdem Interesse um die Oberhand stritten und das Volk durch lockende Vorspiegelungen für sich zu gewinnen wußten.

Dieſes Unweſen hat bis zum vorigen Jahrhundert fortgedauert; es vernichtete zuletzt ganz und gar die politiſche Sittlichkeit des Volkes. Die Leute in den Gemeinden überließen die öffentlichen Aemter Dem, welcher das Meiſte dafür bot. Die Herren, welche Aemter in den Unterthanenprovinzen erſchlichen, erlaubten ſich Erpreſſungen und Spitzbübereien aller Art und verkauften ſich als Werkzeuge an die Meiſtbietenden der auswärtigen Höfe. Und ſo mag es wohl gerechtfertigt ſein, wenn Schiller in der erſten, auf Verwendung hin abgeänderten Ausgabe ſeiner famöſen „Räuber", einen jener Helden, welche einſt die deutſche Jugend begeiſterten, den Gefährten rathen läßt: „Gehen wir nach Graubünden, dort iſt das wahre Athen der Gauner!" *)

Zwar bemühte man ſich dieſe Partheiſtürme, welche ſich nach kurzen Zwiſchenräumen immer wieder von Neuem erhoben, bald in Volksaufläufen, bald in jenen „Strafgerichten" ausbrechend, bei welchen immer die augenblicks ſtärkere Partei ihre Gegner durch Verbannung und Todesſtrafen zu unterdrücken ſuchte und die ganz an die Schreckensherrſchaft erinnern, — dieſe ewigen gegenſeitigen Befehdungen durch neue Standesgeſetze niederzuhalten. Allein das Uebel wurde keineswegs von Grund aus getilgt. Fortunat von Juvalta, ein Landammann des Oberengadins, entwirft uns ein wenig erbauliches Bild von den damaligen Zuſtänden des Landes.

„Aemterſucht und Geiz," ſagt der Landammann, „waren herrſchende Hauptfehler; erſtere feil wie Waare (die Aemter nämlich). Rechtsſachen wurden nur nach Geld entſchieden, wer reichlicher gab, hatte auch das größere Recht. Es gab ſo unverſchämte Individuen, die ihr Anſehen und ihren Beiſtand den Rechtsbedürftigen förmlich verkauften oder ſich zu Beſtechungen gewinnen ließen. Nicht nur Privatperſonen, ſelbſt Gemeinden trieben dieſes Handwerk. Die Landammannſchaft, die Botenſchaft, die Aemter in den Unterthanenlanden u. ſ. w. wurden viele Jahre vorher förmlich und urkundlich verkauft; die Käufer kauften, um theurer verkaufen zu können. Denn die Amtsſtellen trugen ſehr viel ein, da die Amtsleute den begüterten Unterthanen immer genug entziehen konnten; ſie waren Richter und Kläger zugleich und ſprachen in ihrem eigenen Recht. Die Aemterbeſitzer ließen das Geſchäft auch durch Weiber, Anverwandte oder ſonſtige dazu Beſtellte verrichten und ſchworen dabei, daß ihre Wahl ohne Practiciren und Weibeln geſchehen ſei." —

*) Unſeres Wiſſens iſt dieſe Stelle in keiner ſpäteren Ausgabe aufgenommen.

Digitized by Google

VII.

Historische Andeutungen. — Kämpfe der französischen und östreichisch-spanischen Parthei. — Der Veltlinermord. — Der Prättigauer Freiheitskampf. — Der Kettenbrief. — Verlust der Unterthanenprovinzen. — Die Vereinigung Graubündens mit der helvetischen Republik. — Der Bauern Aufstand im Oberlande.

Die erste von den Factionen, welche Graubünden zerrissen, war die französische und die östreichisch-spanische. Das Haupt der französischen Parthei war Anton von Salis, an der Spitze der östreichisch Gesinnten standen die Bavier, Tscharner und Johann Planta von Zernez, Herr zu Rhäzüns, am päpstlichen und kaiserlichen Hofe sowie im Lande selbst hoch angesehen; sein Sohn Conrad von Planta war Stiftsherr und Domdekan. Dies Alles machte ihn übermüthig und lachend fragte er einst seinen Schneider: „Wenn ich mich gegen das Land verginge, wer wollte mich strafen?" Da antwortete der Schneider keck, unbewußt eine Prophezeiung aussprechend, die bald in Erfüllung gehen sollte: „Die Bauern mit ihren Hellebarden!" Planta jagte ihn dafür zornig aus dem Hause; der Schneider war in der Folge einer seiner Richter.

Diese beiden Partheien, die Salis und die Plantas verfolgten sich fast das ganze sechszehnte Jahrhundert über mit Mord und Blut, sie führten die ärgsten Gewaltthaten herbei und riefen vaterlandsverrätherisch Franzosen, Oestreicher und Spanier in's Land, um ihre ehrgeizigen Pläne zu unterstützen. Schon anno 1565 hat ein solcher Partheikampf im Engadin gewüthet; das Volk schlug sich bald zu dieser, bald zu jener Faction, je nachdem die Führer mehr boten. Strafgerichte plünderten endlich die Anhänger der französischen Parthei durch schwere Geldbußen: die Pöbelrotten fraßen damals in den Häusern allen vorräthigen Speck auf, weshalb diese Fehde der „Speckkrieg" genannt wird.

Das Veltlin, wie wir bereits oben angedeutet, vorzugsweise eine Beute der Aemterschleicher, war nun ein Hauptschauplatz Aller geldsüchtigen politischen Umtriebe. Im Jahre 1572 wurde nämlich dem Herrn von Planta durch ein päpstliches Breve die Vollmacht ertheilt: „alle kirchlichen Pfründen in Veltlin und in Bünden, die von evangelischen

Predigern beſetzt ſeien, in Verwaltung zu nehmen, und nach ſeinem Ermeſſen an katholiſche Prieſter und Ordensleute zu verleihen."

Es entſtand ein Volksaufruhr; Chur, wo damals der Bundestag, wurde umlagert und Planta floh zu den Katholiken im grauen Bunde. Dieſe lieferten ihn jedoch aus. Mit würdigem Schweigen ertrug Planta alle Schmach, die ihm nun angethan ward. Am 25. März 1572 wurde ein Strafgericht von dreißig Richtern eingeſetzt und Planta nachdem man ihn grauſam gefoltert, trotz aller Fürbitten Oeſtreichs und der Eidgenoſſen, durch Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilt. Am 31. März 1572 wurde ihm der Kopf abgeſchlagen. Ebenſo wurden noch vierzig von ſeiner Parthei, ohne eines Verbrechens überwieſen zu ſein, zum Theil mit Amtsentſetzung, beſtraft. Allen aber legte man ſchwere Geldbußen auf und Conrad Planta, ſein Sohn, wurde für ewig verbannt.

Im Jahre 1573 war abermals ein Strafgericht über Mehre von der ſpaniſchen Faction ausgebrochen, die man der Theilnahme an Plantas Umtrieben beſchuldigt hatte, die Urtheile dieſes Gerichtes wurden aber in demſelben Jahre wieder durch ein anderes Strafgericht zu Chur aufgehoben, das die Richter zur Verantwortung zog.

Solcher heilloſen Anarchie endlich müde, ſtellten die drei Bünde am 6. Februar 1574 ein Grundgeſetz auf, den Dreiſieglerbrief (von den Vorſtehern der drei Bünde geſiegelt), der den Rechtsgang über Verbrechen gegen die Freiheit des Landes beſtimmte. Es gebot: „daß fürhin alle Streitigkeiten nicht mit Waffengewalt, ſondern mit dem Rechte ſollten beurtheilt werden. Nie ſoll das Volk aufſtehen, als auf die Mahnung der Vorſteher der drei Bünde. Wer ein Verbrechen gegen das Land begangen, ſoll von der Obrigkeit, unter welcher er ſteht, geſtraft werden, läßt es dieſe ermangeln von dem Bund, und endlich erſt von den drei Bünden."

Allein auch der „Dreiſieglerbrief" brachte keine dauernde Ruhe in's Land. Ebenſo vergeblich war die im Jahre 1603 zu Chur erfolgte „Landesreforma." Denn jede politiſche und religiöſe Bewegung fachte die Gluth wieder von Neuem an.

Mit dem ſiebzehnten Jahrhundert brach der mächtigſte aller Partheikämpfe aus. Die Herrſchaft über die Lombardei war bisher wechſelsweiſe in Oeſtreichs und Frankreichs Hände gekommen; endlich behauptete ſich Oeſtreich, obwohl nicht ungeſtört von den Franzoſen. Für beide Mächte waren die bündneriſchen Päſſe wichtig. Der Freiſtaat öffnete ſie Frankreich und ſperrte ſie für die Oeſtreicher; auch mit Venedig ging er durch Frankreichs Einfluß, ein Bündniß ein. Hierüber höchſt aufgebracht begann

Digitized by Google

das öſtreichiſch-ſpaniſche Haus neue Feindſeligkeiten gegen Graubünden. Der ſpaniſche Statthalter in Mailand Graf von Fuentes baute im Jahre 1603 hart an der Grenze des Veltlins in der ſumpfigen Fläche am Ausfluſſe der Adda die Feſtung Fuentes, zum Spotte das „Bündnerjoch" genannt, und hemmte ſo allen Verkehr. Nun wütheten neue Strafgerichte gegen die Spaniſchgeſinnten im Lande; am blutigſten war das Strafgericht zu Thuſis, das von geiſtlichem Einfluſſe gehetzt, den ſechsundſiebzigjährigen Erzprieſter Rusca aus Sondrio, einen eifrigen Verfechter der katholiſchen Kirche, und den greiſen Zambeo unter den Händen der Folterknechte grauſam ſterben ließ.

In dieſe drangvolle wildbewegte Zeit fällt der Untergang des reichen Fleckens Plurs in der Grafſchaft Cläven, der am 4. September 1618 durch einen Bergſturz verſchüttet ward, wie ſpäter das Dorf Goldau am Gnippenſtock. Zweitauſend vierhundert dreißig Menſchen wurden unter den Trümmern des herabſtürzenden Contoberges begraben; und nur zwölf Perſonen nebſt drei Kindern konnten ſich retten.

Auch der blutige Veltlinermord wurde damals verübt, eine That, die der franzöſiſchen Bartholomäusnacht würdig zur Seite ſteht. Die durch die Strafgerichte verjagten Anhänger der öſtreichiſch-ſpaniſchen Parthei Rudolf und Pompejus Planta ſammelten, von Mailand unterſtützt, Schickſalsgenoſſen und Gleichgeſinnte im Veltlin um ſich, das ohnehin gegen ſeine Bedrücker, die Bündner aufgebracht und auch der reformirten Religion abhold war. Mit einer wilden Rotte fielen die Plantas, am 19. Juli 1620 zu Tirano, Teglio, Sondrio und Marbegnio über die Einwohner her, um die Proteſtanten mit Feuer und Schwert auszurotten, vier bis fünfhundert Reformirte wurden, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts, zuſammengemetzelt.

Bald darauf, im Oktober des Jahres 1621 fiel der öſtreichiſche General Baldiron in's Münſterthal, Unterengadin und Prättigau ein und der Herzog von Feria beſetzte Cläven und plünderte im Bergellerthal. Die Oeſtreicher ſchalteten als Herrſcher im Lande. Baldiron erlangte unbedingte Unterwerfung an der Spitze ſeiner räuberiſchen wilden Schaaren, die der Geiſt des damals wüthenden dreißigjährigen Krieges beſeelte. Mayenfeld und Chur wurden beſetzt; der obere Bund hielt es mit den Oeſtreichern und der größte Theil des Gotteshausbundes war in des Feindes Gewalt, der am 15. Januar 1622 in der mailändiſchen Capitulation als Dictator Geſetze vorſchrieb.

Da raffte ſich das Volk wieder kräftigen Sinnes zuſammen. Im

Prättigau ſtanden die ſtarken blondhaarigen Bewohner dieſes Thales auf und griffen zu den Waffen. Angeführt von den tapferen Kriegsleuten Rudolf und Ulyſſes von Salis, Peter Guler, Johann Tſcharner, Thuring Enderli, Johann Jauch, Georg Jenatſch u. A. m., mit Morgenſternen und Prügeln bewaffnet ſchlugen ſie den Feind aus ihren Thälern hinaus, der, wie der Hiſtoriker und Mitkämpfer jener Tage, Joſeph Guler von Wyneck ſagt „ob der Prättigauer Löwenmuth dermaſſen erſchrocken war, daß er ſich in die Flucht begeben; welchem aber ſo nachgeſetzt worworden, daß man ihm, nachdem die Musketen abgeſchoſſen, mit großen Prügeln die Oberwehr aus den Händen, und darauf auf den Kopf dermaſſen geſchlagen, daß das Hirn aus dem Kopf geſpritzt und ſie auf die Erde gefallen. Und wiewohl ſie durch Zauber und Teufelskunſt vor Hauen, Stechen und Schießen ſicher waren, hat doch ihr Meiſter, der Teufel, ſchändlich vergeſſen, daß er ſie nicht auch dieſe Kunſt gelehrt, wie ihnen die Prättigauiſche Prügelſuppe nichts ſchaden möge, an welcher ſelbigen Tages in die vierhundert erſtickt und erwürget. Es ſind auch an die zweihundert, ſo die Prügel nicht erwarten wollten, in den Rhein geſprungen und erſoffen."

Dieſer prättigauer Freiheitskampf gehört zu den ſchönſten und glorreichſten Epiſoden der Geſchichte Graubündens. Die Lucienſteig wurde erſtürmt, Mayenfeld belagert, General Baldiron in Chur eingeſchloſſen und endlich zu einem ſchimpflichen Abzuge über Tiefenkaſten gegen Cläven gezwungen. Hierauf ſetzte Rudolf von Salis dem Werke noch die Krone auf; er führte ſeine Schaaren gegen den abtrünnigen oberen Bund hin, ihn zur Entſagung der mailändiſchen Capitulation nöthigend, dann ließ er zwiſchen allen Gliedern des Freiſtaates den alten Bundesſchwur wieder erneuern (am 17. Juni 1622).

Alle Heerbanner der Bündner ſtürzten nun über's Gebirg, um Unterengadin zu befreien und der fliehende Feind wurde bis tief in's Montafun und Tyrol hinein verfolgt. Bald drangen die Oeſtreicher und Spanier jedoch auf's Neue in den Freiſtaat ein; General Baldiron zog über Canova und Süß dem oberen Engadin zu und hauſte unmenſchlich. Kriegsgefangene ließ er hinrichten; Kinder und ſelbſt ſchwangere Frauen wurden erſchlagen. Das Engadin ging verloren; Rudolf von Salis verſuchte die Landſchaft Davos noch zu retten, allein die Uebermacht war zu groß.

Da zog ſich die Schaar der Bündner in's Prättigau; ſie ſtand unweit dem Dorfe Saas, auf dem Platze Raſchnals, durch fünfhundert

Digitized by Google

Männer dieſes Thales verſtärkt, die feſt entſchloſſen waren zu fechten und zu ſterben. Am Mittage des 5. Septembers 1622 begann der Kampf. Die Prättigauer ſprangen, ſchnell wie die Gemſen, von Fels zu Fels und ihre Morgenſterne leuchteten vielen in eine andere Welt. Lange ſchwankte der Sieg, da umging der Feind die Hirten auf der Höhe und feuerte aus allen Büſchen auf ſie. Nach tapferer Gegenwehr zogen ſie ſich in die angränzende Wieſe Aquaſana oberhalb Raſchnals zurück. Der Feind folgte in gewaltigem Kugelregen. „Als nun der kleine Haufen wankte, viele wichen, erhoben ſich dreißig Prättigauer, alle eines Sinnes, des Vaterlandes Freiheit und Ehre nicht zu überleben. Die Keulen geſchwungen, ſtürzten ſie mit geſenkten Häuptern blindlings in die Menge des Feindes, ſprengten deſſen Reihen, ſtritten, ſanken Mann um Mann, und ſtarben umringt von Leichen.“ —

Zu ſpät zog als Schutz der Prättigauer ein Hülfscorps aus dem Schalfick; als es von den Bergen herab die Niederlage der Bündneriſchen ſah, kehrte es muthlos und betrübt wieder heim. Der Feind aber tobte nun noch verheerender durch das Land, bis die Eidgenoſſen bei dem Erzherzoge von Oeſtreich zu vermitteln ſuchten.

Es kam zu einem Friedensvertrage in Lindau am 30. September 1622, der dem beſiegten Lande die härteſten Bedingungen auferlegte. Die acht Gerichte, das Unterengadin und Münſterthal wurden Oeſtreich gänzlich unterthan. Zu allem dem kam noch eine Seuche und von 1622 auf 1623 ein gräßlicher Hungerwinter. Endlich zogen die Franzoſen aus altem Haſſe gegen das Haus Habsburg dem hart niedergedrückten Lande wieder zur Hilfe, befreiten es aus den Krallen des öſtreichiſchen Adlers und ließen die alten Grundgeſetze des Freiſtaates beſchwören. Im Jahre 1625 eroberten ſie mit ihnen das Veltlin.

Bald ließen jedoch die Franzoſen ihre Bundesgenoſſen nach gewohnter Manier wieder im Stich. Sie ſchloſſen am 5. März 1626 heimlich einen Vertrag zu Monzone mit Spanien, wornach die Unterthanenländer zwar unter der Oberherrlichkeit Bündens und gegen einen jährlichen Tribut, doch mit Ausſchluß der reformirten Kirche und unter ſelbſtgewählten Vorſtehern einen eigenen Staat für ſich bilden ſollten. Vergeblich proteſtirten die Bündner.

Kurz darauf rückten die Oeſtreicher mit 20,000 Mann zum Drittenmale ein und hauſten nicht weniger ſchlimm im Lande, dazu kam eine abermalige Seuche, die gegen zwölftauſend Menſchen weggerafft haben ſoll. Die Franzoſen gelobten neuen Beiſtand und der Herzog von Rohan

Digitized by Google

zog im Jahre 1631 mit einem Heere herbei, allein auch dieſesmal täuſchten die Franzoſen die Erwartungen der Bündner; ſie eroberten das Veltlin, gaben es aber dem Freiſtaate nicht zurück, ſondern fanden die Gelegenheit ſehr willkommen, Oberitalien von dort aus im Schache halten zu können.

Im Jahre 1637 gelang es endlich dem ſchwer bedrängten Lande ſich aus den Umgarnungen der fremden Mächte loszureißen, in deren Händel es ſich mit ſo hartem Verluſte thöricht eingemengt. Am 16. Februar des Jahres verſammelten ſich vierunddreißig der angeſehenſten Männer und Heerführer zu Chur im Hauſe des Bürgermeiſters Georg Meier und verbanden ſich zu Schutz und Trutz für die Befreiung des Vaterlandes, durch den ſogenannten Kettenbrief. Sie nannten ſich ſelbſt die Areopagiten und ketteten ſich durch einen furchtbaren Eid, indem ſie ſich gegenſeitig das Recht zugeſtanden den Meineidigen an Ehre und Leben zu ſtrafen. Dieſe Rückkehr zum Urprinzipe der alten Bünde, zur Vereinigung aller Kräfte, hat den Freiſtaat gerettet. Der Geiſt des neuen Bundes zeigte ſich bald in allen Handlungen. Dreitauſend dreihundert Bündner ſtanden ſchnell unter den Waffen: der Abzug der Franzoſen wurde ertrotzt; der Herzog von Rohan, der es übrigens perſönlich gut mit dem Lande meinte und ſeinen Dank mitnahm, mußte capituliren und am 5. Mai 1637 das Land räumen.

Nun wuchs Graubünden wiederum an innerer Kraft, der Geiſt der alten Bünde war neu erwacht und hatte das ganze Staatsweſen mit friſchem Marke gefüllt. Die gewonnene Selbſtändigkeit wurde ſtärker als je zuvor befeſtigt. Zuerſt durch eine Reihe von Verträgen mit dem Auslande, wie der ewige Friede mit Spanien am 3. September 1639 und vor allen der weſtphäliſche Friedensſchluß, wodurch die volle Unabhängigkeit des Landes begründet ward und das letzte Band an Kaiſer und Reich gelöſt wurde. Zwiſchen Oeſtreich und Bünden wurden in jenem Friedensſchluſſe alle ſeit 1620 dem Freiſtaat aufgezwungenen Verträge und Zugeſtändniſſe für todt und kraftlos erklärt; das Erzhaus behielt keine anderen Beſitzungen mehr im Gebiete der drei Bünde, als einige Herrſchaftsrechte in Rhäzüns, im Münſterthal und das Schloß Taraſp. So wurde Rhätien zum zweitenmale ſelbſtändig und frei und mit der durch ein unpartheiiſches Gericht im Februar 1681 zu Chur entworfenen 1694 ergänzten Landesreform wurde das ſo unheilvolle ſiebzehnte Jahrhundert glücklich beſchloſſen.

Der bündneriſche Freiſtaat war nun zwar aus dem tiefen Verderben gerettet, in welches die innere Zwietracht, die unvorſichtige Einmiſchung und Hingebung an fremde Politik ihn gebracht hatten. Allein aus den

Digitized by Google

alten Urſachen und Quellen alles Uebels entſtanden bald wieder neue Spaltungen. Der engherzige Bundes- und Ortsgeiſt ließen den ächten republikaniſchen Sinn nicht aufkommen, die Einſetzung einer allgemeinen kräftigen Landesregierung war vergeblich, da Niemand ihre Geſetze hielt. Der abgeſonderte Geiſt der Bezirke und Gemeinden, der harthörige und bornirte Kleinpatriotismus ſtemmte ſich einer geiſtigen Einheit und Geſammtentwickelung mauerähnlich entgegen und begünſtigte die ehrgeizigen Pläne Einzelner nach Gewinn und Anſehen in der Heimath, wie in den Heeren, an den Höfen fremder Fürſten. So wurden ſtets wieder neue Factionen in's Leben gerufen und alle Angelegenheiten, ſowohl des Landes als einzelner Gemeinden, kirchliche und politiſche von dem Partheigeiſte aufgegriffen, wobei es meiſt nicht ohne Gewaltthaten ablief. Statt der Wehrhaftmachung des Volkes zu ſeiner eigenen Vertheidigung begann das Verkaufen in fremde Militärdienſte nach Frankreich, Spanien, Holland, England, Sardinien, Oeſtreich, Neapel, Rom, Genua ꝛc.

Viele Bündner wanderten auch nach Venedig und trieben dort das ehrſame Schuſterhandwerk und andere Gewerbe, allein im Jahre 1766 verjagte der Senat der Lagunenſtadt mehr als tauſend Bündner aus ſeinem Gebiete, um ſich an dem Freiſtaate für eine Beleidigung zu rächen, worauf denn eine große Zahl in andere Länder ging.

So verſtrichen hundertfünfzig Jahre, bis der Sturm der franzöſiſchen Revolution auch an dem Freiſtaat der drei Bünde gewaltig rüttelte. Vor allem wirkte der Ruf der Freiheit auf die Unterthanenländer Veltlin, Cläven und Bormio. Sie riſſen ſich im Juni 1797 los und wurden der ciſalpiniſchen Republik einverleibt, welche Bonaparte in Italien geſtiftet hatte. Obwohl die tieferblickenden Vaterlandsfreunde in dieſem Schritte, der die Quelle aller inneren Zerrüttungen mit einem Male verſtopfte, nur einen Gewinn für den rhätiſchen Freiſtaat ſehen mochten, proteſtirte Bünden doch dagegen; allein vergebens. Selbſt das ganze in jenen Landſchaften vorgefundene Vermögen der graubündner Patrizier wurde von den Franzoſen confiscirt. Auch im Jahre 1814 konnte Graubünden das Land nicht zurückerhalten, denn Oeſtreich weigerte ſich, es herauszugeben; das ſchwache Bündnercorps, welches am 4. Mai 1814 Chiavanna beſetzt hatte, mußte dem anrückenden öſtreichiſchen Heerhaufen weichen. Im Congreſſe zu Wien fielen jene Unterthanenländer dann auf immer Oeſtreich anheim; die Anſprüche der durch jene Confiscation beraubten Familien wurden in die Länge gezogen und zuletzt kam eine Abfindung zu Stand, wornach Oeſtreich vier Millionen Lire zahlte. Die ſchönen Länder

wurden dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche einverleibt und Oeſtreich gehören mit denſelben nun die Päſſe, ſo daß es leicht ein Heer durch Graubünden an den Bodenſee bringen und die ganze innere Schweiz beſetzen kann. *) —

Die alte Verfaſſung des ganzen Schweizerbundes wurde nun geſtürzt und das Alpenland ohne Rückſicht auf die verſchiedenen kleinen Staaten in eine einzige „helvetiſche Republik“ verſchmolzen. Schon als die drei Bünde bei der Losreißung ihrer Unterthanenländer eine Geſandtſchaft nach Mailand ſchickten, wurde den Abgeordneten, der Wink ertheilt „die Anſchließung des bündnerſchen Freiſtaates an Cisalpinien könne demſelben Profundität geben,“ ſtatt daß die Rede von einer Wiedererſtattung jener Länder geweſen wäre. Eine andere Geſandtſchaft, die in Paris für die Wiedererlangung der verlornen Gebietestheile diplomatiſche Unterhandlungen anknüpfen ſollte, wurde ſo lange hingehalten, bis der Schweiz durch Waffenmacht die neue franzöſiſche Verfaſſung aufgedrungen worden war, dann wurden ſie mit dem Vorſchlage einer Anſchließung Rhätiens an die neue helvetiſche Republik heimgeſchickt.

Die Vereinigung mit der helvetiſchen Republik wurde von dem damaligen Landtage vor der Hand abgelehnt. Ein großer Theil des Volkes war den Franzoſen feind; eine Parthei wünſchte jenen Anſchluß, doch die andere hielt es mit den Oeſtreichern, welche an der Gränze ſtanden, um die Franzoſen zu bekriegen. Als ſich daher ein blinder Lärm erhob, die Franzoſen zögen herbei, diente dies den Häuptern der Oeſtreichiſchgeſinnten als Vorwand, um im Oktober 1798 öſtreichiſche Truppen unter dem Generale Auffenberg in's Land zu rufen, die aus dem Vorarlberge durch den Engpaß des Lucienſteiges kamen. Bald mußten jedoch die Oeſtreicher dem über die Steig ſiegreich in Graubünden einziehenden Generale Maſſena weichen und dieſer ſetzte ſogleich eine vorläufige Regierung ein, die ohne Weiteres mit dem helvetiſchen Directorium wegen der Einverleibung Graubündens in die helvetiſche Republik Unterhandlungen einging. Zwei helvetiſche Commiſſäre erſchienen und am 31. April 1799 wurde die Vereinigung Graubündens mit der helvetiſchen Republik geſchloſſen.

*) Wellington wird es beſonders zugeſchrieben, daß auf dem Congreſſe zu Wien die Landſchaften Oeſtreich überlaſſen wurden, er erklärte zur Erhaltung des Weltfriedens ſei es nöthig, die Alpenpäſſe in den Händen des ſtarken Oeſtreich und nicht der ſchwachen, leichtaufreizbaren Schweiz zu wiſſen. (Nachbemerkung: Im Winter 1847 geſchrieben. —)

Digitized by Google

Uebrigens überſchwemmten damals bald die Oeſtreicher bald die Franzoſen das Land und jede Partei verfolgte mit Hilfe der fremden Truppen die andere. Als die Oeſtreicher unter Auffenberg von den franzöſiſchen Generalen aus Graubünden hinausgetrieben wurden und die Franzoſen das Hochland von dem Fuße des Gotthard und Crispalt bis zu den Gränzen Deutſchlands beſetzten, ſah das Volk der rauhen Bergthäter mit verbiſſenem Grimme die fremden Soldaten in ſeinen Hütten. Und ſo geſchah ein Aufſtand der Landleute im Oberland, der eine blutige Epiſode in der neuern Geſchichte Graubündens bildet.

Mit Mühe hielt man nämlich die Wuth der wilden Bergesſöhne zurück, bis ein allgemeiner Angriff der Oeſtreicher gegen die Franzoſen erfolgen würde *). St. Julien, Obriſt des öſtreichiſchen Regimentes Neugebauer, ließ endlich ſeine Vertrauten in Bünden benachrichtigen, der Angriff werde am 1. Mai 1799 geſchehen. Er leitete auch in der That am genannten Tage den Angriff, von Balzers gegen St. Luzienſteig; wurde aber zurückgeſchlagen. Zu ſpät hörte man in den Winkeln des Gebirges von ſeiner Niederlage. Dort war ſchon zum Aufbruch, vom Luckmanier, Sirmadun und Crispalt her, der Landſturm mit Ungeduld gerüſtet.

In Ciamut, dem letzten und höchſten Dörfchen des Tawetſcherthales, ſtand das Volk zuerſt auf. Bunt und abentheuerlich bewaffnet trat es zuſammen, mit Kreuz und Fahne voran. Wie ein Waldſtrom riß der Haufe von Dorf zu Dorf alles mit ſich, was eine Waffe führen konnte. So gelangte er nach Sedrun, dem Hauptorte des wilden Hochthales, das mit ſeinen Viehweiden, Flachs- und Haberfeldern fünfthalbtauſend Fuß über dem mittelländiſchen Meere liegt.

Hier befand ſich als äußerſter Poſten auf dem Gebirge, ein franzöſiſcher Offizier mit einer kleinen Abtheilung ſeiner Compagnie, die zwei Stunden weiter entfernt in Diſentis am Vorderrheine lag. Er ſaß ſorglos mit ſeinen Leuten beim Mittagsmahle, als das Haus plötzlich umzingelt ward und man ihn aufforderte, ſich gefangen zu geben. An Widerſtand war hier nicht zu denken. Die Franzoſen ſtreckten ihre Waffen und wurden nach Diſentis mitgeführt, wohin ſich der tobende Haufe nun wälzte.

Als der Landſturm Nachmittags Diſentis erreicht hatte, ſtand der franzöſiſche Hauptmann hier ſchlagfertig. Die Unterhandlungen dauerten

*) Siehe: Zſchokke „die klaſſiſchen Stellen der Schweiz" 1. Bd. S. 45—47.

nicht lange. Einzelne Flintenſchüſſe und das wilde Gebrüll der Oberländer ließen die Anführer nicht zum Worte kommen und auf beiden Seiten wurden im Kampfe mehre getödtet und verwundet. Die Sturmglocken heulten überall von den Bergen herab und von allen Höfen ſammelte ſich das Volk immer mehr, bis die kleine franzöſiſche Truppenabtheilung bei dem Anblick der immer drohender wachſenden Menge allen Widerſtand aufgeben mußte. Sie wurde gefangen, entwaffnet und über Nacht in dem Rathhauſe bewacht.

Am anderen Morgen ſollten die gefangenen Franzoſen in der Richtung gegen Chur weitergeführt werden. Kaum waren ſie auf den freien Platz aus dem Rathhauſe hervorgetreten als der Volkshaufe in ein wildes Geſchrei ausbrach. Man wollte nichts mehr von einem gegebenen Ehrenworte wiſſen und von Schonung des Lebens; die Landleute am Fuße des Luckmanier, große baumſtarke Männer von knochigtem Körperbau und mit ſonnengebräuntem wetterhartem Antlitz ſchwangen drohend ihre Gewehre und Knittel. Einige der ehrwürdigſten Patres aus dem Kloſter erſchienen in dem Getümmel und ſuchten den raſenden Volkshaufen zur Menſchlichkeit zu ermahnen. Der alte Dekan der Abtei, Baſilius Voith, begleitet von dem Pater Domenico und dem Pfarrer von Sedrun, Vigilius Wenzein, ſuchte die wilden Bergesſöhne zu beſchwichtigen; ſie warfen ſich gegen die eindringenden, ſchon zum Theil berauſchten Bauern auf die Kniee nieder und baten für das Leben der Gefangenen. Einige der Landleute fühlten ſich durch dieſe Bitten der Prieſter wohl gerührt und hießen, in ſich gehend, den Zug der Soldaten und des Volks ſich vorwärts bewegen. Andere aber ſchwangen ihre Waffen gegen die knieenden Prieſter.

Kaum war die verworren tobende Menge, die franzöſiſchen Gefangenen in ihrer Mitte, einige Schritte außerhalb des Dorfes gekommen, als zwei oder drei Soldaten, die ſeitwärts von den ihrigen gingen, Miene machten, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen oder dieſes Vorhabens wenigſtens verdächtig ſchienen. Da erſcholl plötzlich ein wüſtes Geſchrei, und Flintenſchüſſe krachten von allen Seiten. Alles ſtürzte mordſüchtig über die Gefangenen her. Sie wurden ſämmtlich niedergemetzelt. Als die Leichname ausgeplündert waren, ſetzten die zum größten Theil betrunkenen Bergbewohner ihren Weg nach dem Dorfe Tavanoſa fort, wo eine Brücke über den jungen Rhein führt.

Bei dieſer Brücke ſah man die Spuren eines blutigen Scharmützels, das kurz vorher geliefert worden war. Der Landſturm, der von der Höhe

des Brigelſer Thales und den Umgebungen des Glennerſtromes herabgekommen war, hatte hier gleichfalls eine Compagnie franzöſiſcher Grenadiere überraſcht und umzingelt. Aber dieſe kleine Schaar hatte ſich mit gefälltem Bajonette Bahn durch die wilden Schaaren gebrochen und Schritt um Schritt kämpfend, ihren Rückzug gegen Chur genommen.

Die vereinigten Landſtürme des Oberlandes, die auf ihrem weiteren Zuge gleich Lawinen des Gebirges angewachſen waren, zogen nun ebenfalls gegen Chur. Dort wurden die zügel- und regelloſen Banden indeß bald überwältigt; einige Compagnien franzöſiſcher Infanterie und Reiterei reichten hin, ſie in der Nähe der Stadt und auf den Wieſen des Dorfes Ems auseinander zu ſprengen. Ohne vielen Kampf wurden die flüchtenden Bauern zuſammengehauen und Niemand hat die Zahl der Gebliebenen und Verwundeten angeben können. Noch viele Wochen ſpäter fand man in den nahen Bergen und Wäldern die Leichname der Landleute, die aus dem Gefechte entronnen und in der Einſamkeit hilflos geſtorben waren. —

Die Franzoſen rächten ſich in der Folge blutig für jene Ermordung ihrer Leute. Mehrere Compagnien zogen hinauf in die Gebirge des Oberlandes und in's Vorderrheinthal. Diſentis wurde beſetzt; das Dorf und die alte Abtei geplündert; alles Geld und Gut geraubt, das Vieh mit fortgetrieben, hierauf das Kloſter angeſteckt und in Aſche gelegt. Ein Theil des Dorfes ging mit in den Flammen auf. Bei dieſem Brande ſind viele werthvolle Alterthümer, ein reichhaltiges Mineralienkabinet, eine ſeit dem dritten und ſiebenten Jahrhundert angelegte Bücher- und Handſchriften-Sammlung ſowie Beſchreibungen der noch am wenigſten durchforſchten Gebirgsgegenden Graubündens von Placidus a Specha weggekommen. Unter anderen unſchätzbare Handſchriften in romaniſcher Sprache und eine lateiniſche Ueberſetzung der vier Evangelien, die der heilige Sigisbert mit aus Schottland gebracht haben ſoll *).

Als man dem franzöſiſchen General Suchet, der zu Chur, in dem ſogenannten alten Gebäu ſein Hauptquartier hatte, eines Tages dieſe Härte vorwarf, zeigte er, ohne etwas zu erwiedern, eine Menge durchſtochener und blutiger franzöſiſcher Uniformen vor. Bei der Verfolgung der aus-

*) Das Kloſter iſt im Laufe dieſes Jahrhunderts neu aufgeführt und im Jahre 1832 die katholiſche Kantonsſchule dahin verlegt worden, welche 1842 indeß wieder nach Chur überſiedelte. Der gegenwärtige Abt von Diſentis, der ſiebenundſechszigſte des Gotteshauſes, iſt Adelgott Waller von Richenberg, im Jahre 1826 erwählt, ein alter Mann, der auf gelehrte Bildung keinen Anſpruch macht.

Digitized by Google

einandergesprengten Landstürmler hatte man dieselben in einer katholischen Kirche des Oberlandes gefunden, wo sie, wie Meßgewänder zur Schau aufhingen.

VIII.

Die Mediationsacte von 1803 und ihre Folgen für das Land. — Rhätiens Anschluß an die Eidgenossenschaft. — Die Verfassung des Kantons und seine Stellung zu der übrigen Schweiz. — Confessionelle Verhältnisse. — Eine Landammannswahl. — Die jetzigen Zustände. — Ein Blick auf die Zukunft Graubündens.

Als der Mann im Schlachtenmantel von Marengo auch die Zwietracht des Schweizerbundes mit starker Hand durch die Mediationsacte vom Jahr 1803 schlichtete, wurde die rhätische Republik in den Bund der neunzehn Kantone mit aufgenommen und so ihrem anarchischen Einzelleben entrissen. Die Mediationsacte bestätigte den Kanton in seinem jetzigen Umfange und bahnte nach jenen langen, verderblichen Kämpfen zuerst den Weg zu einer besseren staatlichen Ordnung. Sie schuf einen großen Rath von neun und sechszig Mitgliedern, einen kleinen Rath aus den alten Bundeshäuptern, sie rief einen Staatskörper ins Leben und setzte ein Appellationsgericht sowie ein Kantonsgericht ein, dadurch die Macht der einzelnen Gemeinden und Hochgerichte weislich beschränkend.

Damals bekam der Kanton auch zuerst eine ordentliche, geregelte Postverwaltung, sowie andere öffentliche Einrichtungen: eine Kantonsschule, einen Schul- und Gesundheitsrath, eine Militaircommission. Im Jahre 1806 wurden die ersten Münzen geprägt. Kurz das innerlich zerrüttete und in uralten verrosteten Formen erstarrte Leben der bündnerischen Republik empfing einen „Entwicklungstrieb zur staatlichen Ausbildung."

So sah die Schweiz überhaupt durch das Einschreiten jenes Mannes, dessen mächtige Hand, wie einst die des fränkischen Karl, überall im Spiele war, wo dem Fortschritte eine Bahn debrochen wurde, einen elfjahrigen Zustand des Friedens und staatsbürgerlicher Freiheit. Der Geist des Volkes und sein Wohlstand hat sich in dieser kurzen Spanne Zeit rascher und

Digitized by Google

kräftiger entfaltet, als zuvor in einem Jahrhunderte. Als aber die alte Monarchie über den Sohn der Republik gesiegt, wurde mit seinem Sturze auch die Mediationsacte zerrissen; das Alpenland sah sich neuen Kämpfen und Parteistürmen ausgesetzt und die ihrer Macht verlustig gewordenen Patricier-Familien suchten wieder die alten Sessel zu erobern.

Auch in Graubünden blieb die Reaction nicht aus. Eine östreichische Parthei stieß die Mediationsverfassung um und suchte die Losreißung von dem Schweizerbunde durchzusetzen; aber der Versuch mißlang.

Mit dem Bundesvertrage vom 7. August 1815 trat auch der ehemalige Freistaat der drei Bünde in Hohenrhätien als **Kanton Graubünden** in den Kreis der eidgenössischen Bundesglieder, wo er die fünfzehnte Stelle einnimmt. Seine Verfassung wurde jedoch erst im Jahre 1830 in dem eidgenössischen Archive niedergelegt, als es der Partei der Patrioten gelungen war, jene Reaction aus dem Felde zu schlagen, welche die alte Landesverfassung wiederherstellen wollte. Sie besteht bis jetzt noch unverändert so fort, denn die Umälzungen, welche das Jahr 1830 in der Schweiz hervorrief, gingen spurlos an jenem Berglande vorüber*), in dessen abgelegenen Thälern und Gebirgswinkeln die Zeit nur leise anpocht.

Die Verfassung des Landes ist im Ganzen noch ziemlich dieselbe, in welcher der Freistaat der drei Bünde vor der allgemeinen europäischen Staatenerschütterung Jahrhunderte lang bestanden. Es haben sich hier noch bis auf den heutigen Tag demokratische Einrichtungen der altgermanischen Vorzeit in einer schlichten Ursprünglichkeit erhalten, wie sie eben nur in solchen weltabgeschiedenen Hochgebirgsgegenden möglich ist, wo die Menschen so unbeweglich sind, wie ihre Alpen und Gletscher, fest an den herkömmlichen Satzungen der Altvordern haltend. Sie spüren die Mängel nicht, welche diesen alten Einrichtungen ankleben; sie fühlen in ihrem Naturleben und engumfriedeten Gemeindewesen, das mit allen Fasern ihres Seins verwachsen ist, kein Bedürfniß nach zeitgemäßen Neuerungen und sehnen sich keineswegs nach besseren Gesetzen, nach einem Staatshaushalte, der die Kräfte des ganzen Landes centralisirte. Niemand kann ihre alten Freiheiten antasten. Die Abgaben und Steuern sind sehr gering und so kümmern sich diese verschiedenen Volksstämme, dieser Romanier, Italiener und Deutsche, Protestanten und Katholiken, welche bunt durcheinander wohnen, wenig um das, was da draußen in der Welt vorgeht.

*) Bei allen, in dem hohen Alpengebirge gelegenen Kantonen war dies der Fall. Auch Appenzell, Wallis, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug haben nach jenem Reformjahre 1830 ihre herkömmlichen Staatseinrichtungen unverändert beibehalten.

Digitized by Google

Graubünden hat zwar faſt immer die liberalen Richtungen der Schweiz unterſtützt, allein lau genug iſt die Theilnahme an den Kämpfen, welche die Eidgenoſſenſchaft bewegen. Die Graubündner nehmen in ihrer Zurückgezogenheit durchaus kein unmittelbares Intereſſe an denſelben. Selbſt in Chur hörte ich nur den Zwieſpalt der Eidgenoſſen beklagen. Mit Bedauern von den unglückſeligen Friedensſtörungen ſprechend, betrachtete man die Verhältniſſe von der Vogelperſpective aus und die öffentliche Meinung in jenem verhängnißvollen Augenblicke, als die Tagſatzung zu Bern über die Sonderbundsfragen abſtimmen ſollte, war eine faſt ganz indifferente, ſo daß der Reiſende, der damals gerade von Zürich kam und dem noch die Ohren widerhallten, von den Zungengefechten im „Café litteraire“ und den politiſchen Raiſonnements in allen Schenken, wo die Leute mit ihren Phraſen aus der „neuen Züri Zitig“ ſich breit machten, ſich in dieſe Gegenſätze kaum zu finden wußte. Da waren weder politiſche Schreier, noch überfüllte Wirthshäuſer und Alles ganz anders, als in der ſo aufgeregten inneren Schweiz.

Ebenſo iſt aber auch dieſer mit Ausnahme Teſſins wenigſt betretene Kanton dem größten Theil der Schweizer ſelbſt noch eine terra incognita. Derſelbe weiß von den Zuſtänden Deutſchlands und Frankreichs vielleicht mehr, als von dieſem im Schooß der Gebirge vereinſamten Eidgenoſſen, die ihre eigene vierhundertjährige Geſchichte gehabt. Nur durch dürftige Berichte in der „churer Zeitung“ und durch das Erſcheinen der Geſandtſchaft auf der Tagſatzung, die dort romaniſch reden darf, wenn ſie will, erfährt er von ihnen. Verkehrsbezüge beſtehen außer dem nicht unbedeutenden Speditionshandel in Chur wenig oder gar keine. Auch iſt von Induſtrie in jenen Gebirgsthälern keine Rede, die nur durch mühevoll zu überſteigende Paßſtraßen mit der übrigen Welt verbunden ſind, durch jene „Wolkenſtege, wo das Maulthier im Nebel ſeinen Weg' ſucht.“ Macht ja die ganze geographiſche Lage Graubündens, ſeine Beziehungen mit der Eidgenoſſenſchaft ſpärlicher, als mit dem den Kanton auf drei Seiten umgürtenden öſtreichiſchen Staate, in welchen ſich vier Thäler und drei Gebirgspäſſe ausmünden.

So finden wir auch in Graubünden das gewiß auffallende Verhältniß, daß, während die ganze übrige Schweiz in offene Heerlager zerriſſen iſt, Katholiken und Proteſtanten ſich feindlich gegenüberſtehen, die beiden Religionspartheien äußerlich in ungeſtörter Ruhe neben einander wohnen. Bei ſeiner gemiſchten Bevölkerung von Bekennern der verſchiedenen Religionsformen, mußte das Land in neueſter Zeit den römiſchen Umtrieblern ein

willkommenes Feld sein, um Streitigkeiten anzuschüren und im Stillen festen Fuß zu fassen. Aber seit alten Zeiten hatte sich der Staat gegen die Einflüsse der Kirche gesichert. Das Bisthum Chur stand unter Schutz und Aufsicht des Gotteshausbundes und später wurde diese Aufsicht dem Staate übertragen. Demnach darf das Domkapitel ohne Vorwissen und Zuratheziehung des Staates keinen Bischof erwählen, die Wahl nur mit dessen Einwilligung vollziehen und blos einen Inländer ernennen, der dem Staate angenehm ist, wie auch Bischof und Kapitel verpflichtet sind, Rechenschaft abzulegen über die Verwaltung des Hochstiftes.

Im Jahre 1821 bestrebten sich die Ultramontanen, diese Oberaufsicht des Staates über die Kirche abzuschütteln, allein sie fanden entschiedenen Widerstand, und unter den Katholiken der höheren Stände, die, durch Reisen und längeren Aufenthalt im Auslande aufgeklärt, wenig geneigt sind, sich von dem römischen Priestergeiste beherrschen zu lassen, Gegner, welche die alten Rechte des Landes nicht antasten ließen. Der päpstliche Nuntius in Lucern suchte den Plan auszuführen, das Kantonalbisthum aufzuheben und St. Gallen mit Chur zu verbinden; der damalige Bischof Karl Rudolf bestrebte sich diesen Plan zu fördern, der durch eine päbstliche Bulle bestätigt wurde, worin das Kirchenoberhaupt über das Bisthum Chur verfügte. Allein der große Rath verwarf die Bulle des Pabstes und erklärte mit Bestimmtheit, daß der Staat Graubünden, als Souverain, nichts von seinen Souveränitätsrechten aufgeben werde.

So stand die Sache in der Schwebe bis zum Tode des Bischofs im Jahr 1833, wo der Staat eine Commission, zur Verwaltung der Kirchengüter ernannte. Da machte der päbstliche Nuntius die Anzeige, daß der heilige Vater, als Haupt der Kirche, Kraft seiner apostolischen Machtvollkommenheit, den Kapitelsvicar Bossi zum Bischof von Chur und St. Gallen ernannt habe. Das Domkapitel erkannte diese Ernennung an; der Bischof empfing in Einsiedeln vom Nuntius die Weihen und zog in seinem Palast zu Chur ein. Aber die Graubündner griffen zu energischen Maaßregeln, um sich ihr altes Recht zu wahren. Mit Gewalt wurde der neue Bischof aus dem Palaste gewiesen, und der Staat verwaltete die Güter des Bisthums. Erst als im Jahre 1836 nachgegeben und das Doppelbisthum aufgehoben ward, bestätigte man den Vicar Bossi als Bischof von Chur.

Außerdem hat Graubünden bei der Majorität seiner protestantischen Bevölkerung nicht viel mehr von den römischen Intriguen zu fürchten. Gegen die um sich greifende Proselytenmacherei hat der große Rath im Jahre 1843 ein scharfes Gesetz erlassen; gemischte Ehen, welche einzusegnen

die katholischen Priester sich hartnäckig weigerten, werden von den protestantischen Pfarrern vollzogen und so erfreut sich das Land, besonders seitdem Bossi gestorben ist, eines ungestörten confessionellen Friedens. Bei den jüngsten Kämpfen in der Schweiz war Graubünden bekanntlich auf der Seite der Eidgenössischen; doch scheute man sich den katholischen Theil der Bevölkerung anzuhalten, mit gegen Lucern und die Urcantone zu ziehen. In dem Lande selbst aber blieb Alles ruhig und in Frieden*).

Außer dem Umstande, daß die angesehensten Männer in Graubünden dem Ultramontanismus durchaus abhold sind, trägt aber auch hauptsächlich die selbständige Gemeindeverfassung dazu bei, den Einfluß der römischen Priester nicht allzumächtig werden zu lassen. Dieses engbegrenzte Gemeindeleben und die ganze innere feste Gliederung desselben macht es eben unmöglich, daß sich überhaupt ein öffentlicher Geist entfalte, es schließt von den Strömungen der Zeit ab und setzt allen äußeren Einflüssen jene starre historische Zähigkeit entgegen, die vorzugsweise das politische Element Graubündens bildet.

Solche alt demokratische Verfassungen bringen es mit sich, daß die Leute sich ganz zwischen den festeingerammelten Pfählen ihrer Häuslichkeit abschließen, daß sie, sich als einen kleinen Souverain in ihrem Eigenthum fühlend, mit dem Britten sagen: „My house is my castle“ (mein Haus ist meine Burg), zunächst nur darum bekümmert, wie sie am besten ihren Besitz begründen, ihre Arbeit oder den Ertrag ihrer Heerden, Matten und Felder verwerthen, ohne Theilnahme für die Interessen der übrigen

*) In Graubünden besteht das Verhältniß, daß die evangelischen Pfarrer, wie auch die Schulmeister von der Gemeinde abhängen und jährlich von dieser als ihrem Brodherren im Amte bestätigt werden müssen. Gefällt der Majorität der Gemeinde ihr Pfarrer nicht mehr, so kann er ohne Angabe der Gründe sofort entlassen werden. Der Geistliche hat daher die Aufgabe, sich mit seiner Gemeinde immer gut zu stellen. Er ist von ihr von Jahr zu Jahr gemiethet, ein Uebereinkommen, das Aehnlichkeit mit den in Amerika bestehenden Verhältnissen hat und es den Gemeinden gänzlich anheimstellt, einen Priester, der ihnen nicht zusagt zu entfernen und einen Anderen zu wählen. Daß übrigens diese ächt demokratische Wahlfreiheit nicht mißbraucht wird, geht schon daraus hervor, daß man trotz derselben nicht leicht einem Prediger kündigt. Die katholische Geistlichkeit steht dagegen nur unter ihren Kirchenoberen; ihre Absetzung und Bestrafung hängt von denselben ab.— Die Besoldungen der Schullehrer sind hier so jämmerlich, wie in gewissen deutschen Staaten. Wenige haben ein Einkommen von mehr als hundert Gulden, viele wohl kaum die Hälfte. Von den evangelischen Pfarrern haben viele wohl kaum ein Jahreseinkommen von zweihundert Thalern, während die katholischen Geistlichen auch in dieser Hinsicht besser und fester stehen. Näheres hierüber siehe in „die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge III. Bd. (Hannover 1847).

Welt, ohne das Bedürfniß einer einheitlichen Entwicklung des Staates zu kennen.

Selten iſt ein Mann, der nicht Haus und Hof hätte; ein Stückchen des mütterlichen Bodens beſitzt jeder und fühlt ſich darauf ſouverain, das Grundeigenthum iſt hier außerordentlich getheilt und dazu kommen noch die Gemeindegüter, an welchen einzelne Gemeinden ſo reich ſind, daß alle ihre Bürger ſich ernähren können. Denn der Beſitzloſe erhält ein Stück des Gemeindelandes auf Lebenszeit zur Nutznießung; ſo werden zum Beiſpiel in der Gemeinde Mayenfeld alle Abgaben aus dem Gemeindegut beſtritten und trotzdem bleibt noch ſo viel übrig, daß den ſämmtlichen ärmeren Gliedern der Gemeinde Feld und Matten zur Benutzung überlaſſen werden können und ſie aus dem gemeinſamen Gut ihren Lebensbedarf erhalten.

In Graubünden macht ſich die Souveränität des Volkes in ihrer weiteſten Ausdehnung geltend. „Mehrere in patriarchaliſcher Selbſtändigkeit lebende Familien, wohnen entweder in einem Dorfe oder in den zerſtreuten Hütten der Thäler und Berge als Nachbarſchaft beiſammen. — Alle Genoſſen ſind Geſetzgeber in ihrem Gemeinweſen; niemand hat ſich ſonſt darein zu miſchen. Sie ernennen ihre Vorſteher, Verwalter und Geſchwornen oder „Giraus“ und deren Haupt, welches ſie Dorfmeiſter oder romaniſch „Curig“ heißen. Selbſtherrlich auf dem heimathlichen Gebiete ſchaltend, kann die Gemeinde mit hergebrachten Rechtſamen dem ganzen Bundesſtaat widerſprechen und widerſtehen.“

„Oft bildet ein ſolches Dorf, oder eine einzelne Thalſchaft, oder Nachbarſchaft, eine Gemeinde, oder ein Gericht, das heißt ſchon einen eignen Freiſtaat. Oefter noch ſind mehrere Ortſchaften zu ſolchen verbunden. Dieſer kleine Staat hält ſeine eigne Landesgemeinde; ſendet ſeine eignen Abgeordneten oder Stellvertreter zur Bundesverſammlung ab, um in allgemeinen Staatsangelegenheiten mit zu ſprechen, beſitzt ſeine eigne Regierung von mehreren Rathsherrn und mit einem Amtmann oder „Maſtrol“ an der Spitze; ebenſo ſein eignes Civilgericht, von welchem im Zehntgerichtenbunde nicht einmal eine Appellation an eine höhere Behörde ſtattfindet. Die Landsgemeinde iſt der Souverain der kleinen Republik, jeder Bürger, der das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr zurückgelegt hat, iſt ſtimmfähig und mit dem zwanzigſten Jahre kann er zu allen Aemtern gewählt werden.“

„Vier, fünf, oft weniger dieſer Republiken heißen ein Hochgericht, ohne Zweifel vom Hoheitsrecht ihrer gemeinſamen richterlichen Behörde,

nicht nur bei bürgerlichen Rechtshändeln als erste Instanz zu entscheiden (wie im Gotteshaus- und grauen Bund), sondern auch in Criminalfällen über Leben, Ehre, Freiheit und Gut des strafbaren Bürgers oder Fremdlings Urtheil zu fällen. Das Hochgericht ist ein in sich abgeschlossener Staat; mit anderen Hochgerichten des Bundes nur durch den ursprünglichen Bundesvertrag oder Bundesbrief im Zusammenhang; es hat, unabhängig und von den übrigen verschieden, seine Verfassung, Gesetzgebung und Regierung für sich. Das Haupt der Republik ist ein Landammann; der Souverain aber die Landsgemeinde. Der Landammann oder „Podesta" ist der Repräsentant des Staates an Bundestagen; gewöhnlich Vorsteher der meisten oberen Behörden und zugleich Rathgeber, Friedensstifter, Vermittler in allen zwistigen Haushaltungen, die sich an ihm wenden wollen. Er ist also kein unwichtiger Mann; führt auch amtlich den vielsagenden Titel „Ihro Weisheit*)."

Graubünden, das kleine Ländchen mit seinen hundertdreißig Quadratmeilen und 95,059 Seelen, besteht noch heutigen Tages aus fünfundzwanzig und einem halben solcher selbstherrlichen Freistaaten oder Hochgerichte, wovon acht dem oberen oder grauen Bund, sieben dem Zehngerichtenbund angehören, während der Gotteshausbund zehnundeinhalb solcher souverainen Unterabtheilungen zählt. Jedes dieser Hochgerichte bildet einen kleinen Staat im Staate und hat, wie gesagt, noch eigne Obrigkeiten, eine eigne Verfassung, die, wenn dreiviertel seiner Bürger für eine Reform stimmen, abgeändert werden kann, obwohl Nichts geschehen darf, was wider die allgemeine Verfassung des Kantons wäre, ferner einen eignen Repräsentanten im Bunde. Und von diesen Hochgerichten erleiden wiederum einige die nämliche Unterabtheilung in Gerichte, ja eine, jede Gemeinde hat ihren Landammann, ihre Präsidenten und Räthe, weshalb es sicherlich auf keinem Fleck der Erde von gleicher Größe so viele titulirte Herren gibt als hier. Man denke sich was für ein buntes demokratisches Flickwerk, für eine Staaten-Ollapotrita dies ist und in welcher Kindheit das politische Leben dieses Landes daher noch liegen muß! —

Um unsern Lesern einen Begriff von der schlichten patriarchalischen Ursprünglichkeit dieser uralten Einrichtungen zu geben, wollen wir hier die Schilderung einer Landsgemeinde und Landammannswahl mittheilen, welche Dr. Ignatz Christian Schwarz in St. Gallen, der „Wanderbilder von den Quellen des Rheins bis zum Rhein-

*) Zschokke. Die klassischen Stellen der Schweiz. Bd. I. S. 39—40 f.

falle“ (Schaffhausen, Hurter 1843) herausgegeben hat, entwirft. Derselbe wohnte nämlich der Feier einer Landmannswahl zu Disentis bei und erzählt Folgendes:

„Der Ort ist eine eigens dazu bestimmte Wiese, einfach eingerichtet. In der Mitte ein runder Stock als Tribüne, welcher Platz für ein paar Personen darbietet; um dieselben herum ein, aus Pfählen und länglicht in dieselben gesteckten Stangen gebildetes Viereck, innerhalb dessen die obrigkeitlichen Personen sich befinden.“

„Die erste Feier begann gegen zehn Uhr Morgens am zweiten Pfingsttage nach dem Gottesdienst; das Volk hatte bereits in zahlreicher Menge die Wiese besetzt, als auf ein gegebenes Zeichen und mit Einwilligung desselben die Obrigkeit zum Kloster hinaufzog, dort den ehrwürdigen Abt (von Disentis) abzuholen, der, wie in Civil- und Standessachen, auch bei den Landsgemeinden des Hochgerichts Sitz und Stimme hat. Der Begleitungszug bewegte sich die Anhöhe wieder herab zur Landammannswiese in folgender Ordnung: voran ging ein Läufer in kurzen Hosen, mit rundem Hut und Rock im altfränkischen Schnitte, der zur Hälfte von rother und halb von grüner Farbe war; er trug einen Stab in der Hand. Ihm folgte ein Pfeifer und zwei Trommler in gleicher Tracht. Dann kam der Bundesweibel in einem langen Mantel von halb rother und grüner Farbe, das Schwert der Gerechtigkeit in der Hand. Ihm folgten der Abt und der bisherige Landammann in scharlachrothem Mantel und dann paarweise die übrigen Mitglieder der Obrigkeit. Beim Erscheinen des Prälaten fielen Alle, vor denen er vorüberging, auf die Knie, indem der Abt seinen geistlichen Segen ertheilte.“

„Angelangt in dem oben erwähnten Viereck, hielt der Abt an's Volk eine Rede in romanischer Sprache, worin er es an seine Rechte und Pflichten erinnerte und aufforderte, den wichtigen Akt mit der gehörigen Ordnung, Ruhe und Gewissenhaftigkeit zu vollziehen. Hierauf betrat der bisherige Landammann die Tribüne, die Niederlegung seines Amtes erklärend, und für das ihm geschenkte Vertrauen dem Volke dankend. Nun begann die Wahl des Nachfolgers. Der Weibel bestieg die Tribüne, die Namen der Canditaten nennend, sammt den Geldsummen, die Jeder anbietet, worauf dann Einer nach dem Anderen seinen Vortrag dem Volke machte. Nach Abgang eines Jeden, forderte der Weibel das Volk auf, seine Zustimmung durch Händeaufheben und Acclamation auszudrücken.

„Bei dem ersten Caditaten war dieser Eifer noch nicht groß; desto lebhafter bei den beiden folgenden, so daß es zweifelhaft war, welcher von

Digitized by Google

ihnen eigentlich gemeint sei. Es entstand ein allgemeines Getöse und Gedränge, weshalb zur endlichen Entscheidung einer von der Obrigkeit den Vorschlag machte, den obersten Stock des Rathhauses zu besteigen, um von dort aus nach Gewissenhaftigkeit die Mehrheit der Hände zählen zu können. Es geschah, und sein erstatteter Bericht wurde mit allgemeinem Beifallsjubel begrüßt. Der neugewählte Landammann wurde sogleich auf die Tribüne gehoben, und mit dem Scharlachmantel bekleidet, worauf er dann der Obrigkeit sich anreihte."

„Nun ward zur Wahl des Seckelmeisters und der übrigen Amtsglieder geschritten, was Alles viel ruhiger ablief. Nach Beendigung der Feier — sie dauerte bis zwei Uhr Nachmittags — ging der Zug, wie beim Anfange zum Kloster hinauf; dann wurde der neue Landammann unter Trommel- und Pfeifenklang, Flintenschüssen und lautem Geschrei der Knabenschaft, nach Hause begleitet, wo gewöhnlich eine reiche Mahlzeit das Ganze beendigt." —

Seit der Einverleibung Graubündens in die schweizerische Eidgenossenschaft, wird das Land mehr und mehr von einem anderen Geiste durchdrungen, so unentwickelt sein staatliches Leben auch noch sein mag und wie eingerostet es noch in jenen alten Formen ist, von welchen wir oben ein Bild zu geben versuchten. Seitdem das rhätische Land sich nicht mehr im politischen Verkehr mit den auswärtigen großen Mächten bewegt, der es in geldsüchtige Factionen spaltete und alles Unheil über seine Bewohner brachte, regt sich der Gewerbfleiß hie und da, es wird für die öffentlichen Anstalten des Kantons, für die großen Handelsstraßen gesorgt, welche Italien mit Deutschland verbinden und obwohl die uralte Conföderation der sechs und zwanzig freien Hochgerichte des Gebirges mit allen ihren besonderen Rechten und Freiheiten noch besteht, hat das labyrintische Staatsgebäude doch schon einige Einfachheit gewonnen; es hat schon zeitgemäßere Umstaltungen erlitten, die den Erfahrungen der menschlichen Gesellschaft seit jenen uralten Anfängen des Gemeindelebens mehr entsprechen. Der große Rath, aus Abgeordneten aller Hochgerichte berathschlagt zuvor über Gesetze und Staatsverträge, ehe sie zu den Gemeinden gelangen; er leitet die Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten des Kantons, entscheidet in den Streitigkeiten der einzelnen Gemeinden untereinander, er wacht über die Finanzen des Gesammtstaates. Auch der äußerst verworrene Justizgang, bei dem überall Bauern zu Gericht sitzen (Justiz und Polizei sind ganz in den Händen der einzelnen Gemeinden), bei dem neben vielen Gewohnheitsrechten

Digitized by Google

noch die Carolina gilt, iſt vereinfacht durch die Einſetzung eines Oberappelationsgerichtes.

Seit Jahren beſtrebt ſich überhaupt eine Reformparthei die Einrichtung des Staatsweſens zeitgemäß umzuwandeln und Graubünden befindet ſich, offenbar in einer Uebergangsperiode. Zwar ſtellen ſich, wie der Beſchreiber des Kantons Graubünden in dem „Gemälde der Schweiz" ſagt, heute noch keine großen Ergebniſſe, bei einem bloß oberflächlichen Hinblick vielleicht nicht einmal die Anzeichen dazu dar, und „es mag die völlige Entwicklung deſſen, was kommen ſoll, vielleicht noch ein ganzes Jahrzehend und ſelbſt weiter hinaus liegen. Immerhin aber hat ſich ſchon dermalen im öffentlichen und im Privatleben gar Manches anders geſtaltet oder anders zu geſtalten begonnen."

„Die neuen Geſtaltungen, denen dieſes Ländchen entgegengeht, werden vielleicht kein öffentliches und kein Privatverhältniß ganz unberührt laſſen. Solche Veränderungen möchten vielleicht zu allernächſt dem finanziellen Syſtem des Staates bevorſtehen. Dieſen wird dann eine Reform der Staatsverfaſſung auf dem Fuße folgen, ſofern nicht ſchon der Verſuch zu jenen einzelnen Veränderungen und die Nothwendigkeit ſich ihnen zu unterziehen, noch ehe man damit zu Stande gekommen iſt, eine totale Umgeſtaltung bis in die unterſten Fundamente des alten Gebäudes herbeiführt."

„Allgemeiner, durchgreifender und vielſeitiger, als kaum in einem anderen Volke aber, werden ſolche Umgeſtaltungen im Staatsleben hier auf die Zuſtände im Privatleben einwirken, denn die durchgängige enge Verkettung des politiſchen Organismus des Staates und ſeiner Unterabtheilungen mit den perſönlichen Verhältniſſen des einzelnen Bürgers iſt eine der nothwendigſten Folgen der rein demokratiſchen Form, und dieſe muß in Graubünden, vermöge der unendlichen Zerſplitterung in abgeſonderte Gemeinweſen in beſonders hohem Maaße hervortreten." —

XI.

Wanderluſt der Graubündner. — Die Graubündner in den Heeren des Auslandes. — Die Zuckerbäcker aus dem Engadin. — Lebensweiſe des Volkes.

Ein eigenthümlicher charakteriſtiſcher Zug, den wir faſt bei allen Hochgebirgsbewohnern finden, iſt der abentheuernde, in die Fremde ſtrebende

und zugleich ſo induſtrielle oder vielmehr erwerbsgierige Sinn. Der Hang hinauszuſchweifen und in der Fremde das Glück zu ſuchen, ſcheint allen dieſen Bergesſöhnen eingeimpft; er treibt ſie fort aus ihren friedlich ſtillen entlegenen Thälern, um draußen Schätze und Erfahrungen einzuſammeln. Wie in uns, die wir in der Ebene hauſen, eine Sehnſucht nach den Bergen lebt, wo die Freiheit hoch über der kleinen Menſchenwelt ihren ewigen kryſtallenen Thron hat, wo die Natur ſich noch in ihrer jungfräulichen Schönheit und Hoheit zeigt und die Bruſt, reine Himmelsluft athmend, ſich freier hebt, wie wir mit wanderluſtigem Verlangen nach jenen blauen Höhenzügen blicken, die den Horizont begrenzen, ſo zieht es dieſe Leute mächtig, nach dem bunten bewegten Leben, da drunten in der Welt, von dem nur ſelten ein Laut in ihre Einſamkeit dringt.

So finden wir auch bei dem vielgemiſchten Völkchen, das in den Bergen Graubündens wohnt, in dieſem Lande, das ſo fern vom Geräuſche der Welt liegt und wo die alte Stadt Chur der einzige Sammelplatz iſt, jenen Drang, durch die Welt zu irren und ſich Güter zu erjagen. Wir haben bereits erzählt, daß früher Tauſende von Graubündnern nach Venedig wanderten um dort die Schuſterei und andere Gewerbe zu treiben. Seit alten Zeiten war das Land der beſte Werbeplatz für die ausländiſchen Heere; graubünden'ſche Regimenter fochten überall und noch jetzt iſt ein großer Theil der Schweizertruppen in Rom, Sicilien und Neapel aus dieſem Gebirgslande. Noch jetzt ſtellt der Kanton in das dritte Schweizerregiment in Sicilien, das ſeinen urſprünglichen Namen von dem altberühmten Geſchlechte der Salis hat, drei Compagnien und eine Anzahl Offiziere, in das päpſtliche Fremdenregiment, gegenwärtig unter dem Befehl des Grafen von Salis-Zizers *), ſechs Compagnien und außerdem ſtehen nicht wenige Graubündner als Offiziere und Gemeine in verſchiedenen ausländiſchen Heeren, wie der bekannte Salis-Soglio, der zuletzt ſeine Dienſte der Sonderbundsparthei widmete und Generaliſſimus der ſonderbündiſchen Truppen war, früher unter Napoleon bei Hanau mitfocht und in Belgien gegen die Holländer kämpfte. Uebrigens ſind dieſe auswärtigen Militärdienſte, durch welche einſt dem Lande anſehnliche Summen zufloſſen von geringer Bedeutung gegen früher.

Namentlich kommt der nicht deutſche Theil der Bevölkerung oft weit

*) Auch der Dichter Hans Gaudenz von Salis war Offizier in einem franzöſiſchen Schweizerregimente.

Digitized by Google

in der Welt herum Im Engadin, dem ſchönen Thale des Inn, verpachten die Leute ihre Alpentriften an bergomaskiſche Schäfer und laſſen die Wieſen von tyroler Schnittern abmähen, die oft in Haufen von zweitauſend in's Thal kommen und täglich drei bis vier Zwanziger nebſt der Koſt verdienen. Sie ſelbſt aber wandern zum größten Theil in jungen Jahren aus; ihre Sprache macht ihnen das Erlernen aller dem Lateiniſchen verwandten Zungen leichter und während die nachbarlichen tyroler „Buas" mit Glanzhandſchuhen und Teppichen feilſchend auf allen Meſſen und Märkten zu finden ſind oder in den Concertſälen und Wirthshäuſern ihre friſchen Naturweiſen für's Geld vorjodeln, backen dieſe gewandten und emſigen Nachkommen der alten Eugaier für alle Welt Paſteten und Kuchen.

Aus dem Engadin kommen faſt alle jene Schweizerconditors, Zuckerbäcker, Kaffeewirthe, Likör- und Chokoladefabrikanten, welche man in ganz Europa und ſelbſt jenſeits des Oceans, in der neuen Welt findet. Wie dieſe eigenthümliche Induſtrie zuerſt aufkam, weiß man nicht, aber ſie beſteht ſchon ſeit Jahrhunderten. Viele Engadiner haben ſich anſehnliche Reichthümer erbacken; die Hauptquellen des Wohlſtands, der in dem Thale herrſcht, fließen aus der Conditorküche. Die Meiſten kehren dann am Abend ihres Lebens wieder in ihr ſtilles enges Thal zurück, um die erworbenen Güter in ihren Heimathsalpen zu genießen, angeſehen und geehrt bei ihren Nachbarn, wo ſie in die Staatsämter gewählt werden und ſich mit den Verfeinerungen des ſtädtiſchen Lebens umgeben, die ſie in Neapel und Petersburg, in London, Paris, Wien, Berlin und Newyork angenommen haben *).

Solchen reichgewordenen Zuckerbäckern gehören die ſchönen ſtattlichen Häuſer, welche man in den einſamſten Dörfern dieſes Erdwinkels findet und die in ihrer Bauart oft daran erinnern, daß der Geſchmack ihrer Beſitzer ſich beim Aufthürmen einer Paſtete gebildet hat, es iſt der Stolz eines engadiner Paſtetenbäckers ſich in ſeinem Heimathsthale ein prächtiges Haus bauen zu laſſen, alles recht luxuriös und ſtattlich herzuſtellen und dann entweder auf ein Paar Wochen hinzureiſen oder den Reſt ſeines Lebens darin behaglich zu beſchließen. So gehört das anſehnlichſte Haus in dem Dorfe Sils im Bergellerthale einem in der Spreeſtadt reich gewordenen Zuckerbäcker, Namens Joſty, der, aus Davos gebürtig, ſich hierher zurückzog und anſiedelte. Viele ſolcher Conditorspaläſte ſtehen

*) Gewöhnlich ſind zwei, drei und mehre Familien zu Compagniegeſchäften vereint, die in verſchiedenen Städten ihre Bäckereien errichten und durch jene große Betriebſamkeit, welche merkwürdigerweiſe ſo vielen Bergvölkchen eigen iſt, faſt Alle reich werden.

oft ganz leer, weil ihre Herren noch mit der weißen Schürze hinter dem Kuchentiſch in irgend einer Hauptſtadt hantbieren. Die Zurückgekommenen haben ſich dagegen den Firniß eines großſtädtiſchen Lebens angeeignet und ſprechen oft deutſch, franzöſiſch, italieniſch, engliſch, ſpaniſch, portugieſiſch und polniſch geläufiger als die ladiniſche Mundart ihrer Heimath.

Andere Graubündner leben als Seidenhändler, Krämer, Banquiers, u. ſ. w. Jahre lang in fremden Landen. Ueberhaupt trifft man hier wie in Tyrol und der übrigen Schweiz, viele gereiſte Leute und außer der Verſchiedenheit in Sprache, Religionsform, Geſittung und Abkunft trägt gewiß der Aufenthalt ſo vieler Graubündner als Miethſoldaten in Neapel und Rom, auch wohl als Studenten auf deutſchen Hochſchulen nicht wenig zu der Vielfarbigkeit und dem anziehenden Gemiſch des Charakters bei.

Der übrige Theil der Graubündner denkt nicht daran, hinaus in die Welt zu wandern. Er hauſt ſtill in ſeinen großartigen Bergen und führt jenes patriarchaliſche, träumeriſch einſame Gemeindeleben in ſeinem Hochlande, unter dem die Strömungen der Zeit unbemerkt vorüberrauſchen. Ein Volk von alten Sitten, in dem nach Johannes von Müllers Worten „Liebe der Freiheit lebt“, fern und fremd allen Bewegungen der Gegenwart, lebt und ſtirbt es in der Einſamkeit ſeiner Berge. Alpenwirthſchaft, Viehzucht, Landbau und Jagd machen die Beſchäftigung des Mannes aus. Er treibt ſeine Heerden auf die Alpenmatten, beſtellt in den milden Thälern das Feld und leiſtet auf den großen Heerſtraßen, die durch das Land führen, auf der Splügen, Julier- und Bernhardinoſtraße den Reiſenden Vorſpann.

Im Rheinwalde und den wilden Felsketten jagt man den Bär, den Fuchs und die Gemſe, die ſich noch vorzugsweiſe in Graubünden aufhält. Jung und Alt tummelt ſich hier auf der Jagd. Beſonders geht man auf die Bären aus; in den ſchweizeriſchen Blättern wird nicht ſelten von auffallenden Zügen der Unerſchrockenheit und Kühnheit berichtet, welche dieſe Leute in den Kämpfen mit der Sippſchaft des wilden Pelz an den Tag legen, wie ſie ihr Leben daran wagen die ſtarken Feinde zu bezwingen und dann mit der Beute im Triumph heimziehen. Gewöhnlich wird dann das Fell des Thieres zur Schau ausgeſtellt oder ausgeſtopft herumgetragen; eine Tatze des Bären bekommt gewöhnlich der regierende Landammann als Ehrentribut, das Fleiſch aber wird vom Jäger ſelbſt gegeſſen oder verkauft. „Ich erinnere mich“, erzählt Dr. Schwarz in ſeinen bereits erwähnten „Wanderbildern“, „noch mit einem gewiſſen ſchauervollen Ge-

Digitized by Google

fühle des Auftritts, wo ein ſolcher Bärenjäger mir ſeine geſchundene Beute zeigte, mit einem wahren Heißhunger in das ſpeckigte Fleiſch derſelben ſchnitt, dabei in beiden Augen und im überſprudelnden Munde die Begierde zeigte, womit er den künftigen Braten verzehren wollte. Ein andermal wurde mir ſolches Fleiſch ſelbſt als Delikateſſe zum Genuſſe angeboten, was ich aber, keinen Appetit dazu fühlend, mit ironiſchem Danke abſchlug."

X.

Die Gemsjagd in den rhätiſchen Alpen. — Volksſagen aus Graubünden.

Die Gemſen ſind in Graubünden noch ziemlich häufig und wie in dem Kanton St. Gallen und Tyrol wird hier große Jagd auf dieſe Thiere gemacht, um einige Blutzger kann man in Chur daher nicht ſelten die ſchönſten Gemshörner kaufen. Dieſe Jagd iſt ein zu intereſſanter Gegenſtand, als daß wir nicht etwas länger dabei verweilen ſollten. Die Gefahren, welche den Gemsjäger auf ſeinen gewagten Zügen über Klippen und Gletſcher, am Rande der furchtbarſten Abgründe bedrohen, ſind bekannt. Tag und Nacht klettern dieſe Leute oft an den Felſen und auf den Gletſchern umher. Manchmal geſchieht es, daß der Jäger ſein Wild an einen ſchmalen, ſteilen Ort treibt, wo es weder rückwärts noch vorwärts mehr kann. Dann wirft ſich die Gemſe nicht ſelten auf ihren Verfolger, der dann keinen anderen Ausweg zur Rettung hat, als ſich zu ducken oder niederzuwerfen und das verzweifelte Thier über ſeinen Körper hinwegſetzen zu laſſen. Eher ſtürzt ſich die Gemſe zu Tod, als daß ſie ſich ergibt.

Vielen Gemsjägern kündigt ſich der Tod durch ein beſonderes Zeichen an, welches ſie das Geſicht nennen. „Ich hab's geſehen" ſagt der Mann und kehrt in ſeine Hütte zurück, trifft in der Stille die letzten ernſten Anordnungen und ſteigt dann wieder in die Schneeregionen hinauf. Es liegt etwas Fataliſtiſches in dieſem Glauben.

Gewöhnlich zeigt ſich der Tod in der Weiſe an, wie er den Gemsjäger heimſucht. Bald ſieht er ſich von ſteilem Abhange herabſtürzen, bald in langſamer furchtbarer Todesqual mit verzerrtem Antlitze auf einem einſamen Fleck ringen, bald thut er, unfähig ſo langſam zu ſterben, den Sprung in die Tiefe. Anderen erſcheint der Vater und winkt mit ihm

hinüber in jenes unbekannte Land zu kommen. So zeigte sich einst einem leidenschaftlichen Gemsjäger, auf unzugänglicher Felswand ein ungeheurer Gemsbock, der auf seinen Hörnern den zerfetzten Leichnam des Jägers trug. Acht Tage darauf fand ihn sein Sohn in einem schauerlichen Tobel mit zerschmetterten Gliedern. Neben ihm lag ein angeschossener, gleichfalls zerschmetterter Gemsbock.

Die, welche in Gletscherspalten versinken, sehen zuweilen plötzlich eines der Eisfelder vor ihren Augen in die Tiefe stürzen, oder hören entsetzliche Klagelaute heraufdringen. Viele Gemsjäger überrascht der Tod unvorbereitet, viele sterben aber auch ruhig daheim. Der berühmteste und leidenschaftlichste Jäger, von dem man in den rhätischen Alpen seit langer Zeit gehört, Marchett Colani, auf dem Bernina in Ober-Engadin, wo er sieben- bis achttausend Fuß über dem Meere ein Wirthshaus hielt, starb im hohen Alter in seinem Bett, wie er sagte, ungern, weil das nicht der Tod eines Gemsjägers sei. Er hatte zwei und zwanzig tausend und sieben Gemsen geschossen und eine verhältnißmäßige Zahl von Bären und Luchsen. Wie Titus einst „diem perdidi", sagte er in seiner ladinischen Mundart: „eng n'hai perdû un di", wenn er ohne Beute von der Jagd heimkehrte. Uebrigens war dies ein seltner Fall, denn er fehlte fast nie sein Ziel, und nur war ihm das Glück zuweilen nicht hold. Bis in sein hohes Alter behielt er ein äußerst scharfes Auge, was um so mehr zu verwundern ist, da er fast beständig in der Schneeregion lebte.

Die Leidenschaft der Gemsjagd, welche durch das Lockende, das Abentheuerliche und Gefahrvolle dieser Jagd erklärbar ist, kennt meist keine Grenzen. Es geht daher eine Volkssage in Graubünden, daß wenn die Jäger von dem Blut des erlegten Thieres getrunken, ein dunkler mächtiger Zug sie nun nicht mehr ruhen und rasten ließe und immer wieder nach den Höhen hinauftreibe, bis sie ihren Tod gefunden hätten *). Ein Graubündner, Alfons von Flugi, hat in seinen bereits früher erwähnten „Volkssagen aus Graubünden" diese Sage behandelt. Wir theilen sie unsern Lesern daher am besten in dem Rahmen seines Gedichtes hier mit.

*) Wenn ein Jäger eine Gemse geschossen und aufgefunden hat, dann kniet er auf das zuckende verendende Thier nieder, sticht ihm mit seinem Messer die Halsader auf und saugt das frische, warme Blut der Gemse ein. Das soll die Adern mit neuem Muthe füllen, die Sehnen kühlen und ihn kräftig machen zur Jagd.

Der Gemſe Blut.

Durch des Berges blaue Lüfte
Gellt ein Pfeifen ſchrill und klar,
Ueber Felſen, über Klüfte
Setzt der Gemſen leichte Schaar;
Eine nur bei ihrem Jungen
Hält die Mutterlieb zurück
Und der Jäger kommt geſprungen
Faßt ſein Ziel mit ſicherem Blick.

Aus des Rohres dunklem Rachen
Zucken rothe Blitze jach,
Dumpfig rollt des Schlundes Krachen
Tauſendfaches Echo nach;
Und die Alte iſt geſunken
Und der Jäger, freudevoll,
Hat das warme Blut getrunken
Das ihr aus der Wunde quoll.

Denn wie heiß das Herzblut rinne
Dünkts den Jäger noch ſo gut
Stählt und ſtärket ſeine Sinne,
Facht ihn an zu heller Gluth;
Und wie mehr er davon ſauge
Deſto glüher lodert er,
Deſto freier ſchaut ſein Auge
Auf die Gletſcher ringsumher.

Doch wenn er zum finſteren Thale
Heimgekehret, iſt die Ruh'
Ihm dahin; vom Bett, vom Mahle
Treibt es ihn den Höhen zu;
Weichen muß er heißem Drange,
Folgen blutig dunklem Zug,
Jagt auf Klippen Jahre lange,
Iſt ihm doch noch nie genug. —

Lechzend einer Gemſe Sprunge
Folgt er heute, ſonder Wank;
Und es iſt daſſelbe Junge
Deſſen Mutter Blut er trank,
Das ihn jetzt mit Racheſinnen
Lockt von dem ſicheren Pfad,
Lockt auf die höchſten Zinnen,
Zu des Berges ſteilſtem Grat.

Jetzo iſt er nah'; nach vorne
Beuget er ſich, legt ſchon an —
Sieh' da ſpringt in grimmem Zorne
Schnell die Gemſ' auf ihn heran;
Oben durch des Berges Lüfte
Hell des Jägers Nothruf gellt,
Unten in der Felſen Klüfte
Liegen beide ſchon zerſchellt.

Sonſt iſt das graubündner Land an Sagen nicht ſehr reich. Die Wunder und großartigen Naturereigniſſe in dieſen Gebirgen und Thälern mußten zunächſt der kindlichen ſchlichten Phantaſie des Volkes Nahrung geben und ſo drehen ſich auch hier, wie in den meiſten ſchweizeriſchen Hochgebirgsländern faſt alle Sagen, um jene furchtbaren Ereigniſſe in den Regionen des ewigen Schnees, um Bergſtürze und Lawinen. Da erzählt man ſich, daß einſt wohlhabende Dörfer und blühende Alpenmatten dort oben waren, wo nun Alles zu Eis erſtarrt, daß der Himmel reiche böſe Sennen, die den Armen von ſich gewieſen, habgierige Bauern geſtraft und eine Lawine über ſie geſchickt habe, die ſie unter ihren Beſitzthümern begrub.

So geht eine Sage von dem Urdenſee, der in der wildromantiſchen Berggegend zwiſchen dem Weiß- und Rothhorn ruht. Vor alten Zeiten, als nur hie und da ein Gotteshaus für die Gläubigen ſtand, zogen nämlich die Bewohner des Dörfchens Eroſa bei dieſem See vorüber, auf einſamem Fußſteige über Alpen und Heuberge nach dem entlegenen

Kirchlein von Obervatz. Wenn im Winter hoher Schnee die Gebirge deckte, entbehrten ſie des geiſtlichen Troſtes und ſollen dann auch ihre Todten im Schnee verſcharrt haben, um bei der Wiederkehr des Frühlings unter feierlichem Geleite die wieder ausgegrabenen Leichen nach Obervatz in geweihte Erde zu bringen.

Wo aber jetzt des Sees Spiegel glänzt, waren damals ſaftige grüne Wieſen und in einer Hütte wirthſchaftete ein roher, wilder und geiziger Senn. Zu dieſem kam einſt ein altes und ſchwaches Mütterlein von Erosa, das mit zitternden Schritten zum letztenmale nach dem fernen Gotteshauſe wallfahrten wollte, um dort ihre Rechnung mit der Welt abzuſchließen, und bat um einen Trunk Milch. Der Senne fuhr die von Durſt und Müdigkeit erſchöpfte Greiſin mit Scheltworten und Drohungen hart an, dann melkte er ſeine rothe Kuh, warf heimlich Magen (Säure) in das Milchgefäß und reichte ihr mit verbiſſenem Hohnlachen dieſen Trank.

Die Alte hatte ihren Weg kaum wieder angetreten, als ſie von grimmen Schmerzen befallen wurde und unter ſchrecklichen Zuckungen den Geiſt aufgab. Vorher aber rief ſie noch in ihrem Todeskampfe die Rache des Himmels über den Böſewicht herab. Da erdröhnte die Erde ringsum im ganzen Gebirge, in fürchterlichem Krachen gähnte weitauf ein ungeheurer Abgrund, Weiden, Hütten und Heerden wurden mit dem gottloſen Sennen hinabgeriſſen in die Tiefe und trübes Waſſer erfüllte den Abgrund. Das iſt der Urdenſee; je im ſiebenten Jahre, wenn im Brachmonat die Tage am längſten ſind, da werden die Waſſer des Sees ungewöhnlich wild und brüllen aus der Tiefe in furchtbaren Wallungen auf; dann ſieht man den verwünſchten Senn mitten auf dem tobenden, giſchenden See ſeine rothe Kuh melken und hat er dies Geſchäft vollbracht, ſo ringt er dreimal die Hände gen Himmel und fährt mit ſchaurig klagendem Gewimmer in die Tiefe hinab. Dann raſt der See noch ſchrecklicher auf und ein dumpfes Toſen rollt durch Gebirg und Thal. —

Die meiſten übrigen Sagen Graubündens knüpfen ſich an die Zerſtörung der vielen Burgen im Lande, als der Aufruhr ſeine blutrothe Fahne ſchwang und in dem Zorngericht einer Stunde die ſtolzen Mauern vernichtet wurden, welche Jahrhunderte lang feſt und ſtark mit Hohn in die bezwungenen Thäler hinabblickten. So hört der Wanderer Nachts bei dem Dorfe Fideris im Prättigau, auf einer Wieſe, die rings von dunkeln Wäldern umſtarrt iſt und wo ſeit Menſchengedenken ein einſames Haus öde und verlaſſen ſteht, bald fern, bald nah ein klägliches Stöhnen und Wimmern; das iſt die im ganzen Thale bekannte Jungfrau von

Digitized by Google

Schaanen, die ihm bisweilen ſelbſt in den Weg tritt und ihm die Geſchichte von den Trümmern der väterlichen Burg Strahlegg und dem Untergange ihres Geſchlechtes verkündet. Beſonders romantiſch klingt die Sage von der Zerſtörung der Burg Hohenrhealta am Eingange der via mala, auf welche wir noch zurückkommen werden.

Wie im Norden Deutſchlands, in Norwegen, Dänemark und Schweden die Kobolde oder „Pucks", angetroffen werden, winzige Geſchöpfe mit kleinen ſpitzigen Mützchen oder Tarnkappen auf dem Haupt, und einer langen grünen oder grauen Zwillichjacke, die ſich als Berggeiſter neckend, ſchadenfroh oder hilfreich in den Bergwerken und Erzgruben zeigen und in den Felſenſpalten hauſen, ſo leben auch noch in Graubünden, beſonders im Prättigau, gar manche Erzählungen von einem ſeltſamen und wunderbaren Berg- und Zwergvölklein.

Wir finden das liebe Zwergvolk des Nordens hier unter dem Namen der „wilden Leuth", „wilden Menſchen", „Küher" und „Gaisler" oder „Waldfänken" wieder. Während ſie dort als kleine Bergleute emſig beſchäftigt ſind, koſtbares Edelgeſtein und Metallſchätze auszugraben oder des Nachts, wenn die Menſchen ſchlafen, hervorkommen und ihre ſchwere Feldarbeit verrichten, ſo zeigen ſie ſich hier als kleine Hirten, leiſten den Sennen treuliche Dienſte und wiſſen viele geheime Künſte, welche den Heerden Segen bringen. Hoch im Gebirge wie in fruchtbaren Alpen knüpfen ſich an Höhlen und Steinblöcke, an Hütten und Waldbäche Erinnerungen und Sagen von dieſen Männchen. Vorzugsweiſe ſcheinen ſich dieſelben aber die einſamen Alpthäler in der Gegend von Furna und oberhalb Jenaz, die Thäler Davo, Verneza und Venine zum Aufenthalte gewählt zu haben.

Ein ſolches wildes Männchen hütete mehrere Sommer nacheinander die Kühe der Gemeinde zu Conters, ohne dafür einen Lohn anzunehmen. Eines Sommers wurden die Bewohner des Dorfes einig, ihn durch ein ſchönes Kleid für ſeine Mühe zu belohnen und legten daſſelbe an die Stelle, wo er jeden Morgen die Heerde zu erwarten pflegte. Dem wilden Hirtenmännchen ſchien das Geſchenk zu behagen; nach langem Hin- und Herwechſeln und Probieren wurde das neue Kleid angezogen. Aber mit demſelben kam auch die Eitelkeit über den kleinen Bergmann; voll Verwunderung über ſein ſchmuckes Ausſehen hüpfte er johlend und ſingend bergauf, warf ſeinen Hirtenſtab hoch in die Luft von ſich und rief:

„Was wet au ſo na Weibleman
Meh mit der Kühen z'weidla gan."

Unter ſolchem Gejauchze verſchwand er im Walde und Niemand ſah ihn wieder; aber die Kühe gaben von da an nicht mehr ſo viel Milch, als zur Zeit, da das wilde Hirtenmännlein ſie hütete.

Eines andern wilden Bergmännchens wußten die Burſchen in dem Dorfe Conters ſich durch Liſt zu bemächtigen. Von zwei Waſſertrögen vor dem Dorfe füllten ſie den einen mit Schnaps, den anderen mit rothem Wein. Das arme Männchen hielt ſich an das weiße, wie es meinte unſchuldige Getränk und wurde, als es davon endlich berauſcht und ſeiner Sinne nicht mehr mächtig war, gefangen und gebunden. Durch Liſt war es gefangen, durch Liſt machte es ſich auch wieder frei. Es verſprach den Burſchen, die ihn oft um ſeine höheren Kräfte und Künſte befragten, einen Rath mitzutheilen, der ihnen durch's ganze Leben wohl bekommen ſollte, wenn ſie ihn nur erſt frei ließen. Dies geſchah und der Befreite ertheilte den Neugierigen folgenden Rath: „By hübſchem Wätter nämät dän Tſchopen (Jacke) mit ni, bym laidän haid är d'Wahl" ſprach's und entfloh ſchnell wie ein Gems über Stock und Stein zum Wald und wurde ſeitdem nicht wieder geſehen.

Außerdem verdienen noch Erwähnung die Sagen vom Nebelmännlein auf der Stutzalp und von der Baretto-Balma mit ihren ehemaligen Bewohnern. Auf der Stutzalp ſehen nämlich die Hirten, wenn es im Sommer ſchlechtes Wetter geben ſoll, ein ſteinaltes Männchen in altverſchollener Tracht, mit breitrandigem Hute. Das war während ſeines Lebens ein ungetreuer Hirte; mit bekanntem Ruf ſucht er nun die weidenden Kühe zu locken und ihnen aus ſeiner Taſche Salz zu geben. Aber ſein Lockruf bleibt unbeachtet und das Nebelmännlein muß ſeit Jahrhunderten immer wiederkehren, bis einmal die Heerde ſeiner Stimme folgen wird und er das begangene Unrecht gut machen kann. —

Wo ſich das Verinnathal rechts in das Fremdvereina und links in das Verenela- oder Vernela-Thal ſcheidet, wölbt ſich die Wand eines einzeln ſtehenden, ungeheuren Felsſtückes zu einer geräumigen Höhle, unter dem Namen Baretto-Balma bekannt. Etwa ſieben Fuß hoch, nicht ſonderlich tief aber von ziemlichem Umfange, iſt ſie immer ſo rein wie ausgeblaſen. — In dieſer Höhle wohnte vor langer uralter Zeit viele Jahre hindurch ein italieniſcher Edelmann Alfonſo di Baretto, der ſich mit ſeinen jungen Töchtern Verena und Silvretta vor den Nachſtellungen der Feinde aus dem Vaterland geflüchtet hatte. Die drei Flüchtlinge kamen öfters in Berührung mit den Hirten und Landleuten der umliegenden Dörfer; dieſe erkannten zwar in dem Alten bald einen Zauberer,

gewannen jedoch ſeine ſchönen Töchter ſehr lieb. Als Baretto in hohem Alter ſtarb trugen ſeine Töchter den Leichnam in die Höhle und ſtreuten Blumen und Berggras über ihn, aber kein Menſch hat je eine Spur des Grabes oder des Leichnams daſelbſt gefunden.

Die verwaiſten Jungfrauen trennten ſich nun. Silvretta wollte die ſchöne geliebte Heimath jenſeits der Berge wieder aufſuchen. Die Gegend, durch welche ſie ihren Weg genommen, heißt ſeitdem nach ihr Silvretta und der ganze Gebirgsſtock bewahrt unter den Landleuten das Andenken an die fremde Bergjungfrau. Verena ſtieg nach dem Abſchiede von der Schweſter auf eine hohe Felskuppe und ſchaute hinab auf das Thal der Landquart. Vor ihr lagen die Dörfer Saas, Conters, Küblis, Lucein, Buchen und Jenatz; Fideris aber war hinter dem Rücken eines Berges verdeckt. Denen nun, welche ſie erblicken konnte, rief ſie zu: „Lebe wohl, du glückliches Volk, in deinen Dörfern, dir ſchenke ich dieſe Thäler mit ihren Blumen und Weiden!“ Seitdem ſind die Bauern der genannten Dörfer im Beſitz der Alpen von Fremd-Vereina; Fideris hat jedoch keinen Theil daran. Von den beiden Jungfrauen hat man nie wieder etwas vernommen; aber ihre Namen leben fort in den Alpenthälern Vereina und Silvretta.

XI.

Ein Blick auf die Buſtände der Graubündner im Allgemeinen. — Verſchiedenheit des Volkscharakters. — Allgemeine Grundzüge. — Trachten. — Die alten Geſchlechter im Lande.

Sollen wir nach dieſen allgemeinen Andeutungen nun noch ein Bild von den Sitten und Bewohnern des Landes überhaupt geben, ſo geſtehen wir, daß dies bei dem bunten Gemiſch der verſchiedenartigſten Elemente, die ſich in dieſer merkwürdigen Heimath unſeres Stromes zuſammenfinden, eine überaus ſchwierige, über den Zweck dieſer Blätter hinausgehende Aufgabe iſt. Stämme von den entgegengeſetzteſten Länderſtrichen haben in dem weiten Netze des rhätiſchen Gebirges das Ziel ihrer Heeres- und Völkerzüge gefunden und ſich in dieſer Grenzmark des italieniſchen und deutſchen Landes niedergelaſſen. Mögen auch die aus dem Dunkel der Urzeit bis auf uns gelangten Kunden von den erſten Anſiedelungen im Lande nebelverhüllt und verworren genug ſein, ſo ſteht doch immer feſt, daß die verſchiedenſten Völker ſich hier begegneten.

Einzelne Celtenstämme, die im Sturm der Kriege und Völkerwanderungen unvertilgt geblieben sind; Nachkömmlinge der Allemannen, Flüchtlinge aus dem Tuskerlande, Zurückgebliebene von den Römerheeren, schwäbische Colonisten aus späterer Zeit, sehen wir nebeneinander wohnend und wenn durch das gemeinsame Zusammenleben anderwärts die ursprünglichen Züge verschiedener Stämme sich verwischten und ein allgemeines Gepräge angenommen haben, so stellten sich hier alle erdenkbaren Hemmnisse entgegen durch die oft unübersteiglichen Scheidewände zwischen den einzelnen Thalschaften, durch die starre Festhaltung alten Herkommens, durch das Vereinzelungssystem der ganzen Landesverfassung.

Wie in ihrer Herkunft sind die Graubündner auch ungleich in ihrem äußeren Wesen und in ihren Sitten. Nur wenige Züge lassen sich daher als allgemein bezeichnend andeuten. —

Charakteristisch bei dem Volke in Graubünden, selbst auf der Nordseite der Alpen, ist vor Allem der warme Anflug eines südlicheren Charakters, der uns hier sogleich auffällt. Man trifft zwar im vorderen Rheinthale, in einzelnen Thälern die von den Walsern, den deutschen Colonisten, bewohnt sind, blonde, hochkräftige und stämmig-breite Gestalten, kerndeutsche Figuren. Aber im Allgemeinen merkt doch der Reisende, sobald er nur nach Chur kömmt, daß er sich hier auf der Schwelle Italiens befindet und mit trunkenem Vorgefühl ahnt er die Nähe des geliebten und gelobten Landes.

Die brünetten Tinten fallen sogleich auf. Die Leute mit ihren braunen Gesichtern, schwarzen, meist krausen Haares, mit ihren dunkeln Augen, von buschigten Brauen stark überschattet, und scharf markirten Zügen, an die keck und frei herausgeschnittenen malerischen Köpfe der Italiener erinnernd, sehen ganz anders aus, als die schweizer Bauern. Braun von Augen und Gestalt tritt Einem der Landmann entgegen, wenn er im dunklen Sonntagsstaate zu Chur erscheint. Unter den Landmädchen sind selbst den Blondinen, die sonnenwarmen Farben des brünetten Charakters eigen.

Namentlich hinter Chur, im Domleschgerthale, in Thusis haben die Bauern mit ihren spitzigen Hüten und Schooßjacken schon etwas ganz Italienisches; mit der südlicheren Natur beginnt hier auch der südlichere Charakter in der Bevölkerung, wie denn die Leute in den italienischen Thälern des Kantons, jenseits der Berge, mit Leib und Seele Italiener sind. Am nördlichen Fuße des San Bernardino dagegen, im wilden Rhein-

Digitized by Google

waldthale, durch das der junge Hinterrhein bricht, iſt das Volk wiederum echt deutſch in Ausſehen und Manieren.

Die größten und muskelſtärkſten Männer hat das Oberhalbſteiner Thal; einen beſonders kräftig ſchönen Menſchenſchlag findet man auch im Thal der Landquart, dem triftenreichen geſegneten Prättigau, im Bergellerthale und in den Thälern des Vorderrheins, dem ſogenannten Oberlande, während der unanſehnlichſte Schlag wohl der iſt, welcher im Hauptthale des Rheins abwärts von Thuſis wohnt.

Der Körperbau iſt natürlich in Folge des oft ſo großen klimatiſchen Wechſels gar verſchieden. Im Allgemeinen ſind die Graubündner aber ein Menſchenſchlag mittlerer Größe, mehr klein als hochgewachſen, doch breitſchultrig.

Unter dem ſchönen Geſchlecht findet man weniger liebliche Gebirgsroſen, als in anderen Revieren des Alpenlandes. Einen unangenehmen Eindruck macht bei den meiſten weiblichen Geſtalten der höheren Gebirgsgegenden die ſchwerfällige, oft vorwärts gebückte Haltung, woran das Tragen ſchwerer Laſten auf Kopf und Nacken, namentlich der großen Heubürden Schuld iſt.

Ueberhaupt hat das Weſen der Graubündner im Allgemeinen etwas Schwerfälliges; eine gewiſſe Gedrücktheit glaubte ich bei dem Volke faſt überall wahrzunehmen. Die ſchweigſame, düſtre Stille, welche über dem ganzen Lande lagert, das engumfriedete Leben in der Bergeinſamkeit und in ihrem uralten Gemeindeweſen, hat dieſen Leuten ſeinen Stempel aufgeprägt, welche nur flüchtig und vorüberfahrend von dem Leben der Außenwelt berührt werden, das in den Poſtwagen die Thäler durcheilt. Sie ſind nicht ſo raffinirt, auch nicht ſo bäuriſchbreit und grobkantig als die übrigen Schweizer, und eine patriarchaliſche Herzensbiederkeit berührt den Reiſenden wohlthuend. So traf ich auf meiner Wanderung von Chur nach dem Splügenpaſſe unter den Zechern in den verſchiedenen Schenken an der Heerſtraße eine manierliche wohlgezogene Art, eine gutmüthige, menſchenfreundliche Höflichkeit, die von dem Weſen der Landleute in der Schweiz gar vortheilhaft abſtach.

Einſt mag das Leben auch hier viel reicher, farbiger und maleriſcher geweſen ſein. Sind ja doch die Landestrachten, welche ſich noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhielten, nun faſt gänzlich ausgeſtorben; beſonders bei dem ſchönen Geſchlecht; an die Stelle der alten kleidſamen Trachten, tritt mehr und mehr der ſtädtiſche Schnitt. Im Unterengadin tragen die Weiber noch ſcharlachrothe Röcke, Aermel mit ſchwarzem Leibſtück, rothe Strümpfe und „Stöckliſchuhe“ mit hohen Abſätzen, wie ſie früher

Digitized by Google

auch um Chur herum üblich geweſen; aber ſelbſt dieſe Tracht ſtirbt immer mehr aus und die ſilbernen Nadeln, welche einſt anmuthig durch das aufgeflochtene Haar geſteckt wurden, ſowie anderer Kopfputz ſind einer einfacheren und neueren Mode gewichen, mit Ausnahme des bei den katholiſchen Weibern noch vorkommenden Flitters im Haare.

Eine eigenthümliche Landestracht, wie wir ſie in den ſchweizeriſchen Bergkantonen finden, wo die bunte und maleriſche Kleidung der Buben und Dirnen ſo luſtig in's Auge fällt, hat Graubünden übrigens nie beſeſſen oder ſie iſt doch frühzeitig verloren gegangen. Daran iſt vor Allem Schuld das Auswandern der Graubündner nach fremden Ländern, aus welchen ſie entweder die ſoldatiſche Haltung und Tracht oder eine, keinem Land und keinem Stand eigens angehörige mitheimgebracht haben. Dann hat aber auch die rein demokratiſche Verfaſſung Alles nivellirt und verflacht; dieſe Verfaſſung welche Jeden, der zwanzig Jahre zählt, befähigt, nicht allein unter den Vorſtehern ſeiner Gemeinde oder ſeines Bezirkes, ſondern ſelbſt im Rathe der oberſten Behörden des Landes zu ſitzen. Die Landleute ſcheuen ſich in ihrem bäuriſchen Stolz neben ihren Collegen aus dem Herrenſtande durch ihre Bauerntracht allzuſehr abzuſtechen; ſie fürchten eine Zurückſetzung erfahren zu müſſen; ſie wollen es den Anderen in aller Weiſe gleichthun. Deshalb gehen die Bauern in einer Art von Halbherrentracht; beſonders in früheren Zeiten, wo man noch „Einen Gott und Einen Rock" hatte, trugen ſie ſich faſt immer ganz ſchwarz, um ſich in dem äußeren Anſehen ja nichts von ihrem guten Rechte zu vergeben, das ſie allen Herren im Lande gleichſtellt und zur Berufung in obrigkeitliche Würden gleich befugt. —

Im Allgemeinen tragen die Graubundner faſt immer dunkle, graue oder ſchwarze Farben; die ſaubere, helle Zierlichkeit der Leute in den ſchweizer Urkantonen, im Appenzellerlande, in Uri, Unterwalden u. ſ. f. ſucht man hier faſt durchgehends vergeblich und die Geſtalten dieſer Bergesſöhne haben oft etwas ſo Ernſtdüſteres, als ihre ernſten grauen Berge ſelbſt.

Nicht minder fehlt auch bei den meiſten Graubündnern die Friſche, die gelenke muntere Behendigkeit, die in den Bewohnern anderer Hochländer ſprudelt. Das Volk ſchaut gerne nach den rothangeſtrichenen Daten im Kalender, an welchen man es mitunter bei helllichtem Tage auf ſeinen grünen Hügeln ſchlummern ſieht. Solch träges Blut verräth ſich auch bei den Tänzen der Landleute in den einzelnen Thälern. Es iſt genugſam bekannt, welch' kräftig friſches und fröhliches Leben in den Tänzen ihrer Nachbarn, der Tyroler ſchnalzt und athmet. Da iſt alles Leben, alles

Digitized by Google

Bewegung; ein Stampfen, Drehen, Luftſpringen ſondergleichen. Bei den Tänzen in dem Bündner „Oberlande“ geht es aber keineswegs ſo hell und hoch her. Die Leute ſind wohl luſtig; es fehlt nicht an Geſchrei und Gejauchze; aber das Ganze dreht ſich doch in einer gewiſſen ſchwerblütigen Einförmigkeit hin, wie auf einer ſchwäbiſchen Kirchweihe. Den Tänzerinnen gebricht vor Allem das Leichte und Maleriſche, was ſonſt die Gebirgsmägdlein ſo reizend macht.

In den äußerſten Thälern gegen Tyrol, Veltlin und Teſſin hat das Landvolk ſchon mehr die maleriſchen Trachten und Sitten mit ſeinen Grenznachbarn gemein. Ueberhaupt ſind alle neueren Einrichtungen und Culturentwicklungen vorzugsweiſe nur bei der deutſchen Bevölkerung des Landes bemerkbar. Die romaniſchen und ladiniſchen Graubündner, ſowie auch die Deutſchredenden in den abgeſchiedenen Winkeln des Gebirges leben noch ganz in alter ureinfacher Weiſe und ſind durchaus nicht moderniſirt. Die gewöhnlichſten Handwerke ſelbſt werden hier kaum betrieben; von umherſtreichenden ſchweizeriſchen, deutſchen oder welſchen Krämern kauft man, was eben für Haus und Heerd unentbehrlich; italieniſcher Schmutz nnd italieniſche Sorgloſigkeit zeigen ſich ſchon. In einigen Thälern haben die meiſten Häuſer gar keinen Anſtrich; oft keine Fenſterſcheiben. Aermliche ſchwarze Steinhütten. So namentlich im Valle di misocco *).

Einen eignen Contraſt bildet es, ſieht man mitten unter dieſen rohen bethlemitiſchen Hütten ein großes ſtädtiſches Herrenhaus ſich erheben, von drei bis vier Stockwerken, mit ſtattlichen Außenſeiten und oft mit einem Balkon. Im ganzen Lande gibt es wohl kein Thal, ja keine größere Dorfſchaft, in der nicht eine Familie von beſſerer Erziehung wohnte. Man trifft in den Häuſern dieſer Familien ſtädtiſche Sitten und einen feineren Ton, ſo gut wie bei unſerem Landadel, und wie bei dieſem, haben ſich auch gar manche Formen aus der lieben Roccocozeit erhalten.

Es ſind meiſt ältere oder jüngere Geſchlechter, die ſich bereicherten durch auswärtige Kriegsdienſte in Frankreich, in Spanien und Italien oder durch Aemter in den Unterthanenprovinzen. Sie ſchickten dann ihre Söhne

*) Eine ganz eigne und merkwürdige Einrichtung beſteht in der Gemeinde Mutten. Die Einwohnerſchaft dieſer Gemeinde beſitzt nämlich zwei Dörfer, das Eine am unteren Berggelände für den Winter; ein anderes nahe am Bergſcheitel, das nur während der Sommerszeit bewohnt wird. Näheres über die Bauart der Häuſer in Graubünden ſiehe: „Der Kanton Graubünden ꝛc.“ in dem „Gemälde der Schweiz.“

auf Reiſen, ließen ſie in ausländiſchen Inſtituten erziehen oder Univerſitäten beſuchen und ſicherten ſich einen gewiſſen politiſchen Einfluß zu.

Solche Familien genießen jedoch durchaus keine bürgerlichen Vorrechte; ſie ſtehen vielleicht ſelbſt manchem ihrer dörflichen Nachbarn an Größe des Vermögens nach. Denn ziemlich ſelten ſind die reichen Leute in Graubünden. Die alte Ariſtokratie der Freiherren und Ritter, welche einſt das Patriziat bildeten, iſt größentheils heruntergekommen, zumal ſeit das Eldorado der alten Geſchlechter, das Veltlin und die übrigen Unterthanenländer verloren gingen, und auch die Meiſten ihr dortiges Vermögen einbüßen mußten *). Wohl leben die altberühmten Namen noch fort und die Glocke in dem Dorfe Promontogeo, bei dem Schloſſe Caſtelmur wird noch nach wie vor nur bei dem Tode eines Gliedes der Salis'ſchen Familie gezogen. Allein die alte Herrlichkeit hat ein Ende genommen; auch der Dienſt in den Heeren des Auslandes hört jetzt immer mehr auf und der Adel beſitzt nun faſt nichts weiter als ſeine Namen und ſeine Ahnen, deren Burgen längſt zerbröckelt ſind und von welchen wir mit dem Dichter ſagen können:

„Ihre Gebeine ſind zerſtoben
Ihre guten Schwerter von Roſt umwoben
Ihre Seelen, will's Gott, bei den Heiligen droben."

XII.

Die Roflaſchlucht und die Vereinigung des Avner-Rheins mit dem Hinterrheine. — Das Schamſer Thal. — Altes Seebecken. — Charakter des Thales. — Die Bärenburg. — Das Dorf Andeer. — Eine Reiſeerinnerung. —

Faßt man zuſammen, was in den vorhergehenden Abſchnitten nur flüchtig und ſkizzenhaft angedeutet werden konnte, ſo ſieht man wohl, wie reich der Stoff iſt, um ein umfaſſendes Bild dieſes ſo überaus intereſſanten und merkwürdigen Landes aufzuſtellen, wie Vieles hier noch zu ſagen wäre! In der That, wenn ich nochmals in die Schweiz kommen ſollte, ſo würde

*) Bei der neulichen Erhebung der Lombarden gegen ihre fremden Unterdrücker (1848) kam es auf der eidgenöſſiſchen Tagſatzung in Bern zur Sprache, ob nicht der Zeitpunkt für die Schweiz gekommen ſei, dieſe ihr geraubten Länder zurückzuverlangen.

Digitized by Google

ich vor Allem die rhätiſchen Gebirgsgegenden durchſtreifen, über welchen zum Theil noch ein tiefes, undurchforſchtes Dunkel liegt, weil eben die meiſten Reiſenden nur auf den Poſtſtraßen über die Alpen ziehen, ohne einen Blick in dieſe Thäler zu werfen.

Wir würden unſere Leſer gerne zu einer Wanderung in das Labyrinth der einzelnen Gebirgswinkel von „alt fry Rhätien“ auffordern und ſie in das ſchöne Thal des Inn, in die Landſchaft Miſocco mit ihrer ſüdlichen Natur und den herrlichen Ruinen des alten Schloſſes Miſor, an den von Sagen umflüſterten Urdenſee, an die Burgtrümmer von Belfort und in die Kloſterkirche zu Churwalden mit dem Grabmale des tapferen Donatus von Vatz führen — allein nur allzuſehr ſind wir ſchon von unſerem eigentlichen, vorgeſchriebenen Wege abgekommen. Wir kehren deshalb wieder zu dem jungen Hinterrheine zurück, den wir an den äußerſten Grenzmarken Deutſchlands und Italiens hinter dem Dorfe Splügen verlaſſen haben (Siehe den dritten Abſchnitt, Seite 17 bis 21), um dem Laufe unſeres Stromes weiter zu folgen, der uns nun, aus ſeiner Gletſcherheimath immer mehr zu den Tiefländern hinabeilend, durch eine Reihe von ſogenannten Stufenthälern, der Länge nach durch das Bündner Land führt.

Das ſchmale Rheinwaldthal, oben bereits näher geſchildert, das höchſte Teraſſenthal unſeres Stromes, ſobald er aus dem Kranz der Adulagebirge hervorbricht, iſt mit dem mittleren Stufenthale im Flußgebiete des Hinterrheins, mit der Landſchaft Schams, durch einen engen, wilden, dunkeln Schlund verbunden.

Dieſe Felſenſchlucht heißt **die Rofla.** Sie iſt ungefähr eine halbe Stunde lang und im Jahre 1470, zugleich mit der via mala, zu einer Straße gebahnt worden. Ihre düſtere romantiſche Wildheit mag bei dem Reiſenden, der aus dem ſonnigen Italien herüberkommt, einen überraſchenden Eindruck hervorbringen, zumal die Thalenge nur wenig gekannt und berühmt. Sie bereitet ihn auf den Eindruck der via Mala vor, durch welche ihn ſein Weg bald darauf führt und mit der man die Roſla- oder Roſſlenſchlucht ſchon hat vergleichen wollen; auch wird ſie häufig die innere via Mala genannt.

„Mit ſtäubenden Flügelſohlen,
Vom ſchwindelnden Felſendach,
Den Bruder einzuholen“

ſtürzt ſich der junge Hinterrhein herab. Mit einem gewaltigen Sprunge ſchäumt er in die dunkle enge Schlucht, wo ſich eine kühne Bogenbrücke über ihn ſchwingt, 4140 Fuß über dem Meere, die Roflabrücke genannt,

über welche ehemals die Straße nach dem jenſeitigen Ufer ging, die aber jetzt faſt unbenutzt ſteht. — Die Landſtraße führt von der Hochlandſchaft des Rheinwaldes durch wilde, zerriſſene Felshänge, zwiſchen düſteren Tannenwipfeln hin, unter welchen ſich der toſende Strom in ſchluchtenartige Tiefe, oft ganz unſichtbar, von Sturz zu Sturz hinabkämpft, bis zu dieſer Brücke. Hier brauſt von Süden, aus dem rauhen Ferrerathale hervor, in dem die bedeutendſten Bergwerke Graubündens — auf Eiſenerz — ſich befinden *), das Averſer Landwaſſer oder der Avner-Rhein (Rhein heißt nämlich im Romaniſchen ein fließendes Bergwaſſer) dem Strome zu, gleichfalls mit einer prachtvollen Cascade. Dieſer Punkt iſt ebenſo wildmaleriſch als intereſſant.

Der Avner-Rhein ſtürzt ſich dreitauſendzweihundertzwanzig Fuß über dem Meer aus dem Seitenthale herab, an Waſſermaſſe nicht geringer als der Hinterrhein. Von der Höhe des Rheinwaldthales kommt der letztere; von der linken Seite her der Avnerſtrom. Giſchend und ſtäubend rauſchen die beiden Gletſcherſöhne auf einander los; mit wildem Zorne brechen ſie ſich knirſchend an den vorſpringenden Rippen der alten Felſen und ſpritzen weithin ihren thauigen ſilber-perlenden Schaum in das zerklüftete Geſtein. Es ſcheint, als wolle der Avner-Rhein den Bruder zurückhalten und ihm den Vorrang ablaufen, allein der Andere umſchlingt ihn ungeſtüm und reißt ihn mit ſich fort, an den alten finſterklagenden Tannen vorüber, über neue Schwellen und Felsblöcke, durch die niederen Thäler, dem Meere zu. Die vereinten Wellen tummeln und jagen ſich wild dahin und das alte Geſtein, welches dem Wogendrange trotzt, ſcheint ſchon bedeutend ausgehöhlt zu ſein. Oft ſoll der Waſſerſtaub der ſchäumenden Fluthen mehre Klafter hoch emporſteigen. Dazu iſt das Thal ſelbſt ſo beſchränkt, daß die Berge faſt ganz das Firmament verdecken und dunkle Tannen, die auf beiden Seiten, ſowie am oberen Rande der Schlucht ſich hinziehen, umrahmen das ganze Bild gar maleriſch.

Als ich an der Roflabrücke vorüberkam, ſpiegelte ſich die Sonne mit glänzend zitternden Regenbogenfarben auf den überſchlagenden toſenden Wellen und obſchon ich kurz vorher die via Mala durchzogen, machte die zau-

*) Der große Reichthum von Eiſenerz ſoll dem Thale ſeinen Namen gegeben haben und Ferrera von Ferrum (Eiſen) kommen. Schon ſeit dem Jahre 1482 ſollen hier die Erzlagen ausgebeutet worden ſein; gegenwärtig werden die Bergwerke in Ferrera von einer lombardiſchen Geſellſchaft Roſales und Comp. nach bergmänniſcher Methode betrieben. Berühmt ſind auch die trefflichen Forellen von Ferrera. Am Fianell im Ferrerathale wird ein ſchöner weißer Marmor gebrochen.

Digitized by Google

bervolle Scenerie doch einen überraſchenden Eindruck, der natürlich um ſo ſtärker war, als ich vorher faſt Nichts von dieſer Schlucht gehört. —

Sobald man das Felſenthor der Roſla durchſchritten hat, öffnet ſich plötzlich

das Schamſer Thal

und breitet ſich grün und ſchön vor Einem aus. Das Schamſerthal — vallis sexanciensis, auch sexamnium oder Schons — iſt, wie bereits angedeutet das mittlere Stufenthal im Flußgebiete des Hinterrheins; es bildet den Uebergang von den Alpenwildniſſen des Val Rhein oder Rheinwaldes zu dem ſonnigen Domleſchg. Seinen Namen ſoll es von den ſechs Bächen haben, die von den Bergen rechts und links herabfallen. —

Wie mit einem Zauberſchlage ſehen wir uns hier auf einmal in einer ganz anderen Welt. Keine Felſen verdecken mehr, drohend emporſteigend, die Himmelsbläue; die Berge ziehen ſich zu beiden Seiten in ſanfterer Abdachung hin; der Rhein fließt in ruhigerem bedächtigerem Schritte durch grüne Matten und an ſauberen Wohnungen vorüber, die in dem Thale freundlich umhergeſtreut ſind und von den Höhen herab blicken trauernd einzelne Burgen, deren ſtolze, einſt weithinerglänzende Zinnen nun zahnlos und zerfallen ſind.

Von Thuſis bis zur Grenze des Rheinwaldes zieht ſich das Schamſer Gebiet vier und eine halbe Stunde von Norden nach Süden; der eigentliche bewohnte Thalkeſſel iſt jedoch kaum zwei Stunden lang. Es iſt ein ovales Becken, das vor alten Zeiten ein Seebecken gebildet haben muß, wie denn überhaupt alle dieſe aneinanderhängenden Stufenthäler des Hinterrheingebietes einſt Seen geweſen ſcheinen. Die ganze keſſelförmige Geſtalt, die engen Felſenzugänge von Norden und Süden aus, die es einzig mit der übrigen Welt verbinden, die ſandigen Anhöhen, die ausgeſpülten Felſenhöhlen und die Spuren eines uralten Weges über die nahen Berge, welche man noch findet, zeigen bei dem ſchamſer Thale deutlich, daß es einſt ein großer Bergſee war, bevor der Strom ſich mit Macht den Weg gebrochen und das Seebecken in ein weidenreiches Thal verwandelte. Der Reiſende, der von der Südſeite her durch die Roflaſchlucht aus dem Rheinwalde kommt, ſieht nirgends einen Ausweg in mildere Gegenden, bis ihn mit Einem Male die ganze Landſchaft Schams mit ihren Matten, Heubergen und Dörfern überraſcht. Ebenſo breitet ſich vor dem Nordwärtskommenden, erſt wenn er den Schlund der via mala verlaſſen hat, jenſeits der dritten Rheinbrücke, das freundliche Thal aus. Bevor die Felſenſtraße

durch die via mala gebrochen war, führten nur hohe Bergwege am Gehänge des Piz Beverin in die Landschaft Schams *).

Der Thalboden, nicht selten von dem Rheine arg verheert, liegt dreitausend Fuß über dem Meer; er ist reich an Aeckern, Wiesen und Wald. Namentlich sind die schamser Forellen berühmt. Die Bewohner des Thales, etwas über zweitausend Seelen, sprechen romanisch und sind Reformirte. Sie leben vom Landbau, in elf größeren und kleineren Dörfern zerstreut, die mit dem Rheinwalde das siebente Hochgericht des oberen Bundes ausmachen.

Nicht weit von der Mündung der Rostaschlucht schaut auf einem öden steilen Felsen aus dunkelm Waldgrunde die Ruine der

Bärenburg

hervor, welche die Bauern Anno 1451 zerstörten. Ehedem der Schlüssel eines der wichtigsten Alpenpässe hatte sie ein eignes Geschlecht; noch 1277 kommt ein „Bartholomäus de Berenburc" vor. Nach einer Ueberlieferung im rheinwalder Archive hätten die Bärenburgs aus dem Lande weichen müssen. Nachher fiel das Schloß als bischöfliches Lehen den Grafen von Werdenberg-Sargans anheim, die es mit der jenseits, tiefer unten liegenden Burg Fardün oder La Turr bei Donat durch ihre Castellane verwalten ließen. Die Bedrückungen dieser Vögte, von welchen einer die Bauern zwang mit dem Vieh aus dem Schweinstroge zu essen, veranlaßten endlich den gerechten Aufstand des Volkes im Thale, und die Feste wurde mit Mord und Brand zerstört.

Eine Viertelstunde weiter und wir kommen nun in das romantisch gelegene Dörfchen

Andeer,

(ital. Sessame, in alten Urkunden Aldera genannt), der Hauptort des Thales, dreitausend Fuß über dem Meere. Die vierhundert Bewohner des Dörfchens sind Protestanten, sprechen aber romanisch. Ueber manchen Hausthüren findet man romanische Inschriften. Hier lebte auch der, vor

*) Auf der Annaroſaalp, die zu den Bergketten gehört, welche das schamser Thal westwärts umschließen, liegt der Calendarisee; er ist hundertfünfzig Fuß lang und achtzig Fuß breit und soll nach dem Volksglauben in jener Gegend die nahenden Ungewitter durch ein dumpfes Brüllen verkünden. Das Gebirge auf der Südwestseite des Thales, welches sich wild und steil mit düsteren Waldungen erhebt, ist reich an Erzen; zu verschiedenen Zeiten wurde nach Blei, Fahlerz und Silber gegraben. Im Süden streckt der Suretta seine drei beglets cherten Hörner empor.

wenigen Jahren geſtorbene Math. Conradi, der Herausgeber der erſten romaniſchen Grammatik und Verfaſſer eines Taſchenwörterbuchs des altrhätiſchen Ladins (ſiehe den vierten Abſchnitt) als Pfarrer.

Bemerkenswerth ſind die Hochöfen und Hüttenwerke zu Andeer, in welchen ein Theil des im Ferreratale gewonnenen Eiſenerzes verarbeitet wird. Außerdem hat der Ort einen ziemlich großen Gaſthof (Fravi, zur Krone oder Poſt *), der mit ſeiner Einrichtung, ganz im modernen Genre und ſeinen ſtattlichen Außenſeiten unter den meiſt ärmlichen Wohnungen des Dörfchens überraſchend genug abſticht. Derſelbe hat mineraliſche Bäder aus der nahen Heilquelle von Pignen. Von dem Balcone des Saales, in dem eine kleine Mineraliensammlung aus den nahen Bergen zur Schau oder zum Verkaufe ausgeſtellt iſt, wie man ſie meiſt in den ſchweizeriſchen Gaſthöfen findet, hat man einen ſchönen Blick über das grüne mattenreiche Thal, nach dem gebrochenen Thurme von Caſtellatſch und den zerſtreuten Dörfern auf der Teraſſe des Schamſerberges. Grade gegenüber ſteht auf einem Bergabhange einſam und maleriſch die kleine Kirche des Dorfes mit ihren hellen Mauern.

Wie ſehr die Cultur Alles beleckt, wurde ich hier recht inne! Wer ſollte denken, daß die Alles überwuchernde Muſikbildung unſrer Zeit bis in dieſe abgeſchiedenen Thäler der rhätiſchen Alpen gedrungen iſt, daß es auch hier Sängervereine und Liedertafeln mit allem Drum und Dran von Feſteſſereien, begeiſterten Toaſten und Haupthähnen gibt? Es wollte ſchon Abend werden als ich von der via mala gen Andeer kam, die Sonne verſchwand am klaren blauen Himmel hinter den Schneebergen in goldnem Glorienſchein, die Luft wurde kühler, faſt unleidlich ſcharf, und der Burſche, deſſen Wagen ich bei der letzten Rheinbrücke beſtiegen, hieb tüchtig in die Pferde. Da begegneten uns viele johlende, luſtige Menſchenkinder; auch einige ſchwer Benebelte fehlten nicht, deren taumelnden Zickzackgang die Anderen zu dirigiren verſuchten und als ich den Burſchen fragte, ob vielleicht die Kirchweihe in Andeer gefeiert worden ſei, entgegnete er mit einem gewiſſen ſelbſtgefälligen Tone: „Nein; es war heute großes Sängerfeſt.“

*) Des Bodenhauſes in dem Dorfe Splügen haben wir bereits gedacht. Den Reiſenden, welche über den Bernhardin nach der italieniſchen Seite gehen, empfehlen wir den „Hirſch“ bei Raviſſo in San Bernardino, und den „Aquila d'oro“ bei den Gebrüdern Ferrari in Bellinzona, außerhalb des Stadtthores, ein treffliches Hotel; überhaupt richte man ſein Augenmerk immer vorzugsweiſe auf die Gaſthöfe, welche von den Italienern ſelbſt zumeiſt beſucht werden.

In Andeer ſelbſt war eine bänderumflatterte Laubguirlande und Ehrenpforte vor dem Gaſthauſe des Herrn Fravi errichtet; ein Gruß an die Sängergäſte war in mächtigen Buchſtaben über der Thüre zu leſen — Tout comme chez nous! In dem Saale aber ſaßen noch viele Sänger beiſammen, die beinahe alle ein wohlklingendes Deutſch redeten, was mich natürlich noch um ſo mehr überraſchte; einige Krautjunker aus den benachbarten Thälern brachen eben mit vielem Geräuſche und ſtets wiederholten Freundſchaftsverſicherungen nach ihrer Heimath auf. Namentlich ſchwebt mir noch die Geſtalt eines langen ſporenklirrenden Herrn im kurzen Rock und mit ſchiefaufgeſetzter Jagdmütze vor, der ſich mit bäuriſch ritterlicher Grazie auf ſeinen Rappen ſchwang und ſtets von Neuem mit der Hand winkte. Er muß jedenfalls ein Haupthahn geweſen ſein! —

XIII.

Die Pigneuer-Brücke und die Quelle zu Pigneu. — Billis. — Die Burgen auf dem linken Rheinufer. —

Wenn der Reiſende Andeer hinter ſich hat und nun durch das Thal der via mala zueilt, ſo kommt er, bevor das nächſte Dorf erreicht iſt, über eine kleine Brücke, die ihrer Inſchrift wegen bemerkenswerth. Sie wurde nach Vollendung der großen Straße durch die Felſenklauſen des verlorenen Loches erbaut und trägt als Denkmal dieſes Baues unter einem durchſchoſſenen Tellsapfel die Worte:

Jam via patet
hostibus et amicis
Cavete Rhaeti!
simplicitas morum
et unio
serrabunt avitam
libertatem.

Die Brücke hat ihren Namen von dem Orte

Pigneu

(Pigné auch Pignel), bekannt durch ein in der Nähe quillendes Heilwaſſer, das früher bei der Umgegend in einem großen Rufe ſtand und als Bad benutzt wurde. Es gehört ſeinen Hauptbeſtandtheilen nach zu den alkaliſchen Eiſenwaſſern mit einiger Beimiſchung von kohlenſaurem Eiſen, mehren

anderen salzsauren Schwefelverbindungen, hauptsächlich aber schwefelsaurem Kalk *). Vor einigen Jahren wurde dies Wasser nach dem neuen Gasthofe des Herrn Fravi in Andeer geleitet, wo nun, statt des ehemaligen Bades, in Pigneu selbst, eine vollkommen eingerichtete Badeanstalt ist; in der Schweiz, wo es vielleicht mehr kleine Curorte, als Leidende gibt, lassen sich die Wirthe, eine solche Gelegenheit in ihrer Nähe, Besucher anzulocken, nicht entgehen! —

Zillis

(romanisch Ciraun) heißt das nächste Dorf vor dem Eingange in die via mala. Ebenfalls reformirt und die romanische Zunge redend, hat es eine große Kirche, das älteste Gotteshaus des Thales. Ehemals war sie Hauptkirche der ganzen Landschaft Schams. Sie wurde schon Anno 940 von König Otto dem Ersten dem Bischof Waldo von Chur geschenkt, als ein Ersatz für den Schaden, welche das Bisthum durch den Saraceneneinfall damals erlitten hatte. In der Nähe des zu Zillis gehörigen Hofes Reischen steht die Ruine der Burg Haselstein.

Von Zillis führen zwei Brücken über den Rhein, der in dem Thale schon drei bis vier Mühlen treiben muß, auf die andere Seite desselben, wo an einem sanften Berghange das Dorf Donat, umgeben von den kleinen Oertchen Pazen, Fardün, Casti und Clugien gar malerisch hingelagert ist. Hier ist der Schauplatz der bereits erwähnten Sage von dem Bauern Johannes Thaldar; seine Worte: „Malgia sez la pult cha ti has condüt" („Friß den Brei, den du dir gewürzt hast") sollen noch jetzt sprichwörtlich in der Gegend sein. Rechts auf der Höhe bei Donat sieht man noch die Trümmer von Fardün oder la Turr, dessen Vogt, wie hundertfünfzig Jahre früher Herr Geßler im Lande Uri, die erste Veranlassung zur Befreiung des Thales von seinen kleinen Zwingherren wurde, die auf den verschiedenen Burgen hausten.

Diese festen Felsensitze thronten aber fast alle auf dem linken Ufer des Rheines, nahe dem alten Straßenzuge, der sich über die Höhen nach dem Heinzenberg zu schlängelte, bevor die Klause der via mala geöffnet und zugänglich gemacht war. Beim Dörfchen Casti stand die Burg Rinkenstein, auch Casti genannt, bei Clugien, Andeer gegenüber, die Burg Castellatsch, von deren Ruine sich ein herrliches Panorama der ganzen Landschaft eröffnet. Beide Namen verrathen die Abstammung von dem römischen Castellum oder von Castelg. Bei dem Dörfchen Mathon,

*) Die gewöhnliche Temperatur der Quelle ist 30 Gr. R.

das über Donat auf der Bergteraſſe liegt, blickt noch ein verwitterter und verfallener Thurm von der alten Feſte Oberſtein in's Thal. Auch bei dem Nachbarorte Bergenſtein erhob ſich einſt eine Burg gleichen Namens. Und ſo hatten ſich die fauſtrechtlichen Herren faſt alle über der alten Land- und Handelsſtraße eingeniſtet! —

XIV.

Die via mala.

Mit Zillis, dem letzten Orte in dem freundlichen Schamſerthale ſchließt dieſes mit ſeinen grünen Matten und Dörfern völlig ab. Ein hohes Gebirge, das von dem Piz Beverin zum Mutnerhorn herüberzieht, das Schamſerthal von dem ſonnigen fruchtbaren Domleſchg trennend, ſchiebt ſich mit einem Male vor und ſperrt dem jungen Rhein die Straße. Er bricht ſich jedoch einen Ausweg durch einen Bergſpalt, der wohl einer der großartigſten und wildeſten iſt und ſelbſt auf denjenigen, welcher alle Parthien der Schweizer- und Tyroler-Alpen kennt, einen Eindruck nicht verfehlen wird. Dieſer Spalt iſt die bekannte und berühmte via mala (zu deutſch: ſchlechter Weg).

Ob in den alten Titanenkämpfen vielleicht einſt ein Erdbeben und unterirdiſche Feuerskräfte oder ob die Macht der Gewäſſer in den Tagen der Urzeit den finſtern Spalt in das Geſtein geriſſen, den mächtigen fünf- bis ſechshundert Fuß hohen Gebirgswall durchſchnitten hat, das vermag Niemand zu ſagen. Jedenfalls muß irgend ein gewaltſames Naturereigniß die Schlünde geöffnet haben, durch deren tiefes geheimnißvolles Dunkel unſer Rhein ſich donnernd und ſtöhnend hinabzwängt.

Vom Scheitel bis zur Sohle ſind die Felſen zerriſſen und geſpaltet, oft ſo glatt und ſcharf, als habe „Rolands Schwert dieſe Schlucht gehauen," und an manchen Stellen klaffen ſie kaum dreißig Fuß von einander. Die Witterung hat auf das Thonſchiefergeſtein ſo wenig Einfluß gehabt, daß heute noch die beiden Wände wieder zuſammengefügt werden könnten, ohne daß die Jahrtauſend lange Trennung merklich wäre. Zu einem ſchmalen Bächlein zuſammengepreßt, brauſt der Rhein ſo tief im Abgrunde, zwei- bis dreihundert Fuß unter der Straße, daß man ihn zuweilen gar nicht an den feſten Rippen des alten ewigen Felſens donnern hört; an einer Stelle ſind ſeine blauen ſchäumenden Wellen ſelbſt nicht mehr ſichtbar.

Digitized by Google

Wenn der Wanderer, rheinaufwärts von Chur herkommend, das Dorf Thusis hinter sich hat, so scheint das Thal plötzlich von hohen Bergen abgeschlossen, nur erst wenn man näher tritt, sieht man die tiefeingeschnittene Oeffnung, den schmalen Spalt zwischen den gewaltig emporsteigenden, schwarzen Felsen, durch welche sich der Fluß kämpft und die Straße in neuerer Zeit gebahnt ist. Man begreift kaum wie die letztere sich hier durchzieht und wie die Postwagen nach Italien sie zurücklegen können.

Eine kleine Strecke hinter Thusis, wenn die Rollabrücke (siehe weiter unten) überschritten ist, tritt der Wanderer in den Engpaß ein. Der schnelle Wechsel des heitern Sonnenscheins mit dem kühlen nächtigen Dunkel der Schlucht, macht einen eigenthümlichen Eindruck. Schon nach wenigen hundert Schritten sieht er sich von den hohen senkrechten Felswänden umschlossen; bald bleibt kein Raum mehr, als der finstre Spalt und die Heerstraße, welche sich an dem Rande desselben wie ein weißes Band hinaufzieht, sich bald von dem einem Ufer zum andern wendend.

So wildgroßartig und hochromantisch diese ganze Scenerie aber auch ist, muß ich dennoch gestehen, daß die meisten Touristen die Farben etwas zu dick aufgetragen haben und das Bild, welches in Reisehandbüchern- und Beschreibungen gegeben wird, ist übertrieben. Bleibt doch bei allen jenen Landschaftspunkten, jenen Kunstwerken, von welchen man so viel Preisendes und Interesseerregendes hört, die Wirklichkeit fast immer hinter den Vorstellungen unsrer Einbildungskraft zurück und in seiner Erwartung getäuscht, oft kaum den falben Widerschein findend, hat man nachher Mühe, den Maaßstab seiner Vormeinungen nicht anzulegen, das wirklich Vorhandene in seinem eigentlichen Sein und Bedeuten zu würdigen. So wird Einem gar Manches verleidet, und gar mancher Eindruck verdorben. Als güldne Regel möchte ich es daher Jedem, der eine Reise antritt, einprägen: „Lies keine Reisebeschreibungen, und hüte Dich mit den Büchern anzufangen," denn der Zauber der Ueberraschung ist doch bei weitem der größte! —

Die breite, für jedes Fuhrwerk fahrbare, bequem und gemach ansteigende Straße benimmt dem Felsenpasse natürlich vieles von seiner Wildheit; ich glaube, daß der Reisende, der im Wagen sitzend hindurchkommt deshalb einen wenn auch unvollkommeneren, doch tieferen Eindruck mitnimmt, als der Wanderer, welcher sie langsam zu Fuße durchzieht. Denn grade das raschere Vorüberziehen verleiht der wilden Scenerie einen eindrucksvolleren Reiz, der bei dem Fußwanderer durch die späteren weniger

Digitized by Google

imposanten Parthien der drei viertel Stunden langen Straße sich leicht verblaßt und schwächt.

Ueberdieß war es ein wolkenloser, goldig reiner Tag, als ich durch den Schlund der via mala kam, der erste schöne Sommertag des Jahres 1847. Heiterer Sonnenglanz umzog den finstern Spalt und die zitternden, hereinspielenden Lichter erhellten freundlich glitzernd und kosend an einzelnen Stellen die alten Felsen und die düsteren, ernsten Tannen. Später begegneten mir eine Menge singender, jubilirender Menschen in kleinen Wägelchen und zu Fuße, von dem bereits erwähnten Sängerfeste in Andeer kommend. Man sieht dies war Alles nicht geeignet, den Eindruck der Schlucht so schauerlich und grauerlich zu machen, wie er in den meisten Reisebüchern geschildert ist, wenn dem auch in der That so wäre.

Der untere Theil der Schlucht heißt das **verlorene Loch.** Die Straße zieht sich hier am Rande eines jähen Abgrundes und durch eine zweihundertsechszehn Fuß lange Gallerie, die, zehn bis vierzehn Fuß hoch und fünfzehn bis achtzehn Fuß breit, durch den senkrechten Felsvorsprung gehauen werden mußte. Früher war das verlorene Loch ganz unzugänglich. Man mußte sich das Rollathal aufwärts und an dem Abhange des Piz Beverin entlang seinen Weg suchen. Bei dem Bau der neuen Straße wurde diese Gallerie oder dieser Stollen durch das feste Gestein gesprengt und getrieben. Noch kann man die Bohrlöcher ganz deutlich sehen und sich einen Begriff von der mühsamen und schwierigen Arbeit machen.

Die Straße ist durch eine Mauer geschützt. Ein malerisches Bild, wenn man hier zurückblickt durch das dunkle schwarze Gestein und die hie nnd da an den Felsen hängenden Tannen auf den öden Thurm von Realt (siehe weiter unten), dahinter das helle sonnige Domleschgerthal.

Bald öffnet sich die Schlucht in eine Art von kleinem Thalkessel, in dessen Mitte ein einsames und betrübt verlassenes kleines Haus steht. Sie verengt sich indeß wieder; die Felsen rücken wiederum dichter aneinander und hier beginnt die **eigentliche via mala.**

Brücken von kühnem luftigen Bogenbau schwingen sich nun von einer Felswand zur anderen. Die erste oder vordere (2622 Fuß über dem Meere) wurde im Jahre 1738 erbaut. Dreihundertfünfzig Schritte weiter südlich, hinter einem künstlichen Felsenthor überwölbt die zweite Brücke, im Jahre 1739 gebaut, die tiefe Schlucht. An einigen Stellen soll der Spalt unter diesen Brücken über vierhundert Fuß tief sein, so daß man den unten seine Wogen brechenden Rhein kaum zu erkennen vermag. Ihre beiden Füße ruhen übrigens auf sehr nahe aneinander sich drängenden

von reichen Matten begrünt. In der Landesſprache heißt er la Montagna; ſeinen anderen Namen, eigentlich Heinrichsberg, erhielt er von einem nahegelegenen Schloſſe, welches Graf Heinrich von Werdenberg im fünfzehnten Jahrhundert aufführen ließ und deſſen Trümmer man noch unter dem Dorfe Präz ſehen kann. Die Dörfer auf dem Heinzenberge liegen ſämmtlich faſt auf der Mitte des Bergs, und bezeichnen die Richtung der alten Heerſtraße, welche einſt über die ſchamſer Alpen nach dem Rheinwald führte. Unten vom Thale aus ſieht man das große zwei Stunden lange Amphitheater nicht, man muß daher zu ihm hinauf oder nach den öſtlichen Anhöhen ſteigen.

Im Domleſchgerthal ſollen ſich zuerſt die Urvordern der heutigen Rhätier, die Flüchtlinge aus dem Tuskerlande unter ihrem Heerführer Rhätus anſäſſig gemacht haben, wie die alten Chroniſten behaupten. Dieſe Behauptung hat zwar für den Hiſtoriker ſo wenig Werth und ſo wenig geſchichtliche Belege, als die meiſten Ueberlieferungen ähnlicher Art, doch laſſen ſich einzelne Anknüpfungspunkte in einigen Lokalnamen finden. Die wohlhabenden großen Gemeinden des Thales, zu drei Viertheilen reformirt, reden meiſt die romaniſche Zunge; nur in Thuſis, Maſein und Tſchappina wird jetzt ausſchließlich deutſch geſprochen und zwar ein gutes Hochdeutſch, weil man in den Schulen ſehr darauf bedacht iſt, und das Deutſche halb wie eine fremde Sprache erlernt wird. Italieniſch verſteht aber dabei faſt jeder Bauer in dieſem Thale *).

Sobald wir die Rollabrücke überſchritten haben, treten wir in den Flecken

Thuſis

(romaniſch Toſana) ein, ſchon auf einem Vorſprunge des Heinzenberges gelegen. Es ſcheint in eine Art weitem Felſenkeſſel verſenkt. Die Häuſer ſind ganz von Nußbäumen grün verſchattet; nur der freundlich und neugierig hervorblickende weiße Kirchthurm zeigt die Stelle, wo der Ort liegt, den lange Reihen von Obſtbäumen und echten Kaſtanien umkränzen.

*) Die rechte Seite des Thales bildet ein eignes Hochgericht des Gotteshausbundes, das Hochgericht Domleſchg, welches ungefähr zweitauſendſechshundert Seelen zählt. Die linke Thalſeite, mit etwa dreitauſend Bewohnern, gehört dagegen in das Gebiet des oberen Bundes und bildet mit Savien das Hochgericht Thuſis und Heinzenberg. Auf der rechten Seite liegen die Ortſchaften Sils, Fürſtenau, Scharans, Tomils, Rotels, Paspels, Almens mit Duſch, Rothenbrunnen, und höher im Gebirge Trans, Feldis und Scheid mit Parz. Auf der linken Seite Thuſis, Maſein und Katzis, höher dann Tſchappina, Urmein, Tarten, Flerden, Portein, Savn und Präz.

Thusis soll wie viele andere Orte und einzelne Burgen Entstehung und Namen von den flüchtigen Tusciern haben. Im vierzehnten Jahrhundert stand es unter den Freiherren von Vatz, kam dann in die Hände der Grafen von Werdenberg und zuletzt an den Pabst des rhätischen Hochlandes, an den Bischof von Chur, von dem es sich Anno 1306 vollkommen frei kaufte.

Die Strafgerichte, welche in jener wüsten traurigen Zeit, als die Kriegspauke der verschiedenen Factionen (siehe oben) das rhätische Land durchwirbelte, hier abgehalten wurden, haben den Ort in der Geschichte Graubündens bemerkenswerth gemacht. Das blutigste dieser Strafgerichte, hauptsächlich von reformirten Priestern gegen die spanische Faction geleitet, begann im August des Jahres 1613 und hat sechs Monate lang gedauert. Auf seinen Urtelsspruch wurde am 22. August der greise Zamba hingerichtet, nachdem der Erzpriester Ruska schon unter den Fäusten der Folterknechte vollendet hatte.

Der im sechszehnten Jahrhundert wegen seiner Gelahrtheit berühmt gewordene Wolfgang Musculus war von Thusis gebürtig; er starb Anno 1563 zu Bern und ist der Stammvater der dort noch lebenden Familie Müslin.

Der Ort zählt über hundertfünfzig Häuser, die von etwa fünfhundert Menschen bewohnt werden. Im heißen Sommer des Jahres 1845 ist er durch eine furchtbare Feuersbrunst fast gänzlich zerstört worden. In dem genannten Sommer herrschte bekanntlich eine große Dürre, und obendrein war es am Sonntag, als das Feuer ausbrach; die meisten Bewohner waren in ein benachbartes Thal zur Kirchweihe und auf Besuch gegangen. Die Flammen hatten daher bei den alten, schlechtgebauten und zusammengestoppelten Wohnungen freies Spiel; von dem ganzen Flecken blieben nur wenige Häuser stehen. Jetzt ist er zum größten Theile wieder aufgebaut und statt der alten Häuser des „ellenden Nestes", wie ein Reisender den Ort nennt, welcher ihn noch vor dem großen Brande gesehen, erheben sich neue wohlhabend und freundlich aussehende Wohnungen unter den rauchgeschwärzten Trümmern.

Ueberhaupt hat der Ort ein belebtes wohlhabendes Ansehen. Die durchziehende Handelsstraße nach Italien bringt Regsamkeit und Verkehr mit sich und stets befindet sich eine ziemlich starke Niederlage von Kaufmannsgütern daselbst. Frachtfuhrwerke, welche hier Vorspann nehmen, halten in der Straße. Auch kommen viele Reisende nach Thusis, um die berühmte via mala zu sehen.

Digitized by Google

Das Wirthshaus in Thuſis hält der Herr Poſtmeiſter, der zugleich auch Landammann iſt. Er wies mich freundlich in das obere Stockwerk, als ich eintrat, wo die Reiſenden beſſeren Standes eine bequeme neue Einrichtung finden. So trifft man faſt in jedem Dörfchen der Schweiz ein Gaſthaus, wo außer den ärmlichen Trinkſtuben in dem oberen Stockwerk noch einige nach neuerem Style eingerichtete Zimmer ſich befinden. Dieſe Gaſthöfe ſehen einander ähnlich, wie ein Kellner dem anderen und der Reiſende muß hier auf die liebe alte Schenkenromantik faſt gänzlich verzichten.

XVII.

Die Schlöſſer und Burgen im Domleſchg. — Das Dorf Katzis. — Das Kloſter zu Katzis.

Die Wanderung durch das domleſchger Thal gehört zu meinen ſchönſten und liebſten Erinnerungen aus der Schweiz. Es war der erſte Juli ſowie der erſte ſchöne Tag des Sommers 1847 und dazu ein Sonntag. Der Himmel lachte ſo goldig rein und blau; der friſche glänzende Schnee auf den ernſten Rieſenhäuptern der maleriſch bewaldeten, grün und grau durchwirkten Berge, die mit jener reizenden Melancholie der Majeſtät herabſchauten in das ſonnige Thal, verlieh der ganzen Landſchaft einen ſo heiterfriedlichen ſonntäglichen Charakter. O am Sonntag iſt es ſchön zu wandern! Es ruht eine heilige Sabbathſtille über der ganzen Schöpfung. Die Glocken tönen hell und fromm durch die Lüfte, in den Dörfern Alles ſo friedlich und ſtill, die Dorfjugend läuft mit friſchgewaſchenen Geſichtern einher, vor den Häuſern ſtehen die älteren Leute in einzelnen Gruppen beiſammen und traulich plaudernd ſchlendern die Dirnen mit ihren Burſchen durch die Felder.

Denke man ſich dazu nun noch den Zauber einer Gegend, die Einem in Sprache und Ausſehen der Landleute ſchon die Nähe des geliebten Italiens ahnen läßt, einer Gegend, wo man im Angeſichte der ewigen Alpen wandelt, die als rieſige Thalwächter mit ihren ſilbernen leuchtenden Kronen ſtolz und herrlich in die Lüfte ſteigen und wo der deutſche Ganges als ein kleines Flüßchen zu unſeren Füßen hinabeilt aus jenen kryſtallenen Eispalläſten, die den greiſen Flußgöttern und Alpenkönigen zur Wohnung dienen! —

Die Wanderung durch das Thal iſt reich an romantiſchen Punkten. Zu beiden Seiten des Rheines ſteigen am Ufer und auf den Felſenvorſprüngen die ernſt dreinſchauenden Thürme und Mauern alter Schlöſſer und Burgen auf, wie Herolde vergangener Tage, verklungener Thaten.

Wir haben der vielen Burgruinen, welche Graubünden aufzuweiſen hat, bereits gedacht. Die Völkerwanderung mußte dem rhätiſchen Gebirgslande, als einer Vormauer Italiens und Deutſchlands, wohl eine ſo große Wichtigkeit verliehen haben, daß ſelbſt fremde Dienſtmannen der Könige ſich hier anſiedelten, feſte Burgen und Thürme erbauten, die in alter Kriegszeit als Warten und Luginslandpunkte dienten. Dann laſſen die Heerzüge der deutſchen Könige nach Italien, die wiederholten Einfälle umherſtreifender Raubvölker, vor Allem aber die Entlegenheit dieſer Thäler von dem Arme der deutſchen Königsgewalt die große Menge jener „Ritterhorſte, Thalſchlüſſel, Zufluchtsörter und Landwehren“ einigermaßen erklären. Zudem ſiedelten ſich viele Adlige aus Franken und Schwaben in dem Lande an, und der lebhafte Handelsverkehr im Mittelalter zwiſchen den deutſchen und italieniſchen Städten mochte in den Zeiten des Fauſtrechtes wohl viele Herren veranlaſſen, ihre feſten Raubneſter über der Heerſtraße an die Felſen zu kleben. —

Uebrigens glaube man nicht, daß alle die zahlreichen Schlöſſer im Lande nur von Strauchgeſellen, Schnapphähnen, Stegreifrittern, Weglagerern, Staudenreitern und Heckenfiſchern bewohnt geweſen ſeien, auch nicht daß ſie ſämmtlich zu Zwingburgen für dies Land gedient hätten, wie das Volk ſich erzählt. Viele derſelben waren grade dazu beſtimmt, die Straße, den freien Verkehr zu ſchützen und zu ſchirmen.

Die Geſchlechter, welche auf dieſen Burgen hauſten, ſind nun zu einem großen Theile verſchollen und vergeſſen. Viele ſind in die Mitte des Volkes zurückgetreten, über das ihre Vorfahren einſt mancherlei Herrenrechte ausübten, und haben ſich unter dieſem verloren, wie die von Arx, die Prevoſt oder de Praepositis. So werden nicht ſelten die Namen ehemals hochgeborner Freiherren und Grafen von Leuten getragen, die nun den Pflug und Karſt regieren *). Es gab aber einſt

*) Auch in der inneren Schweiz iſt dieſer Fall nicht ſelten. So herrſchten in alter Zeit die Grafen von Rore weit umher, an der Aare und Reuß. Die Macht dieſes ſtolzen Hauſes verlor ſich im Laufe der Zeit und in den Kriegen. Noch jetzt aber beſteht im Kanton Solothurn ein altes Fideicommiß, von welchem, ſo lange ein Rudolf von Rore vorhanden, derſelbe Genuß haben ſoll; es fehlt nicht an zahlreichen Nutznießern unter den Bauern, welche den edlen Namen tragen. Nicht nur ihre Söhne, ſondern auch die

eine Zeit, wo auf allen Turnieren in Süddeutschland und Italien auch rhätische Ritter glänzten. —

Wie die Volkssage die Entstehung vieler Burgen im Lande an die Namen der urältesten Volkshäupter knüpft, haben wir bereits bei den Trümmern von Hohen-Rhealta gesehen. Eine zweite Reihe dieser Vorzeitdenkmale, die den Blick weit hinauf in die Vergangenheit mahnen, bis er auf den heroischsten Gestalten der Geschichte haften bleibt, wird der Römerherrschaft zugeschrieben, und dem gemäß hatten mehrere altrhätische Adelsfamilien nichts Eiligeres zu thun, als sich mit Stammbäumen zu versehen, deren Wurzeln in die berühmtesten Geschlechter des weltbezwingenden Volkes ausliefen.

Viele der Burgen in Graubünden haben sowohl in ihrer Bauart, als in ihren lateinischen und rhäto-romanischen Namen die Spuren hohen Alterthums aufgeprägt; die meisten wurden jedoch gewiß im Mittelalter gebaut *). Ueber die Zahl, selbst über die Namen dieser Herrensitze ist man noch ziemlich im Dunkeln. Nirgends folgen sie sich aber in so dichter Reihe, als in dem Domleschgerthale, wo unser Strom an einem engeren Kranze von alten Burgen und Schlössern vorüberzieht, als selbst in dem deutschen Rheinlande. Auch finden wir auf dieser Strecke die meisten noch bewohnten Burgen Graubündens, welche von dem Zahne der Zeit oder der zerstörenden Art der Bauern verschont blieben.

Der nächste Ort hinter Thusis heißt

Katzis.

Zwischen Katzis und Thusis fällt die Albula in den Hinterrhein, ein unbedeutend kleines und wildes helles Bergwasser. Sie entströmt den Bergseen auf dem Albula, nimmt unterhalb Filisur das Davoser Landwasser, bei Tiefenkasten (Casté) den Oberhalbsteiner Rhein mit und ergießt sich hier bei einer Zollbrücke (2240 Fuß über dem Meer).

Töchter werden „Rudolf v. Rore" getauft, um von dem vielzersplitterten Erbe ihren Jahresantheil zu erhalten. Vor zwei Jahren wurde ein Rudolf von Rore in Solothurn wegen Brandstiftung gelöpft.

*) Ueber den Vorrang des Alterthumes ist jede Entscheidung höchst schwierig; einer der vier Eckthürme des Schlosses Marschlins, die Burg von Hohentrins, Porta im Bergell, die Schlösser Rhealta, Rhäzüns und einige andere dürfen wohl auf das höhere Alter der Anlage nicht unbegründeten Anspruch machen. Siehe: „Der Kanton Graubünden" in dem „Gemälde der Schweiz."

Von hier an wird der Hinterrhein bisweilen mit Flößen befahren, die, bei Reichenau zu größeren Flößwerken vereinigt, nach dem Bodensee geführt werden. Der Vorderrhein ist gar nicht schiffbar; überhaupt sieht man auf dem Strom in Graubünden keine anderen Fahrzeuge; es gibt der Untiefen zu viele, die Strömung geht zu stark *) und die Landstraßen sind deshalb für Waaren und Reisende weit sicherer.

Katzis, mit etwa sechshundert katholischen und romanisch redenden Bewohnern, liegt wie in einem fruchtreichen Obstgarten. Die schönsten Obstbäume des Bünderlandes umschatten das Dorf, einen erfreulichen Kontrast mit den öden gelben Sandstrecken des Rheins bildend. Alljährlich wird hier eine Menge Obstes getrocknet, von den Glarnern aufgekauft und bis nach Rußland versandt.

Trotzdem ist die Lage des Ortes feucht und ungesund. Kropfleute und Kretinen finden sich viele, obwohl ihre Zahl in neuerer Zeit schon merklich abgenommen hat. Auch sind die Leute meist durch den Wasserschaden verarmt und wie in vielen katholischen Dörfern ist Schmutz und Trägheit eingerissen.

Katzis hat ein unansehnliches, ärmliches Dominikaner-Frauenkloster, dessen düstere Mauern noch von neunzehn Nonnen bewohnt sind; seines hohen Alters wegen verdient es jedoch Beachtung. Es wurde schon gegen Ende des siebenten Jahrhunderts gegründet, als das Christenthum zuerst in dieses Thal drang, von Paschalis, einem Herrn von Hohen-Rhealta, auf Antrieb seiner frommen Gemahlin Aesopeia. Paschalis wurde später selbst Priester und der zwölfte Bischof von Chur, nachdem Aesopeia mit ihren Töchtern den Schleier genommen. Sein Sohn Victor, der Erste, der ihm auf dem Bischofsstuhle folgte, setzte das begonnene Werk fort, wie noch eine Inschrift an der Klosterpforte sagt:

„Victor episcopus Curiensis unatum matre sua fundator hujus monasterii, et cum ea Paschalis episcopus Curiensis, genitor et antecessor ejus." **)

Das Kloster hatte wechselvolle Schicksale. Die erste Aebtissin war Vespula, eine Tochter des Paschalis und Schwester Victor des Ersten, zu Anfang des achten Jahrhunderts; zu den unter ihrem Hirtenschutze

*) „Et navigari ab ortu poterat primigenio copiis exuberans propriis, ni ruenti currerit similis potius quam fluenti" sagte schon Ammianus Marcellinus.

**) „Victor, Bischof von Chur, mit seiner Mutter, Gründer dieses Klosters, und mit dieser Paschalis, Bischof von Chur, sein Vater und Vorgänger."

ſtehenden Jungfrauen gehörte auch ihre Schweſter Urſicina. In der Folge der Zeit wohnten ungefähr zwölf adelige Jungfrauen hier unter der Aufſicht der Äbtiſſin, die nicht an das Kloſtergelübde gebunden waren und nach Gefallen wieder ihre Zellen verlaſſen und heirathen konnten, wie dies auch in anderen frommen Stiftern geſchah. Unter den Raubzügen der wilden Saracenen, im zehnten Jahrhundert, litt das Kloſter ſehr. Kaiſer Otto ſchenkte ihm deshalb Anno 940 durch Biſchof Waldo von Chur einige Güter. So ſollte die Kirche im ſchamſer Thale, welche der Kaiſer dem Biſchof überlaſſen hatte, nach dem Tode des Letzteren mit allen Gerechtſamen dem Kloſter in Katzis zufallen.

Im Jahre 1150 war die Disciplin des Kloſters ſo tief geſunken und die Nonnen führten ein ſo luſtiges Leben, daß es eine „Synagoge des Satans" genannt wird. Biſchof Adalgott mußte wieder mit Strenge eine beſſere Zucht einführen. Den ſchwerſten Stoß erhielt das Stift in den Zeiten der Reformation; es wurde ihm die Aufnahme von Novizen unterſagt, alle Güter verkauft und den übrigbleibenden Nonnen ein Jahresgehalt gegeben. So lebten die geiſtlichen Frauen von Katzis außerhalb der Kloſtermauern, bis zum Jahre 1570, in dem die Letzte, hochbetagt, geſtorben iſt. Im ſiebzehnten Jahrhundert ſtellte man das Kloſter indeß wieder her, nachdem es viele Jahre hindurch verwaiſt geſtanden, und am 14. Juli des Jahres 1647 zogen unter der Äbtiſſin Johanna Gauwein aus Feldkirch wieder Nonnen in das Stift ein, das bis jetzt noch fortbeſteht. In neuerer Zeit iſt das Gotteshaus ſehr verarmt; der Rhein hat es ſeiner ſchönen Wieſen und Obſtgärten gänzlich beraubt.

Vergeblich war ich in Katzis auf eine kleine Erhöhung, dem Kloſter gegenüber, geſtiegen, um einige der frommen Schweſtern zu erſpähen; in den grasbewachſenen ſtillen Räumen des düſteren Hofes war Alles ſtumm und todt.

XVIII.

Von Katzis bis Reichenau.

Dem Dorfe Katzis grade gegenüber, unfern dem Einfluß der hellen Albula in den Rhein, ſehen wir Fürſtenau mit dem biſchöflichen Schloſſe gleichen Namens, auf einem gegen den Rhein vorſpringenden Felſen gelegen. Ehedem war das Schloß feſt und hatte einen Thurm;

er soll von den Bauern geschleift worden sein. Das Schloß wurde Anno 1270 durch den Bischof Heinrich von Chur zum Schutze der Gegend wider die Schnapphähne aufgeführt, und so lange die Bischöfe politische Herrenrechte daselbst hatten, saß ein Landvogt darin. Im dreizehnten Jahrhundert lebte hier längere Zeit der graubündnerische Staatsmann und Historiker Fortunat von Juvalta. Jetzt aber theilt Fürstenau das Loos so vieler deutschen Burgen und Schlösser, in deren düsteren Hallen und Kreuzgängen statt dem Läuten der Humpen und dem Rasseln der Sporen die Kette des Sträflings klirrt; seit einiger Zeit hat die Curie das Gebäude dem Kanton für die Zwangsarbeits-Anstalt eingeräumt.

Neben dem Schlosse Fürstenau erhebt sich das ebenso stattliche der Familie von Planta. Beim nahen Hofe Pradvall liegen noch einige verfallene Trümmer der Burg Hasensprung, die zuletzt in die Händen der Grafen von Werdenberg-Sargans kam und in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von den Bauern zerstört wurde. Ferner blicken zwischen Katzis und Thusis die Burgtrümmer von Campi (Campell oder Campobello) von einer schroffen Felswand trauernd herab; hier war die Stammburg der Familie Campell, die noch jetzt im Engadin lebt und welcher der Historiker und Reformator Ulrich Campell angehörte. Im vierzehnten Jahrhundert wurde sie in einer Fehde von dem Freiherrn von Vatz zerstört, später jedoch wieder aufgebaut und von verschiedenen Geschlechtern bewohnt.

Campi gegenüber schaut das noch wohl erhaltene Schloß Baldenstein weit über das Thal hin. Rechts von der Straße liegt Jagstein, der Familie von Salis gehörig. Auch die Ruine Schauenstein zwischen Katzis und Thusis wollen wir hier noch erwähnen. Ein Bruno von Schauenstein war 1179 Bischof von Chur, ein Albert von Schauenstein der zweite Stifter und Erbauer des Klosters Katzis. Besonderen Ruhm hatte sich Rudolf von Schauenstein in den Jahren 1585 bis 1589 als Landeshauptmann im Veltlin und in auswärtigen Kriegsdiensten erworben; sein Neffe war der noch bekanntere Thomas v. Schauenstein, genannt Ehrenfeld, Herr zu Haldenstein und Rektor der hohen Schule zu Padua, von dem seit 1604 mehre Münzen geschlagen worden. Schon im elften Säculum kommen die Schauensteine als Freiherren vor. Die letzten Nachkömmlinge dieses alten Geschlechtes starben im vorigen Jahrhundert.

Wandern wir nun weiter aufwärts von Katzis bis da, wo einst die Burg Rhealta oder Nieder-Rhealta (Rhaetia ima) gestanden,

Digitized by Google

von der nun jede Spur verweht, so steigen nach und nach die Trümmer der Burgen Paspels, Alt-Sins, Neu-Sins oder Neu-Zeusenberg mit ihrem dunkeln Gemäuer am rechten Ufer vor uns auf; oberhalb Rotels, einem Dorfe am rechten Ufer, das oft von den Fluthen des angeschwollenen Rheins verheert wurde, steht das alte Schloß Rietberg, kühn und fest auf einen Sandfelsen gebaut. Das Schloß hatte ein eignes Geschlecht. Hier wurde zur Zeit der unseligen Partheikämpfe, welche das Land durchwütheten, am fünfundzwanzigsten Februar 1621, Pompejus Planta, der im Jahr vorher mit einem österreichischen Heerhaufen ins Münsterthal eingedrungen war, von dem erbittertsten Gegner der Planta'schen Faction, dem Oberst Georg Jenatsch, überfallen und im Kamine getödtet. Achtzehn Jahre später wurde der Oberst zur Rache bei einem Gastmahle in Chur ermordet, wie behauptet wird, durch den Sohn des gemordeten Pompejus.

Schloß Rietberg hat eine weitgedehnte schöne Aussicht; es wird noch jetzt bewohnt. In dem nahgelegenen Dorfe Almens soll eine Burg gestanden haben, die in eine Bauernhütte verwandelt wurde. Ebenso zeigen sich in der Nähe des verfallenen Thurmes von Neu-Sins, der seine nun zahnlosen Zinnen einsam aus den dunkeln Tannen emporstreckt, an einem stillen schlummernden See die gebrochenen und übermoosten Mauerreste eines längst verschollenen Schlosses, dessen Name und einstige Bewohner Niemand mehr kennt.

Von der Höhe eines freien Felsenvorsprunges beherrscht weiter unterhalb am rechten Ufer das wohlerhaltene Schloß **Ortenstein** die Gegend. Es gehörte den Grafen von Sargans, wurde in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zerstört und von allen damals gebrochenen Burgen im Domleschg allein wieder aufgebaut. Seine früheren Herren haben in der Geschichte des Landes eine bedeutende Rolle gespielt. Namentlich hat sich Johann Travers, dessen Familie aus Zutz im Engadin stammt, als Staatsmann sowie als einer der frühesten und eifrigsten Reformatoren großen Ruf erworben. Sein Sohn, Jakob von Travers, blieb katholisch, und pflanzte als Herr von Ortenstein das Geschlecht fort, welches später in den Grafenstand erhoben ward. Noch jetzt wird das Schloß von der gräflichen Familie bewohnt, die große Güter besitzt. Die hochbetagte, verwittwete Gräfin von Travers soll eine vielseitig gebildete, wohlthätige Dame und eine strenge Anhängerin der katholischen Kirche sein. Im Thurme des Schlosses starb der letzte Werdenberger von Sargans, Graf Georg, Anno 1501.

Digitized by Google

Unter dem Schlosse Ortenstein, am Fuß der steilrechten Felswand, steht das einsame Kapellchen von Sanct Victor, über demselben blickt auf einer bewaldeten Höhe ein anderes Kirchlein, die Kapelle zu Sanct Lorenz aus dunkeln Tannen wehmüthig und verlassen hervor. Hier hat Eusebius Scotus, ein Schotte, fünfzig Jahre lang als Einsiedler gelebt und ist nach seinem Tode im Jahr 884 noch oft gesehen worden; auch liegt da ein Schatz vergraben, gehütet von einem steinalten silberhaarigen Manne und einem wunderschönen Mädchen.

Oestlich von dem Schlosse sieht man das katholische Pfarrdorf Tomils, wo in alter Zeit ein Reichshof stand, nach dem, wie Einige behaupten, das Thal den Namen „Tomiliasca“ erhielt.

Bei den Ruinen von Juvalta, in der Nähe des Dorfes Rothenbrunen, der Wiege eines angesehenen, jetzt noch blühenden Edel-Geschlechtes, von dem besonders Fortunat von Juvalta sich hervorgethan, schließt das gesegnete romantische Domleschg mit seinen Obstgärten, heiter grünen Rebengeländen und burggekrönten Höhen. Die beiden Dörfer, an welchen der Hinterrhein nun vorüberzieht, werden noch zum Gebiet des Vorderrheins gezählt; sie liegen in einem Thalwinkel, der von den beiden Gletschersöhnen umspült wird, aus deren Vereinigung bei Reichenau eigentlich erst unser Rhein hervorgeht. Früher bildeten diese Dörfer zusammen die Herrschaft Rhäzüns, jetzt aber sind sie zu dem Hochgerichte Flims gehörig.

Bei dem ersten dieser Dörfer

Rhäzüns

(mit über vierhundert katholischen und romanisch redenden Einwohnern) thront auf einem vom Hinterrhein umspülten Felsen das stattliche, grauthürmige Schloß Rhäzüns, Rhaetia ima, in Urkunden des zehnten und elften Jahrhunderts gewöhnlich Ruzunes oder Retiunno, in alten Chroniken Rhaetium genannt.

Das Schloß ist das schönste in der ganzen Gegend. Romantisch liegt es im wilden Strome auf einem hohen Felsenlager und seine verwitterten Thürme schauen noch stark und fest mit ungebrochener Kraft ins Thal hinein, dessen Eingang es beherrschte. Rhaetus, der alte Herrscher und Held, soll auch dieses Schloß erbaut haben. Nach anderen, nicht weniger dunkeln Ueberlieferungen war es früher ein römisches Castell. In uralter Zeit saß zu Rhäzuns ein mächtiges Geschlecht; nach dem Aussterben desselben, im vierzehnten Jahrhundert, kam Schloß und Herrschaft an die Freiherren Brun, welche den oberen Bund schließen

Digitized by Google

halfen. Ein Heinrich v. Brun fiel indeß später von demselben ab und gesellte sich zu dem schwarzen Bunde, was er zu Vallendas mit dem Tod büßen mußte.

Als im Jahre 1459 mit Ulrich von Brun auch dieses Geschlecht erlosch, fiel Burg und Herrschaft den Grafen von Zollern als Erbe zu, und von diesen ist Rhäzüns an das Erzhaus Oesterreich gekommen, welches die von Marmels, von Planta und später einen Travers damit belehnte. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war das Schloß die Residenz der österreichischen Gesandten in Graubünden, sowie der Gutsverwalter, die Sitz und Stimme bei den Verhandlungen des oberen Bundes hatten, und so mag dieses Eigenthum in den Kämpfen der Factionen, der österreichischen und französischen Parthei den Habsburgern gar nicht unwichtig gewesen sein. Im wiener Frieden 1805 wurde Rhäzüns an Baiern, im preßburger Frieden an Frankreich abgetreten; nach dem Sturze Napoleons überließ Oesterreich auf dem wiener Congreß seine Rechte an Graubünden, dem es ja seine schönen Unterthanenprovinzen entrissen hatte. Der Staat verkaufte das Schloß an die Familie Vieli, von der es noch bewohnt wird.

Bonnaduz

heißt das nächste Dorf vor der Vereinigung des Hinterrheins mit dem Vorderrheine, eigentlich Ponnad'oz von Pan-a-töts, das heißt „Brot für Alle." So wurde der Ort genannt, weil er grade mitten in fruchtbaren Kornfeldern liegt *). Das romanische Dorf hat mit seiner kleinen deutschen Nachbarschaft Sculms gegen siebenhundert Einwohner. Doch ist es sehr klein; die Häuser sind meist massiv aus Stein gebaut und oft mit plumpen Heiligenbildern angepinselt, woran man das katholische Dorf sogleich erkennt. Für Reisende, welche nach Chur kommen und dort im Freiegg bei Herrn Lendy wohnen sollten, fügen wir noch hinzu, daß der kleine gutmüthige Kellnerjunge, das Factotum des Hauses, aus Bonnaduz gebürtig ist, wie er mir selbst erzählte. Außerdem wüßten wir von keinem interessanten oder irgendwie ruhmwürdigen Manne zu berichten, dessen Name sich an das Dörfchen knüpft.

*) In früheren Zeiten soll hier ein trefflicher Wein gewachsen sein. In der Nähe stand das Schloß Wachenau oder Drachenaug.

XIX.

Reichenau.

Wir sind nun zum Vereinigungspunkt der beiden Arme unseres Stromes gekommen. Eine halbe Stunde hinter Bonnaduz, bei dem wir Abschied nehmen von den schönen, vielgewundenen Thälern des Hinterrheins, liegt Reichenau, wo der Vorder- und Hinterrhein ihre Wasser zusammengießen und, zu einem Strome vereinigt, ihren Weg fürderziehen.

Schon im dreizehnten Jahrhundert stand da, wo sich die Gletscherföhne vereinigen, ein Wachtthurm, La Punt genannt. Er war zu der alten Feste Hohentrins gehörig, welche Pipin, Karl des Großen Vater, erbaut haben soll. Als Hohentrins indeß später niederbrannte, baute der Bischof von Chur bei la Punt eine Burg und nannte sie **Reichenau**, nach der bekannten Insel im Bodensee und zu Ehren des dortigen Abtes, mit dem die geistlichen Herren von Chur in freundlichem Verkehr lebten.

An dieser Stelle lagert nun eine kleine verlassene Häusergruppe, die zu dem im Vorderrheinthal gelegenen reformirten Dorfe Tamins gehört. Rechts ein Gasthof, das Adlerwirthshaus, links das Haus, wo Weggeld erhoben wird, dann das freundlich-weiße, in moderner Art erbaute Wohnhaus des Obersten Ulrich von Planta, welches man aus Artigkeit das Schloß nennt. Es wurde seit dem Jahre 1819 an der Stelle des alten „Schlosses" erbaut, das in den Kriegszeiten arg gelitten hatte.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts befand sich in dem geräumigen Gebäude eine berühmte Erziehungsanstalt, durch den Bürgermeister von Tscharner in Chur und einen Herrn Bavier errichtet. Benjamin Constant war ein Schüler dieses Instituts, unter anderen auch Zschokke hier Lehrer.

An einem Octoberabend des Jahres 1793 — es fing schon an zu dunkeln — klopfte an die Thüre des Hauses ein junger Mann, der ein Bündelchen an seinem Stock auf dem Rücken trug und eine schwere Tagereise gemacht haben mußte; er schien ganz erschöpft und ermüdet. Er fragte nach dem damaligen Vorsteher des Instituts, Herrn von Jost, in einem geradbrechten, gebrochenen Deutsch, woraus die im Hofe versammelten und ihn neugierig umringenden Schüler sogleich einen Franzosen vermutheten.

Digitized by Google

Vor den Direktor geführt, übergab der Fremde demſelben einen Empfehlungsbrief des Generals Montesquiou folgenden Inhaltes:

„Ich mache Sie im Ueberbringer dieſes mit einem jungen Manne bekannt, der, von den franzöſiſchen Schreckensmännern verfolgt, in Ihrem ſtillen Reichenau eine ſichere Freiſtätte zu finden wünſcht. Er lebte einige Zeit in Zug, hierauf bei mir in Bremgarten, hofft nun aber in den Hochgebirgen Rhätiens längeren Schutz und Aufenthalt zu finden. Seine ausgezeichneten Kenntniſſe in der Mathematik und im Franzöſiſchen empfehlen ihn für die Lehrerſtelle, die laut öffentlichen Blättern daſelbſt vakant iſt. Nehmen Sie ihn auf, wackerer Kriegskamerad, der ſowohl bei der Schweizergarde, als auch bei meiner Armee in Savoyen tapfer gefochten hat. Sie werden es thun, ja mit um ſo größerer Freude, wenn ich Sie zugleich mit dem Geheimniſſe ſeiner Perſon bekannt mache. Es iſt der junge Herzog von Chartres, der Sohn des Herzogs von Orleans. Wie Sie wiſſen werden, hatte derſelbe ſchon als Diviſionsgeneral, unter dem Namen des jungen Egalité, ehrenvoll im republikaniſchen Heere gekämpft, allein vor dem blutdürſtigen Comité du salut public mußte er fliehen und ſucht nun Schutz in der neutralen Schweiz; er wird ſolchen, wie ich hoffe, auch bei Ihnen finden. Montesquiou.“

Herr von Joſt zeigte ſich gerne bereit, dem Wunſch des Generals zu willfahren, ſobald er den Miteigenthümer des Inſtitutes J. B. von Tſcharner und den Studiendirector Profeſſor Reſemann erſt davon in Kenntniß geſetzt hätte. Beide gaben gleichfalls ihre Zuſtimmung und der geächtete und verfolgte Herzog von Chartres trat nun als Informator ein, lehrte die Jungen franzöſiſch und erklärte ihnen die Anfangsgründe der Mathematik, das Rechnen mit Decimalbrüchen, mit benannten und unbenannten Zahlen, den pythagoräiſchen Lehrſatz, die Eintheilungen des Erdglobus, er, der ſelbſt einſt zur Theilung berufen werden ſollte. Er nannte ſich Chabaud. Täglich gab er ſeine Stunden und ſpeiſte an dem gemeinſamen Tiſche der Lehrer und Schüler mit. So ertheilte er acht Monate hindurch Unterricht. Niemand wußte, wer unter dem einfachen beſcheidenen Namen eigentlich verborgen ſei, als die drei Vorſteher des Inſtitutes.

Hier erfuhr der junge Herzog, daß das Haupt ſeines Vaters, des Philipp Egalité, unter dem Guillotinenmeſſer gefallen und ſeine Mutter nach dem fernen Madagascar verbannt war. Endlich aber mußte er eine Entdeckung fürchten und auch dieſe Schutzſtätte verlaſſen, um ſpäter nach dem

Auf- und Niedergange jenes gewaltigen Sturmes, der wie ein Komet herangeſchoſſen kam und wie ein Komet ſich wieder verlor, nach der Wiedereinſetzung und Wiederverjagung des alten Königgeſchlechtes den ſchönſten und gefährlichſten Thron der Welt einzunehmen. Der Abſchied des verfolgten jungen Mannes von ſeinen Schülern ſoll ſehr rührend geweſen ſein.

Als der Herzog von Orleans König der Franzoſen geworden war, wußte er das Andenken jener Tage zu ehren. Von ſeinen Schülern umringt ließ er ſich in einem Gemälde darſtellen, das im Palais-Royal gezeigt wird. Oeffentliche Blätter berichteten vor Kurzem, daß Louis Philipp einem Enkel jenes Herrn von Joſt, der gleich ſeinem Landsmanne, dem General von Salis-Soglio, in die Dienſte des Sonderbundes gerathen und deßhalb landesflüchtig war, eine Lieutnantsſtelle nebſt einer anſehnlichen Geldſumme geſchenkt habe. Im vorigen Jahre (1846) hat er auch dem Oberſten von Planta ſein lebensgroßes Bildniß geſchickt, um es an dem Orte aufzuhängen, wo er einſt das Brod der Verbannung hatte eſſen müſſen! Wer hätte damals gedacht, daß er ſo bald ſchon bleich und wankenden Schrittes die Tuilerien verlaſſen ſollte, um ſelbſt von Neuem in die Fremde zu flüchten.

Die Familie von Planta hat außer dem freundlichen hübſch eingerichteten Schloſſe zu Reichenau bedeutende Beſitzungen und Wälder, deren Holz die Sägemühlen am Rhein verarbeiten, auch einen Garten, der von Chur aus häufig beſucht wird. Die Reiſebeſchreiber und Topographen finden ein Vergnügen daran, dieſen ſchön gelegenen Garten bald „großartig," bald „herrlich" zu nennen. Allein er verdient weder dieſe überſchwänglichen Bezeichnungen, noch beſitzt er einen ſeltenen Reichthum von Pflanzen, „die kein Wanderer ungeſehen laſſen darf." Dafür aber findet man dort einen alten Gärtner mit einem gutmüthig blickenden pockennarbigen Geſicht, der Einem die Anlagen mit freundlicher Bereitwilligkeit zeigt. Wenn Yorik-Sterne eine beſondere Vorliebe für den Charakter der alten Offiziere gefaßt, ſo habe ich mir meinerſeits die alten Gärtner zu meinen Lieblingen auserſehen. Dieſe glücklichen Menſchen, welche ihr Lebenlang unter Blumen, in der Natur und nur der Natur lebten und das geheime Stillleben der Pflanzen belauſchten, haben ſich meiſt eine ſo harmloſe, liebenswürdige Kindlichkeit des Charakters bewahrt. Der alte Gärtner in Reichenau iſt ganz einer jener lieben Charaktere. Er führte mich zutraulich in dem Garten umher, erzählte mir von ſeinen Reiſen in Deutſchland und gab mir beim Abſchied eine Roſe

mit zum Andenken an die schöne Sonntagsmorgenstunde, die ich in Reichenau verlebt.

Von der Terasse des planta'schen Gartens, die in den Strom hinausragt, sieht man am Besten die Vereinigung der beiden Rheinarme. Rechts her, von der Nordostseite des Gotthartsstockes und dem Oberlande kommt der Vorderrhein, nachdem er in seinem fünfzehnstündigen Laufe den Somvikerrhein, den Glenner und den Savierrhein mitgenommen, an der alten Abtei Disentis und der romanischen Stadt Ilanz (Glion) vorübergezogen ist.*) Der Hinterrhein ist ihm an Gewalt und Größe überlegen. Als ein starker wildfluthender Strom links herabströmend, drängt er mit seinen schwärzlichblauen, von der Rolla getrübten Wellen, den klaren hellen Gletscherfluß des Vorderrheins zur Seite und so ziehen die beiden Wasser, schon einen Strom von hundert vierzig Fuß Breite und etwa fünf Fuß Tiefe bildend,**) vereinigt weiter. So entsteht unser Rhein.

*) In dem ersten Abschnitt haben wir bereits wegen dem Ursprung der verschiedenen Rheinquellen auf die in den Händen des Publikums befindliche, aus einer andern Feder stammende Abtheilung unseres Werkes von Mainz bis Köln (S. 1—9) hingewiesen. Eine Schilderung der Thäler des Vorderrheins, des sogenannten bündnerischen Oberlandes, gestattet der Raum hier um so weniger, als wir bei dem bedeutendsten Arme unseres Stromes, dem Hinterrhein, faß allzulange schon verweilt sind.

**) In einer Beilage der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (Jahrgang 1825 Nro. 313) ist über die bis jetzt schwankend angegebene Breite und den Fall des Rheins eine tabellarische Uebersicht mitgetheilt, mit der auch K. B. Hoffmann in seinem Werke „Europa und seine Bewohner" größtentheils zusammenstimmt.

Ueber Fall und Breite des Rheins.

	Höhe über Meer. Pariser Fuß.	Entfern. eines Punktes zum andern. Franz. Toisen.	Mittlere Breite. Pariser Fuß.
Quellen des Vorderrheins.			
Toma-See und sein Ausfluß	7240	—	3
Cornära-Rhein	6890	—	4
Kämer-Rhein am Krispalt	6710	—	2
Vereinigung der Rheinarme bei Chiamut	5270	8560	—
(nach Hoffmann)	—	—	7
(nach Wahlenberg)	4800		
Quellen des Mittelrheins.			
(Froda) am Scur-See	6670	660	2
Vereinigung des Mittelrheins mit dem Vorderrhein.		17050	
bei Disentis	3420	8670	16
(nach Wahlenberg)	3357		

Sobald beide Rheine unter der Brücke von Reichenau ihre Fluthen zu einem Strome zusammengegossen haben, öffnen sich auch die beiden Thäler, durch welche sie gekommen, in ein weites Hauptthal, das sich gegen Deutschland hin erschließt. Bei Reichenau wendet sich die Straße zur Linken in das lange schmale Thal des Hinterheins, nach dem Splügenpasse und gen Italien. Das Vorderrheinthal aber drängt sich immer mehr zusammen, bis nur eine enge Straße übrig bleibt, die nach Kloster Disentis, zu dem alten Ahorn bei Trons, in die Thäler des grauen Bundes, über den Lukmanierpaß nach Tessin und zu den höchsten Dörfern am Gotthardt führt.

Zwei hölzerne bedeckte Brücken verbinden Reichenau mit den verschiedenen Thalarmen; die eine geht über den Vorderrhein; unter der andern fließt der vereinigte Rheinstrom durch. Letztere leicht und sicher gebaut, ist zweihundert siebenunddreißig Fuß lang und achtzig Fuß hoch über dem Wasserspiegel. Sie wurde im Jahr 1819 an der Stelle der früher abgebrannten gebaut, die ein bekannter Baumeister Grubenmann angelegt hatte, und zwar von einem Bauern aus dem Vorarlberg'schen, der sich ohne Unterricht und Anleitung zum Baumeister gebildet.

Bei diesen Brücken kämpften am 3. Mai 1799 die Franzosen mit dem Landsturm aus dem Oberlande, der mit Morgensternen, Sensen und

---

	Höhe über Meere. Pariser Fuß.	Entfern. eines Punktes zum andern. Franz. Toisen.	Mittlere Breite. Pariser Fuß.
Einmündung des Glenners bei Ilanz	2210	19540	80
(nach Hoffmann)	—	—	50
Quelle des Hinterrheins am Rheinwaldgletscher.	5760	—	4
Einmündung des Avnerrheins in den Rofflen	3220	22880	18
Einmündung der Albula bei Sils	2240	8490	120
Vereinigung des Vorderrheins und Hinterrheins bei Reichenau.	1830	—	140
(nach Wahlenberg)	1850	—	—
Vorderrhein	—	10380	—
Hinterrhein	—	7650	—
Einmündung der Plessur unterhalb Chur	1760	6850	130
(nach andern Messungen)	1698	—	—
Einmündung der Landquart bei der Tardisbrücke	1550	8370	160
Höhe des Rheins bei Ragaz nach Wahlenberg	1545	—	

Digitized by Google

Aexten abentheuerlich bewaffnet, von Tavetsch her kam und die fremden Soldaten bis gegen Chur zurückdrängte. An tausend Franzosen, welche Reichenau und den Kunkelspaß besetzt hielten, wurden erschlagen. Man zeigt auf einer kleinen grasbewachsenen Terasse noch die Plätze, wo die Franzosen ihre Kanonen aufpflanzten.

XX.

Von Reichenau bis Chur.

Das Hauptthal des Rheins. — Das Dorf Ems. — Die Pferdegräber bei Ems und Chur.

Von Reichenau führt die Heerstraße in drei Stunden bis zu dem Dorf Thusis und dem Eingange der via mala, in sieben Stunden nach dem alten Ilanz, dem ersten Ort am Rheine, (mit 574 Einwohnern) und in zwei Stunden nach Chur, der alten Hauptstadt des Landes, der wir nun, unserem Strome folgend, zuschreiten, indem wir bedauern, unsere Leser nicht vorher noch zu einem Abstecher in die wenig betretenen Thäler des Vorderrheins auffordern zu können.

Bei Reichenau öffnen sich, wie bereits angedeutet, die Thäler des Vorder- und Hinterrheins in ein weites Hauptthal gegen Deutschland hin, dem der junge Strom nordostwärts zueilt, bis er hinter Chur die nördliche Richtung einschlägt, um seine trüben Fluthen in dem Bodensee abzuklären. „Dieser Thalweg des vereinigten Rheins, bemerkt G. W. Röder, ist gleichsam der Stamm jener weitläufigen Thalverzweigung, die zum Geäder des Rheins gehört.“

Die Hochgebirge ziehen sich wie zwei mächtige bewaldete Wälle in gerader Linie bis Chur fort und ihre ernsten grauen Häupter, an denen einzelne Sennhütten mit spitzen Schindeldächern hangen, begleiten den Wanderer zu beiden Seiten des breiten fruchtbaren Thales. Zur Linken bildet der langgestreckte, knochigte Rücken des Calanda mit dem Männer- und Weibersattel fortwährend einen großartigdüsteren Hintergrund, rechts erheben sich die Ausläufer des Dreibündnerberges und der waldige Bazokkelberg mit den weit hinausragenden Spontisköpfen.

Das Thal (1550 bis 1850 Fuß über dem Meere) ist breit genug, um Feldbau aller Art zu treiben, reich an fruchtbaren Geländen und Wiesen. Namentlich soll der Föhn oder Südostwind das Gedeihen und Wachsthum befördern. Auch ist dieser Theil des graubündner Landes stärker bevölkert als jeder andere; in allen Gemeinden von Reichenau bis zur Gränze des Kantons, die in elf Dörfern und zwei Städten (Chur und Mayenfeld) zerstreut sind, leben nach der neueren Zählung zusammen fünfzehntausendzweihundertfünfzig Menschen. Im Durchschnitt kommen hier viertausendsechshundert Seelen auf die Quadratmeile und so wohnt auf diesem kleinen Raume, der etwa vier Quadratmeilen, also nur den fünfundvreißigsten Theil des Flächenraumes von Graubünden ausmacht, fast der sechste Theil der Bevölkerung des ganzen Kantons.

Der Rhein hat sich sein Bett meist dicht am Fuße des Calanda gesucht, doch irrt er hin und wieder ziemlich willkürlich in weitere Reviere aus, oft fließt er, vielfach in Arme getheilt, durch verschwemmte Kies- und Sandfelder, die das Gebiet bezeichnen, welches er bei hohem Wasserstande überfluthet. Die Strecken, welche hie und da wüst und unbebaut am Ufer liegen, zeigen wie vielen Schaden der Strom anrichtet. Im Ganzen ist der Anblick unseres Rheins von Reichenau abwärts reizlos und wenig erfreulich.

Zuerst gelangen wir auf der bequemen und breiten Landstraße nach

Ems

(Amedes), einem der größten und reichsten Dörfer Graubündens, mit nahe an tausend Einwohnern und zwei Kirchen, das sehr ausgedehnte und fruchtreiche Gemeindegüter besitzt. Es gehört zu dem Gerichte im Boden, welches mit den Gerichten Flims, Tamins und Hohentrins das fünfte Hochgericht des oberen Bundes, das Hochgericht Rhäzüns oder im Boden bildet.

Trotz seiner Wohlhabenheit ist Ems ein schmutziges, häßliches Nest; die Wohlhabenheit lacht Einem hier keineswegs entgegen, wie in Thusis und anderen Dörfern Graubündens. Ihr braucht deßhalb nicht erst Euer Reisehandbuch aufzuschlagen, um zu wissen, daß das Dorf katholisch sei. Denn wo ein katholisches oder protestantisches Dorf nebeneinanderliegen, wird man fast überall in dem letzteren eine gewisse Sauberkeit und Modernität finden, die Ruhrigkeit und der nüchterne practische Erwerbseifer springt Einem sogleich in die Augen; bei den katholischen Bauern aber

waltet immer ein romantiſcher Schmutz ſowie eine ſich gehen laſſende und träumeriſche Nachläſſigkeit vor.

In der Nähe von Ems ſtanden die Ruinen des Schloſſes Ober-Ems, einſt den Herren von Rhäzüns gehörig. Am dritten Mai des Jahres 1799 wurde der von Reichenau bis Chur vorgedrungene Landſturm von den Franzoſen wieder zurückgeworfen und verfolgt. Am Ende des Dorfes hielten die Graubündner noch Stand. Da fiel ein Mädchen von einundzwanzig Jahren, Anna Maria Bühler, den Pferden des erſten franzöſiſchen Geſchützes in den Zügel, ſchlug den Stücknecht mit einem Prügel nieder, daß er auf der Stelle todt blieb, und verſchaffte ſo durch das in der engen Dorfgaſſe entſtandene Geſperr den flüchtenden Landsleuten Zeit, ſich der Kanonen zu bemächtigen, wobei ſie ſelbſt wacker mithalf. Die Landſtürmler faßten neuen Muth und die Franzoſen wurden augenblicklich wieder aus dem Dorfe hinausgeſchlagen.

Die Anna Maria Bühler, welche ſich damals ſo herzhaft und brav benommen, hat noch im Jahre 1844 gelebt, wie wir aus den damals erſchienenen Reiſebüchern erſehen. Ich wollte mich erkundigen, ob ſie noch am Leben oder währenddeſſen zu ihren Vätern verſammelt worden ſei, allein Niemand verſtand mich und achſelzuckend ließen mich die Frauen ſtehen, welche ich befragte. In Ems wird romaniſch geſprochen und während der Reiſende in Reichenau und Rhäzüns ein gutes Deutſch trifft, verſteht ihn hier mit Einem Male Niemand mehr. Das Dorf iſt übrigens der letzte Ort, wo das romaniſche Idiom herrſcht.

Ueberhaupt iſt die Miſchung der Sprache und Confeſſionen wohl in keinem Theile des Landes ſo auffallend, als in dem, welchen wir bis jetzt durchzogen. Findet man doch kaum zwei zuſammenliegende Kirchſpiele, ja einzelne Häuſergruppen, die hierin übereinſtimmten. In Splügen und am junzen Hinterrhein ſahen wir die äußerſte Grenze des Proteſtantismus und der deutſchen Sprache; jenſeits der Berge, zwei Meilen davon entfernt, beginnt Italien. In Andeer wohnen Proteſtanten, jedoch mit romaniſcher Zunge. Ebenſo in Zillis. Thuſis iſt deutſch und reformirt, die Dörfer am Heinzenberg reformirt und zum Theil deutſch. Rhäzüns und Katzis ſind katholiſche Dörfer; im erſteren wird deutſch geredet, im zweiten die romaniſche Sprache. Dann kommen wir nach Bonaduz, das gleichfalls romaniſch iſt. In Reichenau aber hören wir wieder Deutſch, während Ems, nur anderthalb Stunden noch von dem deutſchredenden und größtentheils reformirten Chur entfernt, das letzte romaniſche Dorf iſt.

In der Umgebung des Dorfes und auf dem ganzen Wege nach Chur sehen wir eine Anzahl meist kegelförmiger Hügel hin und wieder zerstreut, bald einzeln, bald in Gruppen näher zusammengerückt. Sie erheben sich „wie Erdwarzen" über der Thalfläche; die kleinere Kirche von Ems steht auf einem dieser kleinen Hügel. Im Ganzen sind deren einundzwanzig vorhanden, neun in der Nähe von Chur, zwei bei Felsberg und zehn bei Ems.

Ueber die Entstehung dieser Hügel herrschen sehr widersprechende Ansichten. Das Volk nennt dieselben in seinem Churwelsch „Tombel de chiavals" oder „Tumbas dals Cavals," das heißt Pferdegräber. Man hielt die Hügel nämlich früher allgemein für die Gräber verscharrter Rosse; andere wollten in denselben die Leichenhügel gefallener Helden oder Ueberreste von Schanzen aus der Römerzeit sehen. Solchen Behauptungen widerspricht aber schon die ganze Bildung der Hügel, deren Kern aus dem mit Kies und Sand überzogenen Getrümmer verschiedener Gebirgsarten besteht. Aehnliche Erscheinungen finden sich in mehren Thälern der Schweiz, bei Sitten, im Kanderthale und werden von den Geognosten verschieden erklärt. Professor A. Moritzi in Solothurn, ein Graubündner, wenn wir nicht irren, hat den Hügeln bei Chur und Ems ein besonderes Studium gewidmet und eine Abhandlung darüber veröffentlicht. Er bezeichnet diese Hügel als Ueberbleibsel großer Schlammströme von ehemaligen großen Ueberschwemmungen. Demnach wären die meisten jener Hügel durch die Strömung von den oberländer Hochgebirgen, andere aus dem Schanfigg in den Thalgrund hinabgeschwemmt und durch die Länge der Zeit dann so befestigt und mit Erde und Gras überzogen worden.

XXI.

Felsberg.

Im stillen Schatten ruht das Thal;
Zum Scheiden mit dem letzten Strahl
Die Sonne den Calanda grüßt,
Da von Graubündens Gletschermeer
Aus seinem dunkeln Schatten her
Der junge Rhein vorüberfließt.

Digitized by Google

Und über seinen Rücken weg
Trägt dich ein schwanker Bretterſteg
Dem dart bedrohten Felsberg zu,
Dem Bergesdörfchen klein und arm,
Das ſich gebettet weich und warm
Sein Neſtchen hier zu Fried' und Ruh'!

Das steiget unter grünen Wieſen
Am Fuß des mächt'gen Bergesrieſen
Zu deſſen Höhen ſanft empor. —
Doch eine feindlich böſe Macht
Tritt über ſeine ſtille Nacht
Mit ſchreckender Gebärde vor.

Denn ſeine Felder, ſeine Hütten
Bedrohet furchtbar zu verſchütten
Die hohe, loſe Felſenwand.
Es flieht von da der ſüße Schlummer,
Das Herz erbebt in bangem Kummer,
Es ruft zu dir mein Vaterland!

Siehſt du die eigne Wunde klaffen,
Wirſt du denn keine Hülfe ſchaffen,
Eh' das Verderben weiter dringt?
Hörſt du den Wehruf deiner Söhne,
Des armen Volkes Jammertöne,
Das mit dem nahen Tode ringt?

Auf Goldaus einſt ſo reicher Flur
Liegt des Entſetzens grauſe Spur,
Soll dieſes Unglück ſich erneu'n?
So mancher Bote ward geſandt,
Kam donnernd bis zum Berg gerannt,
Soll dieſe Warnung fruchtlos ſein? *)

So ſang der Pfarrer Sprüngli in Thalwyl am Züricherſee von dem Dorfe Felsberg, das eine halbe Stunde hinter Ems, jenſeits des Rheins, am Fuße des Galanda ſeinen dunkeln Kirchthurm emporſtreckt. Das drohende Schickſal dieſes Dorfes, vielleicht einſt wie Goldau verſchüttet und begraben zu werden, hat im Jahre 1845 eine allgemeine lebhafte Theilnahme in Deutſchland erregt. Man gab Concerte und deklamatoriſch-muſikaliſche Abendunterhaltungen, erließ Aufrufe in den Zeitungen und ſammelte aller Orten für die bedrohte Gemeinde, um die Bewohner in Stand zu ſetzen, den Ort aufzugeben und ein neues Dorf, ein „Neu-Felsberg," zu gründen. So wurden namentlich in Frank-

*) Der Verfaſſer meint einige Felsblöcke, die herabſtürzten und faſt das Dorf erreicht hätten.

furt von einem dortigen großen Sängervereine, dem „Liederkranz," bedeutende Unterstützungsgelder zusammengebracht; in Chur bildete sich ein Hilfscomite; am Zürichersee sowie in anderen Kantonen veranstaltete man Sammlungen.

In der That ist die Lage des Dorfes bedenklich genug. Die eingeschwärzten, spitzdächigen Häuser, welche man von der Landstraße aus sieht, drängen sich dicht und ängstlich unter einer jäh und senkrecht emporsteigenden Felswand des Galanda zusammen. Einzelne große Felsstücke, die von Zeit zu Zeit heruntergekommen, ohne jedoch bis jetzt Schaden anzurichten, sieht man herabgestürzt, um das Dorf und selbst in demselben zerstreut liegend. Andere zerklüftete Massen hängen oben über den schutzlosen Dächern und scheinen sich jeden Augenblick von den Zinnen abbröckeln und herunterkrachen zu wollen.

Das Gefährlichste jedoch sind die breit von einander klaffenden Spalten und Risse in der dunkelen Bergwand, welche man von unten deutlich sehen kann. Der steilrechte, selbst überhängende Fels, der sich in einer Höhe von zweihundert Fuß längs des ganzen Dorfes und noch weiter hinzieht, ist ganz zerklüftet, seine Spalten dringen so tief herab, daß selbst eine Sperrung des dicht vorüberfließenden Rheins nicht für unmöglich gehalten wird, wenn der Sturz erfolgt. Das Gestein soll beständig im Weichen sein und die geringste Erschütterung kann den Moment herbeiführen. Felsberg aber muß unfehlbar zerschmettert werden, wenn die überhangende Spitze sich loslöst. „Dies Ereigniß, bemerkt Theodor Mügge in seinem Werke über die Schweiz, wird stattfinden über lang oder kurz, denn die Wasser, welche in die klaffenden Spalten fließen, sickern den Boden durch und bewirken zuletzt nothwendig den Zusammensturz der Masse."

Obwohl man diesen Tag des Schreckens schon seit Jahren erwartet, leben die meisten Leute noch in ihren alten Wohnungen, die Gefahr vergessend, welche beständig über ihren Häuptern droht. Sobald aber ein Gepolter in den Bergen entsteht und einzelne Steine herunterkommen, sollen sie fliehend aus ihren Häusern hervorstürzen, um nicht unter den Trümmern begraben zu werden.

Ein zweites Felsberg zu gründen und sich in Sicherheit zu bringen,

„eh' an den Fels der Sturmwind stößt,
eh' von der Höh' der Stein sich löst."

hat man seit 1845 versucht; von der Landstraße aus sieht man bereits mehre rothe Häuser in einiger Entfernung angebaut. Man machte unter anderem

Digitized by Google

einen Vorschlag, der, wenn wir nicht irren, zuerst im „frankfurter Journal“ ausgesprochen worden ist, nämlich durch Sprengung der Felsen den Sturz früher herbeizuführen, dann aber auch zu regieren. Dies Project schien jedoch denen, welche das Terrain kannten, ganz unausführbar. Die Zerklüftung der Felswand machte es unmöglich, bei einer etwaigen theilweisen Sprengung die Ausdehnung des Sturzes vorher zu berechnen. Der Bericht einer Versammlung schweizerischer Naturforscher, die im Sommer 1844, begleitet von den ängstlich forschenden Einwohnern, den Galanda bestiegen, und an Ort und Stelle eine genaue Untersuchung anstellten, stimmte mit dieser Ansicht vollkommen überein. Diese hielten es selbst möglich, daß das Flußbett des Rheins versperrt würde, wenn der Felsen herabschmettert, ein Umstand, der den Sturz für einen großen Theil des Rheinthales gefährlich macht.

Die Hauptspalte war damals oben, etwa zweitausend funfhundert Fuß über dem Rhein, sieben Zoll breit und von unergründlicher Tiefe.

Der beste Plan zur Gründung eines neuen Ortes scheiterte an religiöser Unduldsamkeit. Durch die zusammengebrachten Gelder und „Liebesgaben,“ namentlich aus Deutschland, und mit Hilfe des Staates, der sich der bedrohten Gemeinde gleichfalls annahm, waren die Felsberger im Stande, die reiche katholische Gemeinde Ems, die auf der rechten Rheinseite große Güter besitzt, anzugehen, ihnen so viel Grund und Boden abzulassen, daß sie sich auf dem andern Rheinufer siedeln könnten. Aber alle Unterhandlungen und Vorstellungen blieben fruchtlos; die Felsberger sind protestantisch und die Emser wollten sie nicht in ihrer nächsten Nähe. Hier hatte Niemand zu entscheiden als die souveräne emser Gemeinde, denn der Staat besitzt so wenig Eigenthum, wie es große Grundherren gibt, und so müssen die Felsberger auf dem linken Rheinufer bleiben und dicht am Rhein ihr neues Dorf bauen, wo der alte Galanda nicht zu furchten ist, aber der Strom dafur alljährlich ihre Felder uberschwemmen und verheeren kann. Man hat zwar eine Rheincorrection vornehmen lassen, Dämme und Uferwerke angelegt, die Vorkehrungen sollen jedoch in vieler Hinsicht mangelhaft sein und wenig Sicherheit vor Wassersnöthen verheißen.

Die Befürchtung eines Bergsturzes, welche seit einigen Jahren die Augen von der ganzen Schweiz und von Deutschland mit theilnehmender ängstlicher Spannung auf das kleine Felsberg richtete, ist übrigens daselbst nicht neu. Schon im Beginn der dreißiger Jahre veranlaßten kleinere Erdfälle, drohende Anzeigen mancher Art, eine Untersuchung der jähen

Felswand, welche unmittelbar über dem Orte emporsteigt. Schon damals fand man eine Menge Spalten, oft über sechshundert Fuß tief, zwischen den Klüften abgelöste, gefährlich hängende Felsenmassen, welche einen baldigen Sturz fürchten ließen. Nichts destoweniger wohnten die Felsberger unbesorgt in ihren Häusern bis 1843. Da aber steigerten einzelne Felsstürze und die sichtliche Erweiterung der Spalten die Besorgnisse und man ward der bedrohlichen und gefahrvollen Lage allmälig inne.

Die Heimath unseres Stromes hat überhaupt die meisten Bergstürze in der Schweiz erlebt. Der größte und verheerendste, welcher das ganze Alpenland heimsuchte, fand statt am vierten September des Jahres 1618 im Thale von Chiavenna. Hier stand ehemals das reiche Städtchen Plurs, berühmt durch seine Seidenwebereien, dicht daneben das Dorf Cilano, beide am Ufer des Flusses Maira, der sich in den Lago Maggiore ergießt. Beide Orte wurden am vierten September 1618 von dem Sturze des Berges Conto begraben. Niemals sind sie wieder aufgebaut worden; üppige Kastanienwälder wuchern auf dem großen Grabe. Außerdem sind die erheblichsten Fälle: der Sturz des Madrisa im Prättigau, welcher anno 1689 das Dorf Saas größtentheils begrub; der des Schlapiner Jochs, ganz nahe an dem vorigen, im Jahre 1804, bei dem das Dorf Monbuel zerstört ward; der Sturz des Forbisch im Oberhalbsteinerthal, welcher den Ort Ferrärd zum Theil verschüttete.

Bei Felsberg führt eine alte hölzerne Brücke über den Rhein. Das Dorf selbst hieß früher wahrscheinlich Fagun oder Fagoing; es hat mehr als vierhundert deutschredende Einwohner. Auf einem nahen Hügel standen früher die malerischen Trümmer des Schlosses Felsberg; die Dorfbewohner haben dem zerstörenden Zahne der Zeit vorgegriffen, das alte Gemäuer abgetragen und als Baumaterial benützt. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurde an einer Felswand über dem Dorf, bei der sogenannten goldnen Sonne, Bergbau getrieben und aus den Kalkspatgängen mitunter große Stücke gewichtigen Goldes zu Tage gefördert. *) Aus dem Ertrage dieses Bergwerkes schlug man im Jahre 1813 einige hundert Dublonen mit Bündnergepräge.

Von dem Dorfe geht ein Fußweg nach der Höhe des Galanda (7877 Fuß über dem Meere), die man in sechs bis sieben Stunden er-

*) Das größte Stück soll 8 Loth gewogen und über 23 Karat feines Gold enthalten haben.

reicht. Die Aussicht oben ist lohnend; in majestätischem königlichen Kranze sieht man hier die hohen Alpenfirsten mit ihren leuchtenden Schnee- und Eiskronen vor sich.

XXII

Chur.

Erster Anblick und Eindruck. — Das Innere der Stadt. — Altes Gemeinde- und Zunftwesen. — Das Leben in Chur. Sehenswerthe Gebäude.

Chur, die alte Hauptstadt des Landes, die Curia Rhaetorum der Römer, (romanisch Quera, italienisch Coira,) liegt gerade an der Krümmung des Rheinthales, wo sich der Strom in seinem Laufe gen Norden wendet und die Ausläufer dreier Gebirgskämme, des Hochwangs, des parpaner Höhenzuges und des Dreibündnerberges zusammentreten, in weitem Halbkreise den Thalgrund umschließend. Malerisch ist sie an der Berglehne hingelagert, vor einer Thalschlucht, aus welcher die wilde Plessur hervorrauscht, die, aus den oberen Thälern des Schanfigg am Strela herabkommend und die Rabios aufnehmend, eine halbe Stunde unter Chur in den Rhein fällt.

Den schönsten Blick auf die Stadt hat man von einer Höhe, dem Marienhügel, hinter dem bischöflichen Hofe, von dem ein Fußweg in's Thal von Schanfigg führt. Es war schon dämmerig geworden als ich hinaufging. Da lag das alte Chur mit seinen Mauern und grauen Thürmen, die sich zwischen den Giebeldächern emporstreckten, im violett bläulichen weichen Abendduste vor mir, wie von der Wucht seines Alters gedrückt, so ehrwürdig, nebelgrau und mittelalterlich wie ein versteinerter Traum.

Im Vordergrunde rechts, ganz abgesondert auf einer Anhöhe erhebt sich der bischöfliche Hof mit der uralten Domkirche, die in schwerer finsterer Trauer herabblickt auf die einst untergebene Stadt. Etwas über derselben liegt das Stift des heiligen Lucius; zu den Füßen eilt die Plessur, zwischen einzelnen Gebäuden und Obstgärten hie und da aufblinkend, in eingedämmtem Laufe, an Chur vorüber, dem Rheine zu. Und dazu nun als großartiger Hintergrund die schwarzgrünen hohen Wald-

berge mit dem Calanda und den aus weiter Ferne silbern herglänzenden Eishöhen des Oberlandes, die von der Sonne zum Nachtgruß noch goldigroth beflimmert werden. Stromaufwärts sieht man den Rhein mit seinen Sandflächen, bis er sich in den scheinbar zusammentretenden Felsen verliert.

So romantisch und mittelalterlich finster wie der erste Anblick der Stadt, ist auch ihr Inneres. Die Stadt Chur ist eng, winklicht, holpricht gepflastert und erfreut sich mitunter eines so göttlichen Schmutzes, wie nur irgend ein kleines italienisches Nest. Durch ihre dunkeln Gassen und Gäßchen schwanken gespenstig die Schatten verblichener Jahrhunderte und viele alterthümliche hochgegiebelte Häuser, wie aus Angst sich dicht aneinanderdrängend, verleihen ihr noch ganz das Ansehen einer mittelalterlichen kleinen Reichsstadt. Es sind schwarz eingeräucherte, unheimliche und halbverfallene Häuser, wie man sie in der ganzen Schweiz nicht und auch kaum in Deutschland wiederfindet, — es sei denn in der famösen Judengasse zu Frankfurt am Main oder in irgend einem Städtchen am Rheine — Häuser mit hohen überhängenden Giebeln, engen Wendeltreppen und Erkern. Im Erdgeschosse oft keine Fenster, sondern offene Bogenthüren, mit geschnörkeltem rostigem Eisenwerk versehen, die einen Blick in das tiefe und feuchtdunkle Innere gewähren. In den Stuben sieht man noch mit Schnitzereien verziertes Getäfel, massive bemalte Oefen u. s. w.

Ich wollte einen Bekannten in der Stadt aufsuchen und mußte erst den finstern weiten Flur entlang tappen, dann mehre verfallene und nicht weniger dunkle Wendeltreppen hinaufklettern, bis ich nur in einen bewohnten Theil des Hauses kam. Da war Alles so vermorscht und jeden Augenblick lief man Gefahr, den Hals oder ein Bein zu brechen.

Nur wenig ist bis jetzt in dem alten Chur modernisirt worden und außer einigen öffentlichen Gebäuden, die indessen unansehnlich genug, erblickt man fast gar keine neuen wohnlichen Häuser. Doch soll es vor etwa zwanzig Jahren hier noch viel romantischer ausgesehen haben, indem viele plumpe Verzierungen und Schnörkeleien, sowie enge klosterartige Fensteröffnungen mit bleigefaßten runden Scheiben seitdem verschwanden, die Ringmauern abgetragen und die Stadtgräben ausgefüllt wurden.

Uebrigens ist diese romantische Verfallenheit der Stadt nicht allein in dem Festhalten an veraltetem Wesen zu suchen. Den Leuten fehlt es außerdem noch an dreierlei Dingen zum Aufbau neuer Häuser; *erstens* an Geld, *zweitens* an Steinen, denn in der Nähe findet sich wenigstens

kein Bruch tauglicher Bausteine, drittens an geschickten Baumeistern, deren es noch jetzt im ganzen graubündner Lande keine gibt.

Die Stadt Chur hat etwa fünfhundert Häuser, und nur vier bis fünftausend Einwohner, wovon nach der neuesten Volkszählung noch obendrein achthundert dreiundsechszig Bürger anderer Kantone und dreihundert ein und zwanzig Ausländer. In dem Gemeindeleben zeigt sich gleichfalls noch ziemlich unverwischt das Gepräge des lieben mittelalterlichen Klein-Reichsstädterbürgerthums, obwohl auch in dieser Hinsicht manche Charakterzüge aus der Physiognomie der Stadt getilgt sind, wie denn seit der Einverleibung Graubündens in die schweizerische Eidgenossenschaft überhaupt ein anderer Geist rege zu werden beginnt und die alten verrosteten Formen immer mehr verdrängt werden.

Interessant waren mir namentlich die altertümlichen Halskrägelchen der Herren Pfarrer. — Die höchste Gewalt des städtischen Gemeindewesens in Chur ruhte noch bis zum Jahr 1841, wo man eine neue Verfassung durchsetzte, in den Händen der Bürgerschaft, die aber sammt und sonders in fünf Zünfte abgetheilt war, in die Zünfte der Pfister, Schneider, Schmiede, Schuhmacher und Rebleute. Alljährlich am Crispinitage hatten die Bürger diesen Abtheilungen nach, die Obrigkeiten zu wählen und was drei Zünfte beschlossen, war auch für die beiden andern Zünfte bindend. Der alte Leu (Sweiz. Lexikon V, pag. 308) sagt von diesem eigenthümlichen Zunftregiment:

„Die Wahl der Oberkeit geschiehet gewöhnlich folgender Weise, daß am ersten Sonntag nach Crispini die ganze zünftige Burgerschaft auf die fünf Zünfte bei dem Eyd zusammenberufen wird, und folgends die sich anmeldende neue Zünfter angenommen, hernach die Gesetze wider das Practicieren*) verlesen und nachdem Jeder dieselbige zu halten angelobt, die vierzehen Vorgesetzte auf jeder Zunft von den Zunftgenossen entweder bestähtiget oder abgeändert werden, so daß zwei Trucken hinter eine Wand gestellt und eine mit dem Wort „Amt" bezeichnet wird und dann ein Jeder das bekommende Zeichen in Geheim in eine solcher Trucken legt, und wann in der mit dem Wort Amt bezeichneten Trucken die mehreren Zeichen sich finden, derselbe Vorgesetzte für bestähtigt geachtet wird." —

So wählten die Zünfte vierzehn Mitglieder in die Obrigkeit, welche zusammen den großen Rath bildeten und dann aus ihrer Mitte den kleinen Rath ernannten. Dann wurden von den kleinen und großen

*) Wahlumtriebe.

Räthen der Stadtvogt, Stadtrichter, Profectrichter, Ober-Zunftmeiſter, Stadt-Ammann, Pannerherr und der übrige lange Schweif von Stadtbeamten, als Seckelmeiſter, Baumeiſter, Stadt- und Gerichtsſchreiber, Waghausmeiſter, Zöllner ꝛc. ꝛc., gewählt, die Letzteren durch das Loos.

Nach dieſen Feierlichkeiten erfolgte dann, wie dies das alte ehrſame Zunftweſen nicht anders zuließ, gewöhnlich ein allgemeiner patriotiſcher Schmaus, von dem uns ein graubündner Schriftſteller folgende Schilderung gibt:*) „Hier lernſt du die Würden und Ehrentitel der Länge und Breite nach in der Reihenfolge von Toaſts kennen, die Anfangs mit Form und Anſtand zwiſchen den beiden Tafelenden, den Honoratioren und den unbetitelten Zunftgenoſſen, ausgetauſcht werden und wobei das Centrum natürlich auf beiden Seiten mithält. Aber immer verworrener werden die Reden, kürzer die Titel und länger die Züge aus den ſchweren ſilbernen Bechern; — Erbſtücke alter, nicht minder glücklicher Zeiten, bis endlich die durchgängige Umkehrung des anfänglichen Verhältniſſes, zwiſchen Fülle von Flaſchen und Köpfen die Begriffe von oben und unten in jedem Sinne vermiſcht und, für den Augenblick, in einer Beziehung wenigſtens das Princip völliger Gleichheit hergeſtellt hat. Dann fühlt das bedächtigere Magiſtratsglied, es ſei Zeit ſich zu entfernen, und überläßt es dem rückbleibenden Unterhaus, ſich durch eine neue Auflage patriotiſcher Geſundheiten ſeine Bürgerkrone zu verdienen, die bei anbrechendem Morgen der Eine ſich an irgend einem Eckſteine holt, der Andere wohl gar von den Fäuſten der erzürnten Ehehälfte empfängt."

Dieſe alte Zunftverfaſſung hat wie geſagt, noch bis zum Jahre 1841 beſtanden**). Die Stadt Chur iſt deßhalb in vieler Hinſicht ein Bild des ganzen graubündner Landes zu nennen. Viele Einwohner von Chur ſind zwar gereiſt und weit in der Welt herumgekommen, wie überhaupt ein Theil der Graubündner. Der Tranſithandel nach und aus Italien iſt zudem gar nicht unbedeutend, allein die alte dunkle Stadt wird doch nur flüchtig von dem Leben berührt; ſie liegt jeder Bewegung fern und eine düſtere Stille lagert über ihr, wie über dem ganzen Lande.

Chur iſt nur eine Station aber keineswegs ein zum Aufenthalte verlockender Ort für den Reiſenden. Die Sehenswürdigkeiten ſind bald in Augenſchein genommen, die maleriſche und romantiſche Lage iſt ebenſo

*) Siehe: Tſcharner, Wanderungen durch die rhätiſchen Alpen. I. 176.

**) Seit dieſer Zeit iſt die direkte Wahlart eingeführt. Die Klagen der Genoſſenſchaft der Schmiedezunft, welche mehre Jahre nacheinander über Beeinträchtigung in der Repräſentanz erhoben wurden, veranlaßten zuerſt eine Abänderung (im Jahre 1838).

Digitized by Google

bald bewundert und der Fremde muß sich daher nothwendigerweise schnell in dem unwohnlichen Nest langweilen, wo um zehn Uhr Polizeistunde ist und alle Gäste die Wirthshäuser räumen. Das ist nämlich einer der fatalsten Umstände in der „freien" Schweiz für ein deutsches Gemüth! Mit dem Glockenschlage werden die Schenken und Gasthöfe geschlossen; wer über die Zeit sitzen bleibt, muß eine erhebliche Strafe zahlen; nirgends wird dies jedoch so weit getrieben, als in Chur, wo man die Nacht fast nur als zum Schlafe bestimmt ansieht.

Die Postwagen mit den Reisenden, welche vom Züricher-, Wallenstädter- oder vom Bodensee das Rheinthal heraufkommen um über den Splügen und den St. Bernardino nach Italien zu ziehen, langen meist spät in der Nacht an, ebenso die Postwagen von Mailand; sie machen einen kurzen Halt und fahren dann entweder in derselben Nacht oder beim ersten Grauen des Tages weiter. Die meisten Passagiere sehen und hören somit kaum etwas von der Stadt, als vielleicht die schöne Wirthstochter, die große, an die Asentöchter germanischer Urzeit erinnernde „Jungfer" Lendy im Freiegg oder das näselnde Lied eines Nachtwächters. Am andern Morgen ist Alles wieder still und ausgestorben.

So traf ich während zwei bis drei Tagen, welche ich in Chur verweilte, Abends, wenn die italienischen Posten ankamen, gemeinlich einen ganzen Saal voll Reisender im Freiegg*), dem ersten Gasthofe Churs, an, am andern Tage aber waren außer einem einzigen Italiener, der sich Geschäfte halber aufhielt, keine Gäste im Haus. Ich habe bereits früher gesagt, das sich schon in Chur ein warmer Hauch des italienischen Charakters zeigt. Die dunkeln Gesichter, das dunkle Rebenblut, der Veltliner, welcher hier meistens getrunken wird und von der besten Art zu haben ist, der italienische sorglose Schmutz in allen Straßen, das ist alles so ganz anders als in den übrigen Schweizerstädten und gibt Einem eine Vorempfindung des malerischen und saloppen transalpinischen Lebens, eine Vorempfindung der

*) Außerdem sind Gasthöfe in Chur: das weiße Kreuz, der Steinbock außerhalb der Stadt. Der Löwe, Kaffee- und Speisehaus. Die Gasthauspreise sind hier dieselben wie in der übrigen Schweiz, wie in Bern oder Zürich. Die Gastwirthe in der ganzen Schweiz halten überall denselben Tarif, und man trifft nur den Unterschied, daß die Bedienung an dem einen Ort weniger preiswürdig ist als an dem andern. So können sich die Gasthöfe in Chur keineswegs mit denen in Zürich ꝛc. messen. Am besten wird man daher daran thun, das erste Hôtel zu wählen, was in Chur das Freiegg ist. In Chur wie in ganz Graubünden rechnet man nach Gulden zu zwei österreichischen Zwanzigern siebenzig Batzgern. — Außer den erwähnten Gasthöfen hat die Stadt noch gegen hundert größere und kleinere Schenken.

bella Italia, deren Nähe Einen wie süßer Weinduft, der über die Berge herüberdringt, das Herz berauscht. Obwohl in Chur deutsch gesprochen wird, hört man überdies sehr häufig auch die weichen Laute Italiens und stets halten sich Italiener in der Stadt auf.

Der Handel, dem die Churer größtentheils leben — unter fünftausend Einwohnern sind achthundert drei und sechzig Bürger anderer Kantone und dreihundert ein und vierzig Ausländer, die fast sämmtlich nur des Handels wegen sich hier angesiedelt haben — hat den Leuten ein geschmeidiges und gefälliges Wesen gegeben; auch ist ihnen eine gewisse angeborene gutmüthige Zuvorkommenheit eigen.

Außer dem Speditionswesen wird hier viel Holzhandel getrieben. Auswärtige Spekulanten machen zuweilen ansehnlichen Gewinn, indem sie in die Gebirgsthäler gehen und von den einzelnen Gemeinden ungeheure Holzvorräthe zu überaus geringen Preisen erstehen. So hatten Franzosen, wie Theodor Mügge erzählt, im Engadin einmal hunderttausend Klafter Holz zu zehn Schillingen per Klafter gekauft, wofür sie allein dreißigtausend bis vierzigtausend Gulden Ausfuhrzoll an den Staat geben mußten, dennoch aber machten sie ein beneidenswerthes Geschäft. Der Werth des jährlich ausgeführten Holzes soll in früheren Zeiten durchschnittlich über hunderttausend Gulden betragen haben, in neuerer Zeit dagegen selten mehr als achtzigtausend.

Auffallend ist es für den Fremden in Chur, daß fast alle Knaben, welche in den Straßen umherstreifen, vollkommene blaue Uniformröcke tragen. Auch in Zürich hatte ich es schon gesehen, daß kleine Kerlchen in einer Art Uniform gingen; sie trugen meist eine grauleinene Kleidung, ähnlich der unserer Turnjugend, aber mit militärischen Achselbändern; oft sah ich sie unter Trommelschlag in militärischer Ordnung in's Freie marschiren, voran ihren Exerciermeister, einen alten Graubart aus der weiland französischen Schweizergarde, der die herzlichste und gutmüthigste Freude an seinen kleinen Soldaten zu haben schien. Das war indeß nur ein kleines Kadettencorps, dessen Mitglieder später zu den Offizierstellen in der Kantonstruppe berechtigt sind.

In Chur sind jedoch alle Zöglinge der Kantonsschule stets uniformirt und täglich halten sie zur Sommerzeit ihre Schießübungen. Burschen, die sich nöthigenfalls hinter einen tüchtigen Kuirassierstiefel verschanzen könnten, sieht man mit ihren Flinten hinausziehen auf den Schießstand, auch haben sie jedes Jahr ihre Freischießen en miniature, die man „Knabenschießen“ nennt und zu welchen der städtische Magistrat wahrscheinlich,

Digitized by Google

wie in Zürich, die Preise und Ehrengaben schenkt. Das ist freistaatliche Erziehung! Mir fiel dabei unsere deutsche Jugend ein, die sich mit Rückert sagen muß:

Das Schießen ist verboten
Mit Kugeln und auch mit Schroten.

Du lieber Gott! der Gebrauch des Pulvers ist unseren Buben so scharf und strenge untersagt, daß nur die Versuche einen Sprühteufel zu machen, mit Carcer und langen Predigten bestraft werden.

Für einen Reisenden, der nach Sehenswürdigkeiten sucht, bietet die Stadt Chur selbst wenig. Die reformirte Hauptkirche zu Sanct Martin erhält einiges Interesse durch die Reihe ihrer ehemaligen Prediger. Anno 1523 bestieg Johannes Comander, der erste, welcher das evangelium renatum in Graubünden predigte, die Kanzel derselben. Nicht weit von einer kleineren Kirche zu Sanct Regula steht das Regierungsgebäude, welches von den jedesmaligen Landeshäuptern bewohnt wird, früher der Familie von Salis gehörig. Ueber dem Eingang desselben hängt das Kantonswappen mit den vereinigten Wappenschilden der drei Bünde in Hohenrhätien. Da sieht man den geharnischten Mann mit der Streitaxt des oberen Bundes, den Steinbock des Gotteshausbundes und den nackten epheuumkränzten Wilden, mit einer entwurzelten Tanne in der Faust, welchen der Zehngerichtenbund im Schilde führt. An das Gebäude stößt ein Garten, in dem sich die Landeshäupter von den Regierungs- und Verdauungsbeschwerden erholen.

Das Rathhaus der Stadt ist ein großer, unregelmäßiger, alterthümlicher Bau. An seiner Stelle war früher die Imburg Plantär oder Planaterra, der Sitz des mächtigen nun ausgestorbenen Geschlechtes der Plantär, das einen Bischof von Chur unter seinen Gliedern zählt *). Die Stadt kaufte das Schloß im fünfzehnten Jahrhundert und baute an der Stelle ihr Kauf- und Rathhaus. Bemerkenswerth ist in dem weiten Vorsaal, auf dem die Bürgerversammlungen gehalten werden, der jetzt noch durch keine Decke bekleidete, hängende Dachstuhl. In früheren Zeiten wurde er den neugierigen Reisenden als eine besondere Merkwürdigkeit gezeigt und dabei versichert, das ganze große Gerüste könne durch einen äußerst künstlichen Mechanismus zusammengestürzt werden, wenn der regierende Herr Bürgermeister einen nur ihm bekannten Nagel herausziehe. In den Sälen, worin die Stadtbehörden ihre Sitz-

*) Curia et domus dicta Plantär intra muros Curienses heißt es in den Urkunden.

ungen halten, hängen die alten Herren vom Magiſtrate in voller reichsſtädtiſcher Amtstracht und feierlichſter Amtsmiene neben einander. Die unteren Hallen des Rathhauſes werden als Lagerplatz für die große Maſſe der tranſitirenden Waaren benutzt, für welche ſie jedoch faſt zu klein ſcheinen.

Die reformirte Kantonsſchule in Chur liegt auf dem Platze, wo früher ein Franziskanerkloſter St. Nicolai ſtand, dem einzigen freien Platze. Nachdem die ehrwürdigen Väter ihre Zellen hatten räumen müſſen, wurde das verwaiſte Gebäude, in deſſen Gewölben noch vor wenig Jahren die Gruft eines lebendig eingemauerten Kloſterbruders ſichtbar, zuerſt als Zeughaus, dann als Theater- und Concertſaal, als Kornmagazin benutzt und zuletzt die Kantonsſchule auf dem Fundamente erbaut.

Das anſehnlichſte Privatgebäude in Chur iſt ein Haus der Familie von Salis aus dem siècle des Louis quatorze. Peter von Salis, der längere Zeit die Stelle eines bündneriſchen Geſandten in London bekleidet hatte und deshalb bei dem Volke unter dem Namen Envoyé von Salis bekannt iſt, erbaute daſſelbe im erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts. In einem Gartenſaale zu ebener Erde iſt das Portrait Antons von Salis aufgeſtellt, von der berühmten Angelika Kaufmann gemalt, die am 30. Oktober 1741 in Chur geboren ward, woher ihre Mutter ſtammte. In dem ganz in italieniſchem Style gehaltenen Saale des erſten Stockwerkes mit einem Marmorboden und al fresco Decke ſieht man einige gute Bilder der altdeutſchen Schule. Jenſeits der Pleſſur liegt in romantiſcher Abgeſchiedenheit an der Ausmündung der Felſenſchlucht ein Landſitz, wo der Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seevis

„Im trauten Schatten ſtiller Zurückgezogenheit
Den Frieden fand, der uns erweicht und ſtärkt,
Der auf das Schickſal wie der Weiſe,
Heiter auf blühende Gärten, ſchauet."

Außerdem hat die Familie von Salis noch mehre Wohnhäuſer in Chur und der Umgegend.

Die alterthümliche Einrichtung vieler Häuſer in Chur, von der wir oben geſprochen und die uns ein treues Bild des mittelalterlichen Lebens gibt, findet man am beſten erhalten in dem Jenatſch'ſchen Hauſe bei der Sanct Martinskirche, wo ein ſchönes altes Getäfel mit zierlichem Schnitzwerk und eingelegter Arbeit. Noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts hatte beinahe jedes Haus ſeinen Namen, der dann außerhalb

zwiſchen der Fenſterreihe des zweiten Stockwerkes bildlich dargeſtellt war. Die meiſten dieſer alten treuherzigen Schildereien ſind nun verſchwunden. In einem Hauſe „an der Metzg“ hat ſich noch eine intereſſante erhalten. Sie zeigt einen ehrſamen ſtattlichen Schlächtermeiſter mit ſeiner Hausfrau; der Meiſter iſt eben im Begriffe den tödtlichen Streich auf einen mächtigen Ochſen zu führen, den die wackere Ehehälfte bei den Hörnern gepackt hat und feſthält: eine Scene, die heutzutage ſchwerlich vorkommen wird.

XXIII

Der biſchöfliche Hof in Chur.

„Ein wunderlicher Bau — es gleiten
Viel Schatten durch den öden Raum,
Und Säulen treten dort hervor,
Ein alt verfall'ner Kirchenchor.
Hackländer.“

Das Intereſſanteſte, was Chur an Denkmalen der Architektur und Geſchichte aufzuweiſen hat, finden wir unſtreitig in dem biſchöflichen Hofe, zu dem wir nun durch das Hofthor, die alte Amburg, in den Chroniken „der Chorherren Trinkſtube“ genannt, hinaufſteigen.

Von den etwas über fünftauſend Einwohnern der Stadt ſind nämlich 4500 Reformirte. Die kleine Anzahl, welche der alten Kirche treu geblieben, wohnt in einem Stadttheile für ſich, eine von der Stadt unabhängige Gemeinde bildend. Wie eine Heerde um ihren greiſen ergrauten Hirten, drängt ſie ſich um den Dom herum, innerhalb des mit Ringmauern umgebenen und durch ein altes Thor abgeſchloſſenen biſchöflichen Hofes, der öſtlich Chur überragt.

Das Bisthum Chur iſt das oberſte und gewiß auch älteſte Hochſtift in der „langen Pfaffengaſſe“, dem Rheinthale, wo nach Kaiſer Maxens Ausſpruch Conſtanz das gröſte, Baſel das luſtigſte, Straßburg das edelſte, Speier das andächtigſte, Worms das ärmſte, Mainz das würdigſte und Köln das reichſte Bisthum genannt zu werden verdient.

Ob zu Chur ſchon im vierten Jahrhundert ein chriſtlicher Biſchof ſaß, iſt zweifelhaft. Anno 452 wird ſeiner jedoch in Urkunden als biſchöfliche Stadt gedacht. Der heilige Aſimo, nach allgemeiner Annahme

der erſte Biſchof des rhätiſchen Hochſtiftes, ließ ſich damals mit mehren anderen lombardiſchen Biſchöfen durch den Biſchof Abundientius von Como auf einer Provinzialſynode zu Mailand unter die Bekämpfer der ſogenannten arianiſchen Lehre aufzeichnen. Bald nahm das Bisthum durch Schenkungen frommer Männer, wohl auch durch gewaltſame Uebergriffe, immer mehr zu an Land und Leuten; es wurde eines der mächtigſten und reichſten in der Schweiz und der Biſchof von Chur, der „Pabſt des rhätiſchen Hochlandes", ſpielte eine große Rolle in der Geſchichte Graubündens.

Ueber das Verhältniß der Stadt zu den Grafen und Biſchöfen von Chur, deren Krone und Mütze öfters auf einem Haupte vereinigt war*), weiß man indeß nur wenig. Mit der Macht und der Größe des Bisthums mochte auch die Stadt allmählig an Ausdehnung und Anſehen gewonnen haben. Trotzdem ſcheint es, daß die Bürger von Chur den Biſchöfen nie in dem Grade unterwürfig geweſen, wie die übrigen Unterthanen. Zwar wurde den Biſchöfen von einigen Kaiſern manche Gerechtſame der Stadt zuerkannt und ihnen mehrmals die Reichsvogtei über Chur verliehen oder verpfändet, aber auch die Bürgerſchaft erfreute ſich anſehnlicher Rechte und Freiheiten. So ertheilte Kaiſer Wenzel anno 1399 den Bürgern werthvolle Privilegien, und als Kaiſer Sigismund im Jahre 1413 die Stadt beſuchte, um daſelbſt mit den Abgeſandten der Eidgenoſſenſchaft wegen Beiſtandes gegen den Herzog von Mailand zu unterhandeln, beſtätigte er die Schenkungen ſeines Vorgängers.

Das allmählig emporgedeihende Anſehen der Stadt war den herrſchſüchtigen Biſchöfen ein Dorn im Auge, und in ihrem geiſtlichen Uebermuthe ſuchten ſie die Bürger oft in ihren Rechten zu kränken. Als indeß der Biſchof Johann Abundias, nach dem Beiſpiele ſeines Vorgängers, des ehrgeizigen und ränkeſüchtigen Hartmanns, ſolchen Uebermuth zu weit trieb, erfüllte die Bürger ein gerechter Zorn. Sie belagerten den biſchöflichen Hof (1422) und zwangen den geiſtlichen Herrn am dritten Tage zu einer wenig rühmlichen Capitulation.

Im Jahre 1464 beſtätigte Kaiſer Friedrich III. den Bürgern von Chur nicht nur ihre ſämmtlichen alten Freiheiten und Privilegien, ſondern ge-

*) Carl der Große, der über wichtige Grenzländer lieber Biſchöfen als weltlichen Großen mit erbfähigen Söhnen die Verwaltung anvertraute, überließ dem Biſchof von Chur die gräfliche Würde, bis bei entſtehenden Streitigkeiten derſelbe Herrſcher (Carl d. Gr.) im Jahre 806 die weltliche Gewalt an den Grafen Hunfried, Stifter von Schännis, verlieh. Siehe „Der Kanton Graubünden" in dem „Gemälde der Schweiz". S. 23.

währte ihnen auch das Recht, als Bürger einer freien Reichsſtadt Zünfte zu bilden; ebenſo erfolgte anno 1489 die Erlaubniß, die durch Karl IV verpfändete Reichsvogtei auszulöſen. Auch ſchloß die Stadt ſchon vor dem Jahre 1400 zur Wahrung ihrer Rechte mit einzelnen Gemeinden und Gerichten Bündniſſe, und als ſie zur Reformationszeit (1524) ſich offen zu dem evangelium renatum bekannte, den Johannes Comander zu ihrem Seelſorger nehmend, machte ſie ſich für immer von jeglicher Herrſchaft des Biſchofs los.

Ueber die jetzigen Verhältniſſe des Bisthums zu dem Staat und die Kämpfe der Regierung mit dem römiſchen Stuhle wegen Stiftung des Doppelbisthums von Chur und Sankt Gallen, durch ein päbſtliches Breve vom 26. April 1836 wiederum aufgehoben, haben wir bereits in einem der früheren Abſchnitte Näheres mitgetheilt. Der Kirchſprengel des Biſchofs erſtreckt ſich über den ganzen katholiſchen Landestheil, mit Ausnahme von Poſchiavo und Bruſio, die unter dem Krummſtabe des Biſchofs von Como ſtehen. Seit dem Jahre 1824 iſt der Biſchof von Chur auch geiſtlicher Adminiſtrator der drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden. Das Domkapitel, welches ihn erwählt, beſteht aus zwölf Domherren, von welchen ſechs in der biſchöflichen Reſidenz wohnen. —

Der Bezirk des biſchöflichen Hofes iſt politiſch, gerichtlich und polizeilich von der Stadt Chur durchaus unabhängig und geſchieden. Der kleine Rath beſtellt aus den Bewohnern des Hofes, weltlichen Standes, ein eigenes Gericht, das ihre Intereſſen als völlig abgeſonderter Theil des Kantons und des Gotteshausbundes zu vertreten hat und die Behörde bildet. Die neue Kantonsverfaſſung bedingte nun freilich eine Einverleibung des Hofes mit der Stadt; man hat dieſelbe auch verſucht, jedoch zeigten ſich ſolche Schwierigkeiten, daß im Jahre 1839 durch den großen Rath wieder eine gänzliche Trennung beſchloſſen wurde.

Auf einem ziemlich abſchüſſigen, vom Mittenberg vorſpringenden Hügel im Oſten der Stadt erhebt ſich der biſchöfliche Hof mit ſeinen alterthümlichen dunkeln Gebäuden, mit dem ehrwürdigen Dom und dem Biſchofspalaſte, rings von Mauern umgeben. Auf der nördlichen Seite des Schloſſes ſteht der alte verwitterte Römerthurm Marſöl oder Marſoila (mars in oculis) mit deſſen altersgrauem Geſtein ein Dach aus neueren Zeiten, welches man ihm aufgeſetzt hat, ſeltſam und ſtörend kontraſtirt. Der Thurm ſteht mit dem biſchöflichen Palaſte in Verbindung; ein altes Schloß, das zu demſelben gehörte, ſoll im J. 1383

Digitized by Google

durch eine Feuersbrunst zerstört worden sein. Dem Marsoil schief gegenüber soll ein anderer Thurm oder ein Kastell gestanden haben, das Spinoil oder Spinoila, dessen Name man als spina in oculis deuten wollte. Noch heutigen Tages heißt ein hart am Hofthor stehendes Privathaus das Spaniöl.

An diesen alten Römerthurm, wohl schon vor Christi Geburt errichtet, knüpft sich nach der allgemeinen Annahme die Entstehung der Stadt Chur. Hier war das Kastell eines römischen Landpflegers, der die Gegend überwachte. Vielleicht lag aber auch schon in uralter Zeit daselbst ein rhätischer Gerichtsort oder ein Waffenplatz (Guerra), der dann als Sitz eines römischen Provinzial-Gerichtshofes den Namen Curia erhielt. Wieder Andere wollen in der Gegend des heutigen Chur die als Schlachtfelder der Rhätier und Römer im grauen Alterthum bekannten canninischen Ebenen finden. Sie sprechen von einer Stadt Ebodorum, die damals schon die Mündung der wilden Plessur umlagert haben soll. Zum erstenmale wird der Name Curia Rhaetorum in der Mitte des 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung erwähnt, als Kaiser Constantius daselbst sein Winterlager (Hoflager — Curia) gehalten hatte. (350—360.)

Der alte Thurm Marsoil ist nicht allein in Chur, sondern auch in dem ganzen rhätischen Lande das einzige Denkmal, dem der Charakter römischer Bauart aufgeprägt. Früher sollen zwar auch im Inneren der Stadt römische Anlagen sichtbar gewesen sein; man hat hierüber jedoch nur sehr schwankende Angaben; dagegen darf mit Gewißheit angenommen werden, daß in der Umgegend mehrmals römische Standlager aufgeschlagen waren. Zu verschiedenen Zeiten hat man in Gärten und Aeckern, bei Grabung von Fundamenten und bei Straßenbauten Gold-, Silber- und Kupfermünzen, Zierrathe, Geräthschaften und alte Waffenstücke in der Erde gefunden, die von den ehemaligen Eroberern des Landes herrühren *). Auch grub man eine Art Stukko-Arbeit, wie Wände oder Fußboden eines römischen Bades aus. Im Allgemeinen aber hat Grau-

*) Im Jahre 1806 fand man beim Graben eines Kellers im sogenannten „wälschen Dörfli" bei Chur 200 frei im Boden liegende Kupfermünzen. Der größte Theil derselben trug einen Genius mit dem Füllhorn in den Händen und der Umschrift: „Genio populi romani"; die andere Seite zeigte die Köpfe Maximians, Diocletians, Constantins, Chlorus u. s. w. Die schönste Münze trug den Kopf des Antonius Pius, und eine Viktoria. Im Mai 1810 fand man ebendaselbst eine kleine, aber sehr gut erhaltene Goldmünze mit dem Kopfe des Justinian. Spätere silberne Münzen aus der Zeit des Augustus.

Digitized by Google

bünden, obſchon die Römer etwa vier Jahrhunderte lang Oberherren in dem Lande waren, daſelbſt Stationen und Kaſtelle, Statthalter und Gerichtshöfe hatten und oft genug dieſe Provinz durchzogen, nur wenig Spurreſte und Denkmale aus der Römerzeit. —

Die **Kathedrale** oder der **Sanct Lucius Dom,** welcher die eine Seite des biſchöflichen Hofes einnimmt, iſt das intereſſanteſte kirchliche Baudenkmal in Graubünden. Nach alten Sagen ſoll da, wo ſich der jetzige Bau erhebt, zur Römerzeit ein heidniſcher Tempel geſtanden haben, der im 3. Jahrh. einer Chriſtenkirche weichen mußte. Zum Beweiſe deſſen werden im Inneren der Kirche noch mehre von den Römern herrührende Steinhauerarbeiten gezeigt. Die Bauart der Kathedrale iſt in der Grundanlage die vorgothiſche, und der älteſte Theil im Rundbogenſtyle läßt allerdings auf hohes Alterthum ſchließen; andere Theile tragen indeß unverkennbar das Gepräge ſpäterer Jahrhunderte. Die Erbauung des Gotteshauſes ſoll 30 Jahre gedauert haben; ſie wird dem Biſchof Tello aus dem Geſchlecht der Victoriden zugeſchrieben, der anno 773 ſtarb. Uebrigens iſt dies Alles ziemlich unbegründet und nur der älteſte Theil des Domes mag aus dem 8. Jahrh. herrühren.

Eigenthümlich iſt das abgeſonderte alte Vorthor, welches an ähnliche in den lombardiſchen Kirchen erinnert. Es wird durch die Bildſäulen der vier Evangeliſten gebildet, die auf Löwen ſtehen. Aehnliche Säulen mit alten Steinbildnereien finden ſich auch im Inneren des Domes; überall dient das ungeheuerlich dargeſtellte Bild des Löwen zur Verzierung. Dieſe vier Statuen am Vorthor ſollen Ueberreſte der älteren Kirche ſein, noch aus dem vierten Säculum herrührend. Die Kopfform der Evangeliſten mit den langgedehnten Geſichtern, die ſcharf abgeſchnittenen Seitenumriſſe, ſowie die unverhältnißmäßige Kürze des übrigen Leibes deuten auf die altfränkiſche Zeit. Ihre Stellung als Vorthor bekundet das myſtiſche Element im Kirchenbau und ſeiner mittelalterlichen Verzierung. Demgemäß ſind ſie, wie Beda lehrt, die ſinnbildlichen Vorpforten zum Heilande; die Hauptpforte iſt das Symbol Chriſti, durch ihn der Weg zum Vater und zur Gemeinſchaft aller Heiligen. (Joh. X, 7.) Die Bildniſſe der Heiligen und Apoſtel an den zierlich ausgemeiſelten Kapitalen der Pfeiler und Säulen gelten als Träger der Kirche. *)

Das gedrückte Portal in byzantiniſcher Form leitet in das große

*) Siehe „Der Kanton Graubünden“ in dem „Gemälde der Schweiz“. S. 124—125.

Schiff, dessen dicke Pfeiler mit seltsamem altem Bildwerk geziert sind. In dem ersten Pfeiler linker Hand sollen nach einer alten Sage Menschengebeine von ungeheurer Größe eingemauert sein. Johannes von Müller erzählt in seiner „Schweizergeschichte" (Bd. II. S. 336) von einem zwei Klafter langen menschlichen Gerippe, das man im J. 1550 zu Valendas ausgegraben habe. Das sollen die Gebeine des „langen Kuhn" gewesen sein, eines abenteuernden wilden Strolches aus dem Lande Schwyz, baumstark und von riesenmäßiger Größe, wie ein Recke der Urzeit. Dieser „lange Kuhn" oder „Langkünrad von Schwyz" kam anno 1251 in das bündnerische Oberland, beraubte und plünderte die Einwohner und wollte mit reicher Beute wieder nach Hause ziehen, er wurde aber von den Graubündnern bei Tavanasa am Oberrhein erschlagen. Seine langen Hosen sollen noch viele Jahre im Kloster Disentis als Wunder aufbewahrt worden sein. Es geht nun eine alte Sage, daß in der Domkirche zu Chur die riesigen Knochen des Strolchs in dem erwähnten Pfeiler eingemauert seien. Vor 20 bis 30 Jahren hat man, um die Neugier zweier durchreisenden Prinzen zu befriedigen, den Pfeiler aufgebrochen, und Augenzeugen versichern, es seien wirklich Gebeine von ungeheuren, jede gewöhnliche Größe bei weitem übersteigenden Proportionen gefunden worden.

Das Innere des alten Gotteshauses, in dem eine düstere geheimnißvolle Stille brütet, mit seinen schwarzen Säulen und Altären, ist nicht besonders reich an architektonischem Schmuck; die Fenster, durch welche spärliche Sonnenstrahlen gespenstig hereinzittern, haben weder die gothische Spitzbogenform, noch irgend eine Glasmalerei. Der Hochaltar ist mit Holzschnitzbildnereien in altdeutscher Art geziert, die von Holbein, dem Vater, herrühren sollen; auf der Rückseite sind zwei Bilder von dem jüngeren Holbein. Zur Seite befindet sich die Sakristei. Hier zeigt man die Reliquien des heiligen Lucius, des brittischen Königssohnes, der in diesen Gegenden zuerst das Kreuz gepredigt, und seiner Schwester Emerita, des heiligen Placidus, welchem Graf Victor der Erste das Haupt abschlagen ließ, sowie in einem schön gearbeiteten alterthümlich verzierten silbernen Kreuz ein Stückchen von dem wahren und ächten Kreuze, woran der Erlöser gehangen; außerdem finden Antiquitätenliebhaber hier manches Interessante: einen uralten Bischofsstab von Elfenbein mit kupfernen Zwingen, ein Meßgewand mit erhabenen Zierrathen, die Schriftzüge von Gold- und Silberdraht aus dem 8., eine Monstranz aus dem 14. Jahrhundert u. s. w.

Digitized by Google

Bemerkenswerth ist namentlich ein kleines Bild, den Schiffbruch Petri darstellend; es ist auf Lapis lazuli gemalt und die Farbe des Steines äußerst geschickt zu dem Tone des Meeres und der Luft benutzt. Der Meister ist unbekannt, jedoch darf es wohl unbedingt der bolognesischen Schule zugeschrieben werden. Einige wollen in Farbengebung und Zeichnung einen Carlo Dolce erkennen. Bei Renovirung der Sakristei wurde vor einigen Jahren zufällig ein kleines Bild entdeckt, das ganz im Style der Dürer'schen Kreuzfallung auf Holz gemalt ist; es stellt ein Schiff mit Gläubigen dar, die von mehren am Lande stehenden Kriegsknechten mit Lanzen und Schwertern mißhandelt werden.

Die Kirche hat überhaupt mehre werthvolle alte Bilder, es herrschen jedoch ebenso unklare und prahlerische Angaben, wie wir sie bei den meisten alten Gemälden in den Kirchen und Sammlungen kleiner Städte finden, von welchen jede einen Raphael oder mindestens einen Albrecht Dürer besitzen will. Namentlich wird auf den wackeren nürnberger Meister in dieser Hinsicht unglaublich gesündigt.

Auch in dem Dome zu Chur wird an dem zweiten Altare des linken Seitenschiffes eine Kreuzfallung Christi gezeigt, auf Holz und in Goldgrund, mit vielen Figuren, das man für ein Original des Albrecht Dürer ausgibt. In einer dem heil. Laurentius gewidmeten Seitenkapelle soll ein Gemälde von dem jüngeren Holbein herrühren, das den Heiligen darstellt, wie er jämmerlich auf dem Roste gebraten wird. In einer Seitenkapelle sind zwei Stücke von Tissoni Calvari, der heilige Antonius mit dem Christusknäblein und der h. Franziskus. Der erste Altar rechts hat ein Altarblatt von Stumm, einem Schüler des Rubens, die Muttergottes mit dem Christuskinde, dem St. Josephus eine Traube vorhält. Die Landschaft im Hintergrunde ist eine Ansicht des bischöflichen Hofes mit dem Schlosse. Das Gemälde wurde in neuester Zeit von ungeschickter Hand restaurirt, wodurch das brillante Colorit an einigen Stellen gelitten hat.

An alten Grabmälern, Leichensteinen und Wappenschilden ist die Domkirche reich; denn viele geistliche Würdenträger und ein großer Theil des rhätischen Adels wurden hier zur ewigen Ruhe gebracht. Ein näheres Augenmerk verdient besonders ein aus röthlichem Marmor gehauener Sarkophag des Bischofs Ortlieb von Brandis mit dem halberhabenen Bildnisse desselben. Nicht weit davon zeigt eine Steinplatte mit der Inschrift:

„ad libitum Episcoporum" MDCLII.

den Eingang in die enge kühle Gruft, wo die alten Bischöfe neben einander liegen. Der Erbauer dieser Gruft, Bischof Johann Flugi VI, nahm die erste Stelle darin ein. Die Särge stehen auf einander geschichtet und sind zum Theile schon ganz zerfallen. Im Ganzen zählt man 87 Bischöfe von Chur, vom J. 450 n. Chr. bis 1842, von Asimo bis auf Johann Georg Bossi. –

Die **bischöfliche Residenz** ist ein altes dunkles Gebäude, das im Innern an das vorige Säculum mit seiner schwerfälligen steifen Pracht, seinen Perrücken und goldbrokatnen Röcken erinnert. Wenn man die breite Treppe hinaufsteigt, führt zur Rechten ein schmaler finsterer Gang zu den Stuben des Gesindes. An der einen Wand dieses Ganges sieht man halbverlöschte Fresken, wahrscheinlich von einem italienischen Meister grau in grau gemalt, die Scenen eines Todtentanzes darstellend. In dem mit Gobbelinstapeten ausgestatteten Speisesaal hängt das Bildniß des Fürstbischofs von Diog. Ebenso sieht man auf Gängen und in Sälen die Bildnisse vieler Kirchenfürsten und graubündner Herren in der Tracht verschiedener Jahrhunderte, unter anderen ein Portrait des Bischofs Joseph, Baron von Rost, von Angelika Kaufmann gemalt, das Portrait des Andreas von Schorno ganz in rembrandtischer Manier. Im Allgemeinen sind diese Bilder jedoch ohne Bedeutung.

Die bischöfliche Kapelle liegt sammt dem Archiv innerhalb der Mauern des nördlich mit dem Schlosse in Verbindung stehenden alten Römerthurmes Marsoila. Sie hat zum Altarblatt ein Gemälde von unbekannter Hand, das nicht ohne künstlerischen Werth, der heil. Hieronimus und die Madonna; es wurde von einem Bischof Flugi aus der Kirche von Sankt Moritz im Engadin hierhergebracht. Hier soll auch Sankt Lucius enthauptet worden sein.

Wir können die alte ehrwürdige Residenz der geistlichen Herren von Chur nicht verlassen, ohne der bischöflichen Kellerei freundlichst zu gedenken. Das ist nämlich eine alterthümliche, düstere kleine Stube in dem bischöflichen Hofe, wo ein alter Graukopf, der aus einem Romane des großen Schotten herausgetreten zu sein scheint, ein mächtiges Schlüsselbund an der Seite und mit bedächtig sich wiegendem Haupte, ein Diener des Bischofs Wein ausschenkt, mit einem Worte eine geistliche Schenkwirthschaft. Auf einem nahen Landsitze des Bischofs gedeiht nämlich eine vortreffliche Rebe, wie überhaupt der Wein, welcher an der rechten Seite des Rheinthales etwas unterhalb Chur bis Ragatz wächst, recht schätzbar oder „schmucke" ist, wie die Küper sagen, ein Rheinwein

anderer Art. Namentlich der sogenannte Kompleter, der bei Malans gewonnen wird.

Ihro bischöfliche Gnaden nehmen nun durchaus keinen Anstand, den Ertrag dieser Reben auch die Laien für Geld genießen zu lassen und so kommen die Bürger von Chur und Bauern aus der Umgegend hierher, um sich zu letzen. Die alte, dunkle Schenkstube, deren Decke Einem fast auf dem Scheitel liegt, hat das gemüthlichste Ansehen von der Welt. Schwarz und ernst schaut aus der einen Ecke ein großer altväterischer Ofen; eine hölzerne Uhr pickt eintönig in der anderen, alte nachgedunkelte Gemälde und Schildereien hängen umher an der Wand, und nahe der Thüre ist in alterthümlich verschnörkelter Schrift auf einer schwarzen Tafel die Weisung zu lesen, daß dieser weltliche Trost von der Kirche nur gegen gleich baare Zahlung gespendet wird. —

XXIV.

Das Sankt Lucius-Stift. — Das „Luci-Löchle". — Die Einführung des Christenthums und die Götterverehrung der alten Rhätier.

Ueber dem bischöflichen Hofe an der rebenbepflanzten Berglehne steht das ehemalige Kloster Sankt Luzi, jetzt ein katholisches Seminar. Durch Weingärten führt der Weg hinauf zu dem Stifte, in welches vor einigen Jahren auch die früher zu Disentis befindliche katholische Kantonsschule verlegt ward.

Das Kloster wurde schon im J. 540 durch den Bischof Valentianus gestiftet, der daselbst, was damals noch viele Bischöfe thaten, seine Geistlichen nach einer Ordensregel leben ließ; zuerst war es dann von Benedictinermönchen bewohnt. Bischof Conrad von Biberek verjagte die Patres jedoch im J. 1150 wegen anstößigen Lebenswandels und zog Prämonstratenser aus dem Kloster Roggenburg in Schwaben hierher. Anfangs wurde das Kloster durch Vorsteher (praepositi) regiert; erst im 14. Jahrh. bekam es einen Abt, welchen Pabst Eugenius mit Inful und Stab belehnte.

Unter dem zweiten dieser Vorsteher, Namens Vigilius, verdankte es den größten Theil seiner reichen Einkünfte einer Begebenheit, die

uns der rhätische Chronist Sprecher aufbewahrt hat*): „Ein Edelmann von Lympach, mit Namen Reutgar, hat im Jahre unseres Herrn 1194, in Gegenwart und durch Mittel Kaiser Heinrich VI, dem Bischof Heinrich von Chur, zu Handen der Brüder in St. Lucius Kloster bei Chur vergabet die Pfarrei Bendern, ein wenig ob Feldkirch, an der rechten Seite des Rheins, die bis daher derselbige Edelmann eigenthümlich besessen hatte. Diese Schenkung geschah in Vollzug eines Gelübdes. Denn als genannter von Lympach einen einzigen Sohn und den noch in kindlichen Jahren hatte, war er ihm Sommerszeit auf dem Felde bei etlichen Korngarben entschlafen; und da man des Kindes nicht wahrgenommen und den Haufen der Garben gemehret, ist es von ungefähr darunter geblieben und erstickt. Der arme betrübte Vater, der das Kind nirgends finden konnte und nicht wissen mochte, wie es ihm ergangen wäre, verhieß Gott dem Allmächtigen, welches Tages es gefunden würde, todt oder lebendig, so wollte er sogleich sein Hab und Gut dem Heiligen, welchem selbiger Tag geeignet wäre, vermachen. Dieweil denn das Kind am Sankt Luciustage ist gefunden worden, hat er obbenannte Schenkung dem Kloster zu Sankt Lucius bei Chur gethan, da denn auch das Knäblein zu der Erde ist bestattet worden."

Noch bevor das Kloster einen Abt hatte, brannte es ab, im J. 1330. 20 Jahre später wurden die Pröbste desselben von einem General-Kapitel zu Aebten erhoben. (1453) Der erste Abt hieß Joannes. Einem späteren Abte von Sankt Luci, Theodorus Schlegel, wurde in den Zeiten der Reformation (1529) zu Chur öffentlich der Kopf abgeschlagen. Er war, „vielleicht ohne tiefere Mitschuld", in die Umtriebe eines Abenteurers Jakob Medici, gewöhnlich Medeghino oder der Kastellan von Musso genannt, verwickelt, der mit dem entwichenen Bischofe von Chur, Paul Ziegler, noch zeitig entdeckte Pläne zu einer Art Bartholomäusnacht, zur Ausrottung der Reformirten in Graubünden im Werk hatte, seit 1525 zu wiederholtenmalen in die Unterthanenländer einfiel und plünderte, vom östreichisch-spanischen Hofe unterstützt.**)

*) Siehe: Hanharth's Erzählungen. I. S. 337.

**) Der damalige Bischof von Chur starb 1541 außer Landes. An seinen Umtrieben mit jenem Jakob Medici hatten die Graubündner erfahren, wie gefährlich in sturmvollen Zeiten ein ausländischer Bischof werden könnte. Zur Abwehr solcher geistlichen Umtriebe stellten sie sechs Artikel auf, welche der neugewählte Bischof Lucius Iter und 5 Bischöfe

Hierauf wurden im Namen des Volkes die Klostergüter verwaltet, bis endlich am 12. Juni 1538, auf Befehl des Staates, alle Mönche ihre Zellen räumen mußten, und die Einkünfte des Stiftes dem Gotteshausbunde zum Lehen gegeben wurden. Die Mönche wanderten nach Bendern, wo sie eine lange Reihe von Jahren kümmerlich lebten. Durch Vermittlung des Kaisers hatten die Graubündner im J. 1624 gelobt, das Kloster wiederherzustellen, allein erst 1636 wurde das Versprechen erfüllt. Johannes Coppius zog als Abt in die alten Klostermauern ein; das Gotteshaus war indeß seiner meisten Güter beraubt, es gerieth in mißliche ökonomische Verhältnisse und seine Lage war lange Zeit sehr ärmlich. Im J. 1807 zog der Bischof Karl Rudolf von Buol-Schauenstein das Stift mit Bewilligung des Pabstes an sich, sicherte den Unterhalt der vier noch lebenden Klosterbrüder und verlegte dann das sieben Jahre früher zu Mesan aus dem Vermächtniß eines Domprobstes Flyri gestiftete bischöfliche Seminar in die verlassenen Mauern. Seitdem wurde auch noch die katholische Kantonsschule hierher verlegt.

In dem Kloster selbst wie in dem bescheidenen Kirchlein ist nichts Sehenswerthes; von den Fenstern hat man indeß einen herrlichen Blick in das Thal und auf die eisgekrönten Hochgebirge des Oberlandes.

Vom Kloster schlängelt sich ein steiler und beschwerlicher Waldweg zu dem unter einem Felsenvorsprunge des Mittenberges stehenden Kapellchen des rhätischen Apostel Sankt Lucius, vom Volke das „Luci-Löchle" genannt. Schon unter der Römerherrschaft um's J. 182 zu Marc Aurels Zeit soll ein brittischer Königssohn, Namens Lucius, in diesem Alpenlande das Evangelium verkündet haben und sammt seiner Schwester Emerita den Märtyrertod gestorben sein. Noch trägt der Luciensteig, da wo er zwischen Graubünden und der Grafschaft Vaduz das rhätische Gebirge überschritt, um in den Wildnissen des Hochgebirgslandes zu predigen, seinen Namen. Hier am Mittenberge soll der irische Heidenbekehrer (— die Kirchengeschichte nennt ihn „Rex, Confessor et Episcopus" —) zuerst seine Zelle gebaut und dem am Fuße des Berges versammelten Volke das Kreuz gepredigt haben. So be-

nach ihm beschworen; dadurch wurde die Macht der Kirchenfürsten beschränkt und das althergebrachte Kastvogteirecht des Gotteshausbundes über das Hochstift bestätigt, eine Aufsicht, die in neuerer Zeit dem ganzen Staate übertragen worden. S. „Der Kanton Graubünden" in dem „Gemälde der Schweiz", S. 42.

Digitized by Google

richtet der engliſche Abt Beda. Noch zieht alljährlich die Proceſſion der Gläubigen mit fliegenden Kirchenfahnen und mit Geſang hinauf nach der geheiligten Stätte.

Obwohl von dem heiligen Lucius mehre Legenden erzählt werden, die ſich verwirrt kreuzen und einander widerſprechen, ſo knüpft ſich doch an dieſen Namen vornehmlich die Einführung des Chriſtenthums in dem rhätiſchen Lande. Er muß als der eigentliche Apoſtel Rhätiens betrachtet werden. Die neue morgenländiſche Lehre ſcheint den alten Götterdienſt unmittelbar in dieſen Hochgebirgen verdrängt zu haben.

Die Römer haben zwar lange in dem Lande gehauſt; trotzdem findet ſich nirgends eine Spur von ihrer Götterverehrung, nirgends ein römiſcher Tempel oder Altar, während die übrige Schweiz deren viele aufzuweiſen hat. Aus ferner längſtverſchollener Zeit tönt noch wie ein leiſe verhallender Ton die dunkle Sage, daß bei den alten Rhätiern der altceltiſche Juldienſt begangen worden ſei. Auf heiligen himmelnahen Höhen, bei ſtillen hochgelegenen Waſſern — auf dem Julier und dem Adulagebirge (ſiehe den erſten Abſchnitt) ſollen ſie dem Hyol, Joul oder Jul, heilige Feſte begangen und ihm zur Zeit der Sonnenwenden einen Hahn und einen Eber geſchlachtet haben. Dahin deuten jene merkwürdigen räthſelhaften Säulen oben auf dem Julierpaſſe *), die für Ueberreſte von einem Altar, Tempel oder einer Opferſtätte celtiſcher Sonnenverehrung gehalten wurden, eine Annahme, für die auch der Umſtand ſpricht, daß alte Münzen andeuten, drei Säulen, über welche man Querbalken legte, ſeien die Tempel der alten Celten geweſen. Zudem ſtimmt der Name des Berges auch mit der celtiſchen Benennung des Sonnengottes Joul zuſammen, und da die Stelle, wo die Säulen ſtehen, weit früher als andere Paßhöhen und Berggipfel im Frühling vom Schnee befreit wird, ſo mag die Wiederkehr der Sonne zur Tagesverlängerung wohl am eheſten daſelbſt gefeiert worden ſein. Dahin deutet ferner die Sage von einem Tempel der Nymphen an den Quellen des Hinterrheins.

Ob auch der Dienſt der rhäto-vindeliciſchen Erntegöttin Ciza oder

*) Heutigen Tages ſtehen nämlich noch zwei runde Säulen zu beiden Seiten der Julierſtraße, aus dem Granitgeſtein des Berges roh gearbeitet, jede etwa 4½ Schuh hoch, beide ohne alle Inſchrift. Dieſe Säulen haben zu vielfachen Muthmaßungen veranlaßt; ſie werden auch für Meilenſteine aus der Zeit des Kaiſers Auguſtus gehalten, der von Clavenna (Chiavenna) eine Heerſtraße über den Maloja und Julier nach der Curia Rhaetorum anlegte.

Zisa, nach welcher einst das zum weiteren Umfange des alten Rhätiens gehörige Augsburg, vor der römischen Anlage daselbst, Zisara oder Ziserim geheißen und der man am 28. September jeden Jahres glänzende Jubel- und Dankfeste gefeiert haben soll — ob auch der Dienst dieser Göttin im Hochlande seine Altäre gehabt und bei dem jetzigen Dorfe Zizers (siehe weiter unten) eine rhätische Opferstätte gewesen — ist in tiefes Dunkel gehüllt. Jedenfalls aber scheint der alte Götterdienst der Celten, „ohne Zwischenstellung römischen Götzenwesens" wie G. W. Röder bemerkt, dem Christenthum unmittelbar gewichen zu sein.

XXV.

Die Straße von Chur nach Ragaz. — Die Ruine Ober-Ruchenberg. — Sagen aus der Umgegend v. Chur. — Der Haldenstein. — Schloß Lichtenstein. Trimmis. — Bizers, Hauptort des Hochgerichtes der fünf Dörfer.

Von Chur geht die große Straße längs des Rheines nach dem Badeorte Ragaz (s. weiter unten) durch das weite fruchtbare Thal, neben dem sich mächtige Gebirge hinziehen, unter denen westlich besonders der Galanda, nordostwärts der hohe Gipfel des Falkniß hervortritt. Alte Burgen, welche wie in den oberen Rheinthälern von den Vorsprüngen herabblicken, und deren verwittertes gebrochenes Gemäuer sich oft von den grauen Felsen kaum unterscheiden läßt, verleihen der Gegend ein romantisches Ansehen. Nur das breite Sand- und Kieselbett des Rheines, im Sommer auf weiten Strecken an beiden Ufern trocken und öde, entbehrt der malerischen Schönheit. Es hebt sich durch Ablagerungen von den Gebirgen mit jedem Jahre und läßt größere Ueberschwemmungen fürchten, so daß ernstlich davon gesprochen wird, den Rhein bis zum Bodensee zu canalisiren.

Auf der Landstraße sieht man noch die Spuren von den Verheerungen des Stromes, die Spuren wilder Gießbäche, welche bei anhaltendem Regenwetter von den Bergen herabstürzten, die Straße zerrissen und verwüstet haben; einzelne Felsstücke, die mit herabgeschwemmt wurden, liegen hie und da zerstreut umher; ebenso bemerkt man aufgeworfenen

Schlamm und Schutt. Bei diesen Ueberschwemmungen müssen die Wagen oft von allen Seiten gehalten und gestützt werden, um durchzukommen, und die Bergwasser treiben große Holzmassen in den Rhein, die von den umwohnenden Bauern aufgefischt und als willkommene Beute betrachtet werden. Solche Holzfischereien finden oft in den Hochgebirgen statt, wenn die Bäche angeschwellt sind; sie führen dann nicht selten eine beträchtliche Masse Holz mit sich, so daß die Eigenthümer empfindlichen Schaden erleiden.

Man nennt die Bergwasser, welche bei starkem Schmelzen des Schnee's oder nach anhaltenden heftigen Regengüssen in die Niederungen herabstürzen, das Thal oft große Strecken weit mit Schlamm und Steingerölle überdeckend — „Rüfenen". Die östliche Thalseite hat von diesen Verheerungen am meisten zu leiden; die Felsen bestehen hier aus verwittertem hin und wieder mit Kalk vermischtem Thonschiefer, den das Wasser leicht losschwemmt. Bisweilen können die „Rüfenen" jedoch, gleich den Ueberschwemmungen des Nils, auch wohlthätig für das Gelände sein, denn sie führen oft Mergelschlamm mit sich, welcher die Felder befruchtet. —

Vom Thalgrund bei Chur sieht man mit angestrengtem Auge auf einem Felsvorsprung der Hochwangskette zwischen wilden Tobeln, worin böse Poltergeister ihr Wesen treiben sollen, einen verfallenen, viereckigen Thurm aus den düsteren melancholischen Tannen hervorblicken. Das sind die Trümmer der alten Feste Ober-Ruchenberg. Von dem Thurme stehen nur noch drei Seiten mit fünf Fuß dicken Mauern; zur Linken sind, von Schlingpflanzen überwuchert, zwei geschwärzte, ausgebrannte Gebäude ohne Dach und Gebälke. Alles verräth die Bauart des 12. Jahrhunderts; aber die Geschichte dieser Burg und des Geschlechtes, welches sie bewohnte, ist unbekannt; fast nur in Schenkungsbriefen wird der Edelknechte von Ruchenberg gedacht, die dem Hochstift dienstpflichtig waren. Dafür hat die Phantasie des Volkes die vergessenen Trümmer belebt, und es hat sich von denselben folgende Sage erhalten, die wir nach dem zweiten Jahrgange des „bündnerischen Volksblattes" hier mittheilen:

Die fromme und mildthätige Gemahlin eines Ritters von Ruchenberg hatte der im Innern des Gebirges hausenden Elfenkönigin bei ihrer Entbindung beigestanden und treuliche Hilfe geleistet. Zum Lohn erhielt sie ein goldnes Kegelspiel; mit demselben konnte sie die guten Geister der Berge zu ihrem Dienst heraufbeschwören. Als aber ein Urenkel

Digitized by Google

der frommen Frau, ein wilder und wüster Geselle, das Elfengeschenk dazu mißbrauchte, um in übermüthiger Schlemmerei immer neue Schätze zu verprassen, da stiegen zuletzt auf den frevelnden Ruf des Burgherrn neun fürchterlich gestaltete Riesen aus der Erde auf; mit donnerndem Gekrach, unter Wehegeheul stürzte die Burg zusammen, und der Ritter verschwand mit derselben. Nur sein frommes Töchterchen wurde von den Elfen gerettet, bei welchen sie seither im Schooß der Berge ihr Leben vertrauerte. In jedem Jahrhundert kehrt sie einmal auf die Oberwelt zurück und späht von den gebrochenen Zinnen der väterlichen Burg nach dem Jünglinge aus, der sie erlöse und dann mit ihrer Hand das goldne Kegelspiel der Elfenkönigin gewinnt.

Eine andere anmuthige und hübsche Sage aus der Umgegend von Chur hat August Kopisch behandelt:

Das Wunder im Kornfelde.

Der Knecht reitet hinten, der Ritter vorn,
Rings um sie woget das blühende Korn,
Und wie Herr Ritich niederschaut,
Da liegt im Weg ein lieblich Kind,
Von Blumen umwölbt, die sind bethaut —
Und mit den Locken spielt der Wind.

Da ruft er dem Knecht: „hebt auf das Kind!"
Ab steigt der Knecht und langt geschwind:
„O welch ein Wunder! Kommt daher!
Denn ich allein erheb' es nicht."
Ab steigt der Ritter, es ist zu schwer;
Sie heben es alle Beide nicht.

„Komm Schäfer!" — sie erheben's nicht!
„Komm Bauer!" — sie erheben's nicht!
Sie riefen Jedem, der da war,
Und Jeder hilft; — sie heben's nicht!
Sie steh'n umher, die ganze Schaar
Ruft: „welch ein Wunder, wir heben's nicht!"

Und das holdselige Kind beginnt:
„Laßt ruhen mich in Sonn' und Wind,
Ihr werdet haben ein fruchtbar Jahr,
Daß keine Scheuer den Segen faßt:
Die Reben tropfen vom Moste klar,
Die Bäume brechen von der Last!

„Hoch wächst das Gras vom Morgenthau,
Von Zwillingskälbern hüpft die Au!

Digitized by Google

Von Milch wird jede Gölte naß,
Hat jeder Arme genug im Land,
Auf lange füllt ſich jedes Faß!"
So ſang das Kind da und — verſchwand

Chur faſt gegenüber, am Fuße des Galanda, jenſeits des Rheins, über den hier eine ſchwankende Brücke führt, liegt

der Haldenſtein,

mit dem gleichnamigen Dorfe, bei dem unſer Strom eine vornehmlich nördliche Richtung einſchlägt. Auf einer mäßigen Anhöhe, über einer dem Rheine abgewonnenen, fruchtbaren Fläche hat das Dorf, ſeitdem es im Jahre 1825 beinahe ganz von den Flammen verzehrt worden, etwas über 400 proteſtantiſche Einwohner. Vor alter Zeit ſoll hier durch Mönche zuerſt ein Theil des Waldes ausgerodet und ein Kloſter erbaut worden ſein. Später zog ſich hier eine Straße aus der Schweiz nach Graubünden über den Maſtrilſerberg und Untervatz durch. Die Gemeinde hat am Galanda ſchöne reiche Waldungen, im Thalgrund fruchtbare Wieſen und Aecker. Die beſten Triften liegen nördlich vom Dorfe in einer Ebene, die durch zwei bis an den Rhein vorſpringende Felſen eingeſchloſſen iſt. Die Stadt Zürich wollte dieſes Gelände in der Mitte des vorigen Jahrhunderts um hunderttauſend Gulden ankaufen, um daſelbſt eine Bleiche anzulegen; die Gemeinde lehnte jedoch den Antrag aus Mangel an Grundſtücken ab. Um einzelne Alphütten entſtand hoch über dem Dorfe nach und nach Patänja, ein zweites kleines Dörfchen, wenn eine Gruppe von etwa zehn Häuſern ſo genannt werden kann.

Burg und Herrſchaft Haldenſtein haben ein eigenes Geſchlecht der Edlen von Haldenſtein, von welchen zwei ſchon in der Mitte des 13. Jahrh. mit Auszeichnung genannt werden. Im 16. Jahrh. kam die Herrſchaft durch Heirath an den franzöſiſchen Geſandten in Graubünden, den mailändiſchen Edelmann von Caſtion. Er ließ auf Koſten ſeines Königs in den Jahren 1545 bis 1548 ein neues Schloß erbauen, von deſſen Pracht die damaligen Geſchichtſchreiber nicht genug Rühmens zu machen wiſſen. Später ging die Herrſchaft an die Freiherren von Schauenſtein und im J. 1729 endlich an die Familie von Salis über; ſie ließen das mehrmals niedergebrannte Schloß zum Theil wieder herſtellen, und ihre Nachkommen bewohnen daſſelbe noch gegenwärtig.

Im J. 1761 wurde hier durch Peter Reſemann und Martin Planta das zehn Jahre ſpäter nach Marſchlins verlegte Inſtitut gegründet, das der einſt vielgenannte oder berüchtigte Doktor Bahrdt

eine Zeitlang leitete. Der Staatsrath Laharpe, der Maler Fedor Iwanowitsch, Charles Pictet und Legrand sind aus demselben hervorgegangen. Der obengenannte Professor Martin Planta wird in den Annalen der physikalischen Wissenschaften als Erfinder der Scheiben-Elektrisirmaschine aufgeführt. Noch wichtiger und minder bekannt ist es aber, daß derselbe wahrscheinlich zuerst die Idee, die Wasserdämpfe als bewegende Kraft anzuwenden, gefaßt hat und zur Ausführung bringen wollte. In einem hierauf bezüglichen Manuscripte heißt es:

„Zwo andere Erfindungen oder Verrichtungen, die eine, die Beförderung der Schiffe und Wägen durch Wasserdämpfe, die andere, Stoßkarren vermittelst zwei Füßen statt Räder zu treiben, betreffend, die Herr Professor Martin Planta dem Könige von Frankreich, Ludwig XV, zugeeignet hatte, gelangen nicht ganz; sie wurden zwar in Folge der Prüfung des Generals von Gribeauval und der Akademie der Wissenschaften als ingenieus anerkannt, aber nicht als anwendbar gefunden. Dennoch stellte ihm der Premierminister, Herzog von Choiseul, eine Gratification von 100 Louisd'ors, in den verbindlichsten Ausdrücken im Namen seiner königlichen Majestät zu."

Auf einem überhängenden Felsblock, der vielleicht einst vom Gebirg herabstürzte, über dem Dorfe steht die Ruine des alten Schlosses Haldenstein, wahrscheinlich im 12. Jahrh. erbaut. Noch im Anfange des 18. Jahrh. wurden die Zimmer des siebenstöckigen Thurmgebäudes von den Freiherren von Schauenstein bewohnt; das Schloß zerfiel jedoch immer mehr und wurde im J. 1787 von einem Erdbeben endlich ganz zerstört.

Nordwärts über dem Dorfe trug eine hohe vorragende Felsenspitze das

Schloß Lichtenstein,

dessen morsche und zerfallene Zinnen noch weithin das Thal beherrschen. Es ist die Stammburg der Fürsten von Lichtenstein-Vaduz; als im Anfang des vorigen Jahrh. der Fürst seinen Palast in Wien baute, ließ er Steine von dieser Ruine für das Fundament holen, die auf Flößen den Rhein hinuntergeführt wurden. Das Schloß scheint älteren Ursprungs, als Haldenstein, stand aber auch viel früher öde und verlassen. Schon anno 1080 war ein Edler von Lichtenstein auf dem Turniere in Augsburg, 300 Jahre später fiel ein anderer Lichtenstein in der sempacher Schlacht; das Geschlecht soll im 15. Säculum aus Graubünden

nach dem Tyrol ausgewandert ſein. Doch fehlen die hiſtoriſchen Belege für die Aechtheit dieſer Stammburg.

Rechts ab von der Landſtraße, eine Stunde hinter Chur, liegt

Trimmis,

ein großes Pfarrdorf mit zwei Kirchen, einer katholiſchen und einer reformirten.

Den Namen Trimmis (Trimontium) hat das Dorf wahrſcheinlich von den drei Bergabſätzen, worauf ſeine Nachbarörter Sayis, Valtanna und Talin erbaut ſind. Wo jetzt die proteſtantiſche Kirche von Trimmis ſteht, ſoll die heilige Emerita, Schweſter des iriſchen Apoſtels Sankt Lucius, verbrannt worden ſein.

Auf den Felſen über dieſer Kirche erhob ſich einſt das Schloß Trimons, auch Caſtel Pedinat genannt. Ums Jahr 1362 kam dieſe Feſte an das Bisthum, ſchon nach der Mitte des 16. Jahrh. zerfiel ſie indeß gänzlich, ſo daß nun jede Spur verweht iſt.

Die Gegend von Trimmis iſt, wahrſcheinlich wegen des Kalk und Mergel führenden Waſſers als ungeſund bekannt. Kretins ſind daſelbſt in neuerer Zeit ſeltener geworden, ſprichwörtlich aber noch die „trimmiſer Kröpfe"; der heilige Lucius ſoll den Einwohnern dieſen unwillkommenen Halsſchmuck angewünſcht haben, um den Tod ſeiner Schweſter zu rächen. Das Thalgebiet des Dorfes iſt oft Verheerungen durch die Rüfenen ausgeſetzt.

Zizers,

ein alter anſehnlicher Marktflecken, durch welchen die Straße führt, liegt auf einem der vielen durch Bergſtürze, Geſchiebs- oder Schlammanhäufungen gebildeten Hügel, zwei Stunden hinter Chur, nahe am Rhein. Es hat gleichfalls eine katholiſche und eine reformirte Kirche und über tauſend Einwohner.

Der Name dieſes Fleckens (in den älteſten Urkunden auch Zizuris) hat zu verſchiedenen etymologiſchen Deuteleien und ſpitzfindigen Conjecturen Anlaß gegeben, die ſelbſt in's Lächerliche überſchnappen. Nach Einigen war hier im grauen Alterthum eine rhätiſche Opferſtätte, (Cizar aram), dem Dienſte der vindeliciſchen Erntegöttin Ciza oder Ziſa geweiht; nach Anderen ſollen ſich ſogar hier die Nachkommen Cicero's niedergelaſſen haben!

Bei Zizers liegt der alte Herrenſitz der Grafen von Salis-Zizers. Ein alter viereckiger Thurm am Ende des Fleckens, jetzt zum Gefängniß dienend, iſt ein Ueberreſt des Schloſſes Friedau oder Friednow,

Digitized by Google

deſſen Umfang noch an einzelnen Mauertrümmern, ſowie an einem unterirdiſchen Gewölbe zu erkennen iſt. Es wurde von dem Biſchofe Volhard von Neuenburg anno 1246 erbaut. Später kam es an die Grafen von Toggenburg, bis im J. 1649 die drei Dörfer Zizers, Igis (etwas über der Landſtraße, eine Viertelſtunde von Zizers gelegen) und Trimmis das Schloß nebſt anderen Rechten dem Bisthume abkauften.

In der Nähe von Zizers ſehen wir den ſchönen Landſitz des Biſchofs von Chur, Molinära; hier wächſt der Conſtanzer, jener treffliche Wein, der auf dem biſchöflichen Hofe zu Chur geſchenkt wird. (S. oben.) Ueberhaupt iſt die Umgegend von Zizers reich an Obſt und Wein, wie ſich der ganze Landſtrich zwiſchen Chur und Ragaz durch ſeine Fruchtbarkeit auszeichnet.

Zizers bildet den Mittelpunkt der Poſtſtation zwiſchen Chur und Ragaz und iſt zugleich der Hauptort des Hochgerichtes der fünf Dörfer, welches die alte Hauptſtadt des Landes umringt. Es iſt das achte Hochgericht des Gotteshausbundes und umfaßt die Orte Zizers mit dem Maſtrilſerberg, Untervatz, Trimmis, Sayis, Valzeina, Igis, Marſchlins, Gauda und Haldenſtein; im Ganzen zählt es etwa 5000 Einwohner, von welchen die Hälfte Proteſtanten. Die Einwohner reden ſämmtlich eine deutſche Mundart, in der man einige Aehnlichkeit mit dem allemanniſchen Dialekte finden will; nach glaubwürdigen Schriftſtellern ſoll hier im 15. Jahrh. noch romaniſch geſprochen worden ſein.

XXVI.

Schloß Marſchlins. — Die Landquart. — Mayenfeld. — Der Sankt Lucienſteig.

In geringer Entfernung von Zizers iſt die „obere Zollbrücke“, wo nordöſtlich ein ſtattliches Schloß ſich erhebt, mit Alleen, Schloßgräben und vier feſten Eckthürmen — Marſchlins, in Urkunden Castrum Marsilium genannt. Die ganze „Gebawherrlichkeit“ läßt auf großen Reichthum des Erbauers ſchließen; auch verrathen drei der Eckthürme ein hohes Alter. Sie ſollen noch aus der karolingiſchen Zeit

Digitized by Google

herüberragen und es wird erzählt, daß König Pipin, Karl des Großen Vater, das Schloß anno 775 auf einem seiner Züge gegen die Longobarden erbauen ließ. Als Erbauer wird Marsilius, ein allemannischer Fürst, genannt.

Im J. 1460 brannten die Wohngebäude ab. Als das Schloß dann 1633, nach einem langen Streite über den Besitz, welcher durch den sogenannten „Marschlinser Spruch" ausgeglichen wurde, an den Oberst Ulysses von Salis kam, führte es derselbe wieder aus dem Schutt auf. Im vorigen Jahrhundert wurde durch einen anderen Ulysses von Salis, als Geschichtschreiber, Naturforscher und Staatsmann genannt, das in Haldenstein errichtete „Philantropin" nach Marschlins verlegt, welches später unter der Leitung des Doktor Bahrdt einging. (S. oben.) Die Familie der Salis-Marschlins hat sich in der Geschichte des Landes vielfach hervorgethan.

Wir kommen nun zu der Stelle, wo die aus dem Prättigau hervorströmende, wilde Landquart (Langarus) in den Rhein fällt (1550 Fuß über dem Meere). Sie entspringt im Hintergrunde des Prättigaus, in der Partenneralp, wo die Sardasca vom Silvrettagletscher und der Ferrainabach von dem Gletscher Farnela ihre eisigen Gewässer zusammengießen. Bald drängt sie sich schäumend durch die enge Schlucht der zusammentretenden Berge, bald verheert und übersandet sie den erweiterten Thalboden. Auf ihrem Wege, bis sie aus der engen Felsenpforte Clus heraustritt, welche sie sich durch die einst verbunden gewesenen Bergwände gebrochen hat, wird die Landquart durch acht wilde Tobelbäche verstärkt.

Die Landquart scheidet von ihrem Austritt aus der Felsenschlucht bis zur Mündung in den Rhein, das Gebiet des Gotteshausbundes von dem des Zehntgerichtenbundes. Hier lagert sich etwas landeinwärts vom rechten Rheinufer, an der großen Straße von Chur nach Feldkirch, das alte Städtchen

Mayenfeld,

die dritte Stadt Graubündens außer Chur und dem am Vorderrhein gelegenen Ilanz*). Es ist der Hauptort des Zehntgerichtenbundes. Römischen Ursprunges, soll es ehedem Lupinum geheißen haben. Zur Zeit der Römerzüge nach Süddeutschland führte eine Straße durch Lupinum oder Magia nach Brigentium am Bodensee.

*) Wirthshaus — alte Post. Das Städtchen hat mit den Nachbarschaften Rowels, Bovels und Gusch a etwa 160 Häuser und über 1200 reformirte Einwohner.

Digitized by Google

Die Namen Mayaevilla, Magia, Magenzhe wollen Alterthumsforſcher von einem Tempel herleiten, der einſt zu Ehren der Göttin Maya, Merkurs Mutter, errichtet geweſen. Nach Anderen ſtammt der Name von den Maifelbern oder Maigerichten aus der karolingiſchen Zeit, welche hier unter einer Linde gehegt wurden. Noch heute erhebt eine uralte, ehrwürdige Linde ihren morſchen Stamm auf dem freien Platze des Städtchens.

Ein altverfallener Thurm in Mayenfeld ſoll vom Kaiſer Conſtantius im Jahre 340 n. Chr., nach Anderen vom Kaiſer Valentinian ums Jahr 367 erbaut worden ſein. Die Lage des Städtchens iſt geſegnet, beſonders reich an gutem Wein. Ueber demſelben ſteigt die 7824 Fuß hohe Spitze des Falkniß empor. Die Gegend iſt überhaupt eine der ſchönſten des Landes. Zur Rechten lehnen ſich die Dörfer Malans und Jenins*) an die ſteilen Felſenwände des Augſtenberges (Vilau) und Falkniß; hinter Mayenfeld thürmen ſich die Hörner des Fläſcherberges in die Lüfte. Vom Fuße des Gonzenberges blickt in der Tiefe das alte Sargans auf und im Hintergrunde erheben die ſieben Kurfirſten über dem Wallenſtädterſee ihre gewaltigen zackigen Häupter. Zwiſchen dem Falkniß und dem Fläſcherberg ſchweift der Blick über die Einſattlung des Lucienſteig zu den blauen Kuppen der hohen Sentis.

In einer Stunde erreicht man von Mayenfeld aus dieſen befeſtigten Engpaß (2180 Fuß), der den Eingang in den Kanton, ſowie die Straße von Deutſchland nach Italien verſchließt. Er hat ſeinen Namen von dem rhätiſchen Apoſtel Sankt Lucius. Im Schwabenkriege 1499 war hier ein blutiges Treffen zwiſchen den Eidgenoſſen und den Heerhaufen des Kaiſers Maximilian, in dem die Kaiſerlichen geſchlagen wurden. Auch in den Kriegen von 1799 bis 1800 wurde hier viel gefochten; der Paß konnte von den Oeſtreichern ſowohl als von den Franzoſen nur durch Umgehung gewonnen werden.

Hat man den Sankt Lucienſteig überſchritten, ſo ſieht man ſich mit einem Male aus der freien Schweiz in den achtunddreißigſten deutſchen Bundesſtaat verſetzt, in das zwei Quadratmeilen große ſouveräne Fürſtenthümchen Lichtenſtein-Vaduz. Jenſeits des Paſſes lagert ſich das zu demſelben gehörige Dorf Balzers. Unter der Landſtraße quillt

*) Hier wurde zuerſt von J. B. v. Tſcharner die ſpäter nach Reichenau verlegte Erziehungsanſtalt gegründet, an der Louis Philipp Lehrer war. Auf einem Felshügel über dem Dorfe liegt die Ruine des Schloſſes Aſpermont.

Digitized by Google

ein Brunnen hervor; eine Steinplatte neben demſelben trägt auf der nördlichen Hälfte das fürſtlich lichtenſteiniſche Wappen, auf der Südſeite das Zeichen der drei Bünde mit der ehrwürdigen Umſchrift:

„Alt fry Rhätien".

XXVII.

Guſcha. — Malans und J. G. von Salis-Seewis. — Das Prättigau. — Die Klus. — Fragſtein. — Die Seeſa plana von Seewis aus beſtiegen. — Das Bad zu Fideris. — Das Sankt Antönienthal. — Die Landſchaft Kloſters. — Die untere Zollbrücke.

Abſchied von Graubünden.

Hoch oben im Gebirge hängt, ohnweit des Lucienſteiges, an einer ſteilen Felswand das Dörfchen Guſcha, wo — ſo heißt es ſcherzhaft — die Weiber ihren Hühnern Stegeiſen anſchnallen und ihre kleinen Kinder, wenn ſie ohne Aufſicht zu Hauſe gelaſſen werden, an einen Laufſtrick binden, damit ſie nicht hinunterfallen. Hier leben einige Familien in gänzlicher Abgeſchiedenheit von dem Ertrage ihrer Matten und Alpweiden; die wenigen kleinen Ackerfelder müſſen der ſteilen Lage wegen mit unſäglicher Mühe und Arbeit beſtellt werden.

Wahrſcheinlich haben ſich die Leute zuerſt während der Peſtzeit, in der das Dörfchen Stürvis ganz ausgeſtorben war, aus dem Thal hier hinauf geflüchtet. In neueſter Zeit ſind die Bewohner von Guſcha mehrmals mit den Mayenfeldern in Unterhandlung getreten, um ihre Vergeinſamkeit zu verlaſſen und ſich auf der Gemarkung des Städtchens anzuſiedeln. — Ueber der Guſcher Alp erhebt ſich das Würznerhorn, der nördlichſte Grenzpunkt des bündneriſchen Alpengebietes.

Ein Bergpfad führt von Mayenfeld in einer Stunde gerade nach

Malans.

Es iſt indeß beſſer, der Landſtraße bis zur „unteren Zollbrücke" zu folgen, wo der Weg links abführt. Maleriſch am Fuße des Augſtenberges hingeſchmiegt, deſſen höchſter Gipfel ſich hier 7356 Fuß über dem Meere emporſtreckt, hat der kleine freundliche Flecken ungefähr 140 Häuſer und 850 reformirte Einwohner.

Digitized by Google

In dem Schloſſe Bodmer bei Malans wurde im Jahre 1762 der Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis geboren. Er ſtarb als 71jähriger Greis am 29. Januar 1834. Auf dem Gottesacker zu Seewis, an dem öſtlichen Abhange des Berges, wo das Stammhaus der Familie (eine Stunde von Malans), liegt er begraben. Wir haben dieſes graubündner Sängers, der eine Zeitlang Offizier in der Schweizergarde zu Paris war, wo ihm die Sehnſucht nach der Heimath und ihrem ſtillen Naturleben elegiſche Klänge entlockte, bereits gedacht. Seine Lieder ſind faſt alle einfache doch wahr empfundene Heimwehlieder; ihre größte Empfehlung liegt eben in ihrer anſpruchloſen Beſcheidenheit, und obwohl ſich einige derſelben in Anthologien ꝛc. erhalten haben, ſo würde J. G. von Salis doch wahrſcheinlich vergeſſen ſein, wenn er nicht der einzige Dichter ſeiner Heimath wäre und die Schweiz überhaupt eine minder dürftige Literatur aufzuweiſen hätte.

Ueber Malans erheben ſich die Burgtrümmer von Unter-Ruchenberg und Klingenhorn, deren einſtige Bewohner verſchollen ſind, weiter nördlich die Ruine Wyneck oder Weineck. An den Bergabhängen wächſt der Completer, der beſte Wein des bündneriſchen Rheinthales.

In der Nähe des Fleckens öffnet ſich die Klus. Dieſe Felſenpforte, etwa eine Viertelſtunde lang und faſt nur ſo breit, daß die Landquart ihre Fluthen hindurch wälzen kann, führt in das **Prättigau**, wegen ſeiner reichen Alpweiden und Matten mit Recht das Wieſenthal, Pratigovia, romaniſch Val Partenz genannt.

Den Eingang der Felſenſchlucht bewachte einſt die Burg Fragſtein oder Ferporta, deren Trümmer, nahe bei der alten Schloßbrücke, noch Kunde geben, daß eine Mauer bis zur Landquart hinablief. Sie hatte, wie altes Getrümmer andeutet, ein befeſtigtes Thor, ſo daß der Eingang in das Thal verſchloſſen werden konnte. In der Ruine ſelbſt, die mühſam zu erklettern iſt, kann man da, wo die Schloßkapelle geſtanden, noch die Fragmente einiger Heiligenbilder in rohen Fresken erkennen. Nach einer Sage wurde der letzte Schloßvogt von Fragſtein von dem gegenüber liegenden Felſen durch einen Jäger mit einem Pfeile durchbohrt, dem er die Braut geraubt hatte. Von jener Zeit her tragen die Mädchen des Gaues einen ſilbernen Pfeil durchs Haar geſteckt.

Der Engpaß Klus ſcheidet die ſchroffen Felswände des Seewieſervom Balzeiner-Berg; die Steinart ſowohl als die Schichtung dieſer Berge laſſen vermuthen, daß Beide vor dem Durchbruch der Landquart

zuſammenhingen; das ebene Thal des Prättigaus hat ſomit einſt einen See gebildet.

Es iſt ein ſchönes prächtiges Thal, das Thal der Landquart. Von den vergletſcherten Schluchten des wilden Selvretta dehnt es ſich von Südoſt nach Weſten zwiſchen der Kette des Rhätikon, mit der gewaltigen Seeſaplana *) und dem Bergſtocke des Hochwangs acht bis neun Stunden lang und vier Stunden breit. Stolz und herrlich ſteigen die Gletſcher über ihm in die Lüfte oder kahle wildabgeriſſene Felshörner, und der geſegnete freundliche Thalgrund, das ſaftige Grün der Alptriften, auf welchen einzelne Sennhütten, Heuſtälle und Wohnhäuſer nach Art des Appenzellerlandes maleriſch zerſtreut umherliegen, bildet einen anmuthigen Contraſt mit ihrer ſtarren großartigen Wildheit.

Die Viehzucht des Prättigaus iſt berühmt. Kein anderes Thal in Graubünden hat ſo vortreffliche Alpweiden und nährt ſchönere Heerden. Die Bewohner deſſelben, etwa 10,000, ſind meiſt wohlhabend, ein ſtarker, kräftiger, blonder Menſchenſchlag; ſie haben ſich in den Kriegen des Landes oftmals glorreich hervorgethan. Sämmtlich reformirt, reden ſie deutſch; die Berg- und Ortsnamen ſind indeß, wie im Tyrol, faſt alle romaniſch, und beweiſen, daß auch hier einſt dieſes Idiom herrſchte. So die Namen der Dörfer: Kloſters, Fideris, Furna, Valzeina, Fanas, Saas, Conters, Serneus, Lucein u. ſ. w. In früheren Zeiten traten viele Prättigauer in ausländiſche Militärdienſte, namentlich unter die holländiſchen Fahnen.

Der erſte Ort, auf den man nicht weit von der Ausmündung der Schlucht ſtößt, iſt Pardisla, mit wenigen Giebeln. Einen Felſen in der Nähe des Dörfchens krönen die Trümmer von Solavers. Auch von dieſer Burg geht die Sage, daß ihr Herr, um der Wuth der ſtürmenden Bauern zu entrinnen, mit ſeinem falben Streithengſte in den Abgrund eines Tobels (val sunda) geſprengt ſei.

Hoch über Pardisla liegt das Dorf Seewis mit etwa 800 Einwohnern, dem Stammhaus der Familie von Salis-Seewis und dem Grabe des am 2. Februar 1834 zur Ruhe gebrachten Dichters. Von Seewis aus wird der höchſte Berg der Rhätikonkette, die das Prättigau vom Vorarlberg und dem Montafunerthal trennt, die Seeſaplana (Sana plana, Cenciaplana), erſtiegen. Ihr kegelförmiges Haupt, von den Montafunern Sennkopf, Schilan, oder nach ihrem Gletſcher

*) Nach dem Rhätikon nennen Einige das Thal auch Rhätigau.

Digitized by Google

Brandner Ferner genannt, ſtreckt ſich aus zerriſſenen Felswänden, Schneelagern und Gletſchern 9201 Fuß hoch empor.

Der Weg führt von dem Dorfe in vier Stunden durch das nun verlaſſene Ganeyer Schwefelbad am Fuße des hohen Tſchingels, zur letzten Sennhütte der Seewiseralp. Uebrigens darf die mühſame und beſchwerliche Wanderung nur bei anhaltend gutem Wetter und nicht ohne Führer angetreten werden. Bricht man von der Sennhütte vor Tagesanbruch auf, ſo erreicht man in zwei Stunden über Schneefelder und Felswände die Höhe, wo die aufſtrahlende Sonne

„Die Alpenſcheitel purpurroth erhellt,
Die grünen Thäler und die Gletſcherwelten."

hier oben dehnt ſich ein herrliches, reiches Panorama vor Einem aus, und man überſchaut ein ſchönes Stückchen der Erde. Das ganze flache Land von Schwaben bis Ulm liegt ausgebreitet da, auch ſieht man gegen Norden den ſilbernen Streif unſeres Rheines, bis er ſich in den Bodenſee verliert, und in den ſchwäbiſchen Gebirgen kann man den Buchauerſee noch deutlich unterſcheiden. Nordweſtlich ziehen ſich die appenzeller Berge hin, der Spiegel des Wallenſtädter- und Züricherſee's glänzt in der Tiefe, während die Ausſicht oſtwärts den Vorarlberg, das Montafun und die tyroler Gebirge bis zum Großglockner, ſüdweſtlich den ganzen ſtolzen königlichen Kranz der Alpenrieſen bis zum heiligen Gotthard und den berner Oberalpen umfaßt.

Den Rückweg von der Seeſaplana nimmt man über den Lunerſee, der in einem tiefen Felſenkeſſel an dem nordöſtlichen Fuße des Berges ruht. Bei Gewitterſtürmen ſoll dieſer See ſo ſtark und heftig aufrauſchen, daß man das Getöſe der Wellen ſtundenweit hört. Er hat faſt eine Stunde im Umkreis.

Pardisla gegenüber öffnet ſich das wieſenreiche Valzeinathal (Valſaina, Valsuna), das der Schwadenbach durchfließt. Am Eingang dieſes Thales ſtand vor Zeiten das Schloß Caſtellon.

In einer Stunde gelangt man von hier durch die Ortſchaften Schmitten und Grüſch am wilden Taſchinesbach, der aus dem Tobel des Ganeyerthales hervorbricht und oft große Verwüſtungen anrichtet, nach Schierſch, wo ſich weite todte Sandflächen auf beiden Seiten des unbändigen Gebirgsbaches hindehnen. Hinter Schierſch ſtürzt der Schrawbach aus finſteren Schluchten hervor.

Ueber den Buſereinberg kommen wir durch Lunden nach dem

Dorfe Jenatz mit etwa 800 Einwohnern. Die Häuſer liegen maleriſch in einzelnen Gruppen zerſtreut; eine Stunde von dem Dorfe iſt 3740 Fuß über dem Meer das in neuerer Zeit wenig mehr beſuchte Jenazer Heilbad, mit einer kalten, eiſen- und ſchwefelhaltigen Quelle.

Fideris, ein freundliches Dorf mit 500 Einwohnern, liegt auf dem Bergbange zerſtreut und von Waldungen umgeben, eine halbe Stunde von Jenatz. Hier liegt ſüdlich im Hintergrunde eines ſteinigten Tobels das bekannte Bad gleichen Namens (2775 Fuß), das ſich unter den verſchiedenen Badorten im Prättigau des größten Rufes erfreut. Es wird ſeit einiger Zeit namentlich von Schweizern der lieben Wohlfeilheit halber viel beſucht und hat zwei Badehäuſer, die 100 Gäſte aufnehmen können. Fünf Quellen, von welchen zwei Sauerbrunnen die ſtärkſten ſind, brechen hier hervor; eine ſchwache Schwefelquelle in der Nähe wird wenig benutzt.

Seinen Ruf verdankt das Bad vornehmlich dem oberen Sauerbrunnen, der ungefähr 200 Schritte ſüdlich von dem Bade aus einem Mergelſchieferfelſen entſpringt; die untere Quelle dient zum Baden.*) Im Auguſt 1847 wurde die Hauptquelle zu Fideris verſchüttet, doch ſoll ſie ſpäter wieder ausgegraben worden ſein. Der gewöhnliche Spaziergang der Badegäſte von der Quelle iſt nach dem Dorfe Fideris, wo ſich eine romantiſche Ausſicht auf die Trümmer der Burg Strahlegg bietet, der einzigen im Prättigau, welche einen deutſchen Namen trägt. Sie erheben ſich in geringer Entfernung über dem Dorfe. Eine uralte ehrwürdige Linde läßt hier auf eine frühere Mal- und Gerichtsſtätte ſchließen. Bei Fideris ſtand auch einſt die Burg Valär oder Valer, einem angeſehenen Geſchlechte angehörend, von dem noch Nachkommen leben.

Dem Dorfe gegenüber, auf dem rechten Ufer der Landquart, thront auf einem hohen Felſen die Ruine des Schloſſes Caſtels, die an jene Zeit erinnert, als das freiheitſinnige Volk im Prättigau ſich von ſeiner Zwingherrſchaft losmachte. Früher ein Eigenthum der Edlen von Mätſch, war die feſte Burg dann lange Zeit Sitz der öſterreichiſchen Landvögte über die acht Gerichte. Im Jahre 1622 erſtürmten ſie die Bauern, nur

*) 16 Unzen Waſſer von der oberen Quelle enthalten:

Trocknes ſchwefelſaures Natrum	0,02
Trocknes kohlenſaures Natrum	5,22
Kohlenſaure Kalkerde	1,52
Kohlenſaure Eiſenerde	0,18
Kohlenſaures Gas	27 Kubikzoll.

mit Prügeln bewaffnet, und jagten die östreichische Besatzung zum Land hinaus. So scheiterte die Absicht des Kaisers Ferdinand, sich damals der bündner Pässe zu bemächtigen. Als sich die Prättigauer dann im J. 1649 von Oesterreich losgekauft hatten, wurde Schloß Castels zerstört und liegt seither in Trümmern.

Ohnweit, zu Luzein stand einst auch das Schloß Stadion, der Stammsitz des bekannten freiherrlichen Geschlechtes von Stadion, das später in Augsburg lebte und sich unter dem deutschen Adel vielfach hervorgethan hat.

Wo bei Luzein der Gebirgsbach Schaniel der Landquart zueilt, öffnet sich ostwärts ein düsterer Eingang in die einsame Bergwelt des **Sankt Antönienthales.** Im Hintergrunde dieses Thales ragen die Hörner der Sulz-, Weiß- und Rothfluh, der Windeck, sowie die Felsobelisken der Patnunerfluh, der Blaseckerfluh, der Caffierberg u. a. m. aus der Kette des Rhätikon empor. In den steilen Wänden dieser Bergstöcke öffnen sich viele oft ganz unzugängliche Höhlen, die sich unendlich tief in das geheimnißvolle Innere der Felsen hinein verlieren. Solche Höhlen trifft man am meisten in der Sulzfluh; nach den Berichten der Leute, welche sich hineinwagten, bilden sie labyrinthisch sich kreuzende Gänge, die sich bald gewaltig hoch aufwölben, bald wieder zu niederen, engen Schlupflöchern zusammenziehen und vielfach verzweigt in dem Felsenleib sich fortsetzen. Wände, Decken, Sohlen sind mit Mondmilch und Stalaktiten bedeckt. Die ganz abgerundeten Geschiebe von Grauwacke, Serpentin und Hochgebirgskalkstein, welche in diesen Höhlen gefunden werden, sind für den Geognosten höchst interessant, weil diese Gebirgsarten in der Nähe nirgends vorkommen.

Diese geheimnißvollen Höhlen mit ihren dunkeln tiefen Gängen und phantastischen Tropfsteingebilden mögen in der Phantasie des Landvolkes wohl jene Erzählungen von den „wilden Menschen", Waldfänken u. s. w. geweckt haben, die hier sowie in den hohen weltabgeschiedenen Alpthälern einst hausten (s. oben). Im ganzen Prättigau leben diese Sagen und alte Leute versichern hoch und heilig, noch die Letzten dieses verschwundenen Bergvölkleins gesehen zu haben. So hält auch in Deutschland das Volk Tropfsteinbildungen in den Gebirgshöhlen für Hochzeiten der Zwerge, die ein böser Zauberer zu Stein verwandelte, als sie nach der Trauung von ihrem Kirchlein nach Hause trippelten oder beim Hochzeitsschmause fröhlich versammelt waren. Ebenso werden die kleinen Oeffnungen, die man in den Felsen sieht, noch heut-

zutage Zwerglöcher genannt, durch welche die kleinen behenden Menschen aus- und einschlüpfen sollen.

In dem hochgelegenen Alpthal Sankt Antönien, wo ein vielstimmiges Echo dem Wanderer antwortet, wie es nirgends schöner in Graubünden gefunden wird, schlummern drei tiefe Seen, der Patenner-, der Caffier- und der Caschinnersee. Das Hauptthal durchfließt der Dalfazabach, der, aus mehren Bergwassern entstehend, zwischen Küblis und Dalfaza in die Landquart fällt. Das Thal hat auch mehre Mineralquellen, die von den Bewohnern benutzt werden. Auf den begrasten Höhen weiden zahlreiche Gemsheerden und besuchen beinahe täglich zwei bekannte Salzlecken. Man macht im Prättigau wie in dem benachbarten Tyrol, in das hier mehre kühne Bergwege führen, und wie in dem Kanton Sankt Gallen eifrige Jagd auf diese Thiere.

In diesem einsamen Hirtenrevier liegt die Gemeinde Sankt Antönien mit etwa 400 Menschen, wie das ganze Thal häufiger als irgend ein Theil des Landes von Lawinen bedroht. In den Jahren 1690 bis 1804 zählte man 34 Personen, welche durch Lawinen hier ihren Tod gefunden. Oft werden Leute, die auf freiem Feld oder selbst in ihren Gebäuden von Lawinen verschüttet worden, erst nach mehren Tagen noch unbeschädigt aus dem Schneegrabe hervorgezogen. Häuser und Ställe sind hier durch einen starken, aus Erde oder Steinen aufgeführten dreickigen Wall gegen diese Schrecken aller Alpbewohner geschützt, der an der schmalen, dem Berge zugekehrten Seite bis an den Dachgiebel hinaufreicht, dem Lawinenzug eine spitzwinklige Ecke entgegenstellend. An dieser zerstiebt dann die Schneemasse und rollt, geschwächt und zertheilt, zu beiden Seiten des Hauses hinunter, zuweilen springt sie auch theilweise über dasselbe weg.

Dalvaza und Küblis (convlalium) heißen die Dörfer, zwischen welchen das oben geschilderte Thal mündet; an der Kirche des Letzteren ist ein heiliger Christoph gemalt, um dessetwillen — so berichtet die Sage — das Dorf im J. 1662 von den kaiserlichen Soldaten geschont ward. Auch hier sieht man die Ruinen alter Schlösser, unter dem Namen Ober-Sans und Unter-Sans bekannt.

Auf einer freundlichen Anhöhe folgt nun das Dorf Saas, 1689 durch einen Bergsturz zum Theil zerstört, gegenüber, jenseits der Landquart Conters, in dessen Kirche sich noch alte Glasmalereien erhalten haben. Dann Mezzaselva (Medin sylva) und ihm gegenüber das

Digitized by Google

Bad Serneus, mit einer in neuerer Zeit eingerichteten Badeanſtalt. Die Quelle enthält viel hepatiſches Gas und hat zahlreiche Salzkryſtalle.

Die Gegend iſt durch einen ſchönen Waſſerfall belebt, deſſen Anblick Einen mit einem Male überraſcht, da er in einem Bergwinkel verſteckt, ſein Brauſen nicht weithin hören läßt. — Jenſeits des Schlappinerthales erſchließt ſich die Landſchaft Kloſters, der ſchönſte Theil des Prättigaus. Den weiten Thalgrund bedecken reiche grüne Matten, die Landquart ſchießt in raſchem heiteren Laufe durch die geſegneten Gelände. Dichte Tannen umſchließen maleriſch die ganze Landſchaft und über ihren dunkeln Wipfeln ſteigen die glänzenden Eishöhen hochgewaltig empor.

Den Namen hat die Landſchaft wahrſcheinlich von einem Prämonſtratenſerkloſter Sankt Jakob, welches vor der Reformation hier ſtand und viele Güter und Alpen beſaß. Der letzte Probſt ſagte ſich anno 1528 von der römiſchen Kirche los, nahm ein Weib und übergab der Gemeinde alle Güter und Gefälle des Kloſters, nachdem er die meiſten Urkunden vernichtet hatte. Durch Einmiſchungen des Hauſes Oeſterreich wurden die Kloſterner indeß gezwungen, dem Kloſter Churwalden, deſſen Filial Sankt Jakob war, einen Lehenzins zu zahlen, von dem ſie ſich im Jahre 1612 loskauften.

Die deutſche Sprache herrſchte in der Gegend von Kloſters ſchon anno 1550, während in dem übrigen Prättigau noch allenthalben romaniſch geredet wurde.

Hinter Kloſters ziehen ſich von der prächtigen Alp Petenna wilde Thäler bis zu den Eisfeldern hinauf, welche das Thal vom Engadin ſcheiden, in das verſchiedene Bergpfade führen. Die Petannaalp, welche über dem Dörfchen Mombiel oder Mombail, 1804 durch einen Bergſturz größtentheils verſchüttet, liegt, iſt der Blocksberg des Prättigaus. Hier begehen die Hexen aus dem ganzen Thale alljährlich ihre Walpurgisnacht.

Zwei felſigte Alpenthäler ziehen ſich von der patenner Alp hinauf in die Reviere des Selvrettaſtockes; nordöſtlich das Sardasker-, ſüdlich das Vereinathal. Wer in dieſe Gletſcherwelt vordringen will, dem zeigt ſich die wilde Majeſtät der Hochgebirgsnatur vielleicht großartiger, als in irgend einem anderen Theile des ſchweizeriſchen Alpenlandes. —

* * *

Kehren wir nun wieder auf die Landſtraße zurück, ſo iſt bald die „untere Zollbrücke“ oder Tardisbrücke erreicht, welche unweit

des Einflusses der Landquart, dritthalb Stunden von Chur, über den Rhein geht. Sie ist von einem Medardus Heinzenberger anno 1529 erbaut und hat daher den Namen „Tardisbrücke" erhalten; nach der großen Ueberschwemmung von 1834 wurde sie neu hergestellt.

Diese Brücke bildet die Grenze zwischen dem Kanton St. Gallen und Graubünden, und wir verlassen daher jetzt die Wiege unseres Rheins, zufrieden, wenn uns gelungen ist, auch nur einige Züge aus dem Bilde dieses weniggekannten reichen und interessanten Landes festzuhalten, in dem wir wohl mit Recht etwas länger verweilten, als dies der Zweck unserer Wanderung bei den übrigen Gegenden gestattet, welche wir nun durchziehen.

Das untere Rheinthal bis zum Bodensee.

I.

Ragaz und Bad Pfäffers. — Der Taminaschlund. — Der Gang zur Quelle. — Sage von der Anna Vögtli.

Aus den Eishallen des Sardonagletschers, im wilden öden Kalfeuserthale, das einst von einem Riesengeschlechte bewohnt gewesen, braust die wüthende Tamina herab, um sich bei Ragaz mit dem aus Graubünden kommenden Rheine zu vereinigen.*)

Ragaz, zu dem uns die Landstraße von dem Rhein abweichend

*) Ueber Fall und Breite des Rheins bei Ragaz haben wir bereits in einem früheren Abschnitt eine tabellarische Uebersicht gegeben. Der Rheinlauf in Graubünden vom Marchkreuz beim Oberalpsee, wo der Ursara-Rhein beginnt, bis zum Fläscherberg an der Nordgränze des Kantons hat eine Länge von 23½ Wegstunden, deren 3 — jede zu 5000 Meter — ziemlich genau 2 deutsche Meilen ausmachen. Von den Quellenseen auf dem Badus und Luckmanier wie vom Rheinwaldsgletscher bis zur Tardisbrücke macht der Rhein einen Fall von 5100 bis 5700 Fuß. Wie groß die Wassermenge sei, deren Zusammenfluß der Rheinstrom stündlich, täglich oder jährlich über die bündnerische Grenze ist von keinem Sterblichen bisher erforscht worden. Der niedrigste Wasserstand fällt in die Monate Dezember und Januar, der höchste in den Mai und Juni.

am Fuße des Monte Luna hinführt, liegt in geringer Entfernung von der alten Abtei und dem berühmten Bade Pfäffers, an der Mündung des tiefen Felſenthales, durch welches die Tamina dem Rheine zuſtürzt. Es iſt ein kleines freundliches Dorf, das ſchon im 10. Jahrh. ſtand; in der Schweizergeſchichte iſt es bekannt, durch den Sieg, welchen die tapferen Eidgenoſſen unter Itel von Reding und Fort. Tſchudi am 6. März 1446 hier über die Heerhaufen des Hans von Rechberg gewannen.

Beim Eingang in das Dorf, neben der ehemaligen Statthalterei des Kloſters Pfäffers, ſteht der „Hof Ragaz", 1840 als Gaſthof und Badehaus in großem Style aufgeführt, nach Vollendung einer 12500 Fuß langen Waſſerleitung durch die Taminaſchlucht, welche das warme Waſſer aus dem Bade Pfäffers hierher bringt. *)

Bei Ragaz iſt ein Weg durch die wilde Felsſchlucht der Tamina nach dem pfäfferſer Bade geſprengt, auf dem ganz kleine Fuhrwerke fahren können; er iſt indeß nur eine Stunde lang, dabei ſo bequem, daß man ihn blos zu Fuß zurücklegen ſollte. Dieſe Strecke von Ragaz nach Pfäffers gehört gewiß zu den maleriſchſten und großartigſten Parthien des ganzen Alpenlandes. Dicht zur Seite der ſchmalen Straße, die allmählig und gemach aufſteigend einigemal unter den ausgeſprengten Felſen hindurch führt, ſtürzt der wildbrauſende Bach, zerſchellend und überſchlagend, herab; kaum wirft er im Vorüberjagen den vorſpringenden und ernſt dreinſchauenden dunkeln Felſen ſeinen rauhen donnernden Gruß zu.

Iſt man eine Stunde in der Schlucht fortgewandert, ſo erblickt man mit Einem Male auf einem ſchmalen tannenbewachſenen Abhange dicht unter die Felſenwand eingeklemmt und nur wenige Fuß über der ſchäumenden Tamina, ein ziemlich großes und weitläuftiges, maſſives Gebäude. Melancholiſch liegt es in der kühlen, dunkeln Schlucht, faſt in den 6 — 700 Fuß emporſteigenden Felswänden begraben; nur im höchſten Sommer, in den Monaten Juli und Auguſt, dringt hier die Sonne von zehn bis gegen 4 Uhr herein. Das iſt das Bad Pfäffers.

Die bekannten heißen Quellen, welche hier in dem Felſengewölbe aus dem geheimnißvollen Schooße der Natur hervorbrechen, ſollen im

*) Ein billigerer Gaſthof iſt der „zur Tamina". Im „Hof Ragaz" ſind die Preiſe:

Mittagstafel um 12 Uhr	56 kr.
Frühſtück mit Honig	20 kr.
Wachslicht	30 kr.
Ein Bad	30 kr.

J. 1038 von einem Jäger des Kloſters, Karl von Hohenhauſen und zwei Buben Thönli und Bils zuerſt entdeckt worden ſein; ſie wollten ein Neſt junger Raben ausheben, da wurden ſie den aus dem verborgenen Schlund aufſteigenden Dampf gewahr; neugierig ließ man ſich an Stricken in die Tiefe hinab und ſah dort das warme Waſſer aus den Felſenritzen hervorquillen. Urkundlich wird die Quelle erſt im Jahre 1050 erwähnt, als Kaiſer Heinrich III. dem Kloſter das Eigenthum des Geſundbrunnens beſtätigte. Damals koſtete es viele Mühe, bis zu derſelben zu gelangen; das Badehaus — eine kleine Hütte mit Küche und Stube — ruhte auf Tragbalken, die zu beiden Seiten in den Fels eingerammt und befeſtigt waren. Auf hängenden Leitern mußten die Gäſte herabklimmen oder ſie wurden auf Seſſeln an Stricken zwiſchen den Klippen hinuntergelaſſen, wobei man den Furchtſamen oder Schwindelbehafteten die Augen verband. *)

Endlich baute der Abt Jodocus anno 1629 ein Badehaus an dem künſtlich erweiterten Platz der Felſenſpalte, wo das jetzige ſteht, und leitete das heiße Waſſer der Quelle in Röhren dahin. In fünf Monaten waren alle Löcher in die rechtſeitige Felswand getrieben, die hölzernen Kanäle gelegt und die Brücke vollendet. Am Pfingſtfeſte 1630 ließ man im Beiſein einer großen Menge Volkes und aller Kloſterbrüder von Pfäffers, unter Anſtimmung der Worte des Pſalmiſten:

„Flavit spiritus ejus, et fluent aquae“,

die warme Quelle durch die Kanäle fließen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Quelle einmal ſo verſchüttet, daß man die Hoffnung aufgab, ſie könne wieder hervorbrechen.

Die jetzigen Gebäude bei der pfäfferſer Quelle, im J. 1716 vollendet, ſind düſter und dumpf; ſie haben etwas ſpital- und kloſterähnliches, und der Aufenthalt in dem engen melancholiſchen Felſenſpalt mag troſtlos genug für Kurgäſte ſein. Nichts iſt hier vorhanden, als einige kleine teraſſirte Spaziergänge, einige Ruheplätzchen an den ſteilen waldigen Abhängen und dann das Badehaus, welches 300 Perſonen aufnehmen kann. Es iſt aber ſelten ganz beſetzt. Die Meiſten bleiben in dem bequemen großen Gaſt- und Badehauſe zu Ragaz, wo das Waſſer

*) Zſchokke erzählt in ſeinen „Klaſſiſchen Stellen der Schweiz“, I. Bd.: Man hätte dann die Tamina aufwärts kriechen müſſen, bald von Seilen gehalten, bald auf Leitern und hangenden Brücken bis zu den Quellen, wo man eine Woche lang liegen blieb, darin aß und trank und ſchlief, bis jeder der verzweifelten Kur müde ward oder ſich geneſen glaubte.

Digitized by Google

noch eine Wärme von 27 Grad Reaumur behält, während es an der Quelle nur drei Grad mehr hat. Nur einzelne Familien aus den „weniger bemittelten Ständen", ein Wort Gottes vom Lande mit seinen sitzengebliebenen und verblühten „Jumpfer" Töchtern — in der Schweiz kennt man unser „Fräulein" nicht — u. dergl. m. ziehen den weit billigeren Aufenthalt in Pfäffers selbst vor. Die Herren suchen ihre Langeweile am Billard und mit Zeitungslesen zu vertreiben; die Damen spazieren strickend vor dem Curhause in der Schlucht auf und nieder, was ein ganz hübsches Schauspiel ist, wenn sie bald im Schatten wandelnd, bald von der Sonne beleuchtet, falls dieselbe nämlich scheint, kommen und gehen.

Etwa zehn Minuten oberhalb des Badhauses entspringen die heißen Quellen aus mehren Felsritzen. Sie fließen gewöhnlich nur vom Frühling bis zum Herbst.

Der Weg dahin durch den Taminaschlund gehört zu den berühmtesten Naturwundern der Schweiz; es ist ein Gang, als käme man durch die geborstene Erdrinde zum Orkus, in das finstere verborgene Reich der unterirdischen Mächte.

Man steigt im Badehause bis in die Souterrains hinab, wo ein alter Diener der Anstalt (für 24 kr.) die Thüre öffnet, durch welche man auf eine über die Tamina führende Gallerie gelangt. Ein schmaler schlüpfriger Bretterstieg, ohne Geländer, kaum zwei Schuh breit, an der schwarzen nassen Felswand mit eisernen Stangen befestigt, siebenhundert Schritte lang und dreißig bis vierzig Fuß über dem tobenden Bache schwankend, gestattet in der Schlucht bis unmittelbar zu den Quellen vorzudringen. Der plötzliche Wechsel einer Luft, die nie von der Sonne erwärmt wird, das Heulen, Donnern und Brausen des Baches tief unten, von dem das Gewölbe mächtig wiederhallt, die zitternde Bewegung der Bretter, auf welchen man vorschreitet, das geheimnißvolle Dunkel des Ortes — dies Alles macht einen wildgroßartigen gewaltigen Eindruck und jede kunstgebildete Berlinerin würde sicherlich hier ausrufen: „Bei Gott! noch schöner als die Decoration der Wolfsschlucht im Freischütz."

Zuweilen blinzelt das Tageslicht verstohlen und schüchtern durch die Felsenspalten herein, zuweilen ist man ganz von Dämmerung umfangen und folgt unsicheren Schrittes dem voranschreitenden Alten auf dem schwindelnden Stege, der oft sehr glatt und naß ist. Denn von der Höhe herab und aus dem Gestein hervorbrechend spritzt an verschiedenen

Digitized by Google

Stellen Waſſer, ſo daß wir den Regenſchirm aufſpannen mußten, um nicht einige gelinde Douchen zu erhalten.

Zur Seite ſieht man zackige Grotten und eine tiefe weite Höhle (ungefähr 20 Fuß hoch und tief) von der Gewalt der Fluthen im harten Marmor eingewühlt und ausgeglättet; ſie wird jetzt nicht mehr von der Tamina erreicht, deren Spiegel ſchon gegen vier Fuß unter ihr liegt. Mehrmals ſind indeß die drohend überhängenden Felſen ſo nahe an einander gerückt, daß man kaum aufrecht gehen kann.

So wird endlich der Behälter erreicht, (etwa zehn Fuß über der Tamina) in welchem ſich die Quellen ſammeln, eine in den Felſen geſprengte Höhle, vierundzwanzig Fuß lang, zehn bis zwölf Fuß hoch und vier Fuß breit. Eine heiße feuchte Dunſt- und Dampfwolke kommt uns aus derſelben entgegen und umnebelt den düſteren Raum; ich ſteckte den Kopf in die Höhle hinein, konnte es aber, plötzlich wie in ein ruſſiſches Dampfbad gekommen, kaum eine Sekunde darin aushalten. Freudig aufathmend begrüßt man den Tag und das liebe Sonnenlicht, wenn die Thüre ſich wieder hinter Einem geſchloſſen hat.

Die Quellen von Pfäffers ſind 30° R. warm; ſie enthalten Eiſen, Bitter-, Thon- und Kieſelerde und werden für Magenübel, Hautkrankheiten, Unterleibskrankheiten, Gicht und Rheumatismus mit vielem Erfolg angewandt; mit den emſer Quellen haben ſie in ihren Wirkungen Aehnlichkeit. Das Waſſer, zum Trinken und Baden dienend, iſt ganz klar, hat weder Geruch noch Geſchmack und fühlt ſich ſeifenartig an.

Schließlich theilen wir noch eine hierher gehörige Sage mit, wie ſie Juſtinus Kerner bearbeitet hat:

Wo dem Spalt geborſtner Felſen in endloſer Wildniß Grauſen
Recht wie aus der Hölle Grund heiße Waſſer wild entbrauſen,

Aus dem alten Born zu Pfäffers hob ſich oft des Abgrunds Meiſter,
Ward zu ſeiner Hölle Dienſt liſtig ſünd'ger Menſchen Geiſter.

Anna Vögtli! Anna Vögtli! wahre feſt dein ſündiges Herze!
Geh nicht Zauberkräuter ſuchend Mitternachts mit mag'ſcher Kerze

Ja bei ſolchem Höllenſpiel iſt er keck vor dich getreten;
Anna Vögtli! Anna Vögtli! lehrte Mutter dich nicht beten?

Durch den Graus der Mitternacht biſt du leuchtend vorgeſchritten
Raubteſt weh! den heilgen Leib aus der Waldkapelle Mitten;

Wild Gelächter ward vernommen, rieſge Felſen wiederhallten,
Höllenmasken ſcheuslich grinſend, funkelten aus ihren Spalten.

Bäume ſchwankten auf und nieder ächzend wie von Sturmes Zorne,
Und die Hoſtie wirfſt du zitternd in der grauen Wildniß Dorne.

Eine Roſe ſilberhelle iſt ſogleich hervorgeſchoſſen,
Hält mit ſieben Strahlenblättern feſt das Heiligthum umſchloſſen.

Als der Nächte Graus verſchwunden, goldne Tage ſtrahlend ſiegten,
Vögel ſich auf ſchwankem Zweige ſingend über'm Abgrund wiegten.

Eine Schäf'rin führt zu Thal, ſchaut der Silberroſe Funkel
Und ſie ſpricht: Fürwahr, ein Stern blieb in dieſer Wildniß Dunkel.

Ihre treuen Schäflein zögern an den nahen Born zu gehen
Neigen alle ſich zur Erde, als ſo ſel'gen Glanz ſie ſehen.

Aufgewacht vom Felſenlager kommt ein gierger Wolf geſchritten
Sieht der Gottesblume Licht, legt ſich in der Schäflein Mitten.

Und die Hirtin thut es kund, Volk und Prieſter eilt zur Stelle,
Pflanzen dieſe Gottesblume auf den Altar der Kapelle.

Helle Glocken, Preisgeſänge hallen durch die Waldesſtille
Ueber Land und Meere ziehen fromme Pilgrime die Fülle.

Ettoswyl nennt ſich die Stätte, wo in dunkler Waldkapelle
Jene Gottesblume blüht ſilbern mit des Mondes Helle.

Wer ſie einmal nur erſah, den verläßt ihr Mondlicht nimmer
Sicher geht er durch die Nacht, um das Haupt den Heil'genſchimmer.

II.

Die Abtei Pfäffers. — Stiftung des Kloſters. — Aydberg bei Ragaz. — Der alte Rheinlauf durch den Wallenſtädter- und Bürichſee.

Ueber eine mächtige Felſentreppe ſteigt man aus der Schlucht in einer Stunde nach dem Dörfchen Pfäffers hinauf; früher konnte das Bad nur auf dieſem Wege oder über das Dorf Valenz erreicht werden. Hier, auf einer Anhöhe des ſchönen romantiſchen Vättiſer-Thales, liegt die altberühmte Benedictinerabtei, in der jetzt keine Glocken mehr zur Hora rufen. Das Kloſter, wo länger als ein Jahrtauſend gefürſtete Aebte über ein weites Gebiet herrſchten, ſteht leer und verwaiſt. „Aber die ſtolzen, großen Gebäude, ſagt Theodor Mügge, ſind ſo feſt gefügt und ſehen ſo herausfordernd in's Land, als warteten ſie trotzig und nicht umſonſt, daß ihre alten Herren und Eigenthümer bald zurückkehren werden.“

Die Stiftung des Kloſters fällt in die erſte Hälfte des achten Jahrhunderts. (713.) Der heilige Pirminius, Biſchof von Meaux, wollte am linken Ufer der Landquart, (da wo jetzt das Schloß Marſchlins ſteht) ein Kloſter erbauen. Ein Zimmermann verwundete ſich beim Holzfällen zu dem Baue; da kam eine weiße Taube geflogen, ergriff einen blutigen Span und trug ihn über den Rhein weg, nach dem Walde der

jenſeitigen Höhe. Pirminius ſah dies als Fingerzeig einer höheren Macht an und als die Taube den blutigen Span vom Gipfel eines Lärchenbaumes fallen ließ, ſprach er: „Hier will Gott ſeine Wohnung haben!“ An derſelben Stelle wurde das Kloſter erbaut; es führt deshalb auch eine fliegende Taube mit dem Span im Wappen.

Die Gegend lag damals noch wüſt und öde und dichter Urwald, von wilden Thieren durchſtreift, bedeckte die Höhen und die Ebene beider Ufer; doch die Mönche ſchufen ſie bald in fruchtbares Land um, wie man in vielen Gegenden den Benedictinern die erſte Cultur verdankt. Im Jahre 1838 wurde das Kloſter namentlich durch die Bemühungen des in der Schweiz viel genannten Baumgartner zu Sankt Gallen aufgehoben, der früher ein Erzradikaler war, dann aber in's Lager der jüngſt unterdrückten ultramontanen Parthei überging und ſeitdem jene Schritte genug bereut haben mag.

Das Kloſter Pfäffers war im Mittelalter eines der größten; es beſaß ein Einkommen von 216,000 Schweizerfranken; die Aebte hatten fürſtlichen Rang und Titel.

Innere Zwietracht der Mönche unter ſich ſoll hauptſächlich zur Auflöſung des Kloſters beigetragen haben. „Die Finanzverhältniſſe des ehemals reichen Kloſters ſtanden ſchlecht, Betrügereien arger Art ſollen ſtattgefunden haben; ſo konnte ſich der Staat hineinmiſchen, deſſen Commiſſarien es gelang, einen Theil des Kapitels für die Aufhebung zu beſtimmen. Manche der alten geiſtlichen Herren mochten froh ſein, aus den engen Zellen hervorgehen und ihre Penſion in Ruhe und Müßiggang genießen zu können. In Ragaz umringte ein halbes Dutzend in ihrer ſchwarzen Tracht, kleine dreieckige Hüte auf den rothen dicken Köpfen, mit ſtattlichen Bäuchen ausgerüſtet, neugierig unſern Wagen. Sie haben nichts zu thun, als ſpazieren zu gehen, und brauchen ſich nicht mehr mit Meſſeleſen und Singen zu plagen.“ *) Nun ſoll in dem 1665 errichteten Kloſtergebäude eine Irrenanſtalt errichtet werden, die den Namen Sankt Piminiusberg führt.

Die Ausſicht von der Höhe, auf welcher die alte Abtei ſteht, dehnt ſich über das Rheinthal, im Hintergrunde den 7824 Fuß hohen Falknis, an der anderen Seite bis zu den Häuptern der ſieben Churfirſten am wallenſtadter See. In der Nähe des Kloſters liegen die Trümmer des Schloſſes Wartenſtein.

*) Siehe: „Die Schweiz und ihre Zuſtände von Theodor Mügge.“ (Hannover, Rius. II. Bd. Seite 323.)

Digitized by Google

Wir kehren nun von Pfäffers wieder nach Ragaz zurück; übrigens kann man auch von hier einen Ausflug das Taminathal hinauf in's Kalfeuſerthal machen, wo ein Paar ſtille Hirtengemeinden wohnen, bis zum Sardonagletſcher gelangen und dann auf gefährlichen, ſchwindelnden Jägerpfaden oder von Vättis aus bequemer über den la Foppa-Paß nach Graubünden niederſteigen.

Nördlich von Ragaz ſieht man die Ruinen der alten öſterreichiſchen Burgen Freudenberg und Nydberg, im fünfzehnten Jahrhundert von den ſarganſer und züricher Bauern eingenommen und niedergebrannt. Eine Sage über die Einnahme der letzteren Burg erzählt uns Guſtav Schwab:

Auf Nydberg ſitzt ein Rittersmann
Den nicht ſein Feind bezwingen kann,
Er ſchanzet in den Nächten,
Am Tage thut er fechten.

Von keinem Stoße wankt ſein Thurm
Es praſſelt nieder, was im Sturm
Die Zinnen will erſteigen,
Und um die Burg iſt Schweigen.

Die Knechte zogen, flogen fort,
Sein Feind, ermüdet liegt er dort.
Im Thal, am Quell im Grunde,
Da wäſcht er ſeine Wunde

Darüber kommt die dunkle Nacht,
Der Feind in ſchweren Sorgen wacht,
Als auf geheimen Wegen
Ein Weib ihm trat entgegen.

Sie rührt an ſein geſenktes Haupt,
Sie ſprach: „Folgt mir, wenn ihr mir glaubt!
Ich geb ihn Euch bezwungen
Mit dem Ihr habt gerungen."

Der Feind er ſprach: „Du ſchwaches Weib,
Du willſt mir ſtellen ſeinen Leib,
Durch Schanzen, Thürme, Waffen,
Willſt heut ihn mir noch ſchaffen?"

So fragt er ſie und Mondenlicht
Scheint auf ihr bleiches Angeſicht,
Ihr Auge flammt in Trübe
Wild wie betrogne Liebe.

Da ſprach der Feind: „Ich glaub Du kannſt,
Mit welchem Zauber Du ihn bannſt,
Mir gilt es gleich! Komm führe
Durch Thore mich und Thüre!"

Sie führet ihn, doch durch kein Thor,
Sie führet ihn den Berg empor
Zu einem Felſenzinken
Dort ſieht die Burg er winken.

Dort ragt ſie mächtig in die Luft,
Dazwiſchen iſt nur kleine Kluft
Beleuchtet ſtehn vom Schimmer
Des Mondes, Gang und Zimmer.

Und nah, ganz nah im Kämmerlein
Da ſieht er in des Mondes Schein
Den Feind von lauter Siegen
Ermattet ſchlafend liegen.

Von der entblößten Stirne heiß,
Rinnt noch der langen Arbeit Schweiß;
Viel alte Narben wieget
Die Bruſt, die offen lieget.

„Dort," ſpricht das Weib mit tiefer Wuth,
„Ich kenne ſeine Kammer gut,
Ich kenne ſeinen Schlummer,
Den tiefen, ohne Kummer.

„Schnell ſend ihm Deines Pfeiles Schmerz,
Triff jählings ihn, triff ihn in's Herz!
Das Fenſter ſtehet offen:
Was willſt Du Beſſres hoffen?"

Wohl zittert vor dem Schläfer noch
Der arge Feind; er zielte doch
Und flimmernd hat vom Bogen
Ein Pfeil die Luft durchflogen.

Und Jener weiß nicht wer ihn traf,
Fährt nach der Bruſt in tiefem Schlaf,
Haucht aus im Traum ſein Leben;
Der Feind erblickts mit Beben.

Zu ſeinem Volke kehrt er um;
Das bleiche Weib ſtand lange ſtumm.
Ihr Blick ruht auf der Kammer
Und ſah ſich ſatt am Jammer.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß einst der Rhein in alter Zeit sich bei Ragaz dem Wallenstadter- oder Wallensee zuwandte und durch diesen und den Zürchersee eine viel kürzere Verbindung mit der Aar erhielt, als er jetzt hat, wo er im weiten Bogen erst den Bodensee durchströmt. Geschichtschreiber wollen dies aus verschiedenen Spuren in Urkunden, Geologen aus der Aehnlichkeit des Niederschlages im Thale der Senz mit dem des Rheins nachweisen.

Wann dies geschah und welches mächtige Naturereigniß seinen jetzigen Lauf bestimmte, weiß Niemand; genug er hat sich einen neuen viel kürzeren Weg gesucht und nur sumpfige Flächen und tiefes Gerinn als Spuren seines alten Bettes zurückgelassen.

Noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, als der Rhein schon die Richtung zum Bodensee genommen hatte, war zwischen diesem See und Rhätien weites Sumpfland. Im Jahre 1618 als der Rhein unter gewaltigen und anhaltenden Regengüssen hoch anschwoll, ward es nur mit großer Mühe verhütet, daß er nicht abermals gegen Zürich durchbreche. Auch wäre es nicht unmöglich, daß der Strom einst, wenn in seinem Bette die Geschiebe sich angehäuft haben, seinen Lauf wieder ändern und sich von Sargans westlich durch die beiden Seen wenden könne. Jetzt ist er noch durch einen zwanzig Fuß hohen, etwa zweihundert Schritte breiten Damm gezwungen, die nördliche Richtung einzuhalten.

III.

Sargans. — Sennwald. — Die Freiherren von Hohensax.

Auf dem Punkte, wo die Straßen von Zürich, von Chur und aus dem Rheinthale sich vereinigen, auf der Wasserscheide des Rheins, des wallenstadter und züricher Sees liegt das kleine Städtchen Sargans, seit 1811 nach einem Brande neu erbaut und von einem alten Schlosse überragt.

Die Gegend von Ragaz bis Sargans ist reich an den schönsten Landschaftsbildern; großartige Gebirgszüge und Felsenparthien zeigen sich dem Wanderer und von den dunkelbewaldeten Höhen springen und schäumen die silberhellen Wasser gar lieblich munter herab in das blü-

Digitized by Google

hende Thal. Mitunter prachtvolle Waſſerfälle und viele kleine wilde Bäche, aus den Felſen hervorbrechend, die beim Wehen des Windes wie flatternde Roßſchweife ausſehen.

Von dem alten Schloſſe zu Sargans, deſſen Thurm weit ins Land hinauslugt, hat man eine reizende Ausſicht auf das ganze Thal, die Weinberge, Baumgärten, Kornfelder und die Gebirge. Hier knüpfen ſich viele Erinnerungen an das uralt adlige, mächtige und weitverzweigte Geſchlecht der Werdenberge, die eine ſo bedeutende Rolle in der Schweizergeſchichte ſpielen und unter welchen Rudolf, der ſiegreiche Hauptmann der Appenzeller, beſonders hervorragte.

In die Linien Werdenberg-Heiligenberg und Werdenberg-Sargans getheilt, rieben ſie ſich in ewigen Fehden unter einander auf und zerſtörten Macht und Ruhm ihres Hauſes, bis alles verſchwunden war. Früher mit ihren Beſitzungen weit durch Schwaben und Hohenrhätien verbreitet, verarmten ſie zuletzt ganz und geriethen in ſo tiefe Schulden, daß endlich der Reſt ihres Vermögens im Jahre 1494 zu Sargans öffentlich an den Meiſtbietenden verſteigert werden mußte. Auch das Schloß daſelbſt verkauften die Werdenberge damals in ihren Geldnöthen den Eidgenoſſen.

Ueber dem ärmlichen Städtchen Werdenberg, am nördlichen Abhange der Churfirſten ſteht die noch wohl erhaltene Burg der anderen Linie des Geſchlechtes. Sie iſt jetzt Eigenthum eines Privatmannes.

Von hier kommt man durch einige Dörfer nach Sennwald. (Wirthshaus: Krone oder Poſt) ein Dorf auf einer Anhöhe, am Fuße des Kamorberges, (5320 Fuß ü. d. Meere) deſſen Gipfel von hier aus in drei Stunden zu beſteigen iſt. Oben hat man eine weite Ausſicht über das fruchtbare ſchöne Rheinthal, über den Bodenſee nach Schwaben hin, die appenzeller Gebirge, die vorarlberger und graubündner Alpen.

Auf dem Thurme der ſennwalder Kirche wird in einem Sarge mit einem Glasdeckel der noch unverweſte Leichnam eines Herrn von Hohenſax aufbewahrt. Der Freiherr Ulrich Philipp, Herr des Schloſſes Hohenſax und Forſteck, war als Bürger von Zürich und durch den Einfluß ſeiner Gemahlin der Lehre Zwinglis ſo geneigt, daß er ſie auch in ſeiner Herrſchaft eifrig auszubreiten ſuchte. Allein nicht alle Söhne theilten den Glauben ihres proteſtantiſchen Vaters; Albert, der älteſte, war ſo eifrig katholiſch, daß er im Zorn den Landvogt Tröſch von Uri todt ſchlug, weil ihn dieſer einen lutheriſchen Bauer geſcholten hatte.

Johann Philipp, sein jüngerer Stiefbruder, hing um so mehr an dem Glauben der Eltern. Er erhielt seine Bildung auf den Hochschulen zu Heidelberg und Paris, in England und am pfälzischen Hofe. Dann kehrte er, nachdem er dem Blutbade der Bartholomäusnacht glücklich entronnen war, auf sein Schloß Forsteck zurück. Im Jahre 1596 kam sein katholischer Bruder Albert nach Hause. Nach einem Maigerichte zu Salez, den 4. Mai 1599, wo sich beide Brüder, Albert als Herr von Sax und Philipp als Herr von Forsteck einfinden mußten, saß man nach abgethanenen Gerichtsgeschäften in der Schenke beim Abendtrunk. Alberts Sohn, Ulrich Georg, ein hitziger hochfahrender Bursche, stichelte auf seinen neugläubigen Oheim und suchte Händel anzufangen. Philipp wies ihn zur Ruhe und zog endlich das Schwert. Der Streit wird heftiger; Ulrich Georg verwundet den Oheim an der Stirne, so daß er ohnmächtig niedersinkt und während man den Blutenden verbindet, stürzt der Neffe wie ein Wahnsinniger von neuem auf den wehrlosen Ohm und versetzt ihm diesmal eine Todeswunde. Philipp verschied acht Tage darauf. Seit diesem Tage wurde die Familie von dem Strafgerichte Gottes heimgesucht, sie starb bald aus und ihre großen Besitzungen, von welchen man noch die Burgtrümmer von Hohensax an einem Bergabhang der Straße sieht, gingen an Zürich über, dem sie bis 1798 blieben.

Noch jetzt ist der Körper des gemordeten Freiherrn unverweset. Dieser Umstand gab der Leiche ein solches Ansehen, daß sie am 5. März 1741 von den katholischen Bewohnern des jenseitigen Rheinufers als Reliquie geraubt wurde. Die Sache kam bis an die österreichische Oberbehörde in Innsbruck; am Ende des Mais wurde der Leichnam wieder zurückgeliefert, doch fehlten zwei Finger und etwas an der Kleidung.

Wie einem anderen Herrn von Sax in einer Fehde ein Theil seines Körpers abgehauen ward, an dessen Verlust ihm grade am wenigsten gelegen sein konnte, erzählt Gustav Schwab in folgender Versificirung:

Ein Ritter ist der Herr von Sax
Der reichste Mann am Rheine
Er angelt in dem See den Lachs
Und jagt den Hirsch im Haine;
Er reitet an der eignen Saat
Vorüber meilenweit den Pfad
Und preßt die wärmsten Weine.

Warum hat er mit Mühe doch
Ein Fräulein heimgeführet?
Ist nicht sein Wuchs so schlank und hoch
Wie 's einem Mann gebühret,
Die Wange braun, die Lippe warm,
Die Brust gewölbt und stark der Arm,
Wie 's gern ein Mägdlein küret?

Digitized by Google

An Leib und Seel ihm nichts gebricht
Er wär' ein ſtolzer Degen,
Hätt er zuviel nur Eines nicht,
Zu viel, das iſt kein Segen:
Ach, an dem wohl geſtalten Kopf
Des edlen Ritters hing ein Kropf,
Der blieb wohl unterwegen!

Doch leider mit ihm wandelt er
Zu Hof und in die Städte,
Macht ihm die Liebesſeufzer ſchwer
Und ſteigt mit ihm zu Bette,
Er zieht ihn auf den Boden ſchier
Und drückt beim fröhlichen Turnier
Als Spange mehr und Kette.

Da kreuzten wohl die Fräulein ſich
So gut den Speer er führte,
Bis eine endlich, tugendlich
Und arm, ein Mitleid ſpürte;
Dem Ritter that es ſelber leid,
Als ihm den Hals die ſchöne Maid
Noch vor dem Mund berührte.

Er zieht mit ihr in's hohe Schloß
Im Forſt auf Felſengrunde!
Dort zeiget ihr der Ehgenoß
Die Güter in der Runde:
Sie lebt in Freud und Ueberfluß
Drum trägt ſie gern den Ueberſchuß
An ihres Herren Schlunde.

Und ſchöne Kinder lächeln ihr
Dem Ritter gleich geſtaltet,
Nur daß der Köpfe ſchmucke Zier
Auf ſchlanken Hälſen waltet;
Doch nimmt der Vater ſie aufs Knie
Den ſchweren Athem fürchten ſie,
Daß er die Stirne faltet.

Ein ſolcher Kropf verträgt ſich faſt
Nicht mit der Vaterwürde,
Drum wird das Leben ihm zur Laſt,
Wie ſeines Halſes Bürde;
Er athmet, wie er pflegte, tief
Und zog, als ihn die Fehde rief
Fern aus von Hof und Hürde.

Was ſoll ich länger Weib und Kind
Mit meinem Anblick plagen?
Drum in den wilden Kampf geſchwind
Sie mögen mich erſchlagen.
Er ſpricht's und aus dem finſteren Wald
Bricht ſchon der Feinde Hinterhalt,
Eh' es begann zu tagen.

Er ficht, umringt von ſeinem Troß,
Er ſieget wider Willen,
Der wilde Gegner ſchwenkt ſein Roß
Und möchte fliehn im Stillen:
Allein dem Freiherrn däucht es gut,
Er dürſtet nach dem eignen Blut,
Er will ſein Loos erfüllen!

Darum erjagt er auf der Flucht
Den Führer in der Oede.
Steh! ſchreit er, und der Hiebe Wucht
Begleiten ſeine Rede;
Da hieß es ehrlich: nimm und gib,
Mit manchem Wechſelſtoß und Hieb
Zu Boden fielen Beide.

Von ſeinem Beigewicht Herr Sax
Der Andre von dem Streiche;
Doch ſchwinget ſeinen Speer da ſtracks
Der Wunde, Todesbleiche:
Er traf den Freiherrn in den Hals,
Er freuet ſich noch ſeines Falls,
Reckt ſich und liegt als Leiche.

Und überſtrömt von ſeinem Blut
Lag auch der edle Ritter;
Leicht iſt ſein Athem und ſein Muth
Ihm dünkt der Tod nicht bitter,
Still grüßt er Weib und Kinder klein
Er ſchläft zu ſanftem Schlummer ein,
Wie nach der Aerndt' ein Schnitter!

Doch wacht er wieder auf vom Schlaf
In eines Bauern Hütte,
Gebettet und gepfleget brav
In ſeiner Knappen Mitte,
Geſund vom Fuß bis an den Kopf,
Nichts fehlt dem Ritter — als der Kropf
Dank jenem Meiſterſchnitte.

O Zeichen, das an ihm geſchehn.
Ihn hat der Feind kuriret!
Wie ſtattlich iſt er anzuſehn
Wie ihn jetzt alles zieret!
Das hehre Haupt, das braune Haar,
Das freie Kinn, das Schulternpaar,
Der Hals, ganz ſchmal geſchnüret!

So reitet er, vom Felſenhaus,
Das aus dem Walde blinket,
Zum Fenſter ſchaut die Frau heraus,
Er grüßt, er nickt, er winket:
Sie ſieht die herrliche Geſtalt,
Die Bruſt von einem Seufzer wallt
Ihr Blick zu Boden ſinket.

„Ein Bot' ist's wohl von meinem Herrn,
Er bringt mir Siegeskunde!
Solch einen Boten schau ich gern!"
Denkt sie im Herzensgrunde.
O Wunderwonne! wer in Lust
Drückt stolz und schön sie an die Brust,
Hängt ihr verschämt am Munde?

Die Kinder strecken nach ihm aus,
Dem schönen Mann, die Hände
Und Jubel hallt durch's ganze Haus,
Durchdröhnt die Felsenwände.
Sein Stamm, der blühte reich belaubt.
Hoch trug der edle Sax das Haupt
Bis an sein seelig Ende.

Zur Erläuterung des Gedichtes wollen wir noch bemerken, daß es in der Schlacht bei Serisol in Piemont war, wo Herr Ulrich Philipp von Sax durch einen feindlichen Lanzenstich von seinem ungeheuren Kropf befreit wurde. Der Freiherr hatte mit sieben eidgenössischen Fähnlein den Franzosen den Sieg bei Serisol über die Kaiserlichen erfechten helfen. Es ist derselbe Ulrich Philipp, dessen wir bereits oben erwähnt.

IV.

Das Ländchen Vaduz. — Flecken und Schloß Vaduz. — Schellenberg und die übrigen Hauptörter.

Am rechten Ufer unseres Stromes liegt ein Stück des deutschen Bundeslandes oder Reichsgebietes. Von Gutenburg bis Bangs, auf einer Strecke von sechs Stunden, bildet der Rhein die Grenze zwischen dem Kanton St. Gallen und dem achtundzwanzigsten deutschen Bundesstaat, dem zwei Quadratmeilen großen souverainen Liliputländchen Lichtenstein-Vaduz. Man führt dieses Ländchen übrigens mit Unrecht als Fürstenthum Lichtenstein auf; von Rechtswegen müßte es die Grafschaft Vaduz genannt werden, denn der Fürst von Lichtenstein, welcher als Besitzer dieser freien Grafschaft souveraines Mitglied des deutschen Bundes war, hat seinen Namen von anderen Besitzungen.

So sehr dieses zum politischen Verbande Deutschlands gehörende, souveraine Ländchen auch wegen seiner Winzigkeit verschrieen ist (es ist sogar auf Specialkarten mitunter unbemerkt geblieben), hat es gleichwohl einen großen Flecken zur Hauptstadt, ein halb Dutzend schöne Dörfer, ein Hochgebirge mit ein Paar unbewohnten wilden Thälern; es nennt den Vater Rhein seinen Landesstrom und stellt fünfundfünfzig Mann zum deutschen Reichsheere. Die Vorsehung hat ferner dem Fürsten von Lichtenstein „Wohlfahrt und Beseligung von sechstausend katholischen Einwohnern übertragen," wie Ludwig Steub in seinem Buche

Digitized by Google

„drei Sommer in Tyrol" bemerkt, und die Einkünfte des Landes belaufen sich an zwanzigtausend Gulden.*)

Das Ländchen hat Getreide, Flachs, Obst, auch wird einiger Weinbau getrieben, meist aber nähren sich die Bewohner durch die Viehzucht, durch Holzhandel, Holzarbeiten und Spinnen für die Schweizerfabrikanten.

Das fürstliche Haus Lichtenstein, ein altes Geschlecht, öfters genannt in der Geschichte des österreichischen Kaiserhauses, borgte anno 1707 dem schwäbischen Kreise die Summe von 250,000 Gulden unverzinslich, es erhielt dafür eine Kreisstimme und wegen Vaduz und Schellenberg 1723 auch die Einführung in den Reichsfürstenrath. Der Fürst Lichtenstein gehört gewiß zu den reichsten Privatmännern Europas, man schätzt seine Einkünfte auf 1½ Millionen Gulden und die Mediatgüter in Oberschlesien, Mähren und der Lausitz sind so bedeutend als das Herzogthum Nassau; sie werden auf 110 Quadratmeilen mit 360,000 Seelen angegeben.

Der Landesherr von Vaduz wohnt meist in Wien oder auf seinen Mediatbesitzungen in Oesterreich. An der Spitze des Staates, der sich seit 1818 einer Constitution erfreut, steht der Landvogt zu Vaduz mit zwei Unterbeamten. Die Finanzen verwaltet ein Rentmeister und ein Zöllner, die Appellation geht nach Insbruck und was die zum Bundescontingente oder zur Reichsarmee zu stellenden fünfundfünfzig Mann betrifft, so hat sie Nassau zu stellen übernommen. Uebrigens soll sich der Fürst bei Gelegenheit einer Ueberschwemmung, die den ganzen achtundzwanzigsten deutschen Bundesstaat mit Mann und Maus zu verschlingen drohte, nicht gar landesväterlich und huldreich bewiesen haben; man mußte in der freien Schweiz für das souveraine deutsche Bundesland Unterstützungsgelder sammeln. Mag dies zum Theil Schuld gewesen sein oder der Umstand, daß bei einem Ländchen, welches kleiner ist, als San Marino, eine rein demokratische Verfassung zu natürlich ist — kurz in den denkwürdigen Märztagen des Jahres 1848 brachten öffentliche Blätter die Nachricht, daß auch die Lichtensteiner ihrem Fürsten das Land aufgekündigt hätten. Sie verjagten die paar fremden Beamten, hielten den Landvogt gefangen, zerstörten die österreichische Mauth in der Nähe und es war die Rede von einem Anschlusse an den Kanton Graubünden.

*) Gust. Schwab sagt in seinem Werke: „Der Bodensee ꝛc. (Stuttgart 1840), Vaduz werfe dem Fürsten von Lichtenstein jährlich eine Rente von 40,000 Gulden ab. Dies ist jedoch wohl ein Irrthum.

Digitized by Google

Vaduz, der Hauptort des Ländchens und Sitz des Landvogts mit 1800 Seelen, das die Herren dieses Namens im Jahre 1708 von den Reichsgrafen zu Ems erkauften, ist ein „guter Flecken" in der Niederung, unweit des Rheins gelegen. Ueber seinen Häusern steigt das hohe Waldgebirge empor, dessen unterster Vorsprung das alte Schloß trägt, welches ehemals zunächst den Namen Vaduz führte; nun aber wird es von den Bewohnern des Fleckens irrthümlich Schloß Lichtenstein genannt.

Von dieser grünen Höhe hat man einen schönen Blick in's Rheinthal. Die alten Mauern und Thürme sind auffallend dick und schwer, „als wenn die Cyclopen sie erbaut hätten." Auf den gewaltigen Urbau hat man in späteren Zeiten leichte Mäuerchen gesetzt. — Der Förster und ein Küchenmeister des Fürsten wohnen jetzt in dem Schlosse. —

Nach Karl Simrock (siehe: das malerische und romantische Deutschland. 8 Bd. Der Rhein.) hätte Goethe in jener Erzählung, die blos die Aufschrift „Novelle" trägt, die Gegend von Vaduz geschildert. Simrock sagt unter Anderem: „wenn wir den Beweis liefern wollen, daß Vaduz der gewählte Schauplatz sei, so müssen wir den Leser ersuchen, einen Blick in die Novelle zu werfen. Wir sehen einen Fürsten und eine Fürstin in einem Schlosse residiren, das in einiger Höhe über dem Orte, doch tief unter den Ruinen der alten Stammburg liegt. Der Ort wird zwar eine Stadt genannt, da doch Vaduz nicht viel mehr als ein Flecken ist; aber es fragt sich, ob der Dichter nicht Ursache hatte, in diesem einen Punkte, der vielleicht befremdet hätte, von der Wirklichkeit abzuweichen. Alles Uebrige stimmt darin überein. „Der Weg," heißt es ferner bei dem Lustritt nach der Stammburg, „führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte." Wer sieht nicht, daß der Rhein gemeint ist? Siegmaringen, das einzige Fürstenthum, das die Donau durchfließt, hat keine Stammburg, wie die geschilderte, wenn aber der Rhein gemeint ist, so liegt kein anderes Fürstenthum an dem noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Flusse."

Wenn indeß auch Goethes Schilderung vollkommen auf Vaduz paßt, so muß doch gegen diese Annahme der Umstand großes Bedenken erregen, daß der Dichter, aller Wahrscheinlichkeit nach, niemals in Vaduz gewesen. Man weiß ziemlich genau, welche Punkte Goethe auf seinen drei verschiedenen Ausflügen in die Schweiz berührt hat und schwerlich würde

Digitized by Google

ein Beſuch des vaduzer Ländchens unerwähnt geblieben ſein. Als eigentlicher Schauplatz der „Novelle“ muß daher immer noch die Gegend von Rudolſtadt gelten; wenn die Saale auch nicht zum „größten Fluſſe“ wird, ſo war ſie dem Dichter, der ſich in dem weimarer Lande ganz eingeſponnen hatte, vielleicht wichtig genug als der Hauptſtrom Thüringens und ſeines Herzogthumes. Doch liegen ſolche, überhaupt müßige Erörterungen, außer unſerem Bereiche. Sie konnten hier nur durch die Angabe des ſimrock'ſchen Buches veranlaßt werden und ſind vielleicht inſofern von einigem Nutzen, als ſie einem blinden Goetheverehrer die Reiſe nach Vaduz erſparen. Denn ich möchte nicht dafür ſtehen, daß nicht am Ende noch ein verhockter deutſcher Privatdocent durch Simrocks Behauptung verleitet worden wäre, ſich aufzumachen, um den klaſſiſchen Schauplatz der goethe'ſchen Novelle mit eigenen Augen zu ſehen. Nur Einen dieſer durch die oben geäußerten Bedenken zurückgehalten, und damit wahrſcheinlich auch eine beſondere Monographie von der deutſchen Leſewelt abgewandt zu haben, würden wir uns immerhin als ein Verdienſt rechnen.

Zu dem vaduzer Ländchen gehört auch noch die Herrſchaft Schellenberg: beide zuſammen bilden erſt ein einziges Oberamt im Umfange von 2½ Quadratmeilen. Schellenberg war ehemals im Beſitz der Edeln gleichen Namens und kam im fünfzehnten Jahrhundert an die von Brandis, von dieſen anno 1507 durch Heirath an die Grafen von Sulz; im Jahr 1614 durch Kauf an Kaspar von Hohenembs und im Jahr 1708 ebenfalls durch Kauf ſammt Vaduz an das Haus Lichtenſtein. Das Stammſchloß der alten Herren von Schellenberg, die ihren Urſprung aus dem neunten Säculum herleiten und erſt in dieſem Jahrhundert ausgeſtorben ſind, liegt auf dem waldbewachſenen Eſchnerberge. Die ſchellenberger Frauen zeichnen ſich noch durch eine eigenthümliche Tracht aus, namentlich durch rothe Strümpfe, wie die Bewohnerinnen der Baar in Oberſchwaben.

Von den übrigen Hauptörtern berühren wir, dem Laufe unſeres Stromes folgend, zuerſt Balzers. In der Nähe dieſes Dorfes auf einem grünen einzelnſtehenden Berg, dem Rheine zu und an der Grenze der Grafſchaft Vaduz, erhebt ſich die ſchöne Burg Gutenberg oder Gutenburg. Die Burg iſt Oeſterreich gehörig; die alten Bewohner waren, allem Anſchein zufolge, Edelknechte und Dienſtmänner der Grafen von Werdenberg. Nach dem Pfarrdorfe Balzers kommt Trieſen. Der Rhein fließt hier den Bergen ſehr nahe; jenſeits liegt Sewelen und

Wartau. Hinter dem bereits erwähnten Flecken Vaduz, den wir nach Trieſen erreichen, liegt Schan (Scana), ein Dorf in ſehr fruchtbarer Gegend; hier ſieht man ſchon die flachen Schindeldächer, mit großen Steinen beſchwert, wie in den Gebirgsdörfern der Schweiz. Jenſeits des Rheines lagern ſich die Dörfer Grabs und Gambs. Von Schan führt unſer Weg durch die Dörfer Benderen und Mauren oder doch an denſelben vorbei, und bei dem Dorfe Benderen zeigt ſich Schloß Schellenberg.

V.

Der Vorarlberg. — Feldkirch an der Iller. — Geſchichtliches.

Von Bangs bis zur Mündung in den Bodenſee, auf einer Strecke von acht Stunden, bildet der Rhein die Grenze zwiſchen dem Schweizerkanton Sankt Gallen und dem zu Oeſterreich gehörenden Vorarlberg. Gleich hinter der Grafſchaft Vaduz ſtößt dieſer öſterreichiſche Kreis an den Rhein und weiterhin an den Bodenſee, zu dem unſer Weg uns nun bald führen wird.

Die vorarlbergiſchen Herrſchaften werden durch den Arlenberg (Adlerberg), eine hohe Gebirgskette, von Tyrol geſchieden und haben von dieſem Bergzug ihren Namen. Sie zählen nur die drei Städte Feldkirch, Bregenz und Pludenz, dagegen 1010 Dörfer, Weiler und Höfe mit gegen 86,000 Einwohnern. Die Landſchaft hat ganz den tyroliſchen Charakter. Alpenwirthſchaft, Viehzucht und, im Rheinthale eine lebhafte Induſtrie ernähren die Vorarlberger. Vorerſt haben wir es hier bloß mit dem bis an den Rhein ſich erſtreckenden Vorarlberg zu thun.

Der nächſte bedeutende Ort, dem wir begegnen, iſt Feldkirch an der Iller. Aus dem Montafuner Thale kommend, fällt dieſer Fluß, eine Stunde unter Feldkirch, bei einem Tannengehölz, die Rothau genannt, in den Rhein. Feldkirch iſt eine kleine, aber wohlgebaute und gewerbſame Stadt mit 1600 Einwohnern und 300 Häuſern. Sitz eines öſterreichiſchen Landgerichtes und des biſchöflichen Vikariats für den Kreis Vorarlberg. Sie hat breite Straßen, zwei Kirchen, zwei Klöſter, ein Gymnaſium, einige Holzwaarenfabriken und eine Glockengießerei. Durch die Straße über den Arlenberg, iſt der Verkehr hier ziemlich belebt. Um die Stadt her iſt hohes Gebirge (Aelpele nennt es der Feldkirch-

ner); auf einem Hügel liegt die alte Schattenburg, einſt der Sitz eines Nebenzweiges der Grafen von Montfort.

An dieſe alte Burg ſoll ſich die Entſtehung der Stadt Feldkirch knüpfen. Als ein Nebenzweig der Grafen von Montfort ſeinen Sitz auf der Schattenburg nahm und dahin auch Hof- und Dienſtleute zog, bauten dieſe ihre Wohnungen um das Schloß, ſprengten einen Schwibbogen zu einer Landſtraße über die Ill und legten ſo den Grund zu der neuen Stadt.*) Später verſchaffte Graf Albrecht von Monfort der Stadt von Kaiſer Heinrich VII. alle Freiheiten, wie ſie Lindau beſaß: im Jahr 1375 verkaufte Rudolf von Werdenberg Stadt, Schloß und Grafſchaft Feldkirch um 36.000 Gulden an den Herzog von Oeſterreich. Unter der öſterreichiſchen Herrſchaft blühte die Stadt immer mehr auf. Bald hatte ſie ein eignes Zeughaus, ein gutes Mühlwerk, einen Wochenmarkt und vier ſehr beſuchte Roßmärkte. Es ſtand ein Comthurhaus der Johanniter in der Stadt, das Graf Hugo von Feldkirch im Jahre 1218 geſtiftet und das im Jahr 1611 vom Kloſter Weingarten erkauft wurde.

Als Herzog Friedrich von Oeſterreich im Jahr 1415 den Pabſt Johann XXIII. vom Concil zu Konſtanz entführt hatte und Kaiſer Sigmund ihn deshalb bekriegte, zog Friedrich von Toggenburg, der Biſchof von Chur und die Churwahlen ſammt den Lindauern vor Feldkirch und belagerten es vergeblich, bis ſich Herzog Friedrich mit Land und Leuten an den Kaiſer ergab; da ergab ſich Feldkirch auch. Eine zweite Belagerung erfuhr die Stadt im Jahre 1417.

Der Herzog wurde anno 1416 aufs Neue ungehorſam; ſein Bruder Herzog Ernſt unterzog ſich nun der Landesverwaltung und verpfändete Feldkirch 1417 an den Grafen von Toggenburg, allein der widerſpenſtige Herzog hatte die Stadt beſetzt, ſcheerte ſich nicht um des Bruders Vertrag und gab Feldkirch nicht heraus. Da zog der Graf von Toggenburg vor die Stadt. Die Züricher hatten ihm zweihundert wohlgerüſtete Knechte und ihre größten Büchſen geſandt; bald darauf ſtie-

*) Die alten Topographen erzählen, da wo jetzt Altenſtadt ſteht, ſei urſprünglich eine Anſiedelung bei einer St. Peterskapelle geweſen, die campus Petri geheißen habe. Wirklich hat Tſchudi in alten Urkunden gefunden: ecclesia Sancti Petri ad campos i. e. Feldkirchia. Daß Feldkirch eine römiſche Colonie Namens Valcireum geweſen, iſt ein Traum Vadians." (Guſt. Schwab. Der Bodenſee. II. S. 130.) In der Nähe von Feldkirch, auf einem hohen Berg ſtand das alte Clunia der Römer, durch welches einſt die römiſche Straße lief; im Jahre 1825 machte man hier Ausgrabungen.

ſen auch die Conſtanzer zu ihm und brachten eine Wurfmaſchine mit, den großen Schupfer genannt, die zehn Centner ſchwere Steine warf. Fünfzehn Tage lang berannten und beſchoſſen ſie Stadt und Schloß, endlich wurden beide genommen und Feldkirch mußte dem Grafen von Toggenburg huldigen. Nach Herzog Friedrichs Tod, im Jahre 1436, kam jedoch die Herrſchaft durch Einlöſung wieder an Oeſterreich; ſie wurde durch einen adeligen Landvogt regiert, in bürgerlichen Sachen hatte ſie aber ihre eigene Regierung, beſtehend aus einem Bürgermeiſter, einem Syndikus und drei anderen Räthen.

In den Franzoſenkriegen wurde der Paß von Feldkirch bekannt durch die Vertheidigung des öſterreichiſchen Generals Hotze gegen Maſſena, der am 11. May 1799, nachdem er die Schanzen bei Feldkirch geſtürmt, ſchon bis vor die Thore der Stadt gedrungen war. Ebenſo vertheidigte ſich im Jahre 1800 General Jellachich — vielleicht ein Familienangehöriger des famöſen Banus von Croatien — zu Feldkirch gegen den franzöſiſchen General Molitor, der ſchon die Schanzen von Hohenems und die noch furchtbareren in den Sümpfen von Götzis geſtürmt hatte und über Rangkwil nach Altenſtadt vorgedrungen war; aber hier vertheidigten ſich die Oeſterreicher und trieben die franzöſiſche Abtheilung bis über Rangkwil zurück. Dennoch räumte Jellachich, durch den Muth der Franzoſen über ihre Zahl getäuſcht, am anderen Tage Feldkirch, und dieſe zogen ungehindert über St. Lucienſteig nach Graubünden.

In der Nähe von Feldkirch, am Gebirge, auf der Straße nach Pludenz, liegt Fraſtenz, genannt durch den großen Sieg, welchen im Schwabenkriege von 1499 die Eidgenoſſen über die Oeſterreicher und den ſchwäbiſchen Bund davon getragen.

VI.

Das Dorf Rangkwil. — Ein Legende. — Götzis und die Ruine von Neumontfort. — Embs, Schloß Hohenembs und die Edlen von Embs. — Dornbüren.

Um die Stadt Feldkirch zieht ſich ein ſchöner Kranz von Tannenhöhen, an deren Fuße links das uralte Dorf Rangkwil in friedlicher Abgeſchiedenheit liegt. Dieſer Ort iſt geſchichtlich zu intereſſant, als

Digitized by Google

daß wir ihm nicht ein näheres Augenmerk widmen ſollten. Rangkwil, früher Rangkwilin Müſinen, gehörte zu den erſten deutſchen Plätzen, die in dieſem altrhätiſchen Lande angebaut wurden, zu den erſten deutſchen Pflanzungen, die ſich neben den rhätiſchen und römiſchen Anſiedelungen zeigen.

Schon zu Anfang des ſiebenten Jahrhunderts n. Chr. erſcheint dieſes an den Waldſaum des beginnenden Hochgebirges ſich lehnende Dorf mit einem freien Landgerichte, deſſen Gerichtsbarkeit bis nach Seckingen am Rhein hinabreichte. Das Landgericht zu Rangkwil hatte den Arlenberg, das Gebiet des Wallenſtadter- und Bodenſees unter ſich und zwölf bis ſechszehn Grafen und Freiherren zu Schöffen und Landrichtern, worunter wir die Namen der mächtigen Grafen von Montfort, Werdenberg, Toggenburg, Sargans, Sonnenberg, Moſax, Metſch finden. Später that ihm das Bündniß der Eidgenoſſen und Churwahlen vielen Eintrag, doch beſtand es noch im ſechszehnten Jahrhundert.

Die Kirche iſt auf einen Felſen gebaut, von dem ſie das friedliche Thal überſchaut; noch jetzt wird, am 30. Juni jedes Jahres, hier eine Meſſe für die auſtraſiſchen Könige Dagobert und Siegbert geleſen. — Das Dorf iſt auch bekannt durch einen Chronikenſchreiber des Hauſes Montfort, Thomas Lyrer oder Lirer von Rangkwil. Er ſchrieb nach ſeiner eigenen Angabe im Jahr 1133; im Jahr 1476 erſchien zu Ulm eine aus dem fünfzehnten Jahrhundert ſtammende Ueberarbeitung ſeiner Chronik zum erſtenmale gedruckt, die in neuerer Zeit von Wegelin mit einem Kommentar herausgegeben worden iſt (Lindau 1761). Lirer gehört zu den abentheuerlichen und fabelnden Chroniſten des Mittelalters.

Eine merkwürdige Prieſterſage knüpft ſich noch an das Dorf. Der heilige Fridolin aus Schottland war im ſiebenten Jahrhundert nach Sekingen am Rhein gekommen, wo er ein Frauenkloſter baute; daſelbſt lebten zwei reiche adelige Brüder Urſo und Landolf. Urſo ſchenkte mit Bewilligung ſeines Bruders ſeinen ganzen Güter- und Landesantheil jenem neuen Kloſter; aber nach ſeinem Tode achtete Landolf dieſe Schenkung nicht und entzog dem Gotteshauſe die Güter mit Gewalt. Dem heiligen Fridolin, der widerſprach, wurde höhniſch zur Antwort gegeben, er möge den verſtorbenen Geber als Zeugen aufrufen und vor Gericht ſtellen. Doch die Leſer ſollen den weiteren Verlauf aus einer Bearbeitung von Guſtav Schwab, dem Topographen dieſer Gegenden, kennen lernen.

Digitized by Google

St. Fridolin und der Todte.

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolf hin, den Grafen:
Sprach: „Was Gottes iſt, gib Gotte:
Iſt dein Bruder nicht entſchlafen?"

„Der zu ſeiner Seele Frieden
Meinem heil'gen Gotteshauſe
Gut und Habe zubeſchieden
Liegt zu Glaris in der Klauſe."

„Warum ernteſt du die Felder,
Die dem Herrn zu ſchneiden wären,
Warum fälleſt du die Wälder,
Die dem Kirchenbau gehören?"

„Wageſt du's, den Rauſch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im heil'gen Kelch ſoll blinken?
Kirchengut, iſt es das deine?"

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume,
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg' und beſſer träume."

Aber Landolf ſprach mit Lachen:
„Soll ich deinem Spruch mich beugen,
Muß der Bruder erſt erwachen,
Deine Worte ſelbſt bezeugen!"

„Kannſt du ihn herauf beſchwören,
Wenn zu Rangkwil wird gerichtet,
Wohl dann mögen wir dich hören,
Sonſt iſt's Lug, den du erdichtet!"

Fridolin auf ſolche Tücke
Würdiget kein Wort zu ſprechen,
Sieht ihn an mit einem Blicke,
Der durch Gräber könnte brechen.

Und von Seckingen am Rheine
Aus dem Kloſter, an dem Stabe
Zog der Greis durchs Waldgeſteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er trat beim Abendſchauer
In die düſtre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabes Mauer,
Stellt ſich auf die kalte Schwelle.

„Auf erwach' in Gottes Namen,
Ruft er, Urſo! wehr den Tücken:
Sieh! und aus der Grube kamen
Weiße Händ' und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Poſaunen
Zum Gerichte ſchon gerufen,
Steigt der Leichnam ſonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen.

Und es faßt die kalten Hände
Fridolin ihm, frei von Schrecken,
Steigt mit ihm die Felſenwände
Auf, bis an der Gletſcher Decken.

Durch das Hochgebirge ſchreitet
Der Lebend'ge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel ſpreitet
Um das Paar, das Geiſtergleiche.

Wie der Morgen ſchon ſich wittert,
Steigen ſie vom Felſengeſteine,
Und es ſieht's der Senn', erzittert,
Daß ihm's geht durch Mark und Beine.

Aber Landolf im Gerichte
Sitzt zu Rangkwil ohne Zagen,
Mit dem erſten Morgenlichte
Hat den Stuhl er aufgeſchlagen.

Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu ſprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblichner kann ſich rächen!

Sieh, da pocht es an der Pforte,
Wie von eines Todten Knochen
Leis und ſcharf und hohle Worte
Werden draußen ſchon geſprochen.

Durch die Thüre kommt geſchritten
Fridolin mit ſeiner Leiche,
Landolf in der Richter Mitten
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubſt du meine Seele
Bruder!" weht's ihm durch die Ohren.

Digitized by Google

„Ja, ich zeuge diesem Frommen,
Daß mein Erb' ihm zugefallen,
Gib zurück, was du genommen,
Laß getrost in's Grab mich wallen!"

Landolf sank in's Knie mit Beben
„Nimm dein Gut, Herr, nimm das meine,
Meinen Athem nimm, mein Leben!
Und behalte neu das Deine!"

Doch es wandte sich die Leiche
Mit dem Führer in die Berge,
Sehnte sich, die müde, bleiche,
Nach der stillen Ruh der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blasse Strahlen,
Sah man längs dem Berg sie schweifen,
Bis sie in den Wald sich stahlen.

Und vom schrecklichen Gerichte
Eilet Ludolf heim zum Rheine,
Mit erbleichtem Angesichte,
Ordnet er zu Haus das Seine.

Setzt das Kloster ein zum Erben
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum sanften Sterben
Ruht beim Bruder in dem Grabe.

So erhielt die Kirche, die von Anbeginn einen guten Magen gehabt, die Güter des Urso sammt denen des Landolf. Ob der heilige Mann aus Schottland nicht vielleicht ein Bauchredner gewesen, der dem Todten die Schreckensworte in den Mund legen konnte, und ob sich die Legende dieser Weise nicht auf ganz natürliche Gründe zurückführen ließe — solche nüchterne kritische Erörterungen sind natürlich hier nicht verstattet.

Bei Rangkwil stehen die Ruinen von Altmontfort und unweit liegt St. Peter, eine der ältesten Pfarren im ganzen Lande, sowie Valdona (vallis dominae), ein im Jahre 1380 gestiftetes Frauenkloster.

Wir kommen nun nach

Götzis,

einem Pfarrdorfe, freundlich unter Obstbäumen an die Vorhöhen des Hochgebirges gelagert. In der Nähe, obehalb des Dorfes steht die Ruine Montfort oder Neumontfort, die zwar nicht das Stammhaus der Grafen und das älteste Schloß dieses Namens war, aber doch zu den frühesten Wohnsitzen jenes Geschlechtes gehörte, das „ein Jahrtausend lang fast alle Blätter der Geschichtsannalen dieser Gegend füllt." Vor Götzis, gegen den Rhein liegt auch auf einem vereinzelten grünen Hügel die Ruine des Schlosses Neuenburg, ein Sitz der Thumb von Neuenburg, später indeß den Grafen von Montfort und seit dem Jahre 1365 Oesterreich gehörig. Auf der Vorhöhe, die das Schloß Montfort trägt, sowie auf den anderen Höhen hat man einen schönen Blick in's Rheinthal, auf die heiteren Dörfer und auf den im Westen silbern aufblinkenden Bodensee. „Nah und fern — wir lassen Gustav Schwab hier reden — herrscht eine unglaubliche Fruchtbarkeit; über dem Haupte hat der Wanderer die kühnen Formen des hier noch bis auf die Gipfel bewaldeten Hochgebirges, aus welchem die hohe Kugel wie ein scharfer Geiers-

Digitized by Google

schnabel vorspringt und die letzten Gluthen der Abendsonne auffängt, wenn schon Berg und Thal in Schatten liegt. Die nächste Umgebung bilden die unter Rebenranken versteckten und zwischen Obstpflanzungen hingestreuten Häuser des Dorfes Götzis, und gegen Süden ragen die Appenzellerberge empor, in der Ebene selbst sind, wie Maulwurfshügel, ein paar vereinzelte, grüne Erdschanzen aufgeworfen, die zerfallene Schlösser (darunter das schöne Neuenburg) tragen." —

In der Nähe von Götzis kommen aus den Schluchten des Gebirges zwei wilde Bergwasser, die Frutz und der Ratzbach hervor und stürzen sich dem Rheine zu. Schon früher sahen wir die beträchtlichere Ill sich in den Rhein ergießen; diese beiden Bäche sind die letzten Wasser, welche ihm von der rechten Seite vor seiner Mündung in den Bodensee zufließen. So kommt unserem Strome überhaupt aller bedeutendere Zufluß von der rechten Seite; die wilde Tamina ist das einzige namhafte Wasser, das von der linken Seite her in den Rhein fällt, von der Quelle des Vorderrheins bis zum Bodensee. Der Mittelrhein, der Glenner, die Radiosa, der Hinterrhein, dann die Plessur, die Landquart und endlich der Illerfluß — alle kommen von der rechten Seite. —

Der Marktflecken

Embs

mit den beiden Schlössern Hohenembs und Hinterembs muß noch erwähnt werden, bevor wir diesen flüchtigen Ueberblick des rechten Rheinthales schließen. Es ist ein heiterer Flecken mit über 1200 Einwohnern und langer, grader Hauptstraße, in der ländliche Schweizerhütten mit städtischen Häusern wechseln.

Zu der Ruine Hoben-Embs führt ein bequemer Weg durch dichten Schatten den Wald hinauf, an einem Waldbach und gezackten Felsen vorbei. „Schon im Hinaufwege, auf welchem man das weite Rheinthal ganz aus den Augen verliert, und ein Seitenthal hinanklimmt, wie die Wendeltreppe eines großen Thurmes, der an's Hauptgebäude angebaut ist, — kommt man auf mehre, herrliche Niederblicke gewährende Stationen: Zuerst, wo man aus dem Walde tritt, und wo zwischen den mächtigen Bergen die schöne Reuti und das malerische Schlößchen Neu-Embs erscheint; dann gelangt man an eine hochgelegene, einsame Bauernhütte, wo man durch ein zerfallenes Gewölbe über den Grath geht, der das Gebirge mit dem vorspringenden Felsen verbindet; hier überrascht der Anblick des zerrissenen aus vielen kühn gruppirten Mauerstücken, Thürmen und Wällen bestehenden Schlosses Hoben-Embs zum

erſtenmal aus der Nähe. Ein Ruinenthor führt auf dem ſchmalen Bergſattel zum anderen; hier ſpaltet ſich die Ausſicht in zwei kontraſtirende Theile, links ein gähnender Abgrund mit Felſen, Wald und tiefen Wieſen; rechts eben ſo tief, aber breit und offen das lachende Rheinthal; in blauer Ferne der ſchimmernde Bodenſee. Dann folgt der unmittelbare Anblick der Ruinen, und endlich betritt man das Plateau des Felſen, wo die wilde und die lachende Natur ſich uns in Einem Ueberblicke darbietet: die beiden Schlöſſer, das uralte, zerriſſene und das jüngere, doch auch altersgraue, bilden einen ſchönen Gegenſatz; links die herrlichen Gründe, rechts abwärts das ganze breite Rheinthal bis zum See. Ein etwas tieferer Punkt gewährt die Vogelperſpektive auf die regelmäßigen Straßen des in der Tiefe an den Felſen ſich ſchmiegenden Fleckens Hohen-Embs." *)

Das Geſchlecht Derer von Hohen-Embs iſt ein uraltes. Ihre Stammburg ſtand zwiſchen Chur und Rhäzüns, wo noch jetzt die Ruine einen abgeſonderten Hügel krönt; in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts wurden ſie in den Reichsgrafenſtand erhoben. In der Schlacht bei Sempach (1386) wurden zwei Edle von Embs an der Seite Herzogs Leopold von Oeſterreich erſchlagen und ſchon im Jahre 1314 erſcheint ein Heinrich von Ampetz. Ein Marx Sittich von Embs that ſich ſpäter als Haudegen hervor; er war ſeit 1513 öſtreichiſcher Vogt zu Bregenz und oberſter Hauptmann in Vorarlberg. Dreizehn Feldzüge hatte er als Oberſter deutſcher Landsknechte mitgemacht, in Italien, im Bauernkrieg, in Ungarn unter Maximilian I. und Karl V. Als König Franz I. von Frankreich zu Pavia gefangen wurde, entſchied er den Sieg, indem er gleich beim Beginn der Schlacht den bei den Franzoſen dienenden Oberſten von Langenmantel niederſtreckte. Im Jahre 1533 ſtarb er zu Hohen-Embs, wo er neben ſeinem Sohne Wolf Dieterich unter einem grauen behauenen Marmorſtein begraben liegt. Dieſer Wolf Dieterich hatte ſich mit Klara von Medicis, der Nichte des ſpäteren Papſtes Pius IV., vermählt.

Der Sohn Wolf Dieterichs, Jakob Hannibal von Embs, deſſen Bruder Marx Sittich Kardinal wurde, zeichnete ſich gleichfalls aus. Er war zu Rom Generalkapitain der päpſtlichen Milizen unter Pius IV. und V., ſowie in Spanien unter Philipp II. Oberſter des deutſchen Fußvolkes und kämpfte als ſolcher in Frankreich, Neapel, an der afrikaniſchen Küſte, in Burgund und in den Niederlanden. Im Jahre 1578 bekam er die Graf-

*) Guſt. Schwab. Der Bodenſee. I. S. 49 ff.

schaft Gallarat im Mailändiſchen zum Lohn und wurde zum Granden Spaniens. Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich machte ihn zum Vogt von Bregenz, Feldkirch und Hoheneck und zum Feldmarſchall; ſeine Gemahlin war eine Schweſter des heilig geſprochenen Kardinals Karl Borromäus. Er ſtarb 1587, im 57. Lebensjahre.

Seinen Hauptruhm erhielt aber dieſes alte Geſchlecht, deſſen Vorfahren die Sage aus Tuscien ins rhätiſche Gebirge einwandern läßt, durch den Sänger Rudolf von Embs. Dieſer, welcher als Dienſtmann der Grafen von Montfort oft fälſchlich Rudolf von Montfort genannt wird, war in den Künſten des Friedens und Krieges erfahren, ein vertrauter Diener des ſtaufiſchen Hauſes und ſtarb in Reichsgeſchäften in der Lombardei. Er iſt Verfaſſer zweier Heldengedichte Alexandreis und Wilhelm von Oranſee, ſowie einer poetiſchen Weltbiſtorie, von welcher zwei Handſchriften in der ſtuttgarter Bibliothek vorhanden ſind, deren eine bis auf Alexander den Großen geht. Ein großes Gedicht, Barlaam und Joſaphat, das er aus dem Lateiniſchen des Abtes Wido von Kappel übertrug, der es aus dem Griechiſchen des Johannes Damascenus überſetzt hatte, hat ſich vollſtändig erhalten und befindet ſich, wahrſcheinlich von Rudolfs eigener Hand geſchrieben, in der Sammlung des Freiherrn von Laßberg. In Handſchriften der poetiſchen Weltbiſtorie gedenkt Rudolf von Embs auch ſeiner Heimathsgegend und ſchildert ſie in kurzen Umriſſen.

In dem Marktflecken Embs liegt auch noch ein ſchönes ehemaliges Reſidenzſchloß im altitalieniſchen Style. Der Bau deſſelben wurde von Marx Sittich von Embs, Erzbiſchof zu Salzburg, Biſchof zu Konſtanz und Kardinal, begonnen und vom Grafen Kaſpar von Embs-Gallarate zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts vollendet. Ein ſchönes Landhaus, ſowie der gräfliche Luſt- und Tiergarten, die einſt dabei lagen, ſind verſchwunden. Auch die alte Pfarrkirche iſt nicht mehr zu ſehen; an ihrer Stelle wurde vor fünfzig Jahren eine moderne Kapelle erbaut.

Eine Viertelſtunde von Embs aufwärts an der Straße liegt ein ziemlich beſuchtes Schwefelbad, Bad Ems genannt.

Dornbüren, zu den Füßen des Gebirges gelegen, iſt ein großer freundlicher Marktflecken mit 4000 Einwohnern. Die Orte Oberndorf, Niederdorf, Hatterdorf, Mülibach, Haſelſtauden, Schwarzach, Wieſau, Fuſſeneck, Ammeneck bilden mit demſelben ein Kirchſpiel, daher der Dornbürner mit Stolz erzählt, daß ſein Dorf das

größte im öſtreichiſchen Kaiſerſtaate ſei, und der Kaiſer es nur deßwegen nicht zur Stadt erheben möge. Früher war Dornbüren ein Reichsdorf und nachher gehörte es zur Reichsgrafſchaft Hohenems. „Die Einwohner waren von jeher ein ſtarkes, rüſtiges, arbeitſames Volk, und in der neueren Zeit zeichnen ſie ſich durch ihre Induſtrie ſehr vortheilhaft aus. Dieſe wurde zuerſt unter Kaiſer Joſeph durch die unterſagte Einfuhr fremder Fabrikate und die neuangelegte Straße über den Arlenberg belebt. Faſt in jedem ſtattlicheren Hauſe gehen die Stühle der Mouſſelinweber; viele Kattun- und Bleichfabriken befinden ſich in dem Dorfe, das mit ſeinen Filialen von Gärten umgeben, eine lange bewohnte Straße von beinahe einer Stunde Länge bildet. Eine beträchtliche Anzahl dornbürer Handelsleute beſucht die Hauptmärkte der öſtreichiſchen Monarchie, und es ſoll hier Kaufleute geben, die fünfzigtauſend Gulden und mehr im Vermögen haben. Nichts deſto weniger ziehen ſie, von ihrer Reiſe heimgekommen, den ſchlichten Bauernrock wieder an, und eſſen mit ihrem Geſinde an Einem Tiſche von den gleichen Speiſen, den reinen Sitten ländlicher Vorfahren getreu. In den letzten Jahren haben ſich auch mehre Schweizer- und Schwabenhäuſer hier niedergelaſſen, um den Eingang ihrer Waaren durch Oeſtreich nach Italien zu erleichtern."

Zu Oberndorf ſteht ein altes Schlößchen, von dem man eine ſchöne Ausſicht hat, von Jakob von Ems im Jahre 1465 gebaut, im Jahre 1499 von den Eidgenöſſiſchen nach der Schlacht bei Hardt niedergebrannt und im Jahre 1502 neu erbaut. Schwarzach hatte einſt eine Burg mit eigenem Geſchlecht; auch in Mülibach ſtand eine Burg.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſpalteten ſich hinter Dornbüren die Felſen, eine Wieſe wurde mit den darauf befindlichen Menſchen bedeckt, Fenſter und Thüren von dem Schlage zerſchmettert, und es entſtand an dem Orte ein Weiher.

* * *

Hinter Dornbüren ziehen wir nun faſt zwei Stunden lang am rechten Rheinufer hin, ohne einen Ort zu treffen. An der Seitenſtraße aber liegen die kleinen Ortſchaften Stalden, Haag, Rheindorf, Wieſerein, Grindl, Willer, Holz, die zuſammen den ehemaligen Reichshof Luſtenau oder Luſinau bilden. Das Gebiet deſſelben anderthalb Stunden lang und eine halbe Stunde breit, umfaßt die genannten Dörfer mit 300 Häuſer und 1800 Einwohnern. Schon unter Karl dem Dicken war er eine curtis regalis.

Digitized by Google

Dann berühren wir noch das freundliche Pfarrdorf Lauterach (mit 700 Einwohnern), bei dem der Bach gleichen Namens vorüberfließt. Dieſer Ort liegt indeß, wie auch die vorgenannten Oerter Dornbüren und Hohenembs näher dem Gebirge zu, während das Pfarrdörfchen Gaiſſau dicht am Rheine oder eigentlich ſchon am Bodenſee ſteht.

VII.

Altſtädten. — Rheinegg.

Auf der linken ſchweizeriſchen Seite des Rheinthales, von dem wir bei dem St. Gallen'ſchen Bezirke Sargans abgeſprungen, haben wir noch einige bemerkenswerthe Punkte zu berühren, die zu dem St. Gallen'ſchen Bezirke Rheinthal gehören. Zuerſt Altſtädten, dicht unter dem Stoß, einer Bergzunge, deren Namen durch die große Appenzellerſchlacht gegen die Oeſtreicher berühmt geworden, in einem ſehr fruchtbaren Gelände, einem wahren Obſtwalde, um den ſich Weinhügel und Kornfelder hinziehen. Das Städtchen (mit über 400 Häuſern und 1800 Einwohnern) iſt etwas verdüſtert durch ſeine enggebauten, hohen, ſteinernen Häuſer. Es hat eine ſtarke Waarendurchfuhr und drei ſehr beſuchte Jahrmärkte.

Ueber dem Städtchen, auf der Straße nach dem Stoß, ſtand früher die Burg Altſtädten, und auf der Spitze des Kronberges eine andere Burg Hochaltſtädten. Auf einer dieſer Burgen lebte der Minneſänger Conrad von Altſtetten, von dem die maneſſe'ſche Sammlung uns Lieder aufbewahrt hat. Im Jahre 1405 bemächtigten ſich die aufgeſtandenen Appenzeller der Stadt, und hielten im Jahre 1410 gegen den Grafen von Sulz drei Wochen lang eine harte Belagerung aus. Das Heer der Belagerer, 7000 Mann ſtark, mußte durch 12,000 Mann, die Herzog Friedrich von Oeſtreich ſelbſt befehligte, verſtärkt werden. Da zog ſich die Beſatzung, nicht ſtärker als 400 Mann, mit den Einwohnern, Jung und Alt, Männer und Weiber, in ſtiller Nacht über den Berg in's Appenzell. Der Herzog ließ am folgenden Tage große Anſtalten treffen, und erſtürmte die Stadt ohne Widerſtand und Blutvergießen — denn keine lebendige Seele war drinnen. Er rächte ſich an den Mauern und Häuſern; am vierten Tage nach der Erſtürmung wurde beſchloſſen, um den Schimpf zu rächen, ſollten die Mauern niedergeriſſen und die

Häuſer verbrannt werden, dies geſchah, und die Stadt hatte Mühe ſich wieder zu erholen.

Während der Reformation lebte der berühmte Karlſtadt einige Zeit als reformirter Prediger zu Altſtädten.

Die Oerter Marbach, Balgach, Bernegg oder Bernang, Au, Monſtein und St. Margarethen ſind zu unbedeutend, als daß wir hier dabei verweilen könnten. Wir wenden uns daher gleich nach Rheinegg, das faſt ſchon mehr in's Bereich des Bodenſees gehört. Dieſes heitere Städtchen (mit 900 Einwohnern und über 180 Häuſern) lehnt ſich an die Bergkette, welche den Kanton St. Gallen von Appenzell trennt. Die Kirche ſteht ſchon auf dem Fuße der Berge, und eine lange ſteinerne Treppe führt zu ihr. Ein zertrümmertes Schloß mit einem hohen grauen Thurm überragt das Städtchen, auf einer abgeſonderten, waldigen Vorhöhe. Dies iſt die ſogenannte zweite Burg Rheinegg, im Jahre 1445 von den Appenzellern zerſtört. Eine andere größere Burg Rheinegg, dicht über der Stadt, iſt nun ganz verſchwunden; ihre letzten Trümmer wurden um's Jahr 1746 abgebrochen. Stadt und Schloß Rheinegg, von den Aebten von St. Gallen gegründet, wurde zweimal (im Jahre 1408 und im Jahre 1445) durch die Appenzeller verbrannt. In der Nähe, nur kleine Strecken von einander entfernt, ſtehen auf den Vorhöhen des Gebirges die alten Schlöſſer Greifenſtein, Wartegg, Wartenſee, Wiggen, Blatten und Rüßegg. Rüßegg, ein hübſches Schlößchen mit vier runden Thürmen, ebenſo auch Blatten ſind nun Bauersleuten gehörig.

Die Einwohner nähren ſich vom Landbau, Holzverſendungen u. dgl., auch durch Fabrikarbeiten von Leinwand und Baumwollenzeugen. Ein Wochenmarkt, mehre Jahrmärkte und die Waarendurchfuhr von und nach Italien geben dem Orte Lebhaftigkeit und Verdienſt. Die große Straße von St. Gallen nach Chur geht durch Rheinegg das Rheinthal hinauf.

Eine Stunde nordweſtlich von dem Städtchen ergießt ſich unſer Strom mit einer breiten Mündung in den Bodenſee. Er hat aber hier ein ſchmutziges, ſumpfiges Anſehen, durchaus unähnlich dem grünen Strome, der durch die Brückenpfeiler von Konſtanz am anderen Ende des Sees ſchießt.

Der Bodenſee.

Als Gott der Herr die dunklen Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem ſchöpfriſchen Geſchäfte
Die Waſſer und den Grund bewegt:
Und als ſich nun die Tiefen ſenkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen ſich mit Bächen tränkten,
In See'n ſich ſchloß der Waſſer Schatz:

Da ſchuf ſich auch die Rieſenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schooß,
Da brach der Strom im Felſenbette
Aus ſeinem Eispalaſte los.
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er wallet hell in's offne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geiſt getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch iſt ſein Ruheſitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;
Und über ihn hoch ausgebreitet
Spannt ſich der heitren Lüfte Zelt,
Es ſpiegelt ſich, indem ſie ſchreitet
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Auen
Des erſten Sabbaths Ruhe ſchlief,
Ließ ſich der Bote Gottes ſchauen
Im lichten Wolkenkranz und rief,
Da ſcholl gleich donnernden Poſaunen
Des Engels Stimme durch den Ort,
Es horchten Erd und Fluth mit Staunen
Und ſie vernahmen Gottes Wort:

„Geſegnet biſt du, ſtille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieſelt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ſtröme, Fluß, nur ſtolz einher,
Ihr füllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn Einer, der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn — der Menſch, erſcheint.

Erſt lebt ein dumpf Geſchlecht, vergeſſen
Sein ſelbſt, im Walde mit dem Thier,
Dann herrſcht ein Fremdling ſtolz, vermeſſen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert ſich den Wald zu Schiffen,
Er öffnet Straßen, baut das Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen,
Und ſchleudert ihn zum Land hinaus.

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren
Mit blauem Aug' ans Ufer her;
Er hat noch nichts vom Herrn erfahren,
Sein Gott iſt Eiche, Fluß und Meer.
Doch ſchläft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt des Ew'gen Bild,
Ein Strom der höchſten Kraft und Güte
In ſeinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten ſenden,
Die ſagen ihm von Gottes Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern ſeinen Thron.
Dort wird das Licht des Geiſtes leuchten,
Von dorther der Erkenntniß Quell
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's in tiefem Dunkel hell.

Dann werden ſich die Haine lichten,
Wie ſich der Menſchen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du ſegnendreiches Feld,
Die Rebe ſtrecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und ſchwerbeladne Schiffe ſchwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die des Höchſten Krone tragen,
Statthalter ſeiner Königsmacht —
An dieſen Ufern aufgeſchlagen,
Sonnt oft ſich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden,
Und aus dem Süden, See, zu dir!
Du biſt das Herz der Welt geworden,
O Land und aller Länder Zier!

Drum ſind dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben
Wie keiner je ſein Land erhob.
Das eine ſind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Geſang,
Das andre ſind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnſt du deinen Ruhm, du walleſt
Mit hochgehobner Bruſt, o See!
Doch daß du dir nicht ſelbſt gefalleſt,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es ſpiegeln ſich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Flut
Und deine grünen Ufer tranken
Von langvergoßnem Bürgerblut.

Sei nur getroſt! du blühſt wieder,
Du wiſcheſt ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, ſüße Lieder,
Sie tönen am Geſtade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeſchichte,
Sie hält nicht mehr am Uferſand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
Doch ſtilles Gnügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz ſoll voll von Fiſchen ſein,
Dein Volk nährt ſich vom eignen Brote,
Und trinkt den ſelbſt gepflanzten Wein.
Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geſchlecht im Glück
Von ſeinem alten Ruhme träumen:
Wohlan, vollende dein Geſchick!"

Der Engel ſprach's, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt ſich an,
Es rauſcht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nahn;
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm an's Licht herauf,
Der Strom hat Mühe ſich zu münden,
Und ſucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der ſchwerarbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeſchriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Waſſer, ſein das Land,
Und was verheißen war, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Fluth und Strand.

Guſtav Schwab.

I.

Allgemeine Andeutungen über den Bodenſee. — Seine Lage, Größe und Tiefe. — Naturphänomene.

Die Jugendperiode unſeres Rheins iſt nun vorüber. Aus ſeiner Alpenheimath hervortretend, breitet er ſich in den Bodenſee aus, den er als anſehnlicher Fluß wieder verläßt, bald zum Hauptſtrome Deutſchlands wachſend.

Digitized by Google

Die Gegenden, durch welche wir nun den Leſer führen, gehören unſtreitig zu den ſchönſten Deutſchlands. Weber nennt die Ufer des Bodenſees, welchem oft der ſtolze Name des ſchwäbiſchen Meeres oder gar des deutſchen Meeres ertheilt worden, ein „Paradies". „Was Voltaire vom Genferſee ſagte: „Mon lac est le premier du monde" ſage ich als Deutſcher vom Bodenſee!" ruft er aus. „Italien hat ſeine Campanien, Frankreich ſeine Provence, Spanien ſein Valencia, Rußland ſeine Krimm, und Deutſchland — den Bodenſee."

So heiter uns aber auch die Umgebungen des Sees anlachen und ſo lieblich der Anblick iſt, welche man von einzelnen Punkten am Ufer hat, — vom Gebhardsberg, vom Heiligenberg, von Conſtanz, von Friedrichshafen aus — ſo wenig können wir doch in ſolche überſchwängliche Lobpreiſungen einſtimmen. Die nördlichen Ufer des Bodenſees ſind meiſt flach, am ſüdlichen Ufer ſteigen ſchöne grüne Berge empor, die ſich jedoch gegen Conſtanz hin wieder abdachen. Die Landſchaft darf ſich darum mit der der Schweizerſeen nicht meſſen, indeß der große, blaue Waſſerſpiegel des „ſchwäbiſchen Meeres", die geſegneten belebten Ufer, in der Ferne die appenzeller Alpen, vor allen der ſchneeglänzende Säntis, und bei hellem Wetter öſtlich einzelne Schneegipfel der vorarlbergiſchen Alpen, werden auch bei Dem einen ſchönen und erhebenden Eindruck hervorrufen, der den Leman und die anderen herrlichen Seen der Schweiz erblickt hat.

Der Bodenſee liegt 1223$^{1}/_{10}$ Fuß über der Nordſee (nach Einigen 1164 bis 1199 F.); er hat 26$^{1}/_{20}$ Meilen im Umfang und einen Flächeninhalt von 8,487 Geviertmeilen. Von Bregenz bis zur Mündung der Stockach iſt er 8$^{1}/_{2}$ Meile lang und gegen 2 Meilen breit. Er wird eingetheilt in den Bregenzerſee, in den eigentlichen Bodenſee, den Ueberlingerſee und den Unterſee (ſiehe weiter unten). Am Ufer iſt der See nicht tief, aber deſto mehr in der Mitte. Am tiefſten iſt er wohl zwiſchen Lindau und Conſtanz. Hier hat er in der Mitte eine Tiefe von 770 Fuß. Tiefe Punkte ſind ferner zwiſchen Langenargen und Rorſchach, Conſtanz und Friedrichshafen, ſowie zwiſchen Meersburg und Staad. Zwiſchen Lindau und Bregenz ſoll der See, nach der Meſſung von Schiffleuten, beinahe 2208 Fuß tief ſein, d. i. 985 Fuß tiefer, als die Oberfläche der Nordſee, und 900 Fuß tiefer, als der Grund der Oſtſee. Doch dieſe Angaben ſind offenbar übertrieben und unglaublich für einen Landſee.

Digitized by Google

Einſt ſtand der Bodenſee wenigſtens um 5 bis 600 Fuß höher denn jetzt, und ſichtlich verliert er alljährlich etwas an Tiefe, weil die hineinſtrömenden Flüſſe und Bäche, beſonders der Rhein, viele erdige Theile mitführen, die in dem See zu Boden ſinken. So hat ſich im Süden der Moraſt zwiſchen Rheinegg und Fußach und nordöſtlich der Moraſt zwiſchen Wahlwies und dem Ueberlingerſee (das ſogenannte Ried) gebildet.

Das Waſſer des Bodenſees iſt klar, von grünlicher Farbe und gutem Geſchmack. Uebrigens bildet der See niemals eine völlig glatte Fläche, auch beim reinſtem Himmel und der tiefſten Windſtille kräuſelt er ſich; man vermuthet, daß dies von unterirdiſchen Strömungen herrühre. Stürme wehen oft auf dem Oberſee und wenn die „Föhn"*) wüthet, ſo brauſt und tobt der See vom unterſten Grunde auf. Dieſes Gewelle aus der Tiefe, welches die Schiffer Grundgewelle heißen, wird oft höchſt gefährlich. Unglücksfälle ſind indeß nicht ſo häufig, als man glaubt, wenn auch ſchon ſiebzehnmal oder noch öfter Schiffe auf dem Oberſee untergegangen ſind (vom Jahre 1285 bis zum Jahre 1822). Uebrigens erfordert es doch alle Vorſicht, einem ſolchen Unwetter zu entkommen; der Sturm raſt ſo frei, wie auf der offenen See, ſchlägt oft Wellen von der Höhe eines kleinen Hauſes, und bewegt das Waſſer drei Klafter in der Tiefe. Im September des Jahres 1825 ſchnaubte bei gänzlich wolkenloſem Himmel ein ſo furchtbarer Sturm aus Oſten, daß die ganze Geſellſchaft auf dem Dampfboote „Max Joſeph" ſeekrank ward und in den unteren Schiffsraum flüchtete. Weber erzählt in ſeinen „Briefen eines durch Deutſchland reiſenden Deutſchen" (I. Bd. S. 459): „man ſpreche ja nicht verächtlich von dieſem deutſchen Meere! Hatte ein junger Mann bei der Ueberfahrt von Meinau neben mir die Seekrankheit bekommen, ſo ſah ich heute vom ſichern Ufer Wellen, wie die des erzürnten Oceans, nicht mehr die ſchönen, grünen, ſilbernen, kryſtallhellen Wogen, die man umarmen möchte, ſondern grau, ſchwarz, braun und haushoch." In der Regel kommt die Gefahr jedoch nur vom bewölkten Himmel und vom Südwinde. — Schmilzt der Schnee in den Alpen, ſo ſteigt das Waſſer oft in wenigen Tagen um einige Fuß, in ſehr ſeltenen Fällen bis 12 Fuß über den Nullpunkt des lindauer Pegels.

*) „Die Föhn, ſagt das Volk, nicht der Föhn." (Schwab, der Bodenſee. II. Thl. S. 17.) Dieſer bekannte Name des ſchweizeriſchen Südwinds iſt von favonius abzuleiten.

An den Ufern gefriert der See ſehr leicht. Wenn aber auch gleich ſelten ein Winter ſo gelinde iſt, daß der Unterſee nicht überfriert, ſo iſt noch weit ſeltener einer ſo hart, daß der größte Theil des Oberſees überfröre. Den Angaben der Chroniſten von einem völligen Ueberfrieren des Sees iſt nicht immer unbedingter Glaube beizumeſſen; die Alten nahmen es nicht ſo genau.

Man erzählt von einem Zufrieren des Sees in den Jahren 1277, 1435, 1560, 1573, 1587, 1695, 1785, 1788 und 1830. Im Jahre 1277 ſoll der See ganz überfroren geweſen ſein; im Jahre 1435 konnte man von Lindau nach Fußach reiten und fahren, aber zwiſchen Arbon und Buchhorn war der See offen. Im Jahre 1560 ſoll er in ſeiner größten Breite von Romanshorn bis Buchhorn gefroren ſein und im Januar des Jahres 1573 war er es wirklich mehre Wochen lang; man zog Kornſäcke auf Leitern über das Eis von Langenargen und Buchhorn nach Utwil und ein ſechsſpänniger Güterwagen fuhr von Fußach nach Lindau. Dagegen waren bei Conſtanz See und Rhein bis gegen Ermatingen hinunter und hinauf gegen das Eichhorn einen Armbruſtſchuß weit gar nicht gefroren, gerade an Stellen, wo ſonſt, bei ziemlich gelindem Winter, alles mit Eis bedeckt iſt. Am 23. Februar wurde ein Kanal von Fußach bis Lindau aufgehauen; man brauchte drei und einen halben Tag bis an's Inſelhorn, und die Schiffer fuhren mit hochgeſpannten Segeln durch dieſe Oeffnung wieder heim; über Nacht aber fror Alles wieder zu. Bei Rorſchach wurden auf dem See Faſtnachtſpiele und andere Luſtbarkeiten gehalten, und zwiſchen Lindau und Mehrerau hielten 200 Bürger zu Fuß und zu Pferd die Aſchermittwochsſchlacht auf dem See. Erſt am Oſtermontag, den 23. März 1573, war der See wieder ganz vom Eiſe befreit.

Das letzte Mal fror der See ganz im Jahre 1695 (5. Februar), ſo daß man aller Orten darüber fuhr und ritt. Damals machte der Schulmeiſter von Altnau bei Conſtanz mit ſeiner Heerde einen Spaziergang über das Eis nach Langenargen, allwo ſie ſämmtlich vom Grafen von Oettingen geſpeiſt wurden. Und am 13. Februar hielten die Bewohner von Arbon ein Freiſchießen auf dem See. In dem kalten Winter von 1788 bis 1789, wo man von Lindau nach Bregenz auf dem Eiſe fahren konnte, war der See keineswegs in der Mitte gefroren. Auch im Jahre 1830 fror der See ſtark zu; man konnte die italieniſchen Güter von Fußach auf Schlitten über das Eis ziehen und vom 5. bis zum 7. Februar wurden zahlreiche Luſtparthien darauf gemacht. Schwab be-

Digitized by Google

ſingt eine ſolche Schlittenpartie, die jedoch, wie er ſelber berichtigt, nicht mit Roſſen, ſondern nur mit „Schuhmachers Rappen“ gemacht worden. („Der Spuck auf dem Bodenſee.“ II. Thl. S. 289.)

Es knüpft ſich auch eine Sage an jenes Zufrieren des Sees zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, die Schwab bearbeitet hat und die noch heute im Munde des Volkes leben ſoll. Ein Reiter will zur Winterszeit an den See; er reitet aus den Bergen heraus, in's ebene Land; nur eine weite, weiße, ſchneebedeckte Ebene breitet ſich vor ihm aus. Dorf und Stadt verſchwinden hinter ihm, kein Baum, kein Haus läßt ſich erblicken. Er fliegt eine Meile oder zwei dahin und hört nur den Schrei der Schneegans über ſich, nur das aufſchwirrende Waſſerhuhn, ſonſt keinen Laut, auch kommt kein Wanderer, der ihm den rechten Weg zeigen könnte. Immer fort, wie auf Sammt, geht's auf dem weichen Schnee. Endlich, als der frühe Abend dunkelt, blitzt von Ferne ein Lichtſchimmer auf, Baum an Baum ſtreckt ſich aus dem Nebel, Hunde ſchlagen an und der Verirrte hält vor einem Gehöft.

„Willkommen am Fenſter, Mägdelein,
An den See, an den See! wie weit mag's ſein?“

Die Magd ſtaunt ihn an; „der See liegt hinter dir!“ ruft ſie. Der Fremde erſchrickt, und deutet zurück: „die Ebene dort komm ich hergeritten!“ — „Herr Gott, ſo ritteſt du über den See!“ ſchreit die Dirne, „und das Eis krachte nicht unter dir zuſammen?“ — Die Dorfbewohner verſammeln ſich um den fremden Reiter, und die Bäuerin, ihres Staunens kein Ende findend, ſpricht: „Du glücklicher Mann, tritt ein und erquicke dich bei uns nach der Gefahr, der du ſoeben entronnen!“ — Aber er hört ſie nicht mehr. Er ſinkt vom Pferde; die Nachricht von der entſetzlichen Gefahr, in der er ſchwebte, hat ihn getödtet. —

Eine eigenthümliche Erſcheinung, die noch öfter auf dem Genferſee beobachtet worden, iſt die Ruhß (am Genferſee Seiches genannt). So bezeichnet man das plötzliche Aufſteigen des Waſſers gegen das Ufer, ohne Vergrößerung der Waſſermaſſe, und das gleich ſchnelle Sinken, was eine Zeit lang abwechſelt. Dieſe Erſcheinung iſt faſt mit der Fluth und Ebbe des Meeres zu vergleichen.

Hier muß auch noch einer anziehenden und merkwürdigen Volksſage gedacht werden, die der Engländer Radcliffe aus Schweden mittheilt. Der Wetterſee bei Wattſtena in Oſtgothland ſtürmt oft plötzlich bei dem ſtillſten Wetter, dies ſoll aber — ſo erzählt das Volk — nur dann

geſchehen, wenn der Bodenſee, fern am Fuße der Alpen, vom Sturm aufgerüttelt werde, und umgekehrt ſoll der ruhige Bodenſee jeden Sturm des ſchwediſchen Wetterſees mitempfinden. „Sollte dieſe Sage, bemerkt der mehrerwähnte Topograph des Bodenſees, nicht mit der dunkeln Tradition zuſammenhängen, welche die Schweizer aus Schweden in ihre jetzige Heimath und ſomit auch an die Ufer unſeres Sees ziehen läßt?“

II.

Einflüſſe in den See.

Außer dem Rheine ergießen ſich in den Bodenſee gegen fünfzig Flüßchen und Bäche. Die bedeutendſten darunter ſind folgende:

Die dornbürner Aach, aus dem Vorarlberg kommend, unterhalb Fußach in den See fließend, gegen 4½ Meilen lang.

Die weit ſtärkere bregenzer Aach, weſtwärts von Bregenz mit mehren Mündungen ſich in den See ergießend.

Die Lautrach. Sie entſpringt bei dem Dorfe gleichen Namens und fließt nach zweiſtündigem Laufe bei Hardt in den See.

Die Leiblach (in der Volksſprache Luiblach, früher Loibla), entſpringt ſüdöſtlich von Wangen und ergießt ſich nach vierſtündigem Laufe zwiſchen Lindau und Bregenz.

Die Argen, bei Immenſtadt entſpringend; ſie heißt anfänglich die untere Argen, nimmt dann die obere Argen auf und fließt bei Langenargen ein.

Die Schuſſen, bei Schuſſenried entſpringend, fließt bei Eriskirch in den See, nachdem ſie eine Strecke von faſt 7½ Meilen durch Wieſen zurückgelegt hat.

Die Urnauer Aach fließt aus einem Moor bei Pfrungen und mündet ſich eine halbe Stunde von Friedrichshafen.

Die Seefelder Aach, eine halbe Stunde von Heiligenberg entſpringend, bei Seefelden einfließend.

Die Stockach. Sie hat ihren Urſprung bei Selgelsweiler, fließt bei der Stadt Stockach vorüber (¼ Stunde von derſelben entfernt) und mündet bei Eſpaſingen, eine Stunde vor Bodmann.

Die Goldach, in einem engen Thale etwas über eine halbe Meile von Trogen entſpringend, nach einem ſechsſtündigen Laufe oberhalb Arbon bei Horn in den See fließend.

Digitized by Google

Die Steinach, ungefähr eine Stunde von St. Gallen entſpringend, nach einem fünfſtündigen Laufe bei Steinach einfließend, etwa eine halbe Stunde von Arbon.

In das nordweſtliche Ende des Zellerſees mündet ein bläulicht klares und raſches Flüßchen, vorzugsweiſe die Aach genannt. Es entſpringt am Fuße des Hügels, auf welchem das uralte Städtchen Aach im Hegau liegt, aus dem Gewölbe eines Jurakalkfelſens. Man hält es für einen unterirdiſchen Abfluß der Donau, welche bei Immendingen einen Theil ihrer Gewäſſer in mehre Schlünde und Wirbel verliert. Die Aach treibt ſchon bei ihrem Urſprunge mehre Hammerwerke, Schmieden und Mühlen und iſt ſo waſſerreich, daß ſie niemals zufriert. Nachdem ſie ſich elf Stunden lang meiſt durch Wieſen geſchlängelt, fließt ſie eine halbe Stunde von Radolphszell in den See.

III.

Schiffe auf dem Bodenſee. — Fiſcherei, Handel und Weinbau.

Die Römer fuhren ſchon unter Tiberius über unſeren See, ſechszehn Jahre vor Chriſti Geburt (ſiehe weiter unten). In ſpäterer Zeit erſcheinen die Bürger von Lindau als die thätigſten Schiffer. Sie ſpielten eine große Rolle auf dem See und übten auch einen beſonderen Zunftzwang über die Fiſcherei aus; es entſtanden damals verſchiedene Fiſcherordnungen. Jetzt beſtehen nur noch einzelne Ortsverträge und in der Mitte des Sees iſt völlige Fiſcherfreiheit.

Bei Hard und Bregenz, Wallhauſen, Petershauſen bei Conſtanz, Reichenau und Bodmann werden Schiffe gebaut. Früher hatte man Schiffe von 110 Schuh Länge und 14 Schuh Breite, mit Rudern, großen Segeln und Anker. Ein ſolches Schiff, welches fünfzehnhundert Centner Waaren lud und etwa ſechs tauſend Gulden koſtete, wurde eine Lädi genannt. Die Lädinen, dieſe „Oſtindienfahrer des Bodenſees", wurden nur in Lindau und Bregenz geladen, und man fuhr damit den See hinunter nach Konſtanz, Stein am Rhein und bis nach Schaffhauſen, anders wohin nicht, da ſie vier bis fünf Schuh im Waſſer gingen und daher nicht überall landen konnten.

Die Schiffe zweiten Ranges waren ehedem die Halblädinen. Jetzt, ſeitdem der Tranſithandel abgenommen, ſind die gewöhnlichen Fahrzeuge

Digitized by Google

die ſogenannten Segner; dieſe ſind acht und ſechszig Schuh lang, auf dem Grunde acht und einen halben Schuh breit, und können zwei hundert Malter Korn tragen.

Man verſuchte es früher öfters größere Schiffe auf dem Bodenſee zu gebrauchen. Herzog Sigmund von Oeſterreich ließ im Jahre 1454 ein großes Meerſchiff bauen, und ebenſo im Jahre 1523 Marx von Kirchen zu Lindau eine Galeere zimmern, beide konnten aber nicht recht vom Waſſer getragen werden. Nur die Schweden waren im dreißigjährigen Kriege glücklicher mit dem Bau größerer Schiffe. Ein Engländer, Lord Baltimore, baute auch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, während ſeines Aufenthaltes in Lindau, ein prächtiges Luſtſchiff nach engliſcher Art, und im Jahr 1799 errichtete der engliſche Obriſt Williams zu Bregenz ſogar eine Flotille von Kanonierböten. Unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Karl ſollte dieſe auf dem Bodenſee operiren. Sie wurde von ausgewanderten franzöſiſchen Seeoffizieren kommandirt und koſtete monatlich achtzig tauſend Gulden. Damals wurden förmliche Seegefechte auf dem friedlichen Bodenſee geliefert, denn auch die Franzoſen bauten im Jahre 1800 eine Flotille. Uebrigens ſtand der Nutzen der von Obriſt Williams errichteten Flotille in keinem Verhältniſſe mit den Koſten.

Seit dem Jahre 1824 gehen ſchlanke Dampfer auf dem Bodenſee. Zuerſt hatte Würtemberg auf Staatskoſten ein Dampfſchiff gebaut, dem bald mehre folgten. Es beſtehen jetzt drei Dampfſchiffahrtsgeſellſchaften zu Conſtanz, Lindau und Friedrichshafen.

Der lebhafte Handel auf dem See beſteht meiſt in Landeserzeugniſſen, Getreide, Wein, Holz, Vieh, Obſt u. ſ. w., von einem Ort zum andern, beſonders aber nach der Schweiz, auch in Salz und italieniſchen Produkten.

Der See nährt auch die herrlichſten Fiſche, Hechte, Karpfen, vorzüglich aber Lachsforellen und ſogen. Rheinlanken, die mitunter dreißig Pfund und in der Regel über zwanzig Pfund wiegen. Der eigentliche Lachs kommt nicht in den Bodenſee, weil keiner den Rheinfall zu überſpringen vermag. Ein Hauptfiſch iſt die große und kleine Muräne; wenn ſie noch jung ſind, heißen dieſe letzteren Gangfiſche, und werden marinirt verſendet.

Der Weinbau am See iſt ziemlich bedeutend. Schon im ſiebenten Jahrhundert wurden um Bodinchhofen (Botikhofen) Reben gepflanzt, und auf dem Hofe Goldach im Arbonerkreis trieben freie Zinsleute

Digitized by Google

des Kloſters St. Gallen um die Mitte des neunten Jahrhunderts Weinbau. Die Bodenſeeweine ſind zwar herbe, und man hat ſogar einen Zuſatz zu dem Rheinweinliede des wandsbecker Boten gemacht, welcher nicht eben ſchmeichelhaft klingt:

Wer wollte mit dem Rheine wohl vertauſchen
Den Wein am Bodenſee?
In ſeinem dürren Kräzer ſich berauſchen?
Da trinkt man lieber Thee!

So wenig dieſer Seewein aber auch einem fremden Gaumen mundet, ſo gewöhnt man ſich bald an denſelben und findet ihn zuletzt wohl gar angenehm. Weber erzählt ein Geſchichtchen von zwei Landpredigern, die über ihren Beſoldungswein klagten: „Herr Bruder! mir iſt's, als ob mir eine Katze in den Hals kröche." — „Und mir, lieber Herr College, als ob ich die Katze am Schwanz wieder herauszöge." Aber zuletzt gewöhnten ſich Beide daran, und lobten den Herrn, der ihnen Beſoldungswein gegeben habe.

IV.

Geſchichtliches.

Der Bodenſee hat verſchiedene Namen. In den älteſten Nachrichten heißt derſelbe bald der See zwiſchen dem Rhein und der Donau, bald der See, in den der Rhein ſich ausbreitet, bald ſchlechtweg: der See. Dann wird er der brigantiniſche See genannt (lacus Brigantinus und Brigantia), ein Name, der ſich in der Benennung Bregenzerſee noch immer erhalten. Pomponius Mela (40 Jahre nach Chriſti Geburt) ſpricht von dem lacus Venetus und Acronius, Namen, die ſonſt nirgends vorkommen; bei den Franzoſen heißt der Bodenſee: lac de Constance.

Andere Namen des Bodenſees haften an einzelnen Theilen. Die Bucht zwiſchen Lindau, Bregenz und Hard heißt vorzugsweiſe der Bregenzerſee, die zwiſchen Dingelsdorf, Sernatingen und Ueberlingen, der Ueberlingerſee. Auch heißt der kleinere Theil des Sees, im Gegenſatz des größeren Theils von Bregenz bis Conſtanz oder des Oberſees, der Unterſee. In der Gegend von Allenſpach heißt der Unterſee Allenſpacherſee, während er zugleich von der Stadt Radolphszell den Namen Zellerſee hat.

Ueber den jetzigen allgemeinen Namen: Bodenſee, zuerſt in einer Urkunde vom Jahre 890 vorkommend, wo der See lacus podamicus ge-

nannt wird, sind verschiedene Ansichten aufgestellt worden. Die richtigste ist wohl die, welche den Namen von dem altdeutschen Worte: Bodam (Bodem, bottom) Vertiefung ableitet; von demselben Stamme kommen auch viele Wörter in anderen Sprachen, wie Schwab näher anführt (II. Thl. S. 63).

Der Bodensee wurde den Römern im Feldzug gegen die Rhätier und Vindelicier, unter Tiberius bekannt, der im Jahre 14 vor Chr. Geb. von Gallien her, mit seinem Bruder Drusus im Rheinthale sich zu vereinigen suchte. Rheinaufwärts ziehend war Tiberius endlich an den See gekommen, der seine Vereinigung mit Drusus hemmte. Aber der römische Heerführer schuf eine kleine Flotte, fuhr über den See und besetzte eine Insel, die er in demselben fand, wahrscheinlich die Insel Reichenau.

Etwa 20 Jahre nach Chr. Geb. hat Strabo die ersten Aufschlüsse über unsere Gegend, welche die Römer ohne Zweifel jenem Krieg verdankten, seiner Erdbeschreibung einverleibt. Nach ihm bildet der Rhein, nicht allzufern von seinem Ursprunge, große Sümpfe, vielleicht noch Ueberbleibsel seines früheren Laufes durch den Wallenstädter- und Zürchersee, der jetzt nicht mehr bezweifelt wird. Auch den Bodensee betrachtet Strabo als einen Ausfluß des Rheinstroms. Von der Umgegend sagt er: Der hercynische Wald ist dicht und hat in den höheren Gegenden sehr hochstämmige Bäume. Er hat einen großen Umfang; in der Mitte desselben liegt ein Landstrich, der wohlgelegen und geeignet ist, bewohnt zu werden. In seiner Nähe ist die Quelle der Donau, die des Rheins, und zwischen beiden der See und die Sümpfe, in die sich der Rhein ergießt. Der Umfang des Sees hält drei hundert Stadien, die Ueberfahrt nahe an zwei hundert. Er hat aber auch eine Insel. u. s. w.

Schwab hebt hervor, daß diese Angaben des römischen Schriftstellers etwas dunkel seien, und daß man besonders über die Größe, die er dem See zuschreibt (nach Strabo betrüge der Umfang des Sees 7½, die Länge 5 Meilen) stutzig werden müsse. „Die Vermuthung, Strabo rede vielleicht bloß vom Untersee, muß jedem, der die Oertlichkeiten kennt, höchst lächerlich vorkommen. Man wird sich über jene Angabe und die gleich fehlerhafte eines späteren Schriftstellers (Ammians) weniger wundern, wenn man sich die Karten des siebzehnten Jahrhunderts, ja selbst noch die Karten von Homann ansieht, und die unförmliche Gestalt betrachtet, die der See noch auf ihnen allen hat. Wenn es bis auf die

Digitized by Google

neueſte Zeit an genauen Meſſungen fehlte, wie können wir glauben, daß die Römer, die Anderes zu thun hatten, ſolche vorgenommen, daß ſie — was doch jene Angabe, wenn ſie genau ſein ſollte, voraus zu ſetzen ſchien — den See rund umſegelt haben werden? Nun finden wir aber gerade im Umfang hauptſächlich gefehlt; die Länge, wenn wir ſie auf den Oberſee, zwiſchen Lindau und Konſtanz, beſchränken (der Unterſee und die weſtliche Zunge des Oberſees erſchienen ihnen wohl ſchon wieder flußartig) iſt ziemlich genau angegeben. Das Ganze mag auf unbeſtimmten Ausſagen der Uferbewohner beruhen. Dazu bedenke man, daß damals, und noch Jahrhunderte lang, ein ewiger Nebel auf dem waldumwachſenen Sumpfe gebrütet haben muß. Wie unſicher mag da ſelbſt alles Augenmaaß geweſen ſein. Derſelbe Nebel, der dem Strabo oder ſeinen Gewährsmännern den See verkürzte, ſtellte ihn dem Ammianus länger, unendlicher vor."

Ungefähr vierzig Jahre nach Chr. Geb. und zwanzig Jahre nach Strabo, läßt ſich der Geograph Pomponius Mela über den Bodenſee vernehmen. Schon genauer nennt dieſer zwei Seen. „Der Rhein," ſagt er, „von den Alpen niederſtürzend, bildet, nicht ferne von ſeinem Urſprung, zwei Seen, den Venetus und Acronius."

Ptolomäus, der gerade hundert Jahre nach Pomponius Mela (140 Jahre nach Chr. Geb.) lebte, kennt, wie auch Strabo, die Stadt Brigantium (Bregenz). Die Gegend war bald ſo entwildert, daß ſchon im dritten Jahrhundert Julius Solinus ſie „reich an Feldfrüchten, fett und ergiebig" nennt, „geadelt durch den Brigantiniſchen See." Der See erſcheint alſo dieſem Schriftſteller bereits als der Stolz der Gegend. Doch iſt die Kultur wohl am ſpäteſten bis zu ſeinen Ufern hingedrungen, und, wo nicht die große Römerſtraße hinlief, da ſtarrten dieſelben von ſchwarzen, ungelichteten Wäldern.

Wir kennen den Lauf jener Straße noch aus der großen Kriegskarte des römiſchen Reiches, die nach ihrem Beſitzer tabula Peutingeriana genannt wurde, und deren erſte Anfertigung ſchwerlich in eine ſpätere Zeit, als die Conſtantius des Großen zu ſetzen iſt. Vom Unterſee findet man auf dieſer Karte keine Spur. Dieſelbe zeigt uns eine Hauptſtraße, von Italien nach der Augusta Vindelicorum, dem Hauptſitze des germaniſchen Handels, führend, über Mailand, Comus, Clavenna (Chiavenna), den Splügenpaß, Curia (Chur), Magia (Mayenfeld), Clunia (bei Feldkirch auf einem hohen Berge im Jahre 1825 vollſtändig ausgegraben), Vemania (?), Brigantium (Bregenz) und Viaca (?). Ein Neben- oder Vicinalweg führte von Brigantium aus, am ſüdlichen Rand des

Bodenſees hin, nach Helvetien und Gallien, und da, wo dieſe Seitenſtraße den See berührte, ward ein römiſches Caſtrum gegründet, deſſen Name arbor felix (Fruchtbaum, Fruchtgarten) darauf hinzudeuten ſcheint, daß man hier zuerſt die überalpiſche Kultur einführte.

Am Anfange des vierten Jahrhunderts wälzte ſich der Krieg der Römer mit den Alemannen in unſere Gegend. Um's Jahr 304, als der Kaiſer Conſtantius I. dieſe Völker, deren Namen gegen das Ende des dritten Jahrhunderts zuerſt erſcheint *), bei Vindoniſſa geſchlagen, zog er den Rhein herauf und baute ein Kaſtell, der ſchmalen Erdzunge gegenüber, die zwiſchen dem Unter- und Oberſee hinläuft, da wo der Rhein aus dem Oberſee kommt. Kein Schriftſteller gedenkt dieſer Gründung, keine Inſchrift, keine Münze weiſt auf ſie hin; nur der Name Conſtantia, welcher dem Orte geblieben iſt, zeugte noch von derſelben, bis man im dreißigjährigen Kriege (1632), als der ſchwediſche General Horn Minen gegen die belagerte Stadt Konſtanz graben ließ, auf die alten römiſchen Ueberreſte ſtieß. Vor dem Kreuzlingerthore fand man die Grundgebäude und die gewaltigen Bogen einer ſteinernen Brücke, welche zugleich von einem weit breiteren Waſſerſtande des Rheins zeugen.

In jenen Kämpfen hatte auch eine Schaar von Alemannen, während der Rhein mit Eis bedeckt war, eine Inſel beſetzt. Aber das Eis brach, Conſtantius ſetzte in Schiffen über und machte ſie ſämmtlich zu Gefangenen.

Unter der Herrſchaft Conſtantius II., Conſtantin des Großen Sohn, lieferten die Römer den Lenzer Alemannen (Lentienses), welche am nördlichen Ufer des brigantiniſchen Sees, in finſteren Waldungen hauſten, eine blutige Schlacht (355 nach Chr.). Dieſe kühnen Barbaren hatten ſchon einen Theil Helvetiens in ihrer Gewalt und brachen öfters verheerend über die römiſchen Grenzen. Der Kaiſer ſchickte den Arbetio, den Führer der Reiterei, wahrſcheinlich über Chur und durch das Rheinthal, an den See. Allein der römiſche Feldherr, der Gegend unkundig und ſeine Kundſchafter nicht abwartend, gerieth in einen Hinterhalt, und ſein Heer wurde von den aus ihren Schlupfwinkeln hervorſtürzenden Alemannen aus einander geſprengt. Mit Hülfe der Nacht entkamen jedoch Viele und das Heer ſammelte ſich wieder, obſchon zehn Tribunen und eine

*) Der Name Alemannen iſt wahrſcheinlich kein Volks-, ſondern ein Bundesname. Von einem römiſchen Schriftſteller jener Zeit, der indeß nicht bis auf uns gekommen, dem Aſinius Quadratus, wird er ausdrücklich etymologiſch erklärt durch zuſammengekommene, gemiſchte Menſchen, d. h. allerlei Mannen.

Digitized by Google

große Anzahl Soldaten vermißt wurden. Die Alemannen, übermüthig durch den Sieg, ritten nun jeden Morgen im Nebel mit gezogenen Schwertern bis dicht vor das römiſche Lager und ſtießen plumpe Drohungen aus. Endlich fielen drei Tribunen, die den Barbaren ihre Kriegsführung abgelernt, aus dem Lager. Sie ſtürzen ſich wie ein Strom über die Feinde, greifen ſie nicht in ordentlichem Treffen, ſondern bald da, bald dort an, und ſchlagen ſie in wilde Flucht. Nun rückt die Maſſe des römiſchen Heeres nach, und bald thürmen ſich ganze Haufen von Barbarenleichen; viele werden mit den Pferden niedergehauen und noch im Tode mit verſchränkten Beinen auf dem Rücken der Thiere gefunden. Als die Stätte dieſes Sieges wird die Gegend zwiſchen Lautrach und Dornbüren bezeichnet, auch die zwiſchen Dornbüren und Ems.

Mit dem römiſchen Feldherrn Barbatio, der in den folgenden Jahren gleichfalls gegen die Barbaren geſandt wurde, war auch der tapfere und gelehrte Krieger Ammianus Marcellinus aus Antiochien in die Gegend des Bodenſees gekommen. Ihm, dem Geſchichtſchreiber dieſer Kriege, verdanken wir die weiteren ausführlicheren Nachrichten über den See ſeit Strabo. Er berichtet:

„Zwiſchen den Klüften der höchſten Berge entſpringt der Rhein mit gewaltigem Stoß, bahnt ſich über abſchüſſige Klippen ein Bett, ohne Zuwachs fremder Waſſer, und ſtrömt hin mit ſtürzendem Falle, wie der Nil durch ſeine Kataraften. Und er könnte vom Urſprung an beſchifft werden, da er Ueberfluß an eignem Waſſer hat, wenn er nicht einem rennenden (ruenti) ähnlicher dahinliefe, als einem fließenden. Und ſchon in's Freie hinausgetreten und die tiefen Spaltungen ſeiner Ufer beſpülend, tritt er in einen runden und ungeheuern See ein (Brigantia nennt ihn der Rhätier), der 460 Stadien lang iſt und faſt in gleiche Breite ſich ergießt, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, außer wo jene alte, nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat: denn die Natur der Oerter und des Himmels Unfreundlichkeit ſtreitet wider die Barbaren. Durch dieſen Sumpf bricht der Strom brauſend mit ſchäumenden Wirbeln, wandelt raſch durch die träge Ruhe ſeiner Gewäſſer, und durchſchneidet ſie wie mit einer ſcharfbegränzten Fläche; und wie ein durch ewige Zwietracht getrenntes Element, löſt er ſich wieder ab vom See, mit nicht vermehrtem, nicht vermindertem Strome, mit ganzem Namen und ganzen Kräften, und, auch ferner keine Anſteckung erleidend, taucht er ſich in des Oceans innerſte Tiefen. Und was gar wunderbar iſt, das ruhende Gewäſſer des Sees wird von dem raſchen Durchgange

nicht bewegt, und der eilende Fluß von dem unter ihm ſchwimmenden Schlamme nicht aufgehalten; beider Stoff vereinigt und vermiſcht ſich nicht; und lehrte nicht der Anblick, daß es wirklich ſo geſchehe, ſo würde man glauben, keine Gewalt ſollte die beiden von einander ferne halten können."

Man hat dieſe Schilderung Ammians, wonach der Rhein ſich nicht mit dem See vermiſchte, für ein bloßes Mährchen erklärt und angenommen, er habe eine Strömung des Sees für den Rhein gehalten. Dagegen meint Schwab die Sache wäre nicht ſo undenkbar, wenn der See zu jener Zeit ein mit Meergras und anderer Unreinigkeit angefüllter Sumpf geweſen ſei. Und wenn derſelbe nach Ammian 11½ Meilen lang und faſt ebenſo breit ſein ſollte, ſo müſſe man, abgeſehen davon, wie eine ſolche Täuſchung leicht erklärbar, nicht vergeſſen, daß der See im Alterthum wirklich nach zwei Seiten hin ſich weiter ausgedehnt zu haben ſcheint, als heutzutage: „Im Oſten zeigen die Ufer von Bregenz bis Rheineck mit ihren breiten Verſandungen, daß hier einſt noch die Fluth geherrſcht, und im Weſten läßt das ſogenannte Ried vermuthen, daß einſt der See ſich bis in die Nähe von Wahlwies erſtreckt habe. Dies beides angenommen, ändert Geſtalt und Größe des Sees beträchtlich, und Ammians Irrthum wird dadurch kleiner und verzeihlicher."

Durch die große Völkerwanderung, welche am Ende des vierten Jahrhunderts das römiſche Reich bedrohte, wurden die Alemannen wieder an den Rhein und in unſere Seegegend vorgedrängt. Sie ſetzten ſich hier allmählig feſt, und ſeitdem herrſchte an dem Oberrhein und dem Bodenſee der alemaniſche Name. Die Namen Rhätien, Vindelicien verſchwinden. Dieſe neuen Herren der Gegend werden als kräftige, rieſenhafte Geſellen geſchildert, mit blonden, fliegenden Haaren, ſo ſtattlich und ſchön, daß ſchon der Kaiſer Caracalla ſie vorzugsweiſe zu ſeiner Leibwache auserſah. Von einer alemanniſchen Schönen entwirft uns der römiſche Dichter Auſonius ein Bild, indem er die Reize ſeiner Sclavin Biſſula ſchildert. Er nennt ſie „von Augen blau und blond von Haar, ein Barbarenkind, das hoch über allen Puppen des Latiums ſteht; der Maler, der ſie abbilden wollte, müßte Roſen und Lilien miſchen können." Wie alle Barbaren waren die Alemannen geldgierig, ausſchweifend in der Wolluſt und dem Weingenuß, aber ſelbſt ihren Feinden, den Römern, gegenüber, ehrlich und ohne Falſch. Von ihrer nordiſchen Heimath her waren ſie geſtählt gegen die Kälte, ihre Häuſer waren daher auch nur leicht aus Holz gezimmert. Doch fand ſchon Ammian alemanniſche Wohnungen, die ſorg-

Digitized by Google

fältiger und faſt nach römiſcher Art gebaut waren. Sie waren treffliche Schwimmer, ſelbſt in ihren Panzern und Waffen; die Schlachten wurden noch, wie bei den alten Germanen, beim Mahle berathen. Auch verehrten ſie beſonders alte heilige Eichen, und hatten wahrſagende Frauen in ihrem Heere, welche den Beginn des Kampfes beſtimmten und den Erfolg voraus verkündeten.

Dieſer blonde, kräftige Stamm hatte ſich in unſerer Gegend feſtgeſetzt, als Attila, der Hunnenkönig, um's Jahr 450 n. Chr. wie eine ſchwarze Wetterwolke herangezogen kam. Auf den catalauniſchen Feldern von Aetius zurückgeſchlagen, ſuchte er mit ſeinen wilden Völkern den nächſten Weg nach Italien. So wälzte ſich nun der Zug mitten durch dieſe Gegenden. Was hier von vindelicíſchen und rhätiſchen Städten, von römiſchen Standlagern und Bauten noch ſtehen geblieben, wurde nun von den Flammen verzehrt; die Alemannen ſelbſt, im Gefolge des Hunnenkönigs ziehend, nahmen die Gelegenheit wahr, die ummauerten Plätze, welche den Römern, falls ſie je wiederkehrten, ſo leicht zu Stützpunkten dienen konnten, zu zerſtören. Zugleich breiteten ſie ſich noch weiter im Lande aus.

Mit den dem Attila nachziehenden Völkerſchwärmen waren die Sueven, Stämme eines ähnlichen Völkerbundes, wie die Alemannen und verwandten Urſprunges, in die Gegend gekommen und hatten ſich mit denſelben vermiſcht. „Sie erſcheinen, ſagt Schwab, an der Seite der Alemannen, ſüdöſtlich im Gebirge mit neuer Ausdehnung. Wie die Waldſtröme aus den rhätiſchen Alpen, ſtürzten ſie ſich unter Hunnimund und Gibuld (475 n. Chr.) gegen die ſie bedrohenden Gothen und ziehen frei durch Rhätien und Noricum; wenden ſich dann nach Italien und werden endlich von Odoacer zurückgewieſen. Dieſer gründet ſeinen Thron in Italien. Die Wanderungen haben ein Ende. Die Völker bleiben feſt in dem errungenen Sitz. An beiden Rheinufern bis an die Lahne, wo die Franken beginnen; in Helvetien, deſſen Name verſchwunden iſt, bis an den Jura, wo die Burgundionen ſitzen; im Südoſten bis über die höchſten Alpen, wohnen jetzt friedlich die Alemannen und Sueven.“ Bei Procopius heißen die Letzteren ſchon Suaben.

„Recht in unſerer Gegend aber, vom Lech bis zum Rheinthal und den Donauquellen, werden Suev-Alemannen jetzt zum geſonderten Stamm; ihr Name geht bald in den der Sueven über oder wechſelt wenigſtens ganz mit dieſem, und zum erſtenmale taucht Schwabenland aus der Geſchichte empor. Sie ſind noch die alten Germanen des Tacitus, wandernde Krieger, unter Waffen die zwei Gränzflüſſe des römi-

ſchen Reichs bewachend. Jeder Gau, deren vom Main bis zum brigantiniſchen See fünf genannt werden, hat ſeinen eignen Fürſten, jeder Gaufürſt ſein Gefolge, das in der Schlacht unzertrennlich von ihm iſt und zu leben verſchmäht, wenn er fällt. — Da ſie nicht an gebildete Völker gränzten, ſo ſchritt ihre Kultur nur langſam vorwärts; zum Ackerbau gewöhnen ſie ſich nur ſchwer. Sie wohnen in Höhlen, auf Trümmern, in Hütten. Nur mißbrauchsweiſe heißt der Italiener dieſe Wohnſtellen Städte. Doch ſcheinen ſich zu den alten Plätzen hie und da neue Anſiedelungen geſellt zu haben." Nachrichten aus dem ſechsten Jahrhundert nennen als alemanniſche Städte unſerer Gegend Conſtantia, Rugium, Bodungo, vielleicht Bodmann, Arbor Felix, Bracanzia, offenbar aus Brigantium im Munde der neuen Anſiedler entſtanden.

Als Chlodwig, der Frankenkönig, bei Zülpich unweit Köln die in Frankreich eingedrungene Abtheilung der Alemannen beſiegt hatte (495 n. Chr.), wurden auch die Alemannen unſerer Gegend den Franken unterworfen. Der alemanniſche Stamm und das alemanniſche Weſen bleiben indeß wie früher vorherrſchend. Der Frankenkönig Theudebert ſetzte zwei Häupter der Alemannen, den Buccelin und den Leuthar, zu Herzogen über das Land; dieſe verwalteten daſſelbe im Namen des Königs und zogen mit dem Heerbann aus. Als ſpäter Klothar II. Auſtraſien, und alſo auch das mit demſelben einbegriffene Alemannien, ſeinem Sohne Dagobert übergab, wurde Letzterer der Geſetzgeber dieſer Gegenden. Schon Theudrich, Chlodwigs Sohn, hatte die fränkiſch alemanniſchen Geſetze in Schrift verfaßt, Childebert und Klothar hatten ſie verbeſſert, und Dagobert vollendete nun die Geſetzgebung. Die alte Freiheit der Alemannen dauerte, nach dieſer Verfaſſung, in Volksverſammlungen fort; nur wurden die Beſchlüſſe im Namen des fränkiſchen Königs durch den Herzog beſtätigt. Der Krieger war der freie Landbeſitzer, im Frieden war die Jagd ſein Geſchäft. Das Geſinde lebte in des Herrn Haus und Hofe. Hier war das Wohnhaus (casa), die Scheuer (scuria) und der Keller. Im Hauſe (sala), die Stube (stuba) und die Schaaf- und Schweinsſtälle, alles mit einem unverletzlichen Zaune umſchloſſen, wie denn die Geſetze ſich hauptſächlich auf Sicherung des Eigenthums beſchränkten.

Die alte heidniſche Götterverehrung erhielt ſich noch ziemlich lange in dieſen Gegenden *). Eine feſte Stätte gewann die neue Lehre zuerſt in

*) „Die Alemannen," ſagt Agathias, ein byzantiniſcher Geſchichtſchreiber und Dichter des ſechsten Jahrhunderts, „haben wohl auch noch geſetzliche Einrichtungen von ihren Vätern her; was aber ihre öffentliche Verfaſſung betrifft, ſo werden ſie beherrſcht und regiert und

Conſtantia; der auſtraſiſche König Klothar I. verlegte, wahrſcheinlich zwiſchen den Jahren 553 und 561, das Bisthum dorthin, welches bisher zu Vindoniſſa (Windiſch) beſtanden hatte, und von hier aus ward nun für die Verbreitung und Befeſtigung des chriſtlichen Glaubens gewirkt. In der Stadt Bregenz war auch ein Bethaus der heiligen Aurelia erbaut worden, ebenſo ſtand in dem alten römiſchen Lager Arbor Felix, deſſen Name im Munde der Barbaren ſchon damals in Arbon verwandelt worden, ein chriſtliches Bethaus, und zu Seckingen, auf einer Inſel des Rheins, hatte der ſchottiſche Glaubensbote St. Fridolin ein ſolches geſtiftet.

Um's Jahr 609 kamen zwei Apoſtel aus dem fernen Irland, der heilige Columbanus oder Columba und ſein Jünger Gallus mit zwölf Genoſſen aus dem Elſaß, die Limmath herauf nach Arbon. Der heilige Gallus wurde der eigentliche Apoſtel der Alemannen; nachdem er einige Zeit in Bregenz gelebt, baute er, getrennt von ſeinen Gefährten, eine Klauſe im Arbonerforſt, an deren Stelle ſich ſpäter die mächtige Abtei St. Gallen erhob. Im folgenden Jahrhundert entſtand auch auf der Inſel Reichenau eine Pflanzſchule des neuen Glaubens. An dieſe allmählige Verbreitung des Chriſtenthums knüpfen ſich nun die erſten Kulturentwickelungen. Die Mönche bringen mit dem Evangelium zugleich die Wohlthaten der Bildung; ſie pflanzen Obſtbäume, ſie bebauen das Land und bereiten eine mildere Geſittung vor.

Als die Alemannen am Anfange des achten Jahrhunderts (709 bis 712 n. Chr.) gegen die fränkiſchen Hausmajer aufrühriſch wurden, ſcheinen die Bewohner des Bodenſees ruhig geblieben zu ſein. Sie hielten es mit Pipin gegen Herzog Gottfried von Alemannien; aber dieſer verheerte dafür alles Land um den See. Karl Martell gab, nach Unterwerfung der Aufrührer, Auſtraſien und Schwabenland, zuſammen Alemannien genannt, ſeinem Erſtgebornen Karlmann (727 n. Chr.); gegen dieſen kämpfte der Herzog Theodebald noch eine Zeitlang an, aber nach Theodebalds Tode, vernichteten die Hausmajer Karlmann und Pipin alle Herzogsgewalt in den Provinzen (750 n. Chr.).

---

hängen vom fränkiſchen Staate ab. Nur von der Gottheit haben ſie nicht dieſelben Glaubensanſichten mit den Franken. Denn ſie verehren gewiſſe Bäume, Ströme, Hügel und Thäler, dieſen weihen ſie ihren Gottesdienſt und ſchlachten ihnen Pferde und eine Menge anderer Thiere zum Opfer." Daß ſchon der Frankenkönig Chlodwig ſich zum Chriſtenthum bekannt, bedarf hier wohl kaum einer beſonderen Erwähnung.

Karl der Große, der ſich zum Herrn des fränkiſchen Reiches gemacht, kehrte, als er nach Italien zog, um ſich die römiſche Kaiſerkrone auf's Haupt zu ſetzen, mit ſeiner Gemahlin Hildegard in Konſtanz ein, das damals ſchon eine Stadt genannt wurde. Er ließ die Mönche von Konſtanz und St. Gallen vor ſich kommen und begabte namentlich die Letzteren. Die beſondere Verwaltung Alemanniens hatte Karl ſeinem Sohne gleichen Namens übertragen, der indeß vor ihm in's Grab ſank.

Ludwig der Fromme kam öfters auf die königlichen Maierhöfe an dem See; ſo feierte er im Jahre 839 das Oſterfeſt in ſeinem Palaſte zu Bodoma (Bodman). Der Krieg unter ſeinen Söhnen zog ſich auch hierher; Lothars Heer wurde von dem Ludwigs II. bei Bregenz geſchlagen. Bei dem Friedensſchluſſe erhielt Ludwig II. Alemannien bis an den Rhein (843), und er ließ ſich jetzt in den Urkunden König der Alemannen nennen. Dieſes alemanniſche Königreich übergab er noch bei Lebzeiten, im Jahre 865, ſeinem jüngſten Sohne, Karl dem Dicken, welcher ſich nach des Vaters Tode und nach langen Kriegen mit ſeinen Brüdern, bei der Theilung des Reiches, im Jahre 875, den Beſitz deſſelben bis an die Alpen ſicherte.

In Alemannien, wo Karl dem Dicken das Reich der Welt zugefallen war, wurde auch ſein kläglicher Sturz vorbereitet. Er war krank aus Italien zurückgekehrt, und nur halb geneſen begab er ſich im Oktober 881 auf ſein Schloß Bodman an den Bodenſee. Hier mußte er ſich einer Operation am Kopfe unterwerfen. An Leib und Seele geſchwächt, zog er dann gegen die eingedrungenen Normannen nach dem nördlichen Deutſchland, wo er zu einem ſchimpflichen Frieden gezwungen ward.

Sein vertrauter Rath Luitwart, Biſchof von Vercelli, ein tyranniſcher Wüſtling, hauſte währenddeß in Alemannien und machte ſich ſo verhaßt, daß der Kaiſer ihn, auf die Klagen der Alemannen, verſtoßen mußte. Voll Erbitterung ſchloß ſich Luitwart nun Karls Feinden im Reiche an, und bald darauf empörten ſich die Franken, Thüringer, Sachſen, die baieriſchen und alemanniſchen Fürſten. Karl der Dicke wurde geſtürzt und war in Kurzem ſo tief von ſeiner Höhe heruntergefallen, daß er, ein hungernder Bettler, den Biſchof von Mainz, um Speiſe und Trank anflehen mußte. Die Fürſten überließen ihm einige Höfe in Alemannien, und Karl zog nun in die Nähe der frommen Stifter, wo er ſich ſchon früher mit den Mönchen ſehr befreundet hatte. Er wohnte fünf Meilen vom See zu Neidingen in der Bertholdsbaar, wo er, den die Mönche ehedem aus Schmeichelei gleichfalls Karl den Großen genannt hatten,

Digitized by Google

am 13. Januar 888 ſtarb, vielleicht eines gewaltſamen Todes. Auf der Inſel Reichenau, in der Hauptkirche neben dem Altare der heiligen Jungfrau wurde er beigeſetzt; es wird erzählt, als man die Leiche dorthin trug, habe ſich auf dem Wege der Himmel zu öffnen geſchienen, und ein Lichtſtrahl ſei auf die Bahre gefallen. Kadold, der Biſchof von Novara, ein Bruder jenes Luitwart, welchen des Todten jammerte, ſtiftete ihm auf der Au eine Gedächtnißfeier.

Auch die Alemannen, obgleich ſie mit der Herrſchaft Karls des Dicken nicht ſonderlich zufrieden ſein konnten, empörte die ihm widerfahrene ſchmähliche Behandlung und ſein trauriges Ende. Am Bodenſee ſtellten ſich Karls Blutsverwandter, Ulrich, der Graf des Linzgau's und Argengau's, und Bernhard, der Abt von St. Gallen an die Spitze der Mißvergnügten und unterſtützten den Sohn des entthronten Kaiſers, Bernhard, der in's Land einfiel. Aber Bernhard wurde beſiegt und erſchlagen, und Ulrich ſowohl, als der Abt von St. Gallen mußten mit dem Verluſte ihrer Würden und ihrer Güter büßen.

Die geiſtlichen Stifter am See waren in dieſer Zeit durch reiche Schenkungen ſchnell gewachſen. Konſtanz und St. Gallen hatten ein bedeutendes Anſehen erlangt; das Letztere begann damals ſchon eine Pflanzſchule der Gelehrſamkeit für die ganze gebildete Chriſtenheit zu werden und „das Licht der Wiſſenſchaft leuchtete vom Ufer des Bodenſees in das dunkele Europa hinein.“ Auch auf der Inſel Reichenau war ſchon vor Ablauf des achten Jahrhunderts eine Schule errichtet worden, und die gelehrte Bildung keimte hier frühe auf. Dies Licht warf indeß nur dürftige Schimmer aus den Kloſtermauern in die nächſten Umgebungen, weit mehr leuchtete es in die Ferne. Die Verſuche der frommen und gelehrten Männer, das Volk am See zu ſittigen und zu bilden, ſcheinen nicht mit beſonderem Erfolg gekrönt worden zu ſein; „hart wie ihre derben Leiber“, bemerkt der Topograph des Bodenſees, „hart wie der ſteinigte und waldige Boden, den ſie urbar machen ſollten, und ſchwer zugänglich dem lebendigen Glauben war der Sinn dieſer rohen Alemannen.“ Dies klagt Notker, ein gelehrter und dichteriſcher Mönch zu St. Gallen, der 912 im höchſten Alter ſtarb, in einem lateiniſchen Verſe:

Dura viris, et dura fide, duriſſima gleba.

Mit dem Anbau des harten Bodens ging es dagegen raſcher vorwärts. Das hochberühmte St. Gallen war damals weit umher der volkreichſte, blühendſte Ort; es war von mehr denn hundert Kloſtergeiſtlichen, hundert Leibeigenen, vielen daſelbſt der Wiſſenſchaft Obliegenden und

Verpfründeten bewohnt, beſaß Mühlen, Bierbrauereien, einen „Arznei-Wurzgarten“ und ſogar ein Gaſthaus. Man fing damals auch bereits an, den Weinbau zu betreiben (ſiehe oben); an allen Seeufern ſtanden Höfe, in deren Namen man — mitunter freilich nicht ohne Mühe — die jetzigen Ortſchaften wieder erkennt. So war am linken Seeufer unterhalb Bregenz ein Lutaraha (Lautrach) entſtanden, Hohunſtati, eine große Villa am Rheine, die Bruck, Gaiſſau, Fuſſach, St. Johann-Höchſt (Hochſtettharre marcho) und Ninisgemünde (Rheinsgemünd, wo jetzt Altenrhein) umfaßte. Ferner Steinaun (Steinach), Coldaun (Goldach), Rorſcacum (Rorſchach), Salmaſach, wo einſt Biſchof Salomo I. von Konſtanz ein regulirtes Chorherrnſtift gegründet, das jedoch ſchon von Salomo III. nach Konſtanz verlegt worden war, aus Furcht vor den Ungarn, Uzzinwilare (Utwil), Chezziwilare (Keßwil), Gutininga (Güttingen), Lanſalahe (Landſchlatt), Mamburon (Mammern), Stamhaim (Stamheim), Steinigunecka (Steinegg), Manen (Maningen). Am rechten Ufer des Oberſees hinauf ſehen wir die neu entſtandenen Orte: Walewimms (Wahlwies), Raisperage (auf einem hohen Berge, drei Stunden von Ueberlingen, jetzt Ruine), Marakdorf (Markdorf) und den Keranberg oder Görrinberg (Gerenberg), Manunzella (Manzell), Buachihorn (Buchhorn), Tetinanc (Tettnang), Wangun (Wangen), Liutchurichun (Leutkirch), Wazzerburuk (Waſſerburg), jetzt ſchon mit einer Kirche, Liubilaa (Lieblach), bei Linthowe (Lindau), das, wie Waſſerburg in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts neu angelegt, nun ſchon ein bedeutender Ort iſt *).

Die Beſitzungen der Klöſter waren ſehr beträchtlich; ſie dehnten ſich über das ganze Thurgau, über Zürich, den Schwarzwald, das Breisgau, das Donauthal aus. St. Gallen allein beſaß zu jener Zeit an eigenen und zinspflichtigen Gütern 160.000 Jaucharte, und 1723 Köpfe mußten ihm Zins leiſten.

Nach dem Tode Karls des Dicken ſpielte Biſchof Salomo III. von Konſtanz, der die beiden angeſehenen Stifter Konſtanz und St.

*) Im Rheinthale blühten damals eine Menge neu angelegter theils deutſcher, theils rhätiſcher Orte, worunter die anſehnlichſten: Flumines (Flums), Amidis (Ems), Campeſtas (Gambs), ferner Meilis (Mels), Senovio (Schnüfis), Quadravedes oder Quaradaves (Grabs). — Was das oben angeführte Ninisgemünde am See betrifft, ſo bemerken wir hier noch, daß der Rhein damals wahrſcheinlich mit mehren Armen in den Bodenſee mündete.

Digitized by Google

Gallen vereinigte, eine große Rolle am See; wir werden ſpäter noch auf ihn zurückkommen. Zu ſeiner Zeit erſchienen die Schwärme der Ungarn, welche zuerſt Arnulph unvorſichtigerweiſe herbeigerufen, in unſerer Gegend, ein wildes Volk, kleine Männer mit tiefliegenden Augen, wie Zeitgenoſſen berichten, gräßlich von Anſehen, mit Pfeil und Bogen bewaffnet; auf leichten Pferden, auf welchen ſie angewachſen ſcheinen, umkreiſen ſie die ſchwerbewaffneten Gegner, ebenſo raſch im Ueberfall, als in verſtellter Flucht; „ſie leben nicht wie Menſchen, ſondern wie das Vieh, freſſen rohes Fleiſch und trinken das Herzblut ihrer Feinde.“ Das erſtemal werden dieſe Horden in einer blutigen Schlacht am Inn auf's Haupt geſchlagen (913), durch Herzog Arnulph von Baiern und die Brüder Erchanger und Berchtold, die königlichen Kammerboten, die mit Herzogsgewalt in Alemannien herrſchten und bei dem Bodenſee wohnten.

In den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts brachen die Ungarn wieder in's Land. Nachdem ſie lange vor Augsburg gelegen, erſchienen ſie wie ein Wirbelwind an dem Bodenſee, ſo unverhofft, daß dem Kloſter St. Gallen erſt der aufſteigende Rauch und der flammengeröthete Himmel die Nähe der wilden Gäſte verkündeten.

Abt Engelbert ließ in Eile zwei feſte Schlöſſer aufführen, das eine an der Sitter, das andere über dem See auf der Halbinſel Waſſerburg; darauf ſandte er Knaben und Greiſe des Kloſters dorthin, mit der Weiſung, im See, als der ſicherſten Freiſtätte, auf wohlverſehenen Schiffen zu leben. Die Bücher wurden nach Reichenau, die übrigen Schätze auf das Kaſtell an der Sitter geflüchtet. Der Kern der Mönche aber, mit eilig verfertigten Harniſchen, Keulen, Schilden und Bogen, warf ſich, ihren Abt, der den Harniſch über die Kutte angelegt hatte, an der Spitze, in die Feſte an der Sitter. Nur die heiligen Jungfrauen in St. Mangs Klauſe wollten ihr Haus nicht verlaſſen, ſie waren zurückgeblieben, entſchloſſen zu ſterben. Ebenſo ein blödſinniger Mönch; der klagte, der Kloſterkämmerer habe ihm das Leder zu den Schuhen vorenthalten, in denen er hätte fliehen können.

Am 1. Mai des Jahres 925 erſchienen die Ungarn. Sie fanden nur den blödſinnigen Mönch, er kam ihnen ergötzlich vor, und ſie ſchonten ſeiner. Die Horden lagerten ſich im Graſe, ſchmauſten rohes Fleiſch und beſoffen ſich im Wein; nach dem Mahle brüllten ſie zu ihren Göttern, und Heinbald, der Mönch, mußte mit ſchreien. Auch wird erzählt, zwei von ihnen hätten ſogleich den Thurm beſtiegen, von wo ihnen das goldene Bild des heiligen Gallus entgegenglänzte, aber, ehe ſie es erreicht, hätten ſie ſich

zu Tode gefallen. Ihren Dollmetſcher, einen gefangenen Prieſter, wollten die Unholde gerade abſchlachten, als ihre Vorhut ſie erſchrocken vor der Nähe der Sitterburg warnte, und ſo brachen ſie eilig nach der Ebene auf, ſteckten noch einige Höfe an, um in der finſteren, unwirthlichen Nacht eine Leuchte zu haben, und zogen rheinabwärts ſo ſchnell aus der Seegegend, als ſie gekommen waren. Eine fromme Einſiedlerin, mit Namen Wiborada, ward das einzige Opfer dieſes Einfalles. In ihre verſchloſſene Klauſe eindringend, in der Hoffnung, Schätze zu finden, hatten ſie, enttäuſcht und aufgebracht, die fromme Jungfrau mit ihren Spießen niedergeſtoßen.

Um Konſtanz herum hatten die Ungarn alles verheert; der Ort leiſtete aber feſten Widerſtand. Von der Inſel Reichenau hatte man alle Schiffe an's Land gezogen; am Rande der Inſel waren glänzende Geharniſchte aufgeſtellt. Dieſer Anblick flößte den Horden Scheu ein und ſie eilten vorüber, ſengend und brennend den Rhein hinab. — Ein Ungar war im Lande geblieben, ließ ſich taufen und heirathete ſpäter ein ſchwäbiſches Mädchen.

Durch dieſe Einfälle der Ungarn, welche drohten, daß ihre Roſſe Flüſſe und Seen austrinken und deren Hufen die Städte zertrümmern ſollten, war man darauf gekommen, Mauern um die Plätze zu ziehen. Die Entſtehung der ummauerten Städte fällt in die Mitte des zehnten Jahrhunderts; Wil, Altſtädten, Rheinau, Stein am Rhein, Konſtanz, vielleicht auch Arbon und Biſchofszell erhielten damals ihre Mauern. Auch die Stadt St. Gallen entſtand auf dieſe Weiſe, indem Abt Anno damit anfing, einen Graben um die Wohnungen ziehen und ringsum eine Mauer mit drei und vierzig Thürmen aufführen zu laſſen. Aber dieſer Abt ſollte die Vollendung des Werkes nicht ſehen; als die Mauer eine Elle hoch über die Erde aufgeſtiegen war, ſtarb er, am 1. Dezember des Jahres 954.

Wir brechen hier ab, da es nur unſere Abſicht war, in die dunklere Vorzeit der Seegegenden einige Streiflichter fallen zu laſſen, und nur über dieſe Allgemeineres mitgetheilt werden ſollte. Die weiteren geſchichtlichen Denkwürdigkeiten, welche ſich an einzelne Orte knüpfen, werden am Beſten bei dieſen ſelbſt berückſichtigt werden.

Digitized by Google

V.

Das ſchweizeriſche Seegebiet. — Rorſchach. — Arbon. — Romanshorn. — Güttingen. — Münſterlingen. — Kreuzlingen. — Gottlieben. — Schloß Arenenberg.

Die Gebiete fünf verſchiedener Staaten umgränzen den Bodenſee; die Schweizerkantone Sankt Gallen und Thurgau, der badiſche Seekreis, der würtembergiſche Donaukreis, ein Theil von Ober-Bayern und der öſtreichiſche Vorarlberg.

Wir haben zunächſt dem Schweizerufer unſer Augenmerk zu widmen, und zwar dem St. Galliſchen Antheil. Einen Abſtecher nach der nicht unmittelbar am See gelegenen Stadt des heiligen Gallus müſſen wir uns, des beſchränkten Raumes halber, verſagen; des Städtchens Rheinegg, welches eigentlich auch ſchon in's Bereich des Bodenſees gehört, wurde bereits oben gedacht, und ſo wenden wir uns nach

Rorſchach,

dem zweitgrößten Orte des Kantons, dicht am See, zwei Stunden von der Stadt St. Gallen. Dieſer ſtattliche Flecken, mit 1550 katholiſchen Einwohnern und 200 Häuſern, iſt am Bodenſee das vornehmſte Emporium der Schweiz, voll Leben und Regſamkeit. Er hat einen guten Hafen und große Kornmagazine, in welchen das aus Schwaben über den See gebrachte Korn aufgeſpeichert wird. Jeden Donnerſtag iſt in Rorſchach der bedeutendſte Kornmarkt der Schweiz, und das Getraide wird von hier in die fernſten Winkel des kornarmen Alpenlandes ausgeführt. Außer dem Landbau und der Güterverſendung werden auch Fabriken betrieben. Früher war beſonders der Leinwandhandel von Rorſchach bedeutend. Abt Bernhard von St. Gallen legte am Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts den Grund zu demſelben, indem er hier eine Leinwandhandlung errichten, Bleichen, Walken, Druckereien und Färbereien herſtellen ließ. Jetzt aber hat dieſer Handel beinahe ganz aufgehört und der Wohlſtand iſt ſeitdem geſunken.

Der Flecken hat ein freundliches, wohlhabendes Ausſehen; außer dem großen Kornhaus, das, nähert man ſich auf dem Dampfboote, ſchon lange vorher in's Auge fällt, hat er mehre neue, ſtattliche Gebäude und eine hübſche Kirche. Die Umgebung iſt fruchtbar, und von den nahen Höhen bieten ſich reizende Blicke über den See und die Ufer. Hinter dem Orte ſteigt ein maleriſcher Hügel auf, der Rorſchacherberg genannt,

mit Matten, Obſtbäumen, Burgen und Häuſern bedeckt. Von dieſer Höhe, welche man in einer Stunde von Rorſchach erreicht, dehnt ſich die Ausſicht über den ganzen Bodenſee aus, und man hat zugleich einen ſchönen Ueberblick über die vorarlberg'ſchen Gebirge und auf die bündner Alpen. Von einem Vorſprunge auf dem Rorſchacherberge, etwas weiter öſtlich, überſieht man Bregenz, den Einfluß der bregenzer Aach und des Rheins in den See.

Unter den Gebäuden am Rorſchacherberge zeichnet ſich beſonders das ehemalige Kloſter Marienberg oder die ſogenannte Statthalterei aus, jetzt eine Schulanſtalt. Auf dieſer Stelle hatte Abt Ulrich VIII. von St. Gallen ein neues Kloſter auffuhren laſſen, in das er die Abtei von St. Gallen verpflanzen wollte. Dieſer Abt, ein Bäckersſohn aus der Stadt Wangen, wegen ſeines rothen Haares und ſeines ſtarkgefärbten Antlitzes Roth Uli genannt, ſah ein, daß die wachſende Macht der Stadt St. Gallen dem Stift gefährlich wurde; „er kannte den um ſich greifenden, kühnen Geiſt der Städte, und wie ein Lichtſtrahl kam ihm der Gedanke, mit dem ganzen Kloſter aus dieſem Netz herauszurücken, ehe es geſchloſſen wäre.“ Der unternehmende, willenskräftige Mann faßte daher den Entſchluß, das Stift von St. Gallen weg nach Rorſchach zu verlegen; in St. Gallen ſollte eine Probſtei bleiben. Dieſer Plan wurde von dem Kapitel beifällig aufgenommen, und es ward, ohne weitere Zögerung, an's Werk geſchritten. Am 4. Mai 1487 legte man den Grundſtein des Kloſters in Rorſchach, und unter Leitung eines damals berühmten Baumeiſters aus Bayern, Erasmus Gräſer, ſtieg der Bau empor. Die Stadt St. Gallen und Appenzell, welche ſcheel dazu ſahen, wollten es nicht geſchehen laſſen, ſchon war die Kirche ausgebaut und das Kloſter zur Hälfte vollendet, als der Bürgermeiſter von St. Gallen, Ulrich Varnbüler auftrat und verlangte, daß der Abt den Plan aufgeben ſollte. Allein dieſer achtete nicht auf die Einrede. Da rotteten ſich mehre Tauſend von den burgundiſchen Feldzügen her noch kriegsluſtige St. Galler, Appenzeller und Rheinthaler, auch unzufriedene Gotteshausleute, zuſammen, zogen mit dem Feldgeſchrei: „Wohlauf thut dem heiligen Gall einen Ehrentag an!“, den Berg hinab, und ſtürzten ſich über den neuen Kloſterbau. Bald ſtand die neue Kirche, ein Haus, drei Scheunen, die Stein- und Zimmerhütten und die Schmiede in Brand, die Mauern des Kloſters wurden niedergeriſſen, die beiden neuerbauten Wirthshäuſer im Flecken geplündert, der Wein ausgetrunken und die Fäſſer zerſchlagen. Der ganze Haufe kam des folgenden Tages, eine Beute von Bauwerkzeugen, Geräthſchaften und Betten mit ſich ſchleppend, über den Berg

Digitized by Google

nach St. Gallen zurück, wo man dem Abt und den geiſtlichen Herren mit dem Tode drohte und Spottlieder auf den „Rothfuchs von Wangen“ ſang. Der „Kloſterbruch“ zu Rorſchach, wurde als ein vom heiligen Gallus bewirktes Wunder geprieſen.

Der Abt rief die Schirmorte Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus um Beiſtand an. Nach mehren vergeblichen Verſuchen einer Ausgleichung zogen dieſe mit acht tauſend Mann gegen die Kloſterſtürmer, und mahnten auch die übrigen ſechs Orte zum Zuzug. Die Gotteshausleute und die Appenzeller unterwarfen ſich; St. Gallen mußte nun den Kampf allein beſtehen. Die Stadt wurde belagert, hielt ſich aber ſtandhaft. Endlich kam man überein, daß die vier Schirmorte zwiſchen dem Abt und der Stadt Recht ſprechen ſollten, und der Bürgermeiſter Varnbüler wurde verbannt. Zu Einſiedlen wurde der Streit ausgeglichen; dem Abt geſtand man zu, er dürfe bauen, wo er wolle, jedoch das Stift mit dem Hofe und Pfalzgericht und den Heiligthümern nicht verlegen; die Stadt, das Stiftland und die Appenzeller wurden zu anſehnlichen Geldbußen verurtheilt. Einige Jahre darauf, am 13 März 1491, ſtarb Abt Ulrich.

Sein Nachfolger baute im Jahre 1497 das jetzige Kloſter, welches man in neuerer Zeit zu einer Schulanſtalt benutzt hat. Das Gebäude hat einen ſchönen Kreuzgang; am Gewölbe des Refectoriums ſieht man erhabene Arbeiten in Stein, den heiligen Gallus, wie er den Löwen in der Wildniß füttert, den heiligen Othmar u. ſ. w. darſtellend. Ueber der Eingangsthüre ſteht die Jahreszahl 1513.

Nicht weit von dem Kloſter ſteht das ehemalige Schloß Rorſchach, das St. Annen- oder Vogtsſchlößli. Hier ſaßen die Edlen von Rorſchach, welche das Schloß im Jahre 1449 an St. Gallen verkauften und in Armuth geriethen. Nach ihrem baldigen Ausſterben wurde die Burg von der Patronin der Hauskapelle St. Annenſchloß genannt.

* * *

Wir betreten nun den geſegneten Thurgau, den alten Gau der Tiguriner mit ſeinen Obſtpflanzungen und Rebenhügeln. Nur eine Stunde von Rorſchach iſt der thurgauiſche Ort Horn entfernt, ein anſehnliches Dorf, in deſſen Nähe die Goldach einfließt. Eine Stunde weiter liegt das uralte

Arbon,

das Arbor Felix der Römer, ein Städtchen von 152 Häuſern mit 660 Einwohnern, worunter 500 Reformirte und 160 Katholiken. Es hat

Digitized by Google

eine reizende Lage auf einer kleinen Erdzunge, mitten in einem wahren Obſtwalde, im Rücken geſchützt durch einen ſchönen runden Hügel. An dieſem lachenden Fleckchen lichtete ſich aber auch, wie wir bereits oben geſehen, zuerſt das unwirthliche Dunkel des Urwaldes; hier blühten die erſten Obſtbäume, und ſeiner Fruchtbarkeit wegen nannten die Römer den Ort Arbor Felix d. h. Fruchtbaum, Fruchtgarten oder, wie Vadian in ſeiner „Beſchreibung des obern Bodenſees" überſetzt: Zum ſeligen Baum *).

Von dem Gartenhauſe der Wirthſchaft „zum Kreuz", das ganz in den See hinausgebaut iſt, ſo daß die hellen blaugrünen Wellen es auf drei Seiten umſpülen, genießt man eine gar ſchöne Ausſicht. Man hat den See in großer Breite bis nach Friedrichshafen hinüber vor ſich, dazu gegen Oſten hinauf Lindau, Bregenz und die hinter dieſer Stadt aufſteigenden Berge. Auf der anderen Seite, nach Süden, ſtrecken ſich die Häupter des Alpſteins, des Säntis, des Meßmer und des Altmanns im Appenzell empor; „das Blau des wolkenloſen Himmels, das nicht ſelten in der offenen Seegegend den Reiſenden beſtändig lacht, der Schnee der Berge, das ſaftige Grün der Hügel und die blaugrüne Farbe des Sees wogen in fließenden Maſſen in einander, und doch hat dieſes Farbenſpiel etwas ſo Beruhigendes, ſo Einfaches, daß es Einem an dieſem ſtillen Plätzchen unausſprechlich wohl wird, und man nur ungern weiter zieht in dem Obſtwalde des Ufers fort, oder einen der Nachen beſteigt, die gerade zahlreich dieſes Gelände umlagern, und ihn nach den ſchönen Seeſtädten zu bringen verſprechen, die von drei Seiten über das Waſſer herüberblicken."

Am Seeufer bei Arbon haben ſich ſeit mehren Jahrhunderten, und beſonders noch im vorigen, ganze Strecken Landes durch die Anſchwellung des Sees in denſelben geſenkt. So ſind die Ueberreſte der römiſchen Mauern jetzt ganz von dem Waſſer bedeckt, und bei niederem Waſſerſtande treten etwa hundert Schritte vom Ufer noch ganze Reihen von Steinblöcken heraus. (Vor dem Seethor war eine Viehweide, die jetzt gleichfalls von dem Waſſer verſchlungen iſt, und die ganze nordöſtliche Stadtmauer, erſt im dreizehnten Jahrhundert aufgeführt, hat ſich geſenkt.) Dieſe Steintrümmer im Hafen, wo man auch bei hellem Wetter noch eine

*) Der Name konnte indeß auch, wie der Ausdruck arbor in felix eine Andeutung auf das römiſche Recht oder auf ein hiſtoriſches Ereigniß enthalten. S. „der Kanton Thurgau, von Pupikofer" im „hiſt. geogr. Nat. Gemälde der Schweiz." S. 236.

Digitized by Google

ſteinerne Treppe bemerkt, ſind die einzigen Römerſpuren, welche man hier findet. Indeß ſoll auch der ſtarke Thurm des auf einer Höhe am See gelegenen Schloſſes auf römiſchen Grundmauern ſtehen. Im Jahre 1510 wurde dieſes Schloß durch Biſchof Hugo von Landenberg neu erbaut, d. h. das Wohngebäude, nicht der Schloßthurm, an dem ſich die Bauart der merovingiſchen Könige zeigt. Der Glockenthurm an der Kirche iſt nach dem Schloſſe zu, dem er gegenüber ſteht, mit Brettern verkleidet, ſtatt mit Mauern; bei Angriffen auf das Schloß ſollte der Feind ſich hier nicht feſtſetzen und Schutz finden können. Von dem Schloßgarten hat man einen umfaſſenden Blick über den oberen Theil des Bodenſees, die vorarlberg'ſchen Alpen und den Säntisſtock.

Daß Arbon urſprünglich ein römiſches Lager geweſen, wurde bereits erwähnt; der Tribun der Cohors Herculea Panoniorum lag einſt hier.

Erſt um das Jahr 453 n. Chr. waren die Römer genöthigt, das castrum Arbor felix aufzugeben und den Alemannen zu überlaſſen. Es erhielt ſich jedoch ein Ueberreſt römiſcher Kultur, denn als zwei Jahrhunderte ſpäter der heilige Gallus in dieſe Gegend kam, fand er noch mitten unter den Heiden eine chriſtliche Gemeinde. Bevor der heilige Mann in der Wildniß des Steinachthales die Einſiedelei St. Gallen anlegte, hielt er ſich eine Zeit lang mit ſeinen Gefährten in Arbon auf. Den Dienſt bei dem chriſtlichen Bethauſe daſelbſt verſah zu jener Zeit ein Presbyter, mit Namen Willimar, ein ſchlichter Gläubiger, ſelbſt noch höherer Belehrung bedürftig, aber wegen ſeiner Herzensgüte in ſeiner Umgebung geachtet. Um das Jahr 609 traten die Boten des Evangeliums in deſſen Hütte. Es waren dies der heilige Columban, ſein Jünger Gallus und zwölf Genoſſen, von denen Mang, Theodor, Kilian, Placidus und Siegbert genannt werden. Willimar erkannte ſogleich in ihnen die Prediger des Kreuzes und rief ihnen erfreut entgegen: „Gelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn!“ „Von den Enden der Welt hat uns der Herr verſammelt,“ antworteten bewegt die Männer aus dem fernen Inſelland. Der Presbyter führte ſie erſt in ſein Bethaus, dann in die Hütte zurück. Ehe ſie ſich zum Mahle niederſetzten, mußte der heilige Gallus auf ſeines Lehrers Geheiß das Gebet ſprechen, und er betete ſo inbrünſtig und beweglich, daß Willimar zu weinen anfing. Sieben Tage hielten ſich die Miſſionare unter Willimars Dach auf; da fragte Columban, ob ihm kein Ort bekannt wäre, wo ſich in der Einſamkeit eine Zelle für den Dienſt des Herrn bauen ließe? „Wohl iſt,“ erwiederte Willimar, „in unſerer

Gegend ein Ort, Spuren alter Gebäude unter Trümmern bewahrend; fett iſt der Boden und verſpricht reichen Ertrag an Korn; hohe Berge ſteigen im Halbkreis auf, und eine öde Wüſtenei zieht ſich über ſie hin; aber unter der Stadt liegt ein eben fruchtbar Land, das wird Arbeitern den Lohn nicht verſagen." Dazu nannte er den Namen der Stadt: Brigantium. Die Apoſtel verlangten dorthin. Willimar nahm einen Kahn und ſteuerte mit ſeinen Gäſten und ſeinem Diakon, der Hiltibold hieß, unter lauten Lobgeſängen über den See.

Die Miſſionare wohnten drei Jahre in Bregenz. Als der Zorn der umwohnenden Heiden ihnen gefährlich zu werden begann, zog der heilige Columban über die Alpen zu Agilulph, dem Lombardenkönig; den heiligen Gallus aber befiel ein Fieber und er lag zu Arbon krank darnieder. Wieder geneſen, zog er mit Hiltibold, Willemar's Diakon, von Arbon in das öde Steinachthal hinauf, wo er mit ſeinen zurückgebliebenen Genoſſen Magnoald und Theodor den Wald lichtete und ſeine Zelle baute.

Nachdem der heilige Gallus an dieſem wilden Ort lang dem Herrn gedient, allmählig zwölf andere Brüder um ſich verſammelt und in der Gegend die chriſtliche Lehre verbreitet hatte, kam er auf die Bitte Willimar's als fünfundneunzigjähriger Greis noch einmal herab nach Arbon, und predigte dort am Sankt Michaelstage zur großen Erbauung des Volkes. Aber nach dieſer Anſtrengung überfiel ihn ein heftiges Fieber und warf ihn auf's Krankenlager. Als im benachbarten Konſtanz ſein Schüler, der von ihm zu ſeiner Würde erhobene Biſchof Johannes, dies hörte, fuhr er in einem Schifflein, das er mit Speiſe und Trank beladen, gen Arbon. Als der Nachen ſich dem Lager näherte, (ſo hieß Arbon noch immer von der Römerzeit her) da ſchallte ihm aus dem Hauſe Willimars die Todtenklage entgegen; der heilige Mann hatte ausgeathmet und ſein Leichnam lag im Sarge. Der Biſchof, in ſeinem Schmerz, wartete nicht, bis der Nachen gelandet war; er ſtürzte ſich mit ſeinen Begleitern in den See und ſchwamm an's Ufer. Laut weinend warf er ſich im Trauerhauſe über die Leiche ſeines Lehrers. Aber nicht zu Arbon, ſondern in der St. Gallen-Zelle wurde der Leichnam unter dem Zuſtrömen einer großen Volksmenge von Johannes beigeſetzt (um das Jahr 640).

Eigene Edle, die ſich von Arbon ſchrieben, kommen ſchon im Jahr 1190 vor. Nach deren Ausſterben ging die Herrſchaft an die Herren von Kemnat über. Dieſe Edlen, unter welchen Herr Albrecht von

Digitized by Google

Kemnat in der Alexandreis des Rudolf von Embs (ſ. S. 190) als ein Sänger genannt wird, waren Freunde des unglücklichen Konradin. Der junge Fürſt liebte den Aufenthalt in Arbon; vor ſeinem Heereszuge nach Italien bewohnte er ein halbes Jahr lang das Schloß. Im Jahre 1266 beſchenkte er die Stadt, welche überhaupt unter den Herzögen von Schwaben blühend geworden war, mit einem Freiheitsbriefe. Die Kapſel iſt noch vorhanden, die Urkunde ſelbſt wurde wahrſcheinlich von einem alterthumsliebenden Reiſenden weggeſtohlen, jedoch iſt dieſelbe öfters abgedruckt.

Hier ſang vielleicht auch Konradin jenes kindliche, von ſüßem Jugendhauch durchwehte Lied, das uns in der maneſſe'ſchen Sammlung aufbewahrt iſt:

Ich freue mich manniger Blumen roth,
Die uns der Maie bringen will,
Die ſtunden eh in großer Noth,
Der Winter thät ihnen Leides viel
Der Maie will uns ergötzen wohl
Mit mannigem wunniglichem Tage,
Deß iſt die Welt gar freudenvoll.

Was bilfet mich die Sommerzit,
Und die viel lichten, langen Tage?
Mein Troſt an einer Frauen lit (liegt),
Von der ich großen Kummer trage.
Will ſie mir geben hohen Muth,
Da thut ſie tugendlichen an,
Und das mein' Freude würdet gut.

Wann ich mich von der Lieben ſcheide,
So muß mein' Freude ein Ende han,
O weh, ſo ſterbe ich leichte von Leide,
Daß ich es je mit ihr begann.
Ich weiß nicht, Frauc, was Minne ſind,
Mich läßt die Liebe ſehr entgelten,
Daß ich der Jahre bin ein Kind!

Wenigſtens denkt man ſich hier an dem blühenden lieblichen Seegelände, wo man ſich die ſonnige Jugendgeſtalt dieſes letzten Hohenſtaufen gern in die Seele ruft, auch gern jene Verſe entſtanden.

Einige Strophen aus einem Gedichte, worin Guſtav Schwab den Aufenthalt Konradin's an dem Seeufer beſingt, mögen hier noch eine Stelle finden:

Kaum iſt der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See,*) mit Strauch und Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt ſich in der Wellen Schaum

*) „Es blüht der See" ꝛc. Dies bezieht ſich auf das „Blühen des See's", eine Erſcheinung, die der Bodenſee wohl mit mehren Landſeen gemein hat. Im Mai ſind nämlich oft ganze Strecken des Waſſers mit einem gelben Staube bedeckt, der ſich bald ſchleimig zuſammenhängt und nach tagelangem Umherſchwimmen verſchwindet. Dieſe Erſcheinung kann nicht vom Blühen der Waſſerpflanzen herrühren, da der See deren nur wenige hat; es ſoll der männliche Saamenſtaub der Obſt- und Waldbäume am Ufer ſein.

Wie eine Roſenknoſpe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein ſinnend Auge veilenblau,
Der Leier, die er ſchlägt, entſchwellen
Geſänge von der ſchönſten Frau.

Des erſten Donners Stimme hallen,
Im Süden blitzt es blutigroth;
Er läßt ſein Lied nur lauter ſchallen,
Ihn kümmert nichts, als Liebesnoth.

Und wenn er Minne ſich errungen,
So holt er ſich dazu den Ruhm
Und herrſcht, vom Lorbeerkranz umſchlungen,
In ſeiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du ſtehſt im ſchwanken Kahne,
So ruſet dich ein ſchwanker Thron
Vertrau dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlaſſ'ner, armer Königsſohn!

Du biſt ſo ſtolz und unerſchrocken,
Du ſinkeſt, eh' du es geglaubt,
Es ſitzt die Kron' auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Die Herren von Kemnat und von Bodman verkauften in den Jahren 1282 und 1285 ihre Gerechtſame, Burg, Stadt und Kirche, an das Hochſtift Konſtanz für 2900 Mark Silber, doch behielt die Stadt einige Rechte und Freiheiten (Magiſtratswahl, Bann und Gericht), welche ſie von Alters her beſeſſen. Seit dieſer Zeit blieb Arbon bei dem Bisthume. Im Jahre 1494 brannte es jedoch faſt ganz nieder; überhaupt kam die Stadt ſeit der ſtaufiſchen Zeit zu keinem rechten Aufblühen mehr. Zwar hob ſie ſich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder durch ihren Leinwandhandel, der ſo anſehnlich war, daß wöchentlich drei- bis vierhundert Ballen Leinwand von Arbon aus verſandt wurden, allein dieſer Handel iſt jetzt beinahe ganz eingegangen.

Bis zur Revolutionszeit ſetzte der Biſchof von Konſtanz einen Obervogt nach Arbon, der auf dem Schloſſe wohnte. Die Bürgerſchaft hatte ſich frühzeitig der reformirten Lehre zugewandt, und ſchon im Jahre 1528 gelang es, unter Mitwirkung des zürcher'ſchen Geſandten, den evangeliſchen Gottesdienſt einzuführen. Im Jahre 1531 mußte jedoch auch die Einführung eines katholiſchen Geiſtlichen wieder zugegeben werden,

Digitized by Google

und es beſtehen ſeitdem eine reformirte und katholiſche Gemeinde, welche dieſelbe Kirche gemeinſchaftlich haben. Die katholiſche Gemeinde wurde im Jahr 1692 mit einem Stückchen des heiligen Kreuzes beglückt, und dabei ward ihr vom heiligen Vater die Bewilligung ertheilt, in der Faſtenzeit den Wallfahrern außerordentlichen Ablaß zu gewähren. Daher ſtrömt noch jetzt bei den Faſtenandachten zu Arbon vom ganzen oberen Bodenſee eine Menge Volkes zuſammen.

Auf einem nahen Landhauſe lebt oder lebte der Kaufmann J. Heinrich Meyer, der „Jeruſalem-Meyer," bekannt durch ſeine Reiſe nach Jeruſalem und dem Libanon, die er unter dem Titel: „Schickſale eines Schweizers während ſeiner Reiſe nach Jeruſalem" (St. Gallen, Huber, 1815. 3. Bd.) beſchrieb.

Auch iſt Arbon Geburtsort des jetzt vergeſſenen Myſtikers Jakob Hermann Obereit, eines von allerlei Phantaſienebeln befangenen und abentheuerlichen Spekulationen nachhängenden, jedoch nicht unbegabten, originellen Kopfes, wie wir ſo manchen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begegnen. Obereit kam hier am 2. Dez. 1725 zur Welt; ſein Vater, aus Arbon gebürtig, lebte dazumal als Buchhalter in dem Städtchen, ſiedelte jedoch ſchon 1732 nach Lindau über, wo er Rentamtmannsbuchführer wurde; er hatte ſich einer myſtiſch-pietiſtiſchen Richtung ergeben, die nicht ohne Einfluß auf den Sohn bleiben ſollte. Anfänglich Chirurg und Barbier, bezog unſer Obereit ſpäter die Hochſchulen Halle und Berlin, wozu ihm der Rath von Lindau eine Unterſtützung bewilligte, unter der Bedingniß, ſeine Dienſte dereinſt der Stadt Lindau zu widmen. Vom Jahre 1750 an lebte er auch als ausübender Arzt, Operateur und Geburtshelfer daſelbſt und ſchrieb manches Nützliche in dieſem Fache. Zuletzt, wohl ohne eigne Schuld, faſt alle Kunden verlierend, überließ er ſich immer mehr ſeinem Hange zu theoſophiſchen Phantaſien, zu chemiſchen oder vielmehr alchemiſchen Forſchungen und Erperimenten. Später hatte er eine Fehde mit dem bekannten Zimmermann, ſetzte ſich mit Wieland und Anderen in Verbindung, ließ verſchiedene Schriften in die Welt gehen, worunter eine 1781 zu Leipzig erſchienene: „Die Einſamkeit der Weltüberwinder nach innern Gründen erwogen von einem lakoniſchen Philantropen," ihrem Verfaſſer damals wahre Berühmtheit verſchaffte. Nach vielen Hin- und Herzügen im nördlichen Deutſchland, in bedrängten und

dürftigen Umſtänden lebend, bis ihm von dem gothaer Hofe eine Unterſtützung ward, ſtarb er zu Jena am 2. Februar 1798.

* * *

Von Arbon an bildet der See eine große Bucht bis hinauf nach dem drei Stunden entfernten

Romanshorn

oder Romishorn, einem ſtattlichen wohlgebauten Flecken, auf einer Erdzunge, die ſich in Form eines krummen Hornes ziemlich weit in den See hineinſtreckt und auf ihrer äußerſten Spitze ein Schlößchen trägt. Die zerſtreuten Häuſer des Ortes ſind unter Reben verſteckt, und eine hübſche Kirche auf grünem Rebenhügel ergänzt das freundliche Bild. Die Ausſicht von dieſem Punkte erhält beſonders dadurch einen neuen Reiz, daß hier der größte Theil des Sees, welchen man erblickt, ganz von den Alpen begränzt iſt, die ſich amphitheatraliſch herumziehen und deren ſcheinbaren Ausläufer der Bregenzerwald bildet.

Aus dem alten Namen Romani cornu hat man gefolgert, daß hier die Römer unter Valentinian III. oder gar ſchon unter Tiberius eine Station errichtet hätten; ebenſo wurden die Ueberreſte eines Gemäuers auf einer kleinen vor der Landſpitze befindlichen Inſel den Römern zugeſchrieben. Allein ſchon die Nähe von Arbor Felix läßt zweifeln, daß hier abermals eine römiſche Station geweſen; die alte Römerſtraße lief überhaupt hier nicht mehr am See hin, ſondern zog ſich über die Höhen weiter. Andere Spuren, welche auf die Römer gedeutet werden könnten, haben ſich nicht gefunden. Der Name Romani cornu, wie er in einer Urkunde vom Jahre 837 und noch im dreizehnten Jahrhundert vorkommt, Rumanshorn, ſcheint deshalb eher das von einem Manne Namens Romi oder Romanus bewohnte Horn zu bezeichnen, als ſich auf eine römiſche Niederlaſſung zu beziehen. So hat das auf der ſchwäbiſchen Seite gegenüberliegende Koppenhorn ſeinen Namen von einer Fiſcherfamilie Kopp, von welcher es ſeit Jahrhunderten bewohnt wird. In dem St. Gallen'ſchen Bezirke Rheinthal liegt ein Romiswanden, deſſen Name ebenſo zu erklären iſt, auch gibt es in der Nähe von Romanshorn ein Romishäusli.

Die Gegend war indeß hier frühzeitig angebaut. Schon in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts erſcheint Romanshorn als ein neu angelegter Ort; im Jahre 779 wurde die Kirche zu Romanshorn

Digitized by Google

von Waltrad, einer Tochter des Centgrafen Waltram, an die Abtei St. Gallen vergabt, bei welcher denn auch das Dorf mit ſeinen Umgebungen mehr denn tauſend Jahre blieb. Die Aebte ließen die Herrſchaft bald durch Edelleute, denen ſie dieſelbe als Lehen übertrugen, wie durch die Herren von Schwarzenberg und von Andwyl, bald durch beſondere Vögte verwalten.

Romanshorn hat 81 Häuſer mit 232 katholiſchen Einwohnern. Die Fiſcherei wird hier beſonders ſtark betrieben, der Verkehr iſt ziemlich bedeutend. Auf dem Schloſſe an der Spitze des Hornes hauſte im Mittelalter ein eignes Geſchlecht von Romanshorn; es erloſch indeß bald.

* * *

Ueber die großen Dörfer Utwyl und Keßwyl kommen wir nun nach

Güttingen,

einem paritätiſchen Dorfe von 160 Häuſern, 750 reformirten, 140 katholiſchen Einwohnern, umgeben von Weingärten und großen Waldungen. Am Anfange des neunten Jahrhunderts taucht ſchon ein Gutininga auf. (S. Geſchichtl.)

Bei Güttingen ſtehen zwei Schlöſſer, ehedem den reichen Freiherren von Güttingen gehörig. Das älteſte, die Moosburg, an einem Waldſaume, auf einer Anhöhe ganz nahe am See. Ein Chronikſchreiber nennt dieſe Burg ein Blockhaus und in der That gleicht oder glich ſie einem ſolchen. Sie hatte keinen Thurm, ſondern war ein längliches Viereck mit wenigen, kleinen Fenſteröffnungen, von doppeltem Graben umzogen. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren hat man ſie bis auf etwa dreißig Fuß heruntergebrochen und ſie mit einem ländlichen Aufſatz überbaut. Wahrſcheinlich war die Burg im zehnten Jahrhundert als ein Zufluchtsort bei den Einfällen der Hunnen erbaut; übrigens war ſie auch zu einer Wohnung eingerichtet.

Das andere, das eigentliche Schloß Güttingen, früher auch die Kachel genannt, iſt auf einem kleinen Vorſprunge in den See hineingebaut. Auf demſelben wohnte, als Güttingen eine Vogtei des Bisthums Konſtanz geworden, der Vogt bis zum Jahr 1798. Vor etwa ſechzig Jahren wurde es neu aufgeführt, und 1805 ſammt den Gütern an Privatperſonen verkauft; jetzt gehört es einem konſtanzer Bürger.

Grade vor dieſem neu aufgeführten Schlößchen, mehr als hundert Schritte weit im See, erkannte man noch vor Kurzem bei niederem Waſſerſtand

die Trümmer einer alten Waſſerburg; Zweige, den Schiffern zur Warnung aufgeſteckt, bezeichnen die Stelle. An dieſe Reſte knüpft ſich eine Sage, in der wir die Geſchichte des Mäuſethurms bei Bingen getreu wiederfinden. Bei einer großen Theuerung, wird erzählt, haben die Edlen von Güttingen die bettelnden Armen in eine Scheune verlockt und dieſe in Brand geſteckt. Und als ſich nun ein gräßlich Gewimmer hören ließ, ſpotteten ſie, ganz wie Biſchof Hatto, der Unglücklichen und riefen: „Hört, wie die Mäuſe pfeifen!“ Sie wurden aber von den Mäuſen bis in ihre Waſſerburg verfolgt und zuletzt von ihnen aufgefreſſen.

Wüthriche hauſeten hier: in der Scheune verſchloſſen ſie Bettler,
Zündeten an das Gebäu, lauſchten dem Wimmern mit Luſt.
Nannten es Mäuſegepfeif: hervor da krochen die Mäuſe,
Zogen, ein gräuliches Heer, hundertmaltauſend heran,
Trieben die Ritter hinaus aus der hochaufragenden Moorburg,
Folgten zur Waſſerburg ihnen, durchſchwammen den See,
Fraßen das wilde Geſchlecht und nagten den hölzernen Bau weg.
Um den verſunkenen Grund ſpielen die Fiſche ſchon lang,
Und auf den Trümmern des Schloſſes, das grau vom Nachen herabſieht,
Lädt nun ein bäueriſches Haus luſtig zu Spiel und zu Tanz;
Ländliches Volk ergötzet ſich hier und gedenkt der Tyrannen,
Wenn es mit ſtampfendem Fuß ſteinernen Eſtrich berühret.

Schon im Jahre 1163 hat ein Rudolf von Güttingen gelebt. Einen anderen Rudolf von Güttingen, der früher Probſt und Dekan im Breisgau, darauf in St. Gallen geweſen, ſehen wir Anno 1219 als Abt von St. Gallen. Er war ein unternehmender, ehrgeiziger und lebensluſtiger Mann, der die Schuldenlaſt des durch viele Kriege herabgekommenen Stiftes vermehrte, und bemüht war, ſeine Verwandten emporzubringen. So ſcheute er nicht ſchwere Opfer, um ſeinen Bruder Albrecht, Domherrn zu Konſtanz, auf den biſchöflichen Stuhl von Chur zu erheben. Als aber bei zwieſpältiger Wahl erſt in Rom deshalb entſchieden werden mußte, ſtarb Albrecht, ehe ihm das Bisthum ward. Rudolf ſuchte ſich jetzt das für ſeinen Bruder Gewonnene ſelbſt anzueignen. Wirklich gelang es ihm 1222, für eine neue Summe das Bisthum Chur mit dem Stifte von St. Gallen zu vereinigen. Er war jedoch der neuen Würde nicht lange froh. Als er wegen Mißhelligkeiten mit ſeinen Dienſtmannen, in Begleitung des Kardinals Konrad von St. Rufina, zum Reichstage nach Cremona zog — der einzige unter den deutſchen Reichsfürſten — und hernach Rom beſuchte, über-

Digitized by Google

raſchte ihn hier der Tod. Der Kardinal ehrte ihn im Lateran durch ein prächtiges Begräbniß.

Abt Ulrich VII. von St. Gallen, der im Jahr 1272 an das jetzt wieder blühende Stift kam, war gleichfalls ein Edler von Güttingen. Er hatte jedoch bis zu ſeinem Tode mit einem Gegenabt zu kämpfen, und ſchwebte daher in ſteter Unruhe. Zwar ſtritten die mächtigſten Dienſtmannen für Ulrich, und der ſtarke Arm ſeines Schirmvogtes, der Niemand anders war, als Rudolf von Habsburg, der nachmalige Kaiſer, machte bald dem Kampfe mit den Waffen ein Ende, aber nicht dem vor dem römiſchen Stuhle. Ueber dieſem Streite opferte Ulrich nicht blos alles koſtbare Kirchengeräth ſchmählich auf, ſondern auch die von ſeinem Vorgänger zuſammengeſparte Summe zur Wiedereinlöſung der an den reichen Walter von Elgg verpfändeten Herrſchaft Grüningen. Und endlich raubte ihm noch die gewaltthätige Liſt des Habsburgers jegliche Hoffnung, dieſe wieder für das Stift zu gewinnen. Man hatte nämlich dem Grafen Rudolf inzwiſchen zu Aachen die deutſche Krone aufgeſetzt; Ulrich hatte ihn mit einem ſtattlichen Rittergefolge zur Krönung begleitet, und als er ſich nach derſelben wieder verabſchieden wollte, nöthigte ihn der König auch auf der Rückkehr bis Lauſanne bei ſeinem Geleite zu bleiben; währenddeß borgte Rudolf fortwährend dem geldentblößten Abt gegen erzwungene Bürgſchaft St. Galliſcher Edelleute aus ſeinem Gefolg. Am Ende aber, als der Abt ſich beurlauben durfte, forderte der Habsburger, daß er ihm für die geborgte Summe ſogleich ſeine Rechte auf die Herrſchaft Grüningen abtrete, oder er ſollte jene Edelleute, ſeine Bürgen, als Geißeln zurücklaſſen. Mit Schmerz gab Ulrich das ſchöne Beſitzthum für immer hin, und kehrte mit ſeinen Rittern traurig in die Heimath zurück. Nachdem er auch noch Ittingen durch Rudolfs immer weitergreifende Ländersucht verloren, waren die Conventbrüder ſo erbittert gegen ihn, daß ſie gerne ſeinen Tod ſahen (1276).

Ein Ulrich von Güttingen, der mit Schwyz in Händel gerathen, ſcheint der Letzte ſeines Geſchlechtes geweſen zu ſein. Bald nach ihm fiel das Beſitzthum durch Erbſchaft an die reichen Herren von Ende. Von dieſen kam die Herrſchaft an konſtanzer Bürger, zuletzt in die Hände der Herren von Ehingen, welche ſie im Jahre 1452 dem Biſchof von Konſtanz überließen, deſſen Obervogt bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Schloſſe ſaß. Gänzlich unbekannt ſind

indeſſen die Schickſale der alten Burg, über deren Trümmer jetzt die Wellen zuſammenſchlagen und auf deren Grund die Fiſche ſpielen.

* * *

Eine Stunde unterhalb Güttingen und nur zwei kleine Stunden noch von Konſtanz entfernt, auf einer kleinen Höhe über dem Seeufer ſehen wir die Benedictiner-Frauenabtei

Münſterlingen.

Der Name dieſes ſchöngelegenen Kloſters ſoll von monasteriolum herkommen. Die Sage macht Angela, die Tochter König Eduards I. von England zur Stifterin. Auf einer Reiſe zu ihrem Bruder, dem Abt Gregor von Einſiedeln (geſt. 996), wurde die brittiſche Königstochter auf dem Bodenſee von einem wüthenden Sturm überfallen, und mußte ſelbſt fürchten, hier ein naſſes Grab zu finden. Da gelobte ſie in ihrer Noth auf der Stelle ein Kloſter zu ſtiften, wo ſie zuerſt wieder den Fuß auf die ſichere treue Mutter Erde ſetze.

In der That ſteht auch das bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts bewohnte, alte Kloſter hart am See, unter der jetzigen Abtei. Das Stift wurde von der Königin Agnes von Ungarn, der Tochter Albrechts I., reichlich bedacht. Im Jahre 1418 geſchah hier die Ausſöhnung zwiſchen dem Kaiſer Sigismund und dem geächteten Herzog Friedrich von Oeſtreich. Zur Reformationszeit waren die Kloſtermauern faſt ganz verlaſſen, 1549 wurden ſie jedoch wieder mit Benedictinerinnen beſetzt; ſeit dieſer Zeit war das Stift in allen geiſtlichen und weltlichen Sachen der Abtei Einſiedeln unterworfen. Im Jahr 1633 mußten die Kloſterfrauen vor den Schweden fliehen, und der Feldmarſchall Guſtav Horn hielt das Kloſter während der Belagerung von Conſtanz beſetzt. Das neue Gebäude bezogen die Nonnen 1715. Es lebten im Jahr 1837 ſiebzehn Nonnen darin; das reine Vermögen des Kloſters wurde auf 147,000 Gulden angeſchlagen.

Die Abtei

Kreuzlingen

liegt ſchon ganz nahe bei Konſtanz. Sie wurde auch von einem konſtanzer Biſchof geſtiftet, nach Einigen ſchon im Jahr 936 oder 950 von

Digitized by Google

Konrad dem Heiligen, nach Anderen erſt um's Jahr 1120 von Biſchof Ulrich I. Uebrigens ſtand das Kloſter damals nicht auf der jetzigen Stelle, ſondern vor den Thoren von Konſtanz. Im Schwabenkrieg von 1450 wurde es von Konſtanz aus beſchoſſen und in Brand geſteckt. Ebenſo haben es im dreißigjährigen Kriege die Schweden unter Horn verwüſtet und niedergebrannt. Der neue Kloſterbau wurde deßhalb entfernter von der Stadt, im ſchweizeriſchen Dorfe Kreuzlingen aufgeführt (1665). Vor einigen Jahren war das Kloſter von zwölf Geiſtlichen bewohnt; das Vermögen belief ſich auf 480,000 Gulden.

Als die Kirchenverſammlung in Conſtanz eröffnet wurde, nahm Pabſt Johann XXIII. am Abend vor ſeinem Einzuge Herberge im Kloſter Kreuzlingen und ſchenkte dem Abte dafür eine perlenbeſetzte Inful. Dieſelbe wird noch in der Kloſterkirche aufbewahrt, wo auch eigenthümliche Holzſchnitzwerke zu ſehen, eine ganze Paſſion mit faſt tauſend wohlgearbeiteten einen Schuh hohen Figuren; ſie wurde von einem tyroler Bildſchnitzer verfertigt, der achtzehn Jahre daran gearbeitet.

Den Abteigebäuden gegenüber ſteht eine Kapelle, die an ſich nicht alt iſt; aber in der Mauer ſind zwei der älteſten Bildwerke der Schweiz angebracht, die Apoſtel Petrus und Paulus und Joſeph mit Marien darſtellend; ſie ſind in das neunte oder zehnte Jahrhundert hinauf zu ſetzen.

* * *

Auf dem Schweizerboden bleibend gehen wir nun an Konſtanz, zu dem wir noch bei der Schilderung des badiſchen Seegebietes kommen werden, vorüber, den Rhein hinab.

Hier blicken von einer Höhe über dem Dorf Tägerwylen, eine Viertelſtunde von Konſtanz, die Burgtrümmer von Kaſtel, das im Schwabenkriege von den Eidgenoſſen zerſtört worden. Nur hundert Schritte von der Ruine entfernt ſteht ein wohlgebautes neues Schloß Kaſtel, einer Familie Scheerer von St. Gallen gehörig. Bald darauf iſt das eine Stunde unterhalb Konſtanz gelegene

Gottlieben

erreicht, ein kleiner, unbedeutender Ort am Einfluſſe des Rheins in den Unterſee, mit ungefähr 50 Häuſern und 230 reformirten Einwohnern. Am oberen Ende deſſelben treten zwei altersgraue, viereckige Thürme mit eingedrückten Spitzdächern hervor, ihre ſchmuckloſen trotzigen Geſtalten im hellen Waſſer des Sees ſpiegelnd. Sie ſind durch zwei Seitenflügel mit einem weitläufigen Wohngebäude verbunden, das mit ſeinen in verſchie-

denen Zeitaltern angeflickten Bauten und regelloſen Fenſtern ein nicht weniger mürriſches Anſehen hat. Das iſt das Schloß Gottlieben.

Die Sage läßt dieſes Schloß ſchon von Biſchof Konrad dem Heiligen im zehnten Jahrhundert erbauen; dies entbehrt jedoch alles Grundes. Biſchof Eberhard von Waldburg iſt der erſte Erbauer; er führte die Burg im Jahr 1251 auf und verlegte aus Unzufriedenheit mit der Stadt Konſtanz ſeinen Sitz hierher. Auch baute er hier eine Brücke über den Rhein, um der Stadt am Zoll und Gewerbe Eintrag zu thun. Doch die Brücke trug die Koſten nicht ein und wurde wieder abgebrochen. Biſchof Eberhard und mehrere ſeiner Nachfolger behielten ihren Sitz auf dieſem feſten Schloß. Im Jahr 1355 wurde es ſammt dem neu angelegten, mit Mauern und Graben umzogenen Orte Gottlieben von Konrad von Homburg erobert und verbrannt, weil Biſchof Johann IV. ihm die Stadt und Feſte Markdorf vorenthalten hatte. Bald darauf ſtellte man aber das Schloß wieder her.

Gottlieben hat keinen Dichter gefunden, der ſeinen Namen durch halb Europa berühmt gemacht, aber ſeine finſtern Burgthürme werfen uns nicht minder dunkle Schatten in die Seele, als die Mauern des Schloſſes Chillon.*) Ja! dieſe grauen Steine haben noch größere Märtyrer eingeſchloſſen, als das Kerkerſchloß am lemaniſchen See. Johannes Huß ſchmachtete in einem der beiden Thürme, bevor er zum Scheiterhaufen geführt ward. Als das Concil ſeinen Gefangenen dem Biſchof von Konſtanz zur Verwahrung auslieferte, ließ ihn dieſer von den Barfüßern weg nach Gottlieben führen; wie ein gemeiner Verbrecher wurde er in eiſerne Fußbänder gelegt und die Nacht über mit einem eiſernen Armbande an die Wand gefeſſelt. So blieb er hier vom 6. April bis zum 19. Juni 1415.

Acht und dreißig Jahre ſpäter wurde abermals ein edles Opfer hierher geſchleppt, der Chorherr von Zürich, Felix Hemmerlin, der gelehrteſte Schweizer ſeiner Zeit. Empört durch die Sittenloſigkeit und Heuchelei ſeiner Standesgenoſſen, der Geiſtlichen, hatte er dieſelben ohne Schonung entlarvt und ſich in bitterem Spott über die Unzucht der Mönche und Nonnen ausgelaſſen. Faſt nur in Büchern lebend, ohne Berückſichtigung der Verhältniſſe, machte er ſeinem tiefen Unwillen Luft und zog ſich dadurch die Feindſchaft ſeiner Stiftsbrüder zu, wie er durch ſeine offene

*) Es bedarf hier wohl kaum einer Erinnerung an Byrons gluthdurchhauchtes Gedicht „der Gefangene von Chillon", ſowie an ſein Sonett auf das Schloß.

Erklärung über die Entzweiungen und Bürgerkriege ſeiner Landsleute, die Schweizer überhaupt gegen ſich aufbrachte. Im Februar 1454 wurde er von jungen Schweizern, die zur Faſtnacht in Zürich anweſend und durch ſeine Feinde auf den alten Mann aufmerkſam gemacht worden, im Namen des Biſchofs von Konſtanz überfallen. Man band ihn auf ein Pferd und brachte ihn nach Gottlieben, wo er in einen ſcheußlichen Kerker geworfen ward. Er lag hier fünfzehn Tage ohne Verhör, doch im Vertrauen auf Gott, deſſen Schutz er darin erkannte, daß die „böſen Würmer" ihm nichts thaten. Nachher wurde er auf Verwendung der Fürſten von Oeſtreich in einen geräumigen Ort gebracht, wo er zwei Wachen hatte. Während dieſe ſchliefen, entkam er einmal bei hellem Tage und hielt ſich zwölf Tage zu Konſtanz verborgen; er ward aber ausgeſpürt und ſetzt neben einem ausſätzigen Mörder in Ketten gelegt. Nach vier Monaten führte man ihn zum Verhöre; hier ſprach er ungebeugten Sinnes für ſeine Unſchuld; drei fernere Monate harter Gefangenſchaft konnten die Standhaftigkeit des fünfundſechszigjährigen Greiſes nicht brechen, und er wurde endlich, ſeiner Würden und Stellen beraubt, von Gottlieben weggeführt und ſeinen heftigſten Feinden, den Barfüßern in Luzern übergeben, damit ſein Andenken dort für immer begraben werde.*)

Auch Pabſt Johann XXIII. wurde nach ſeiner Entſetzung als Gefangener der Kirchenverſammlung in das Schloß gebracht (3. Juni 1415); er befand ſich hier einige Zeit unter einem Dache mit Huß, wegen deſſen ihn eigentlich ein härterer Vorwurf trifft, als den Kaiſer Sigismund, denn der Pabſt hatte dem Märtyrer nach ſeiner Ankunft in Konſtanz noch perſönliche Sicherheit unbedingt verheißen und geſchworen: „wenn Huß meinen Bruder erſchlagen hätte, ſo würde ich nicht leiden, daß ihm in Konſtanz eine Schmach geſchehe."

Unter dem Biſchof Otto von Konſtanz (1480—1490), der aus dem gräflichen Hauſe von Sonnenberg war, mag das Hauptgebäude ſeine jetzige Geſtalt erhalten haben; ſein gegen den inneren Hof gehender Erker trägt ſein Wappen. Im Schwabenkriege (1499) nahm der Biſchof Hugo eine kaiſerliche Beſatzung in dem Schloſſe auf, obſchon er ſich gegen die

*) S. Joh. v. Müller's Schweizergeſchichte Bd. 4. Cap. 4. „Schön ſind," ſagt Müller hier mit Bezug auf den Meiſter Felix Hemmerlin, „die Tage bei Morgarten, bei Laupen, bei Sempach, bei Murten, viele ſind in ſchweizeriſchen Jahrbüchern der ſchönen Tage in Frieden und Krieg: aber, das wiſſe die Schweiz, jeder Fürſt, jedes Volk, daß Unterdrückung eines gerechten Mannes ein Fleck in allen Geſchichtsbüchern iſt."

Eidgenossen als neutral erklärt hatte. Als daher einige Schweizer, nichts ahnend, aus ihrer Stellung im Schwaderloch nach Gottlieben gehen wollten, wurden mehre von der Burg aus erschossen. Die Eidgenossen rächten sich, indem sie die alte Feste Kastel niederbrannten (siehe oben).

Während der Belagerung von Konstanz im Jahr 1633 hatte der schwedische Feldherr Gustav Horn sein Hauptquartier in Gottlieben; er schlug hier eine Brücke über den Rhein, die aber von den Kaiserlichen wieder abgebrochen ward, als die Belagerung aufgehoben. Vor der Revolution wohnte ein bischöflicher Obervogt auf der Burg; in neuerer Zeit kam dieselbe in Besitz eines Rittmeisters Hippenmaier, von dessen Gattin uns Zschokke erzählt, daß sie eine Rhabdomantin gewesen, d. h. sie erhielt vom Dasein unterirdischer Gewässer, Metalle, Salze, Steinkohlen und andrer Fossile Kenntniß durch körperliche Empfindungen, durch krampfhafte Bewegung in einzelnen Muskeln, durch entstehende Kälte oder Wärme, oder Feuchtwerdung einzelner Theile des Körpers, durch Bangigkeit, Schwindel, oder plötzliches Erscheinen eines Geschmacks auf der Zunge. Auch Ebel, der bekannte schweizerische Topograph, beobachtete diese Erscheinungen bei der Besitzerin des Schlosses. Zschokke meint, die Wirkungen unterirdischer Minerale und Flüssigkeiten, welche Ritter und Amoretti an dem jungen italienischen Landmann Campetti vor einiger Zeit beobachteten, könnten nicht außerordentlicher gewesen sein, als die Gefühlserscheinungen bei dieser Frau. (S. Die klassischen Stellen der Schweiz von Zschokke, Karlsruhe, 1836. I. Bd.)

Die Gemächer des alten Schlosses sind nun in moderne Wohnzimmer verwandelt. Uebrigens hatte der Prinz Ludwig Napoleon, in dessen Besitz Schloß Gottlieben kam, damit begonnen, dasselbe wieder im alten Style herzustellen; aber er mußte die Schweiz verlassen, bevor die Bauten vollendet waren. — In einem der Thürme wird noch das Blockhaus gezeigt, worin man Huß eingesperrt hielt. —

* * *

Nicht weit von Gottlieben sieht man das Schloß

Arenenberg,

reizend auf einer Anhöhe gelegen, oberhalb Salenstein. Es hieß früher Nortenberg und scheint ursprünglich Landhaus einer konstanzer Patricierfamilie oder der Besitzer des Schlosses Salenstein gewesen zu sein; von Edeln, die auf diesem Schlosse gesessen, hat man wenigstens keine sichere Kunde. Arenenberg ist in neuerer Zeit bekannt geworden durch

Digitized by Google

den Aufenthalt der Herzogin von St. Leu, der Stieftochter Napoleons und einſtigen Königin von Holland, Hortenſe Beauharnais. Die denkwürdige Frau kaufte das Schloß von der Familie von Streng aus Konſtanz und baute es gänzlich um. Von hier aus arbeitete ſie für ihren Sohn, den jungen Ludwig, der 1822 Bürger im Thurgau wurde, und dem ſie, trotz ihrer Verwahrung, das Prätendenthum mit der Muttermilch eingeimpft und anerzogen hatte. Und nach der Verbannung des Prinzen lebte ſie hier in tiefer Abgeſchiedenheit und Trauer, die ſchönen Verſe auf ſich anwendend:

Elle ne vient sur ces bords
Reclamer un riche partage,
Des souvenirs sont ses trésors
Et la gloire est son héritage.

Der unglückliche Ausgang des ſtraßburger Abentheuers hatte ſie indeß ſo tief erſchüttert, daß ſie, ſchon ſeit längerer Zeit leidend, ihre Geſundheit ſeitdem gänzlich untergraben fühlte, immer mehr erkrankte und nicht ganz ein Jahr darauf (am 8. October 1837) in den Armen ihres Sohnes verſchied, der, mit Vorwiſſen der franzöſiſchen Regierung, aus Amerika an ihr Todesbett gerufen wurde. Sie ſollte die Decembertage des Jahres 1848 nicht erleben, in welchen ihr heißeſter Wunſch gekrönt ward, indem man ihren Sohn auf den Präſidentenſtuhl der franzöſiſchen Republik erhob.

Ihre Umgebung und die Diener, welche nicht unterließen, ſie bis zum letzten Augenblicke Königin zu nennen, trauerten aufrichtig um ſie; die Armen in und um Arenenberg aber verloren an ihr eine allezeit bereite und großmüthige Wohlthäterin.

Ihr Leichenbegängniß wurde am 12. Oktober in der Kirche des nahen Dorfes Ermatingen mit Prunk und Würde gehalten. Eine große Menſchenmenge war von Konſtanz, Schaffhauſen und den umliegenden Orten her zuſammengeſtrömt. Die zahlreiche Geiſtlichkeit in ihrem Ornate, die wehenden Fahnen, der ſonnenbeglänzte See, Alles dies verlieh der Todtenfeier einen ſehr würdigen Charakter. „Es war," ſagt ein Augenzeuge, „als hätte das Schickſal Mitleid mit der erlauchten Verbannten gefühlt, und ihren Schatten dadurch über den Schmerz, fern vom Vaterlande zu leben, tröſten wollen."

Später brachte man Hortenſiens Reſte nach Frankreich, in die Kirche St. Paul und St. Pierre zu Rueil bei Paris, wo ihre Mutter Joſephine begraben liegt. — Es iſt wohl den meiſten unſerer Leſer noch im

Digitized by Google

Gedächtniß, daß nach Hortenſiens Tod die Schweiz in Zerwürfniſſe mit Frankreich kam, weil ſie dem Grafen von St. Leu, Ludwig Napoleon, als einem Schweizerbürger, ein Aſyl nicht verweigern wollte.

In der Nähe ſteht auch **Eugensberg**, ein neues, ſchönes Schloß, von dem Herzog von Leuchtenberg erbaut, ſpäter im Beſitze eines Herrn von Kieſow aus Augsburg.

VI.

Das öſtreichiſche Seegebiet. — Bregenz. — Hard.

Die Schweizerufer, der ganze ſüdliche Rand des Bodenſees, ſind im Allgemeinen ſchöner, und auch reicher bebaut, als die deutſchen. Die unter Obſtgärten zerſtreuten wohlhabenden Wohnungen, die weichen, grünen Höhen, die lieblich grünen Vorſprünge in den See, und im Hintergrund die Schneehäupter der Alpen, — dieſen lachenden und maleriſchen Anſichten hat die deutſche Seite nichts gleichzuſtellen. Nur die unter dem öſtreichiſchen Scepter ſtehende Landſchaft am ſüdöſtlichen Ende des Sees muß ausgenommen werden, ſie bildet gerade die romantiſchſte Parthie der Seeumgebungen, denn die Berge treten hier am nächſten heran. Das uralte Städtchen Bregenz, das Brigantium der Römer, iſt ganz in die Bergausläufer hineingebaut, und unmittelbar hinter demſelben ſteigt das Gebirg empor. Im Thurgau merkt man doch überall, daß man nicht mehr in der eigentlichen, ſondern in der ebenen Schweiz iſt; aber ſobald man ſich dem grünen Vorarlberg mit ſeinen Sennerhütten nähert, weht Einem die Alpenluft an, und man fühlt ſich hier, wo auch ſchon die runden ſchwarzen Hütchen der Weiber anfangen, ganz in's liebe Tyrol verſetzt.

Bregenz hat nur etwa 350 Häuſer und 2000 Einwohner. In dem Städtchen ſelbſt iſt nichts Sehenswerthes. Seinen ſauberen, freundlicher gebauten Theil macht die Vorſtadt am See aus, häßlich und dunkel aber iſt die eigentliche, mit Mauern umgebene Stadt, welche ſich die Höhen hinanzieht. An den Aufenthalt der Römer erinnern faſt keine Ueberreſte mehr; nur über dem Thore, welches aus der unteren in die obere Stadt führt, iſt ein Bruchſtück eines alten römiſchen Basreliefs zu ſehen, worauf man noch einen Mann zu Pferde mit zwei Figuren erkennt. Dagegen wurden noch im ſechszehnten Jahrhundert in dem ſogenannten Malkreis und an andern Plätzen viele römiſche Gold-, Silber- und Kupfermünzen

Digitized by Google

ausgegraben. Die Mauern der oberen Stadt ſind größtentheils aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Das Städtchen hat einige Kattunwebereien und eine Eiſenſchmelzhütte; hauptſächlich wird es aber auch belebt durch eine Abtheilung tyroliſcher Jäger und den Stab des im Vorarlberg liegenden Bataillons. „Auf der Poſt," erzählt Weber, „hätten mich auch ohne Langeweile die munteren und ſchönen tyroler Scharfſchützen vor der Hauptwache unterhalten mit ihrer Hörnermuſik — feierliche einzelne Töne —, dann die waſſerholenden Nymphen, auf die Neptun vom Brunnen herab lang nicht ſo freundlich und patriarchaliſch ſahe, als ich von den Fenſtern der Poſt unter dem Schutze des Doppeladlers." Uebrigens verkündet ſich gleich beim Eintritt in Bregenz die Gränzſtadt; an einem der erſten Häuſer ſteht in drei Sprachen angepinſelt: „Wein- und Bierhaus — Brasserie — Fabrica di Birra."

Früher war die Stadt Hauptort der alten Grafſchaft Bregenz, jetzt iſt es der Sitz des Kreishauptmannes über den Vorarlberg oder Bregenzerkreis, der einen der ſieben Kreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol bildet, die Herrſchaften Bregenz, Embs, Feldkirch, Pludenz, Sonnenberg und Hohenek umfaſſend (S. 182) mit einem Flächeninhalt von 46½ Geviertmeilen und einer Bevölkerung von 101,320 Menſchen.

Nach dem Ausſterben der alten Grafen von Bregenz, welche eines Stammes mit denen von Starkenfels oder Montfort waren, kam die Grafſchaft an die Grafen von Iſtrien und Rhätien, von dieſen im zwölften Jahrhundert durch Heirath an die Grafen von Pfullendorf, dann an die Pfalzgrafen von Tübingen, die auch montfortiſchen Stammes waren, und endlich an die Grafen von Montfort ſelbſt. Innerer Verfall und äußere Nöthen zwangen die Montforte, allmählig ihre ſchönen Herrſchaften aufzugeben. So verkaufte Eliſabeth, Gräfin von Montfort und Bregenz, vermählt mit dem Markgrafen von Hohenberg, im Jahr 1451 ihren halben Antheil an den Erzherzog Sigmund von Oeſtreich für 33,592 Gulden. Im Jahr 1523 überließ Hugo, Graf von Montfort, auch die andere Hälfte der Grafſchaft den Oeſtreichern, er verkaufte ſie dem Erzherzog Ferdinand für 5000 Gulden. Seitdem iſt das Erzhaus im Beſitze der Herrſchaft; nur durch den Friedensſchluß von Preßburg war ſie, nachdem die Franzoſen ein Jahr zuvor die Stadt Bregenz beſetzt hatten, für einige Zeit in Baierns Hände gefallen, wurde jedoch nach dem wiener Congreß wieder dem Kaiſerthum einverleibt. Erſt Joſeph II. hatte übrigens dieſe Beſitzungen mit Tyrol vereinigt, früher waren

Digitized by Google

dieſelben zu den vorderöſtreichiſchen Ländern geſchlagen, und deswegen ſtanden ſie auch damals nicht unter der Regierung zu Insbruck, ſondern unter jener zu Freiburg im Breisgau. Baiern hatte die vorarlbergiſchen Länder während ſeiner kurzen Herrſchaft zu dem Illerkreiſe gezogen, deſſen Hauptort Kempten war.

Des alten Brigantiums der Römer haben wir bereits in den geſchichtlichen Andeutungen erwähnt. Als dasſelbe ſpäter, ſeit Attila's Zug halb in Trümmern liegend, von den heidniſchen Alemannen bewohnt wurde, zogen St. Columban und St. Gallus hierher. Sie gaben das Bethaus der heiligen Aurelia, das die Heiden durch drei eherne und vergüldete Götzenbilder und einen mit Bier gefüllten Opferkeſſel entweiht hatten, wieder dem chriſtlichen Dienſt zurück, ſie reuteten den Wald aus, legten Gärten an, pflanzten Fruchtbäume. Auch ſtrickte der heilige Gallus Netze und legte ſich auf den Fiſchfang. Nachdem die Miſſionare drei Jahre hier gelebt, mußten ſie jedoch die Gegend wieder verlaſſen (ſiehe oben). Im Appenzellerkriege, im Winter 1408, wurde die Stadt heftig belagert, trotz des ſtrengen Winters harrten die Appenzeller neun Wochen vor derſelben aus und unternahmen einen Sturm um den anderen. Aber Die in Bregenz hielten feſten Stand, und beſonders that ſich eine Bürgerin, Frau Hergothe, hervor, indem ſie den Einwohnern immer Muth einſprach und ſie zu einem Ausfalle ermunterte. Am 15. Jänner wurden die Appenzeller endlich durch eine zum Entſatz angerückte Schaar von 8000 Rittern des St. Jörgenſchildes, nach wildem Widerſtande, von der Stadt weggetrieben und ein großer Theil gefangen. Das Gedächtniß der Frau Hergothe aber wird noch heute zu Bregenz gefeiert, indem die Nachtwächter des Städtleins um die zwölfte Stunde ihren Namen abkrähen.

Als die Schweden anno 1646 am Bodenſee erſchienen, hatte ſich faſt die ganze Nachbarſchaft mit ihrem Vieh und ihrer tragbaren Habe in die Stadt geflüchtet; man hielt die ſteilen, engen Zugänge faſt nicht für einnehmbar. Aber der General Wrangel ſtürmte die Bregenzerklauſe, in der kaiſerliche Mannſchaft lag, und nahm die Stadt, wo die Schweden eine ungeheure Beute fanden.

Die Bregenzerklauſe liegt eine Viertelſtunde vor der Stadt, nach Lindau zu. Es iſt ein befeſtigter Paß auf einer ſtarken Anhöhe, mit drei Bollwerken verſehen, die über einander aufgerichtet ſind. Durch ein breites Thor führt die vielbetretene Hauptſtraße. Man hat ſchon hier einen ſchönen Blick über den glänzenden Waſſerſpiegel des Sees und auf Bregenz ſelbſt mit ſeinen italieniſch flachen Dächern. Aber einer der geprie-

Digitized by Google

ſenſten und herrlichſten Punkte weit und breit iſt der Sanct Gebhardsberg mit dem Gebhardskirchlein, an deſſen Stelle einſt das feſte Schloß Hohenbregenz ſtand, welches die Schweden im Jahr 1646 zerſtörten. Dieſer Berg, drei Viertelſtunden von Bregenz entfernt, iſt ein Vorläufer des Bregenzerwaldes gegen das hier flache Rheinthal, mit dunkeln Tannen bewachſen. „Entzückter," ſagt Weber, „faß ich als Jüngling nicht auf dem Signal zu Bougy, und ich erkläre dieſen Punkt für den ſchönſten am ganzen See — mehr als Lindau, die Inſeln Mainau und Reichenau, und Konſtanz. Wer da kann, muß am St. Gebhardsfeſt (27. Auguſt) hierher kommen, wo der ganze Weg von Wallfahrern aus dem Bregenzerwald, aus Schwaben und der Schweiz lebendig iſt, welche die Nacht zum Theil im Freien zubringen. In dem oberſten Zimmer des Kirchners, der auch den Wirth macht, ſteht man auf ſchwindelnder Höhe, hat den Vordergrund des Arlberges mit ſeinen Dörfern, Bregenz und die wilde Bregenzeraach, die hier überall ihren Kies ſitzen läßt, zu den Füßen, und vor ſich den ganzen See nicht nur bis nach Konſtanz und Sernatingen, ſondern auch das Rheinthal über Hohenems bis Feldkirch hin, Arbon am Ufer des Sees, und die ſchneebedeckten Alpen von Appenzell und Glarus, mit dem hohen Säntis, dem Pico des Bodenſees. Ich ſchwelgte in dieſem Anblick, bis die Sonne ſank, voll Erinnerungen an Genf, den Saleve und die Fernſicht über die Rhone, die Alpen und den Genferſee. Auch an Freund Horazens Soracte dachte ich dem Säntis gegenüber:

Vides, ut alta stet nive candidum Soracte?

(Siehſt du, wie der Soracte hoch mit ſchneeigem Gipfel ragt?)

Einen Ausflug in den romantiſchen Bregenzerwald, auch der Hinterwald genannt, an deſſen Abhang das Städtchen ſich ſchmiegt und aus dem die Bregenzeraach hervorrauſcht, müſſen wir uns verſagen und verweiſen deshalb auf Schwab's Werk über den Bodenſee ſowie auf die anziehenden Mittheilungen in Ludw. Steub's „Drei Sommer in Tyrol."

Von den öſtreichiſchen Ortſchaften am Seeufer ſind noch Hard und Fuſſach zu erwähnen. Das erſtere Dorf iſt berühmt durch die harte Niederlage, welche im Schwabenkriege hier die Eidgenoſſen den ſchwäbiſchen und öſtreichiſchen Bundesvölkern beibrachten, am 20. Febr. 1499. 5000 Schwaben fielen, 500 hielten ſich im Röhricht am See verſteckt und wurden andern Morgens durch lindauer Schiffe halb erfroren gerettet.

Eine ergötzliche Anekdote von jenem Siege erzählt uns der ſchweizeriſche Chronikſchreiber Stumpf aus dem Mund eines Augenzeugen: „Nach der Schlacht bei Hard, als die Eidgenoſſen in dem Dorfe lagen, fanden ſie in einem Hauſe, wo Adelige und Bürgerliche ihr Quartier hatten, am Morgen einen einfältigen Kriegsknecht, der Schlacht entronnen, im Dachſtuhl verborgen. Als ſie ihn hervorzogen, fiel er nieder auf die Knie und bat um Friſtung ſeines Lebens mit folgenden Worten: „Ach ihr lieben frommen Kühmäuler, ich bitt' euch durch Gott, ſeid mir gnädig!" Als ſich aber die Eidgenoſſen dieſer Rede verwunderten und ihn mit Worten ſtraften, warum er in höchſter Lebensgefahr ſie alſo zu ſchmähen wage: da verſicherte er hoch und theuer, daß er bei ſeinem Volke nie von einem andern Namen gehört, noch gewußt hätte, daß ſie anders hießen, denn Alle Kühmäuler; deß ward gelacht und ihm zur Thorheit gerechnet; er aber mit Frieden freundlich aus dem Lager geleitet."

VII.

Das bairiſche Seegebiet. — Lindau.

Nur zwei kleine Stunden weſtlich von dem heiteren Bregenz liegt die Stadt Lindau, welche mit einigen Ortſchaften, Nonnenhorn, Waſſerburg, einem Flecken mit etwa 1000 Einwohnern, u. ſ. w. den bairiſchen Antheil des Seegeländes ausmacht. Dieſer bairiſche Antheil iſt der kleinſte und nimmt ſich auf der Karte gar unanſehnlich aus, aber es ſcheint, daß alle vier den Süden Deutſchlands bildende Staaten an dem deutſchen Binnenmeere Beſitz haben wollten, und ſo kann man in acht Stunden durch Oeſtreich, Baiern, Würtemberg und Baden ziehen.

Lindau, ehemals freie Reichsſtadt mit 700 Häuſern und etwa 3000 Einwohnern, liegt auf drei Inſeln des Bodenſees, und man hat es ſchon in vollem Ernſt mit Venedig verglichen und das „bairiſche Venedig genannt. Aber ſelbſt Weber geſteht zu, daß, wer dies thue, ſich nur damit entſchuldigen könne, daß er eben Venedig nie geſehen. Franzöſiſche Diplomaten ſcheinen dieſe abgeſchmackte Vergleichung wörtlich genommen zu haben; im Jahre 1805 legten ſie Lindau in die Waagſchaale mit Genua, und die Stadt kann ſich damit brüſten, daß Talleyrand erklärte: „die Einverleibung Genuas ſei nur ein mäßiger Erſatz dafür, daß

Oeſtreich Lindau mit ſeiner Monarchie vereint und hierdurch das Gleichgewicht in Deutſchland geſtört habe."

Niemand wird indeß läugnen, daß die Lage der Inſelſtadt überaus ſchön iſt. „Gerade ihr gegenüber öffnet ſich das breite große Thal, durch welches der Rhein aus den rhätiſchen Alpen dem Bodenſee zueilt. Die Felſenkette der Schweiz zieht ſich auf der rechten Seite dieſes Thales bis an den See herab, dehnt ſich dicht an denſelben in fruchtbaren Vorbergen aus, und bildet deſſen ſüdliche Ufer. Die linke Seite des Thales wird von den nackten, rauhen Felſen Vorarlbergs begränzt, die ſich nach Oſten fortſetzen und den See in ſteilen hohen Ufern ummauern. Der ganze Theil des Sees, der von Lindau öſtlich ſich ausdehnt, bildet ein großes, ſchönes, ovales, zwei Stunden breites und faſt eben ſo langes Becken, an deſſen äußerem Ende das Städtchen Bregenz lagert. Nach Weſten und Norden breitet ſich der See in eine Waſſerfläche aus, die wegen ihrer großen Ausdehnung in Erſtaunen ſetzt. Von Lindau nach Konſtanz beträgt ſeine Länge beinahe elf, und bis an das Ende ſeines großen Buſens ſechszehn Stunden. Da die weſtlichen und nördlichen Ufer, unerachtet ihrer Krümmungen, im Ganzen doch eine gerade Richtung halten, ſo genießt das Auge den außerordentlichen Anblick eines Waſſerſpiegels, deſſen Fläche ungefähr vierzig Quadratſtunden ausmachen kann. Wenn die Luft nicht ſehr hell iſt, ſo ſpielen in der Ferne die Wellen in dem Horizont, und man begreift alsdann, warum dieſer See einſt das ſchwäbiſche Meer genannt wurde." *)

Die drei Inſeln, auf welchen die Stadt gebaut iſt, haben einen Flächenraum von 102 Morgen und einen Umfang von 4450 Schritten. Die vorderſte Inſel iſt die größte, ſie hat drei Fünftheil vom Flächenraum aller drei und ſteht durch eine hölzerne 290 Schritt lange Brücke, welche 1817 hergeſtellt worden, mit dem feſten Lande in Verbindung. Auf dieſer Inſel iſt die eigentliche Stadt gebaut, auf der zweiten, zum Unterſchiede von der Stadt ſchlechtweg die Inſel genannt und durch Zugbrücken mit derſelben verbunden, wohnen nur Schiffer, Fiſcher und Winzer. Weingärten und Obſtpflanzungen nehmen den größten Theil ein. Die dritte Inſel, zu Lindau die Burg genannt, mit der Stadt durch eine Steinbrücke verbunden, iſt ganz klein und es ſtehen faſt keine Gebäude darauf, als die kleine alte Jakobskirche, welche ſeit der Reformation unbenutzt blieb. Es fanden ſich jedoch auf dieſem Inſelchen Ueber-

*) Ebel, Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. 1 Th.

Digitized by Google

reſte uralter Befeſtigungswerke. Dieſe Spuren, ſowie der Name Burg (castrum) machen den Aufenthalt der Römer auf dieſer Inſel ſehr wahrſcheinlich. Uebrigens iſt die alte Reichsſtadt überhaupt befeſtigt und ganz mit Mauern und Baſtionen umgeben.

In der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts finden wir Lindau (Lintaunia) als einen neuangelegten Platz; im neunten Säculum wird „Linthowe" ſchon als ein Ort von einiger Bedeutung aufgeführt. Im Jahre 948 brannte es ab und ein Theil der Einwohner ſoll damals in den benachbarten Weiler Eſchach gezogen ſein, welcher dadurch empor kam und zu einem befeſtigten Flecken wurde. Eſchach wurde ſpäter von Kaiſer Konrad II. verwüſtet, und jetzt kehrten die dorthin gezogenen Einwohner wieder nach Lindau zurück, nachdem ſie ſich von der Hörigkeit losgekauft. Schon früher hatte indeß zwiſchen den Ausgewanderten und den Zurückgebliebenen einige Gemeinſchaft beſtanden, ſie bildeten zuſammen eine Gemeinde und hielten ihren Gottesdienſt gemeinſchaftlich in der Kirche auf der Inſel.

Die Stadt ſtand von nun an unmittelbar unter dem Reich; ein eigenes Regiment erhielt ſie jedoch erſt ſpäter, zu welcher Zeit, läßt ſich aus Mangel an Urkunden nicht mit Beſtimmtheit angeben, aber ſchon Rudolf von Habsburg nennt ſie eine uralte Reichsſtadt. In den Jahren 1264, 1339 und 1347 brannte Lindau abermals faſt ganz nieder.

Kaiſer Maximilian I hielt anno 1496 zu Lindau einen Reichstag, hier wurde die Reichskammergerichtsordnung von ihm entworfen, die dem Fauſtrecht ein Ende machen ſollte. An dem erſten ſchwäbiſchen Städtebund in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts nahm Lindau kräftigen Antheil. Auch gehörte es zu den erſten Städten, bei welchen die Reformation Eingang fand. Mit den Städten Conſtanz, Memmingen und Straßburg beſchickte es den Tag von Schmalkalden und unterſchrieb die augsburger Confeſſion. Lange hatten jedoch die Lindauer geſchwankt, ob ſie für Luther oder Calvin ſich erklären ſollten, ſie entſchieden ſich endlich für das lutheriſche Bekenntniß.

Am Anfange des dreißigjährigen Kriegs, als der Biſchof von Konſtanz die Stände zur Schirmung der römiſchen Kirche aufrief (1619) und die Proteſtanten in der Schweiz und den oberdeutſchen Städten ſich ihrerſeits rüſteten, befeſtigten die Lindauer ihre Stadt nach den Angaben des proteſtantiſchen Grafen von Solms, ſchickten Geſandte nach Ulm und Stuttgart, ſetzten ſich mit den andern Städten wie mit den Schweizern in's Einvernehmen und bereiteten ſich ganz darauf vor, den katholiſchen

Digitized by Google

Ständen nöthigenfalls die Spitze zu bieten. Der Kaiſer ſelbſt wurde unruhig über dieſe Maßregeln und ließ die Bürgerſchaft ermahnen, kein fremdes proteſtantiſches Kriegsvolk in ihre Mauern aufzunehmen. Bald darauf wurde die verdächtige Stadt auch von den Kaiſerlichen beſetzt, und im Jahre 1629 legte man eine Mannſchaft hinein, die zwanzig Jahre lang darin hauſte. Zu dieſer Laſt kam noch die Peſt, welche hier zweitauſend Menſchen auf die Bahre ſtreckte.

Im Januar 1647 wurde Lindau von den Schweden unter Wrangel belagert, jedoch vergeblich. Die kaiſerliche Beſatzung, befehligt von dem Grafen Max Willibald von Wolfegg-Waldſee, mit dem Troſſe 2000 Mann ſtark, hielt ſich tapfer, und als die Schweden Anfangs März abziehen mußten, hatten ſie 700 Mann in Ausfällen vor der Stadt verloren. Wrangel hatte Lindau von der Land- und Waſſerſeite angegriffen; beim Kapuzinerkloſter unweit der Brücke errichtete er Schanzen und eine Batterie und beſchoß die Stadt von dort aus unaufhörlich mit Granaten, ſteinernen und eiſernen Kugeln. Allein am 14. Januar flogen innerhalb drei Stunden dreihundertfünfzig glühende Kugeln in dieſelbe; im Gaſthofe „zur Krone" iſt noch eine reſpectable Bombe zu ſehen, mit welcher die Schweden die Stadt begrüßt hatten, ſie war mit zwanzig Pfund Pulver gefüllt, erſtickte aber im Keller ohne Schaden. Viele Häuſer wurden zerſchmettert, aber von den Einwohnern kam wie durch ein Wunder keiner um's Leben; nur eine alte fremde Frau wurde von einer Granate getödtet. Ueberhaupt war der Menſchenverluſt der Belagerten unbeträchtlich, aber Seuchen hatten 700 Einwohner weggerafft und der Verluſt der Stadt wurde auf 200,000 Gulden geſchätzt.

Unter den Bürgern thaten ſich in jener Zeit die beiden Syndici, der Dr. Daniel Heider und ſein Sohn Dr. Valentin Heider hervor. Der erſtere machte ſich während ſeiner ſechsundvierzigjährigen Amtsführung, beſonders im dreißigjährigen Kriege, ſehr um Lindau verdient; der Sohn, welcher 1664 ſtarb, war hauptſächlich auf dem weſtphäliſchen Friedenskongreß und bei den nürnberger Executionsverhandlungen für das Wohl ſeiner Vaterſtadt eifrig bemüht; er zeichnete ſich ſo aus, daß ihm kaiſerliche und ſchwediſche Dienſte angetragen wurden, aber er blieb in ſeinem Lindau.

Nach der Revolution wurde Lindau von einer Hand in die andere geworfen. Der Reichsdeputationsbeſchluß vom Jahre 1802 theilte die Stadt dem Fürſten von Brezenheim zu, der am 5. December 1802 von derſelben Beſitz nahm. Aber ſchon im Jahre 1804 trat er ſein Fürſtenthum gegen ergiebigere Beſitzungen an das Haus Oeſtreich ab, wel-

Digitized by Google

ches dadurch einen wichtigen Verbindungspunkt mit der Schweiz erwarb. Die Stadt blieb indeß kaum ein Jahr unter Oeſtreich; durch den Frieden von Preßburg (1806) wurde ſie mit Baiern vereinigt.

Es wird in Lindau ein nicht unbedeutender Speditionshandel getrieben, doch macht es weitmehr den Eindruck eines ſtillen Landſtädtchens, als Bregenz, ſeine Straßen ſind todt, und das meiſte Leben herrſcht wohl noch, wenn die Wallfahrer nach Einſiedeln ziehen, die von hier nach Rorſchach überfahren. Früher waren die Lindauer die thätigſten Schiffsleute und Fiſcher auf dem See, ſie übten einen Zunftzwang über die Fiſcherei, vom Rheinhorn bis zum Argenhorn, ſchrieben allgemeine Fiſchertage aus und beſtimmten auf denſelben, wie und wann in dieſem Bezirke zu fiſchen ſei. Allmählig verloren ſich jedoch dieſe Vorrechte. Der Handel war früher natürlich auch lebhafter und verlieh der Stadt eine ganz andere Phyſiognomie, denn jetzt. Ein Lindauer, Achilles Gaſſner, der als Arzt zu Augsburg lebte, gibt in Sebaſtian Münſter's Kosmographie folgende Beſchreibung des Lebens und Verkehrs im ſechszehnten Jahrhundert:

„Die Bürger und Einwohner dieſer Stadt ſind gemeinlich aufrecht, und ein Kriegsvolk, das nicht übel lebt, ziemlich gekleidet, vermöglich, aber etwas nach bäuriſcher Sitten, und haben bis zu dieſen Zeiten wenig gelehrter Leute gehabt, aber doch unter Erſten die Religion wider den Pabſt angenommen. Es iſt hier eine ſolche Niederlag und Zukehr von allerlei Gewerbshändeln aus allen Landen, daß gemeinlich alle Samſtage auf dem Wochenmarkte, mehr denn aus achtundzwanzig Städten und Städtlein, von ſieben, acht, neun und mehr Meilen Weges her ohne Unterlaß Leut herbei fahren, dazu auf bemeldeten Wochenmarkt ob vierzehnhundert Kärren und Wägen zu dem Thor aus und eingehen. Aus Schwaben und Baiern kommt ein mächtig Getreid, Salz, Kupfer und Eiſen dar, das von dannen in das Oberland und in die Eidgenoſſenſchaft verführt wird. Ob dem Unterſee, Thurgau und Hegau geht wöchentlich auf dem Waſſer und zu Schiff Haber, Korn und eine große Menge Wein, der von Stund an in das Algau, Schwaben und auch Baierland hinwieder verkauft wird. Aus dem Bregenzerwald, Montafun, Appenzell, Thurthal und Oberland bringt man trefflich viel Käs und Butter dahin. Von dem Land tragen die Nachbauern (Nachbarn) Obſt, Garn und Geſpinnſt zu Markt; ausgenommen anderer vieler großer Kaufmannsgüter, auch täglicher Krämerei, ſo daſelbſt, nicht mit kleinem der Stadt Seckel Einkommen, von mitternächtlichen Landen und

Oeſtereich, durch Danzig, Leipzig, Nürnberg, Augsburg, München, in die Lombardey, gen Genua, ganz Welſchland, und auch gen Genf und in Frankreich durchgeführt werden, daß es nicht unbillig das deutſche, oder auch das ſchwäbiſche Venedig genannt ſeyn kann."

Die Stifts- oder Marienkirche gehörte ehemals zu dem gefürſteten Frauenſtifte in Lindau, das aus einer Aebtiſſin und zwölf adeligen Stiftsdamen beſtand. Dieſe Stiftung war uralt, und iſt bis ins neunte Jahrhundert hinauf, wo nicht in eine frühere Zeit zu ſetzen. Eine Schenkungsurkunde Kaiſer Ludwigs II. vom Jahre 866, auf welche ſich die Stiftsdamen in einer Streitſache mit den Bürgern von Lindau ſtützten, war dagegen gefälſcht. Nach einer alten Tradition ſtand das Kloſter urſprünglich im offenen Felde, bei Nonnenhorn oder Nonnenbach, die Stifter desſelben ſollen Eckbert, Mangold und Wortbich geheißen haben und Gaugrafen der Gegend geweſen ſein. Im zehnten Jahrhundert, als die Hunnen das Land verwüſtet, wäre aber das Stift, mit den Gebeinen der Gründer, nach dem Flecken Lindau verſetzt worden, der vielleicht damals, wie ſo viele andere Plätze am Bodenſee, ſeine Mauern erhielt.

Unter Kaiſer Friedrich III. war das Stift gefürſtet worden. Es beſaß indeſſen kein eigenes Gebiet, ſondern hatte nur einen Theil der Gerichtsbarkeit über die Dörfer Eſchach, Rickenbach, Schönau und Oberraitenau ſowie einzelne Gefälle an Zinſen und Naturalien. An Oeſtreich lieferte das Stift jährlich ein halbes Fuder Schirmwein, und dafür ſtand der Frau Aebtiſſin ein Recht zu, das an die Veſtalinnen des alten Roms gemahnt. Sie konnte nämlich einen Miſſethäter vom Galgen erretten, indem ſie ihm den Strick eigenhändig abſchnitt. Dieſer Erlöſungsakt geſchah an der Ecke des ſogenannten Kerwatzen; das Meſſer, um den Strick abzuſchneiden, wurde der Aebtiſſin in feierlichem Aufzuge auf ſilberner Schüſſel nachgetragen. Der aus den Händen des Scharfrichters Befreite wurde alsdann im Kloſter geſpeiſt und der Strick ihm als Denkzeichen um den Leib gebunden. Jede Aebtiſſin übte jedoch dieſes Recht nur Einmal. Der Fall kam vor in den Jahren 1578, 1615, 1692 und noch 1780.

Die Stiftsgebäude ſind ſeit 1806 den königlichen Behörden eingeräumt. Die Kirche hatte ehemals ein ausgezeichnet ſchönes Portal, aber im Jahr 1728 brannte ſie ſammt dem Stifte und ſechsundvierzig Häuſern bis auf den Chor und das hintere Gewölbe nieder. Erſt im Jahre 1752 wurde ſie wieder hergeſtellt. In einem Anbau der Kirche ſind alte Gemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu ſehen.

Digitized by Google

Die evangeliſche Kirche der Stadt, welche einträchtig neben der katholiſchen, auf dem Markt bei einer ſchönen Linde ſteht,*) iſt angeblich im zwölften Jahrhundert erbaut. In der Dreifaltigkeitskirche, einſt den Franziskaner Barfüßern gehörig, im Jahr 1241 aufgeführt und ſeit längerer Zeit unbenutzt, befindet ſich im Chore ein Saal mit den Bildniſſen der um ihre Stadt verdienten Lindauer. Hier iſt auch die Stadtbibliothek untergebracht, welche einige Inkunabeln, vorlutheriſche Bibelüberſetzungen, Kirchenväter, Mönchsſchriften und arabiſche Handſchriften beſitzt, auch zwei handſchriftliche Chroniken der Stadt, wovon die eine bis zum Jahre 1626, die andere bis 1728 geht. Im Jahr 1538 wurde dieſe Bibliothek gegründet. Der ehrſame Rath beſchloß damals, auf die von den Franziskanern herrührende Bücherei jährlich vierundzwanzig Gulden zu verwenden, in zwei geräumigen Terminen, aber patriotiſche Geſchenke und Legate thaten bald das Meiſte.

Das vorerwähnte alte Kirchlein auf der kleinſten und dritten Inſel kann wohl aus den Zeiten des heiligen Gallus, oder doch der heiligen Aurelea ſein; es ſoll den Brand vom Jahre 948 überlebt haben.

Außer den Römerſpuren auf derſelben Inſel hat Lindau noch ein Bruchſtück einſtiger Befeſtigung oder eines Thurmes aufzuweiſen, die ſogenannte Heidenmauer, gleich rechts am Thore. Sie iſt aus unbehauenen Kieſelfelſen aufgeführt, bedeutend höher, als die anſtoßenden Häuſer, etwa 12 Schritt lang, 8½ Schuh dick. Man will in dieſer „Heidenmauer" einen Ueberreſt von Befeſtigungen des Tiberius erblicken. Jedoch iſt es wahrſcheinlicher, daß die Inſel, welche Tiberius beſetzte, Reichenau geweſen. (S. Geſchichtl.) Dieſer Mauerreſt könnte daher von einer römiſchen Befeſtigung gegen die Lenzeralemannen herrühren, an deren Namen ohnedies ſchon bei Lindau ſelbſt gedacht worden iſt. Oder es könnte auch ein Vertheidigungswerk gegen die räuberiſchen Ueberfälle der Hunnen im zehnten Jahrhundert geweſen ſein, denn grade auch in dieſen Zeiten pflegte man mit unbehauenen Steinen aller Art zu bauen. (Schwab, der Bodenſee. II. S. 164.)

VIII.

Das würtembergiſche Seegebiet. — Langenargen. — Friedrichshafen.

Auch von dem würtembergiſchen Antheile widmen wir nur den unmittelbar am Seerande liegenden Oertern unſer Augenmerk, wir laſſen

*) Auch auf der zweiten Inſel ſtehen herrliche Linden, deren eine über ſieben Fuß im Durchmeſſer hat.

Digitized by Google

darum ſelbſt die nur zwei Stunden vom See entfernte Oberamtsſtadt Tettnang und die Waldburg, ſowie Ravensburg und die alte Abtei Weingarten unberührt; die enclavirte würtembergiſche Bergfeſte Hohentwiel, welche Schwab noch mit hereinzieht, können wir gleichfalls nicht mehr als in unſer Bereich gehörig betrachten.

Der Marktflecken Langenargen kommt ſchon unter jenen in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts neu entſtandenen Ortſchaften, als Argona vor. „Er hat ſeinen Namen, ſagt der alte Vadian, „von dem grimmen und ungetreuen Waſſer, die Arg, die dabei in den See fließt. Die obere Arg läuft neben Wangen herab; die untere, ein Gutswägele unter Wangen aus dem Allgäu hervor, kommen beide unter Neuravensburg und ober Achberg wieder zuſammen; lauft für Langnow bei Argen in den See, wird Ein Arg, davon der Name nicht verloren iſt: thut oft an Leut, Vieh, Holz und Wald großen Schaden.“

Langenargen gehörte ehedem den berühmten und mächtigen Grafen von Montfort, deren Letzter im Jahr 1787 in größter Dürftigkeit in dem Pfarrhauſe des nahen Dorfes Marienbronn ſtarb, wo er ein Kämmerlein mit der Ausſicht auf den Gottesacker bewohnt hatte. An dem Argenhorn, einer ſchmalen in den See hinauslaufenden Erdzunge ſtehen die Mauern eines ehemaligen Schloſſes der Montforte. Dieſes früher befeſtigte Schloß wurde von dem Grafen Wilhelm von Montfort im Jahr 1332 erbaut; im dreißigjährigen Kriege hielten es die Schweden beſetzt, und gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde es im modernen Style neu aufgeführt. Jetzt ſtehen aber nur noch vier hohle Mauerwände.

Friedrichshafen verdankt ſeine Entſtehung dem würtembergiſchen König Friedrich, der den Hafen anlegte, um den Handel mit der Schweiz und Italien empor zu bringen. Es beſteht aus dem ehemaligen Reichsſtädtchen Buchhorn, dem früheren, zur Abtei Weingarten gehörigen Kloſter Hofen, das in ein königliches Luſtſchloß verwandelt iſt, und in einer neuen freundlichen Straße längs dem See, welche beide mit einander verbindet. Dies zuſammen (mit etwa 1000 Einwohnern) nennt man jetzt Friedrichshafen.

Das Luſtſchloß, in welches König Wilhelm von Würtemberg das Hauptgebäude des einſtigen Kloſters Hofen umgeſchaffen, iſt ein reizender Sommeraufenthalt; es nimmt ſich von der Seeſeite herrlich aus, und von der offenen Gallerie im zweiten Stockwerk hat man einen der ſchönſten Blicke über das „ſchwäbiſche Meer.“ Das dreiſtöckige Gebäude iſt ein-

Digitized by Google

fach und geſchmackvoll hergerichtet, den Abhang, wo einſt die Kloſterbrüder einen der beſten Seeweine zogen, hat man in engliſche Anlagen verwandelt. Der neue Hafen iſt nahe dabei. In den Gemächern iſt manches Sehenswerthe. Das Schlafzimmer im erſten Stocke enthält unter anderem ſchwäbiſche Bauernſcenen und Studentenverſammlungen von dem Genremaler Pflug; im Billiardzimmer ſind Viehſtücke, Landſchafts- und Seeanſichten aufgehängt; den Speiſeſaal zieren Darſtellungen aus Göthes Erlkönig, Bürgers Lenore, dem wilden Jäger, würtembergiſche Anſichten u. ſ. w., ſowie ein Gemälde von Gegenbauer: Chloris und Daphne.

Zur Rechten des Schloſſes ſtehen die Wirthſchaftsgebäude, und das Ganze iſt von einer Steinmauer umgeben, deren ſüdlichen Theil die Wellen des Sees beſpülen, der hier ſeine größte Breite hat.

Das ehemalige Reichsſtädtchen Buchhorn kommt als Buachihorn zuerſt am Anfange des neunten Jahrhunderts vor. (ſ. Geſchichtl.) Schon im Jahre 1275 war es eine freie Stadt; in früheren Zeiten ſcheint es erbliche Beſitzung der alten Gaugrafen von Linzgau geweſen zu ſein, von welchen es an die Grafen von Altdorf und Ravensburg kam; als auch dieſe ausſtarben, wurde es frei. 1363 verzehrte eine Feuersbrunſt faſt das ganze Städtchen. Im dreißigjährigen Kriege (1632 bis 1634) ſetzten ſich die Schweden hier feſt; der ſchwediſche General Horn ließ die Stadt, worin damals 1500 Mann lagen, mit Waſſergräben umziehen, mit einem Walle und Sturmpfählen befeſtigen, auch Schiffe zimmern, um den zu Lindau ſtehenden Kaiſerlichen die Herrſchaft über den Bodenſee abzugewinnen. Vier kleinere Schiffe und eine ſtolze Kriegsgaleere von zweiundzwanzig Kanonen, welche die Schweden nach ihrer Königin Chriſtina nannten, liefen vom Stapel. Uebrigens waren auch die Feinde bei einem Ueberfalle im Auguſt 1634 mit Schiffen vor der Stadt erſchienen und hatten ſie vom See aus lebhaft beſchoſſen, während zugleich tauſend Mann Reiterei nebſt Fußvolk von der Landſeite anrückten. Aber die Schweden ſchlugen den Angriff glücklich zurück. Die Kaiſerlichen hatten einen Verluſt von zweihundert Todten und hundert Gefangenen und mußten ſo eilig abziehen, daß der Kommandant Vitzthum ſelbſt bis an den Hals in den See ſprang und, wenn ihm nicht ein Schifflein zu Hülfe gekommen, ertrunken wäre.

Digitized by Google

IX.

Das badiſche Seegebiet. — Meersburg.

Das altersgraue Meersburg iſt der erſte anſehnlichere Ort, dem wir, von Friedrichshafen kommend, auf badiſchem Grund und Boden begegnen. Das Städtchen liegt hart am See. Maleriſch an die Abſtufung einer hohen Felſenwand geſchmiegt, erſcheint es faſt nur als ein Anbau und Anhängſel der ſtolz von dem Felſen niederſchauenden alten Schloßgebäude. Man ſpricht von einer oberen und unteren Stadt, denn ein Theil des Ortes iſt höher hinaufgebaut, mit dem unteren durch eine Berggaſſe zuſammenhängend.

Meersburg iſt der Sitz eines Bezirksamtes, und hat 202 Häuſer mit 1300 faſt durchaus katholiſchen Einwohnern, die ſich vom Wein- und Obſtbau, von Fiſcherei, Schifffahrt und Handel mit Cider, Getreide ꝛc. ꝛc. ernähren. Es wächſt hier beſonders guter Seewein.

Den Namen: Meersburg (Merspurc), oft auch Mörspurg oder Mörsburg geſchrieben, hat man von Meer abgeleitet; er ſoll darauf hindeuten, daß der Ort ſeinen Urſprung einem Leuchtthurm und den angebauten Fiſcher- und Schifferhütten verdankt, indem man dieſen Thurm „nur die Burg am Meere, Meeresburg“ genannt habe. Auch wäre der See den erſten Anſiedlern wie ein Meer erſchienen. Nach Schwab iſt der Name jedoch weit eher von dem altdeutſchen Worte: Meere herzuleiten, was ſo viel heißt als Landungsplatz, Schiffslände, wie man auch zu Straßburg ſagt: den Floß anmeren, d. h. an's Ufer anbinden. Die Entſtehung von Meersburg verliert ſich in eine graue Zeit. Es iſt ein uralter Ort und das alte Schloß wahrſcheinlich ſchon von den Merovingern aufgeführt, vielleicht von König Dagobert, der hier eine Schiffslände gegen Konſtanz angelegt haben ſoll. Die untere Stadt ſoll lange vor der oberen geſtanden haben und als Stapelort von Schiffern und Fiſchern bewohnt geweſen ſein. Vom Jahre 925 bis 935 ſollen die Grafen von Rohrdorf und Mößkirch als Vögte des Reiches hier ihren Sitz gehabt und im Namen der Kaiſer die Ueberfahrt über den See beſchützt haben. Doch erſt im Jahr 1213 wird Meersburg zum erſtenmale genannt, als Kaiſer Friedrich II. im April hier und zu Konſtanz die Charwoche feierte. Später fiel der Ort an das Hochſtift Konſtanz.

Es wird hie und da behauptet, Meersburg ſei ehedem eine Reichsſtadt geweſen, jedoch entbehrt dieſe Angabe alles näheren Grundes. Ueberhaupt iſt man über die Schickſale der Stadt, bevor ſie unter den

Krumſtab von Konſtanz kam, noch nicht ganz im Klaren. Geſchichtlich Denkwürdiges knüpft ſich wenig an dieſelbe. Erſt im Jahre 1333 begegnen wir einer wichtigeren Epiſode in der Geſchichte der Seegegend, welche Meersburg unmittelbar betrifft. Wegen einer neuen Biſchofswahl zu Konſtanz brach in dieſem Jahre ein heftiger Streit aus; die Einen wünſchten Albrecht, Grafen von Hohenberg zum Biſchof, die Anderen wählten Nicolaus von Kenzingen, der vermöge ſeines Geldes die Beſtätigung des heiligen Vaters erhielt und von dem Bisthume Beſitz nahm. Nun aber zog Albrechts Vater, Graf Rudolf von Hohenberg mit bewaffneter Macht gegen Meersburg, das Nicolaus von Kenzingen beſetzt hielt. Der Kaiſer Ludwig der Baier kam ihm dabei, aus Feindſchaft gegen den Pabſt, zu Hilfe und gemeinſchaftlich belagerten der Kaiſer und der Graf die Stadt viele Wochen lang. Aber Die auf der Burg hielten ſich gut. Es waren tapfere, kriegserprobte Männer darunter; ſie vertheidigten die Stadt mit Wurfmaſchinen, unternahmen häufige Ausfälle und rüſteten auch auf dem See ein kleines Schiffsgeſchwader aus, mit welchem ſie ſich der feindlichen Frachtſchiffe bemächtigten und dieſe im Triumpf heimführten. Ihnen ſelbſt fehlte es nicht an Zufuhr und Unterſtützung, beſonders von dem befreundeten Konſtanz her. Ein Graf von Toggenburg, Kanonikus von Konſtanz, und der erfahrene Kriegsmann Jaſſo thaten ſich namentlich unter den Belagerten hervor. Der Letztere ſetzte Pfeilſchützen und andere Krieger auf Schiffe, verfolgte die feindlichen Nachen und wüthete auf den eroberten wie ein Löwe. Er warf ſein Netz in dem See aus und fing ſie wie Fiſche, ſagt ein Berichterſtatter.

Der Graf von Hohenberg hatte geſchworen, nicht abzuſtehen von der Belagerung, bis er der Jungfrau Maria, der Schutzpatronin des Hochſtiftes, das Hemde vom Leibe gezogen; aber er ſtrengte vergeblich Alles an, und als der in Böhmen drohende Krieg den Kaiſer wegrief, zog er mit Schande von Meersburg ab. Nikolaus von Kenzingen aber blieb im Beſitz des Bisthums. Noch vor wenigen Jahren fand man beim Abbruch eines Stadtthores, ſowie eines Theils der Stadtmauer in dem fünfhundert Jahre alten, eichenen Gebälke des Thores viele eingeſchoſſene Bolzen, und in den Gräben Gebeine jener Belagerer.

Im Jahre 1452 erhoben ſich die Bürger von Meersburg, ſtürmten das Schloß, verjagten den Biſchof und behielten Stadt und Schloß bis 1457, wo der Biſchof zurückkehrte. Im Jahre 1527, als die Reforma-

Digitized by Google

tion am See ſchon große Fortſchritte gemacht und der Geiſt der Neuerung an vielen Orten ſiegreich durchgedrungen, war hier noch der Schauplatz einer Ketzerhinrichtung. Der Biſchof von Konſtanz ließ zu Meersburg den Prieſter und Frühmeſſer von Sernatingen, Johann Hügli oder Henglin, eines Scheerers Sohn aus Lindau, wegen ketzeriſcher Anſichten zum Holzſtoße verdammen. Dieſes Urtheil wurde am 10. Mai 1527 vollzogen. Johann Hügli ſtarb einen würdigen Märtyrertod. Auf dem Platze noch dankte er dem Biſchof öffentlich für die gute Verpflegung im Gefängniſſe; ehe der Holzſtoß angezündet ward, rief er mit lauter Stimme: „Ach verzeihe euch Gott, ihr Leute, ihr wiſſet doch nicht, was ihr thut!“ Und während die Flamme hoch auflohte, ſang er noch, wie Huß, den Preißgeſang: Gloria in excelsis Deo! Te Deum laudamus! Alles umſtehende Volk war zu Thränen gerührt, und dieſes empörende Schauſpiel wurde vielleicht Miturſache des raſchen Fortganges der Kirchenverbeſſerung in Konſtanz und Lindau.

Durch die Drangſale des dreißigjährigen Krieges litt der Ort viel, ebenſo durch die Peſt und 1712 durch Feuersbrünſte. Seit Biſchof Anton von Siggingen von Hohenburg war das von ihm erbaute neue Schloß zu Meersburg Sitz der Fürſtbiſchöfe von Konſtanz. Hierdurch mußte die Stadt bedeutend gewinnen, und ſie verlor deshalb auch nicht wenig, als ſie an Baden fiel und das Bisthum aufgehoben ward. Der berühmte Karl Theodor von Dalberg, ſpäter durch Napoleon zum Fürſten Primas und Großherzog von Frankfurt ernannt, war der letzte Biſchof, der in Meersburg ſeinen Sitz hatte.

Auf einem von der Stadt getrennten Felſen, zu welchem eine Zugbrücke führt, erhebt ſich das alte Schloß. Der älteſte Theil dieſer Hofburg iſt, außer einer gegen die Zugbrücke ſich hinziehenden, ebenſo alten Mauer, ein hohes, viereckigtes, thurmähnliches Gebäude, gleich jener Mauer von fränkiſcher Bauart. Es iſt jetzt aber ganz eingebaut, ſo daß nur der Giebel hervorſchaut. Früher ſah man daran die Buchſtaben C M eingehauen, die auf Carl Martell gedeutet wurden. Das größere Schloßgebäude mit ſeinen vier runden Thürmchen wurde erſt im Jahre 1508 vom Biſchof Hugo von Breitenlandenberg aufgeführt. Zwiſchen dieſem und dem neuen Schloſſe iſt eine tiefe Kluft, durch welche ein gepflaſterter Fußweg zur unteren Stadt ſich hinabzieht. Dieſelbe entſtand bei der Belagerung, von der wir oben erzählt haben. Der Biſchof ließ vierhundert Bergleute kommen und die Burg durch dieſe Kluft unangreiflicher machen. Seit dem Jahre 1838 gehört

das Schloß dem um altdeutſche Geſchichte und Literatur verdienten Freiherrn Joſeph von Laßberg. Der Alterthumsforſcher hat hier ſeinen Ruheſitz; ſeine an werthvollen Handſchriften reiche Bibliothek iſt in den feuerfeſten Archivgewölben der alten Biſchöfe aufgeſtellt. Ein Verzeichniß der hauptſächlichſten Manuſkripte dieſer Sammlung hat Schwab in ſeinem Werke mitgetheilt. Außerdem finden ſich hier eine intereſſante Sammlung von Glasgemälden, mehre gute altdeutſche und altitalieniſche Bilder und endlich ein merkwürdiges Taufbecken mit Geheimſchrift. Noch heute zeigt man auch in dem ehrwürdigen Bau ein Fenſter mit entzückender Ausſicht, aus welchem ſich der junge Konradin die ſchönen Seegelände betrachtet haben ſoll, kurz bevor er ſeine verhängnißvolle Fahrt nach Italien antrat.

Jenſeits der erwähnten Zugbrücke liegt das neue Schloß, die Reſidenz der letzten Biſchöfe. Es iſt im großen Style erbaut; von der Teraſſe genießt man einen herrlichen Blick auf den See und das jenſeitige Ufer. Das Städtchen ſelbſt hat drei alterthümliche Thore und ein uraltes Getreidehaus, Gredhaus genannt (von Greden, d. i. Reinigen des Getreides), das am Hafendamme liegt. Im öſtlichen Theile auf einem Hügel ſteht das biſchöfliche Seminarium ad St. Carolum Borromaeum, ein ſtattliches Gebäude mit einer ſchönen Kirche und großem Garten. Es wurde von dem Biſchof Johann Franz von Siggingen erbaut und im Jahr 1735 mit Alumnen beſetzt. Die Geiſtlichen des Bisthums ſteuerten dazu bei; der Pfarrer des jetzt würtembergiſchen Dorfes Nasgenſtadt gab allein vierzigtauſend Gulden, weshalb ſein Andenken noch alljährlich gefeiert wird. In neuerer Zeit wurde das Seminar nach Freiburg verlegt. In der Kapelle auf dem Gottesacker iſt dem berühmten Meßmer ein Denkmal über ſeiner Grabſtätte errichtet. Der famöſe Magnetiſeur, 1734 zu Ittnang am Unterſee geboren, ſtarb in Meersburg; die Geſellſchaft der Naturforſcher in Berlin ließ ihm dies Denkmal ſetzen, das aus der Werkſtätte des Bildhauers Sporer in Konſtanz hervorging. Zu Meersburg begann auch in den ſiebziger Jahren des vorigen Säculums der Wundermann Gaßner, Pfarrer von Klöſterle in Chur, ſeine Kuren und Teufelsaustreibungen, die er zu Ellwangen fortſetzte und die in jener Zeit der Wundermänner und Geheimnißkrämer alle Welt in Aufruhr brachten.

Digitized by Google

X.

Ueberlingen. — Goldbach. — Die Heidenlöcher zwiſchen Goldbach und Sipplingen.

Die alte Reichsſtadt Ueberlingen, zwei Stunden von Meersburg entfernt, jetzt badiſche Amtsſtadt mit 300 Häuſern und über 3000 faſt durchaus katholiſchen Einwohnern, liegt an einer Bucht des Sees, die nach ihr der Ueberlingerſee genannt wird. Der Ort hat noch ganz das ehrenfeſte, reichsſtädtiſche Anſehen, er iſt ſeiner äußeren Geſtalt nach geblieben, wie er in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts aus den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges wieder erſtand, und der alte Bürgermeiſter von Pflummern würde gewiß noch faſt jedes dieſer ſchwärzlich braunen Häuſer erkennen. Ueberlingen, dicht an dem hier ſehr tiefen See *) auf eine Felſenlage gebaut, von Weingärten und Fruchtfeldern umgeben, zeigt noch Mauern und Gräben und hat acht Thore, ſechszehn Thürme, ein altes Münſter und vier andere Kirchen. Beſonders lebhaft iſt es in der Vorſtadt, wo viele Fiſcherhäuſer. Auch wird hier allwöchentlich ein bedeutender Fruchtmarkt gehalten.

Schon zu Anfang des ſiebenten Jahrhunderts war der Ort (Iburingae, erſt von 1257 an als Ueberlingen vorkommend) ein Mittelpunkt der fränkiſchen Herrſchaft und eine Pflanzſtätte des Chriſtenthums. Gunzo, ein chriſtlicher Frankenherzog Alemanniens, vielleicht auch nur ein Gaufürſt, hatte hier ſeinen Sitz. Die einzige ſchöne Tochter des Herzogs, Fridеburg, war dem Frankenkönige Sigebert, Theuderichs Sohn, verlobt; ſie wurde indeß von ſchwerer Krankheit heimgeſucht, ſo daß ihr Vater und alles Volk glaubte, ſie ſei von einem böſen Geiſte beſeſſen. Doch ſie genas auf das Gebet des heiligen Gallus, welcher auf ihr Begehr aus der Einöde geholt wurde, aber zuerſt dem Rufe des Fürſten nicht hatte folgen wollen, ſondern in's Rheinthal geflohen war. Nach einer alten Erzählung wich der böſe Geiſt von Frideburg in der Geſtalt eines ſchwarzen Raben, der aus ihrem Munde flog. Der Herzog wollte dem Gottesmanne zum Dank die eben erledigte Biſchofswürde von Konſtanz übertragen, aber St. Gallus weigerte ſich und beſtimmte einen Alemannen, den Diakonus von Quaradaves (Grabs), mit Namen Johannes dazu, der von ihm in dem Worte des Herrn unterwieſen war. Kaiſer Friedrich der Rothbart hielt ſich bei der ſiegreichen Heimkehr von ſeinem erſten italieniſchen Kriegszuge, im Spätjahr 1155, hier auf.

*) Wenige Schritte vom überlinger Ufer beträgt die Tiefe des Sees 108 und mehr Klafter.

Bald darauf erhob ſich Ueberlingen zur Stadt; es trat in der Folge dem Städtebund bei und wurde in den Jahren 1241 bis 1266 von Schultheißen regiert, war aber eine Munizipalſtadt der Herzöge von Schwaben. Von Konradin erhielt es ſeine Freiheit, und im Jahr 1397 verpfändete König Wenzel der Stadt das Ammannamt um 120 Mark Silber, wodurch ſie freie Reichsſtadt wurde.

In der Mitte deſſelben Jahrhunderts, als der ſchwarze Tod wüthete, die Geißler umherzogen und aller Orten die Juden mit Feuer und Schwert verfolgt wurden, forderte auch hier der Judenhaß gräßliche Opfer. In einem Bache fand man die verſtümmelte Leiche eines von ſeinen Eltern vermißten Knaben. Heulend rannten die Eltern durch die Stadt und klagten die Juden als Schlächter ihres Kindes an; als der Leichnam vor den Häuſern der Juden vorbeigetragen wurde, brachen die Wunden auf und bluteten; dies ſchien genugſam wider dieſelben zu zeugen. Unter dem Vorwande, ſie zu retten, rief man die geängſteten Juden in ein hohes, ſteinernes Haus; im Erdgeſchoß aber war heimlich ein Scheiterhaufen aufgethürmt worden. Gegen dreihundert Juden wurden in das Haus gelockt, hierauf zündeten die Bürger das Feuer an. Von Stock zu Stock flüchteten die Unglücklichen und Einige kletterten auf's Dach. Doch vergeblich! Das ganze Haus ging mit den darin Eingeſchloſſenen in Flammen auf. In verzweifelter Wuth hatten die Juden Steine, Meſſer, Balken des brennenden Hauſes auf die gaffenden Volkshaufen herunter geſchleudert; Einige ſtürzten ſich aus den Flammen zu den Fenſtern heraus; ſie wurden aber von den Untenſtehenden aufgefangen und niedergemetzelt.

Während des Bauernkrieges, im Februar 1525 erhoben ſich die Unterthanen der Stadt gegen dieſelbe und forderten ſie zur Uebergabe auf; allein die Ueberlinger wehrten ſich mit großem Muthe und die Haufen mußten unverrichteter Sache landeinwärts ziehen. Kurze Zeit darauf wurde Ueberlingen auf's Neue durch Aufſtändiſche bedroht; da führte der Bürgermeiſter Jakob Keſſering einen ſchnellen Streich gegen ſie aus; er umringte mit den treueſten Bürgern die im Aufruhr begriffene Landſchaft, ließ die Rädelsführer greifen und auf dem Gredplatze zu Ueberlingen 150 Mann köpfen, und ebenſo bei Sernatingen vierundzwanzig Mann. Das Schwert, welches zu dieſem blutigen Werk diente, wird noch jetzt im Pfennigthurm, der den Schatz der Stadt enthielt, aufbewahrt. Kaiſer Karl V. fand ſolches Gefallen an der Haltung der Stadt, daß er derſelben ihr bisheriges Wappen vermehrte; der habsburgiſche Löwe

Digitized by Google

wurde in einem Herzſchilde auf die Bruſt des überlingiſchen Reichsadlers geſetzt. Von dieſem Kaiſer wurden auch ihre Gerechtſame bedeutend vermehrt; die Stadt hob ſich ſo ſehr, daß der römiſche König Ferdinand ſeine vorderöſtreichiſchen Lande ihrem Schutze empfahl.

Als in Konſtanz die Reformation immer größere Fortſchritte machte, die Kirchen und Klöſter geſtürmt wurden, begab ſich der Biſchof Hug von Landenberg mit dem Domkapitel hierher (1530), und erſt im Jahre 1542 zogen ſie wieder fort. Die Stadt hielt feſt an dem katholiſchen Glauben; in ihren Mauern verſammelten ſich die altgläubigen Stände und noch im Jahre 1615 tagten ſie zu Ueberlingen. Im dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt Vieles zu leiden; Freund und Feind ſchonten ihrer nicht. Der ſchwediſche General Horn zog 1634 vor dieſelbe und belagerte ſie. Er fand indeß hartnäckigen Widerſtand, denn die Belagerten wurden von Konſtanz, von der Beſatzung in Lindau und der ganzen Umgegend unterſtützt. Die Schweden unterminirten die Stadt, und ſie hatten ſich ihrer ſchon halb bemächtigt, aber die Angegriffenen verſchanzten ſich Straße für Straße und leiteten einen Arm vom See in den Stadtgraben. Bei einem glücklichen Ausfalle tödteten ſie ſiebzig Schweden und nahmen einen Hauptmann nebſt drei Lieutenants gefangen. Die Beſatzung hätte am Ende die Stadt dennoch übergeben, doch die hineingeflüchteten Bauern, von fanatiſchem Haſſe gegen die Schweden beſeelt, gaben es nicht zu. Die Belagerer zogen endlich ab.

Im Jahre 1643 wurde Ueberlingen von Wiederhold, dem braven Kommandanten von Hohentwiehl, überfallen, der ſchon 1634 einen Handſtreich auf die Stadt gemacht, dieſelbe ausgeplündert und in Brand geſteckt hatte. Seine in der Gegend ſtreifenden Leute hatten nun wahrgenommen, daß Ueberlingen ſchlecht bewacht wurde und ſogar ein Stück Holz, das ſie aus der erſten Pforte des dreifachen Thores ausbieben, mitgebracht. Wiederhold machte ſich daher gegen die Stadt auf und ſtand in der Nacht des 30. Januar vor dem Thor. Daſſelbe war abermals unbewacht, er ſprengte es mit einer Petarde; in der Wachtſtube fand er vier ſpielende Soldaten, und ſo drang er mit ſeinen Leuten, meiſt Franzoſen, durch das Thor. Jetzt erſt wurde man die Ueberrumpelung gewahr; aber Wiederhold ſprengte auch die folgenden Thore und zugleich drangen die Franzoſen unweit des Sees durch eine Nebenpforte ein. Nur zwölf bis fünfzehn Mann ſtanden unter den Waffen; ſie wurden niedergemacht, und in Reih und Glied zogen die unverhofften nächtlichen Gäſte ein. Achtzig kleine Stücke, ſiebzig meſſingene Doppelhacken, vierhundert

Digitized by Google

Musketen, hundert Küraſſe und eine Menge Wein und Getreide wurden erbeutet. Wiederhold ließ die eroberte Stadt diesmal nicht wieder fahren. Er legte fünfhundert Mann hinein; ſpäter wurde der Vicomte de Corval von Frankreich zum Befehlshaber eingeſetzt und ihm 100,000 Livres zugewieſen, um hier fünfhundert Mann Reiterei, 800 Mann Fußvolk und ſechs Schiffe auf dem See zu unterhalten. Als das Heer der Franzoſen und Weimaraner bei Tuttlingen gänzlich auf's Haupt geſchlagen war, mußte Ueberlingen eine harte Belagerung durch die Baiern ausſtehen. Corval vertheidigte den Platz auf's Aeußerſte und erſt am 15. Mai 1644 räumte er ihn dem bairiſchen General Mercy durch einen ehrenvollen Vertrag. Siebenhundert Mann von den Belagerten waren gefallen; Hunger und Seuchen wütheten in der Stadt, die Baiern fanden die Leichen der angeſehenſten Bürger noch unbegraben in ihren Häuſern. Dazu wurde die Bürgerſchaft von der neuen Beſatzung als ſchwediſch geſinnt betrachtet und feindlich behandelt.

Im Jahre 1679 ſollte Ueberlingen ſtatt Freiburg an Oeſtreich kommen; dieſer Plan gelangte jedoch nicht zur Ausführung. 1802 fiel es an Baden.

Im Innern der Stadt verdient vor Allem unſere Beachtung die Münſterpfarrkirche, mit der bis zum Jahre 1804 ein Kollegiatſtift verbunden war, mit einem Probſt, ſieben Kanonikern und vier Kaplänen. Die Kirche iſt in gothiſcher Art erbaut, ſie hat fünf hohe Gewölbe, auf achtundzwanzig Säulen und einundachtzig Pfeilern ruhend. Die Kanzel und das Sakramenthäuschen, aus ſogenanntem Stinkſchiefer, ſind ſchön gearbeitet; die Altäre dagegen, den Hochaltar und den Ablöſungsaltar (Abnahme Chriſti vom Kreuz) ausgenommen, meiſt geſchmacklos und überladen. Der Thurm iſt über zweihundert Fuß hoch, und in einem daneben ſtehenden, noch unvollendeten Thurm hängt eine große, im Jahr 1446 gegoſſene Glocke, die Oſannaglocke genannt, 177 Centner ſchwer. Eine Bombe aus dem dreißigjährigen Kriege, von anno 1634, mit Inſchriften bedeckt, iſt in dem Münſter zum Gedächtniß jener ſchweren Zeit aufgehängt.

Im Rathhauſe iſt ein mit ſchönem Schnitzwerk gezierter, altdeutſcher Saal, deſſen Wände die Bildniſſe ſämmtlicher deutſchen Kaiſer einnehmen.

In dem alten Pfennigthurme, neben dem Rathhauſe, wurde vor Zeiten das Archiv und der Schatz der Stadt bewahrt.

Digitized by Google

An das alte „ehren- und ſteinfeſte" Pflummern'ſche Haus knüpfen ſich intereſſante Erinnerungen für die Stadt. An der Hauptſeite desſelben ſehen wir die wohlerhaltenen Familienwappen der früheren Beſitzer, der Freiherrn von Pflummern. Dieſes Geſchlecht machte ſich ſehr verdient um Ueberlingen, namentlich zeichnete ſich der gelahrte Bürgermeiſter und kaiſerliche Rath Dr. Johann Heinrich von Pflummern in der Schwedenzeit aus. Der letzte Sprößling ſtarb im Jahr 1829 zu Ueberlingen; eine Nebenlinie, die Junker von Pflummern, lebt noch in der Stadt. An einer anderen Seite dieſes Hauſes ſind auch noch Kanonenkugeln aus dem dreißigjährigen Kriege zu ſehen. Das große Spital, mit einer Kirche, war ehedem ſehr reich und die ihm angehörigen Dörfer und Höfe brachten ein jährliches Einkommen von fünfzigtauſend Gulden. Die Stadtbibliothek, 1832 von dem Stadtpfarrer Wocheler geſtiftet, zählt 15,000 Bände; ſie beſitzt manche bemerkenswerthe und ſeltene Handſchriften.

Ueberlingen hat auch ein Mineralbad; freilich iſt es nur wenig beſucht. Schon am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts wurde die Quelle benutzt, aber erſt in der neueren Zeit iſt man wieder darauf aufmerkſam worden. Das Waſſer, zu Trink- und Badekuren angewandt, iſt heilſam gegen chroniſche Hautkrankheiten, Geſchwüre, rheumatiſche und gichtiſche Leiden, Bleichſucht und dergl. Es enthält in einem Pfunde folgende Beſtandtheile:

Schwefelſaures Natron	3,8981	Gran.
Chlornatrium	3,0282	„
Kohlenſaures Natron	1,4910	„
Chlormagneſium	1,3843	„
Kieſelerde	2,3600	„
Kohlenſaurer Kalk	9,4500	„
Kohlenſaure Magneſia	5,3110	„
Thonerde	0,4000	„
Kohlenſaures Eiſenoxydul	4,6664	„
Kohlenſaures Manganoxydul	0,3852	„
Phosphorſaure Thonerde	0,1000	„
Organiſche Subſtanz und Verluſt	4,5758	„
Zuſammen	37,0500	Gran.

In der Nähe des Geſundbrunnens ſteht ein im Jahr 1503 gebauter, ziemlich hoher, runder Thurm, der Gallerthurm (Thurm auf dem Gal-

Digitized by Google

ler, Walenthurm), von deſſen neuangebrachtem Belvedere man eine weite Ausſicht genießt.

Etwa anderthalb Stunden von Ueberlingen landeinwärts liegt Salmannsweiler oder Salem, jetzt badiſcher Amtsort mit 400 Bewohnern, einſt eine reiche Ciſterzienſerabtei, mit einem ſchönen Münſter aus dem vierzehnten Jahrhundert. Auch Schloß Heiligenberg, eine Stunde nordöſtlich von Salem, könnte zu einem Abſtecher verlocken, wenn nicht unſere Gränzen zu enge gezogen wären. Wir wenden uns alſo wieder nach dem See und kommen vorerſt zu dem Dörfchen Goldbach. Dieſer Ort gehört noch zur Pfarrgemeinde Ueberlingen und zählt nur 51 katholiſche Einwohner; er iſt von Felſen umringt und der Weg nach Ueberlingen führt durch eine romantiſche, ganz in Felſen gehauene Straße.

Zwiſchen Goldbach und dem größeren Dorfe Sipplingen, das ſich durch den ſchlechteſten Wein am Bodenſee auszeichnet, ſehen wir die ſogenannten Heidenlöcher. Eine nähere Schilderung derſelben würde überflüſſig ſein, da unſer Werk eine getreue Anſicht enthält. Es ſind eine Menge in den Felſen gehauene Wohnungen, mit Zimmern, Kammern, Küchen und Kellern. Allem Anſchein nach ſind ſie römiſchen Urſprunges, das Volk aber hält die Heidenlöcher für ehemalige Zufluchtsſtätten verfolgter Chriſten. Die Treppen, welche zu dieſen Felſenneſtern führten, ſind nun ganz verwittert und es iſt ſchwer hineinzukommen.

XI.

Sernatingen. (Ludwigshafen). — Bodmann.

Wir kommen nun an's nördlichſte Ende des Ueberlingerſees. Hier iſt die Bucht kaum eine ſtarke halbe Stunde breit und von dunkelbewaldeten Bergwänden umſchloſſen; es iſt eine der ſchönſten Parthieen an dem „deutſchen Binnenmeere," lieblich ſtill und in ſüße idylliſche Gedanken einwiegend, und von den Fenſtern des Gaſthofs in Sernatingen hat man einen reizenden Blick auf das gegenüberliegende Ufer, wie den See hinauf.

Das Dorf Sernatingen, oder Ludwigshafen, wie man es jetzt umgetauft, hat 124 Häuſer mit über 800 Einwohnern; Großherzog Ludwig ließ hier einen Hafen anlegen, um einen Handelsplatz am See zu gründen, weshalb der Ort am 7. November 1826 ſeinen neuen Namen erhielt. Seitdem wurden zwei Lagerhäuſer und ein Hauptzollamtsgebäude aufgeführt, drei Speditionshandlungen gegründet, die jährlich gegen 90,000 Centner

Digitized by Google

Waaren befördern, ſowie eine Großhandlung für Landeserzeugniſſe, Droguerieen und Farbwaaren, die zugleich den Alleinverkauf von römiſchem Alaun für mehre Länder beſorgt.

Einſt gehörte Sernatingen den Freiherren von Bodmann. Ulrich von Bodmann verkaufte das Dorf ſammt der Schifffahrtsgerechtigkeit anno 1294 um 95 Mark Silbers an das Spital zu Ueberlingen. Im Jahr 1809 kam der Ort an Würtemberg, 1810 aber an Baden.

Gegenüber lehnt ſich das Dorf Bodmann (mit 800 Einwohnern) an die dunkelgrüne Höhe und über demſelben erblicken wir die alte Ruine Bodmann und das moderne Schlößchen Frauenberg, beide durch eine Felſenſchlucht von einander getrennt. Hier ſtand einſt eine Pfalz der fränkiſchen Herrſcher, das Palatium Potamum oder Potamicum, welches nachher einem unſerer älteſten Adelsgeſchlechter ſeinen Namen gab, das ſich in verſchiedenen Linien fortzweigte und jetzt noch in Baden und Würtemberg lebt. Ja, ſchon im Jahre 299 n. Chr. ſoll hier ein Schloß geſtanden haben, in den Tagen des Adalger, Herzogs von Schwaben, von dem Manlius berichtet, daß Kaiſer Conſtantius ihn da geſchlagen habe, wo jetzt die Stadt Konſtanz ſich erhebt. Gunzo, der bereits erwähnte Frankenherzog in Alemannien, war Burggraf von Bodmann. In der Mitte des achten Jahrhunderts haben die Gaugrafen Warin und Rudhard den frommen Abt von St. Gallen, den heiligen Othmar hier gefangen gehalten. Im Jahre 839 beging Ludwig der Fromme das Oſterfeſt in dem Palaſte zu „Bodama“ (ſ. o. Geſchichte), und Karl der Dicke verweilte, wie es ſcheint, beſonders gerne an dieſer lieblichen Bucht. Den guten Seewein, der hier wächſt, ſoll er gepflanzt haben, und noch heute heißt der Weinberg der „Königsgarten“ und man nennt den Wein im Schloſſe zu Bodmann den „Königswein.“ Später kam Bodmann an Erchanger und Berthold, die königlichen Kammerboten in Alemannien,*) welche Herzogsgewalt übten. Dieſe Brüder gaben den Anlaß zur Zerſtörung der alten Pfalz. König Arnulf hatte nämlich um's Jahr 893 den mächtigen und klugen Biſchof Salomo III. von Konſtanz mit Liegenſchaften um „Podamum“ (das nun ein Städtchen genannt wird) bereichert, die in ihr Gebiet gehörten. Daraus entſtand Feindſchaft und Fehde. Die Kammerboten, welche ſich des Biſchofs bemächtigen wollten, wurden gefangen und nur auf Salomos Fürbitte von Arnulf begna-

*) Kammerboten (nuntii camerae) oder Pfalzgrafen wurden die außerordentlichen Verwalter genannt, welche vom Könige zuweilen über eine Grafſchaft geſetzt waren.

Digitized by Google

digt. Später, unter König Konrad I., der im Dezember 911 ſich gleichfalls zu Bodmann aufgehalten, nahmen die Kammerboten den Biſchof gefangen (914) und Berthold ließ ſich auf der Feſte Twiel zum Herzoge von Alemannien ausrufen. Aber die Brüder unterlagen, ſie wurden ſammt ihrem Schweſterſohne Luitfried enthauptet und die Pfalz Bodmann wurde auf des Königs Geheiß zerſtört. Nun iſt jegliche Spur von ihr verweht. Doch ſcheint es unzweifelhaft, daß ſie einſt auf dem Frauenberge und nicht auf dem Felſen geſtanden, wo die verwitterte, greiſe Geſtalt des Schloſſes Bodmann ſich erhebt. Auch zeigt man auf dem Frauenberg noch ein Loch im Keller, worin der heilige Othmar, den man des Ehebruches beſchuldigte, geſchmachtet, und daſſelbe kann, nach Schwab's Angabe, allerdings nie eine andere Beſtimmung, als die eines Gefängniſſes gehabt haben.

Von den hingerichteten Kammerboten ſoll das Geſchlecht der Freiherren von Bodmann abſtammen, nach Andern wäre jedoch ein Graf Hugo von Bregenz, der ſich nach der Burg nannte, ihr Urahn. Eine Roſine von Bodmann erſcheint in alten Sagenbüchern als die treue Freundin der unglücklichen Kaiſerin Hildegard, Karl des Großen Gemahlin, und zieht mit ihr nach Rom in die Verbannung. Schon im zehnten Jahrhundert werden uns Herren von Bodmann aufgeführt, und in der Folge kennt die Geſchichte viele aus dieſem Geſchlecht, häufig ſehen wir ſie bei Turnieren, ſich hervor thuend durch körperliche Stärke, aber frühzeitig erfahren wir auch von geiſtiger Auszeichnung. Als im Jahr 1155 Arnold von Breſcia in Rom ſeine neue Republik gründen wollte, lud er den Kaiſer Barbaroſſa ein, einige einſichtsvolle Männer nach Rom zur Vertheidigung ſeines kaiſerlichen Rechtes gegen den Pabſt zu ſenden; er nennt darunter ausdrücklich den edeln Eberhard von Bodemen.

Das Geſchlecht pflanzte ſich ſpäter in zwei Linien fort. Am 17. Oktober 1307, als in dem Stammſchloſſe gerade alle Verwandten eingeladen und mit den Bewohnern verſammelt waren, ſchlug der Blitz in das Haus und Keiner kam mit dem Leben davon. Nur der kleine einzige Sprößling des Geſchlechts, Johann von Bodmann, war wie durch ein Wunder gerettet worden. Seine treue Amme hatte ihn, feſt eingewickelt, in einen kupfernen Keſſel gepackt und ließ ihn ſo den ſteilen Berg hinabkollern. So blieb dieſes Kind bei dem Brande, der das Schloß gänzlich verzehrte, allein übrig; es wurde der zweite Stammvater ſeines Geſchlechtes, und zum Angedenken führen alle Bodmänner den Vornamen Johann. Auch wird noch heute der eherne Keſſel gezeigt, und gerne ſtellt man ſich hinein

Digitized by Google

und leeret einen Becher mit Königswein auf das Wohl des alten Geſchlechtes. Schwab hat dieſen wunderbaren Vorfall in einem Gedichte behandelt, das wir hier folgen laſſen:

Im kupfernen Keſſel von Bodmann zu ſingen.

Im Keſſel zu Bodmann, da ſteh' ich zur Stund',
Soll leeren den Becher bis auf den Grund,
Den Becher, gefüllet mit Königswein,
Herr Karol ihn pflanzt' auf dem Felſengeſtein.

Und wie in den Becher mein Auge ſchaut,
Das Dunkel der alten Geſchichten ihm graut,
Und wie der Wein an die Lippe mir ſchwillt,
Die Sage hervor ſchon, die ſprudelnde, quillt.

Sie ſahen zu Bodmann beim fröhlichen Mahl,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Roſen und Schnee,
Das edelſte, ſchönſte Geſchlecht am See.

Viel Gäſte beglänzet vom Sonnenſchein,
Sie tranken und ſangen beim Königswein,
So wie ich heut trink' und heut ſinge mein Lied,
Der Abend von feſtlicher Luſt ſie nicht ſchied.

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des ſtürmiſchen Sees verſtohlenem Kind,
Die Wolken ſammeln ſich über dem Haus,
Doch gehen die Lampen im Schloſſe nicht aus.

Die Gäſte, ſie tanzen Thür aus und Thür ein,
Die Wolken auch führen den nächtlichen Reihn,
Es ſprühen die Fackeln in Gang und Saal,
Die Blitze, die ſpähen mit bleichem Strahl.

Und in der Schalmei und der Flöte Geſang
Spielt heimlich des Donners begleitender Klang,
Noch rauſchet im Saale das Spiel und der Witz,
Da ſchlägt durch die Decke der zackigte Blitz.

Und Flammen umwölken den mächtigen Saal,
Erſticken die Gäſte, verzehren das Mahl;
O Waſſer und Himmel, wie glänzt ihr ſo hell,
O herrlich Geſchlecht, wie vergehſt du ſo ſchnell!

Der Vater, die Mutter, ſie liegen ſchon,
Ach, bringt zu der Thüre ein blühender Sohn?
Die zuckende Flamme läßt keinen hinaus,
Es fällt auf die Leichen das wankende Haus.

Da dringt durch Flammen und Feuers Schwall
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall,

Sie hat es enthoben der Wiege geſchwind,
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind.

Sie ſtößt einen Keſſel durch Glut und Flamm',
Im Schloß iſt verlodert der edle Stamm,
Da ſchlicht ſie beſonnen in's eherne Haus
Das Zweiglein, das letzte, und ſcheuchert's hinaus.

Es rollet der Keſſel den Berg hinab,
O Kind iſt's dein Wieglein, iſt's nicht dein Grab?
Die Dienerin folget mit Mutterblick,
Und ſinkt in die Flammen des Hauſes zurück.

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachſen war,
Da baute ſtolz über Schutt und Graus
Der letzte Bodmann ſein ſteinernes Haus.

Der letzte Bodmann der erſte ward,
Er zeugte Söhne von edler Art,
Und liebliche Töchter und Enkel ſo hold,
Die Flamm' hat im Keſſel geläutert das Gold.

Und Vater und Mutter beim fröhlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem feſtlichen Saal,
Sie ſitzen, ſie trinken vom Königswein,
Sie ſchenken dem Wandrer ihn freundlich ein.

Im Keſſel, daraus iſt erblühet das Haus,
Im Keſſel ſoll er ihn trinken aus,
Er ſoll der verſunkenen Ahnen mit Zug,
Soll der Amme gedenken bei jedem Zug.

Mein Lied iſt geſungen, wie wird mir zu Muth?
Ich träume von Flammen, ich ſpüre die Gluth,
Es drehet der Keſſel, der eherne, ſich,
Wald, Himmel und Waſſer umtaumeln mich

Doch beißet im Kopf mich der Königswein,
Getroſt bei dem Wunder, dem ſeltſamen, ſein:
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Keſſel ſteht ſtille, mein Auge wird klar.

Es ſchauet die Burg und den See und das Land,
Gott hüte Haus und Geſchlecht vor Brand!
Und will er Flammen ja ſenden hinein,
So ſeien es Ströme von Königswein

Die nach dem Brande wieder aufgeführte Burg litt ſehr bei dem Zug der Schweizer in den Hegau, im Jahr 1499. Später bauten ſich die von Bodmann ein Schloß im Dorfe und ſeitdem zerfiel die Burg auf

Digitized by Google

dem Felſen. — Im vierzehnten Jahrhundert lebte ein Hans von Bodmann, genannt der „Landſtürzer“; er ward von einer ungemeinen Begierde getrieben, die Welt zu ſehen, reiſte deshalb an viele Höfe, wo man ihn immer wohl aufnahm, und that ſich bei verſchiedenen Turnieren hervor. Dieſem Umherziehen verdankt er den Beinamen und über ſeine Fahrten berichtet uns ein ganzes Buch viel Merkwürdiges. Später ging er an den Hof nach Wien, wo er ebenfalls ſehr gerne geſehen ward, und ſtarb daſelbſt.

„Der gelehrte Gabriel Bucelin, berichtet Schwab, ein Mönch aus dem Kloſter Weingarten, weiß viel von ſeinem Freunde Hans Simon von Bodmann zu ſagen, welcher, nachdem er ſich lange in fremden Landen und an Fürſtenhöfen umgetrieben, einſt ſeine Freunde und Verwandte auf Schloß Bodmann zuſammen lud, unter dem Vorwande, daß ſie ſeine Hochzeit mit einem edeln Fräulein feiern helfen ſollten. Wie ſtaunten ſie aber, als Simon ſich den Verſammelten im prieſterlichen Ornate zeigte, und am folgenden Tage feierlich ſeine Primiz hielt. Ein prächtiges Mahl feierte, unter vielen Thränen der Seinigen, des Edelmanns Abſchied von der Welt. Sofort zog Simon nach Weingarten in's Kloſter. Der rieſige Mann, der, als er früher zu Prag in den Kaiſerſaal trat, um von Rudolf das Lehen von Bodmann zu empfangen, hoch zu Roſſe zu kommen ſchien, und auch noch auf den Knieen alle Anderen überragte, beugte ſich aus herzlicher Demuth im Kloſter tiefer als alle andern Mönche, erzeigte ſich als der kleinſte unter ihnen, reinigte ſeine Zelle ſelber, that die geringſten Knechtesdienſte, übte ſich in jeder Enthaltſamkeit, und blieb ſein Leben lang Noviz. Er ſtand mit Gott wie Henoch in dem innigſten Umgang, und hatte von ihm ein ſo weiches Gemüth empfangen, daß er bei Unterredungen über die Liebe Gottes und das Leiden des Herrn ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Sein ganzes Leben war eine Vorbereitung auf den Tod, den er voll Freudigkeit und mit hellem Bewußtſein kommen ſah, das Gegentheil ſeines Bruders Wolfgang auf Bodmann, der ſich zu Roſſe ſetzte, wenn einer ſeiner Unterthanen geſtorben war, und das Geläute erſt beginnen ließ, wenn er ihm aus dem Winde war.“

Dieſer Hans Simon von Bodmann kam ſpäter in das Kloſter zu Feldkirch; dort ſtarb er zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts und liegt in der Laurentiuskirche begraben.

Eine Sage von der treuen Maid von Bodmann mögen die Leſer gleichfalls aus Schwab's Munde hören:

Die Maid von Bodmann.

Es ſchwillet aus den Wellen
Die grüne Maienau,
Dort ſitzt bei dem Geſellen
Eine reine, ſüße Frau;
Von Bodmann iſt's die treue Magd,
Ihr Herz, ihr Blüthenelland
Hat ſie ihm zugeſagt.

„Ruh' aus in meiner Laube,
Und ſinge Lieder mir!
Der Apfel und die Traube,
Sie blühn, ſie reifen Dir!"
Da ſprach Herr Hug von Langenſtein,
Und ſprang empor vom Raſen:
„Nicht alſo ſoll es ſein!

Mir iſt ein Bote kommen:
Der alte Vater gern
Das Kreuz hätt' er genommen,
Gehorcht dem Lehensherrn!
So iſt er krank und altersmatt,
Den Sohn in friſcher Jugend
Schickt er an ſeiner Statt!"

Nicht traurig ſoll der Wille
Des Vaters ſein gethan;
Die Maid weint in der Stille,
Er ſchaut ſie brünſtig an:
„Ich kehre heim, du ſüße Braut!
Vertrau' dem Chriſt im Himmel,
Und bleib mir hold und traut!"

Er ſchwingt ſich in den Nachen,
Die Fluth trägt ihn davon,
Den Vater gut, den Schwachen,
Vertritt der ſtarke Sohn.
Der Gram um ſeine treue Maid
Er wird zu grimmen Streichen,
Davon erliegt der Held'!

In Beten und in Sehnen
Die Jungfrau harrt im Haus,
Bis bei den Saracenen
Der lange Streit iſt aus.
Es kehret heim der Kämpfer Schaar,
Sie ſchaut hinaus nach Einem,
Den wird ſie nicht gewahr.

Der Herbſtwind rauſcht im Laube,
Der Apfel fällt vom Baum,
Es reift die dunkle Traube:
War Alles denn ein Traum?
Und endlich ſauet der Winterſturm:
Herr Hug er liegt gefangen
Und wund im Heidenthum.

Da hat der Jungfrau Hoffen
Recht wie ein Donnerſtrahl
Die böſe Kunde troffen,
Sie ſitzt ſtumm im Saal.
Es kam der Freier Schwarm herbei:
Die Hoffnung iſt geſtorben
Doch lebet noch die Treu! —

Die Hoffnung iſt geſtorben,
Doch lebet noch die Treu:
Ob auch im Thurm verdorben
Des Ritters Jugend ſei;
Man beut ihm Freiheit, Gold und Ehr,
Wenn er vom Glauben läſſet,
Das thät' er nimmermehr.

Von Jahr zu Jahr ſie trauern,
Sie ſinken ſeh'nd auf's Knie,
Er in den ſchwarzen Mauern
Auf grünem Eiland ſie.
Bis daß in einer Frühlingsnacht
Das Wort des Herrn im Traume
Ward vor ſein Ohr gebracht.

Der Engel ſprach zum Ritter:
„Auf, opfre dich dem Herrn,
So ſpringt dein Kerkergitter,
So leitet dich dein Stern!"
Der Ritter denkt der ſüßen Frau'n,
Die Minne ſoll er opfern,
Doch ach! er darf ſie ſchau'n!

Und einem Ritterorden
Gelobt er ſich im Traum; —
Sieh da, erfüllt iſt worden,

Digitized by Google

Was ſchien unmöglich kaum.
Denn als er aus dem Schlaf erwacht,
Das Kerkerthor ſteht offen
In ſternenheller Nacht.

Er pflegt' in jungen Jahren
Der Sterne Wiſſenſchaft,
So zieht er, wohlerfahren,
Gott ſtärket ſeine Kraft,
Er führt ihn durch den heißen Sand,
Und unter wilden Völkern,
Bis an des Meeres Strand.

Durch Sturm und Felſenriffe
Bringt ſchnell und ſicher ihn
Auf einem Chriſtenſchiffe
Der Herr zur Heimath hin.
Bald unter deutſchem Blüthenſchnee
Steht er am alten Ufer
Und rudert durch den See.

Und aus den Wellenſchäumen,
Erfriſcht vom Morgenthau,
Mit Reben, Wieſen, Bäumen,
Winkt grün die Maienau;
Und eine ſelige Geſtalt
Die Arm' entgegen breitend
Ruft ihn mit Allgewalt.

Da wird ſein Auge trüber,
Sein Haupt fällt auf die Bruſt,
Er lenkt den Kahn hinüber
Von Liebe weg und Luſt.
Im Walde vor dem Landkomthur
Steht er: im deutſchen Orden
Will Gott er dienen nur!

Und einen Freund er ſendet
Zur grünen Maienau,
Den letzten Gruß er ſpendet
Der herzgeliebten Frau.
Da loſch die Hochzeitfackel aus,
Die ihr im Geiſt entglommen,
Und ſtarb in Nacht und Graus.

Und als aus tiefem Leide
Sie wieder hob den Blick,
Da glänzt im Blumenkleide
Das Eiland, wie im Glück;
Da goß ein Rebenblüthenduft
So ſüß Erinnerungsträume
Durch die gewürzte Luft.

Jetzt kam, was Ruhe bringet,
Ihr vor die Seele hell,
Die Fluth, die ſie umringet,
Zertheilt ihr Nachen ſchnell;
Es geht die ſchöne blaſſe Maid
Durch ferne Lande ſchweigend
Im Blick der Liebe Leid.

Bald wird ihr Auge dreiſter,
Und kecker wird ihr Schritt,
Und vor des Ordens Meiſter,
Den oberſten, ſie tritt.
Sie ſprach: „Nehmet hin, was noch iſt mein,
Zu Gottes Eigenthume,
Ein reiches Inſelein!

Es ſcheinet warm die Sonne
Und pflegt die Rebe drauf,
Und Früchte glüh'n in Wonne
Und Saaten gehen auf.
Doch Eines, Eines bitt' ich nur,
Herr Langenſtein, der Ritter,
Der werde dort Komthur!"

Der Meiſter ihr gewähret
Die fromme Bitte gern;
Da war ihr Wunſch erhöret,
Wie dankte ſie dem Herrn,
Da ſchied ſie, Thränen in dem Blick,
Da glänzet hell im Herzen
Zugleich des Liebſten Glück.

„So ſind doch Ihm die Reben,
Die Felder Ihm gebaut!
Ihn wird die Laub' umweben,
Die mich und Ihn geſchaut!
Und wo zuſammen wir geſteht,
Ach, in der Burgkapelle,
Da tönt doch ſein Gebet!"

Wohin die Maid geflüchtet,
Wo ſie verweint die Zeit,
Das hat kein Mund berichtet,
Begraben iſt ihr Leid;
Doch in dem neuen Ordenshaus,
Da tönte durch die Wellen
Ein ernſter Sang hinaus: —

„O Gottesminne, kehre,
Du haſt gelenkt mein Schiff
Aus ſturmbewegtem Meere
Vorbei am Felſenriff.

Doch ſanfte Still' und wahre Ruh'
Die hab' ich nie genoſſen,
Wann deckt das Grab mich zu?"

XII.

Die Inſel Maynau.

Am linken Ufer des Ueberlingerſee's hinunter wandernd, kommen wir über Wallhauſen, Dingelsdorf und Litzelſtetten zu dem lieblichen, kleinen Eilande Maynau oder Meinau, nur noch anderthalb Stunden von Konſtanz entfernt. Die Inſel liegt nahe bei dem Ufer, von dem eine 570 Schritt lange Bock-Brücke zu ihr hinüberführt, und hat eine halbe Stunde im Umfang. Unſtreitig iſt ſie einer der ſchönſten Punkte des ſüdlichen Deutſchlands, die Natur hat das ganze Füllhorn ihrer Reize über ſie ausgegoſſen und alle jene ſüßen, ſonnigen Bilder von glückſeligen Inſeln und ſchwimmenden Gärten, von welchen die Dichter ſingen, treten uns hier in die Seele. Teraſſenförmig ſteigt ſie aus dem lachenden See auf. Die ſanftanſteigenden, grünen Ufer ſind mit Obſtbäumen, Gärten, Weinbergen und Wieſen bedeckt; altes Gemäuer blickt maleriſch zwiſchen dem Grün hervor, und am höchſten Ufer erhebt ſich das ſtattliche Schloßgebäude, von deſſen Altan man eine der herrlichſten Ausſichten auf den See und die Landſchaft hat. Um ſeiner Lieblichkeit willen, wurde auch dieſes Eiland eine „Maien-Aue" genannt. Zwar hat man den Namen anders ableiten wollen, aber in allen Urkunden heißt er „Maygenowe" und der alte Vadian ſagt in ſeiner Beſchreibung des Bodenſees: „von Luſtswegen Mayen-Aue geheißen."

Schon frühzeitig mag die Inſel angebaut geweſen ſein; ſpäter gehörte ſie dem Kloſter Reichenau. Von dieſem erhielten die Edlen von Langenſtein die Inſel zu Lehen, und ſie bauten ſich ein Schloß darauf. Ritter Arnold von Langenſtein und ſeine vier Söhne, brachten im Jahr 1282, mit Bewilligung des Abtes in Reichenau, alle ihre Güter und darunter auch die Maynau dem Deutſchorden zu, da ſie ſelbſt das Ordenskleid nahmen. Es wurde hier eine Kommenthurei errichtet, zu der anſehnliche Beſitzungen in der Umgegend gehörten; um's Jahr 1319 war einer der Söhne Arnolds, Hug von Langenſtein, Komthur auf

der Inſel. (S. o. „die Maid von Bodmann.“) Von ihm hat man auch eine Sammlung von Gedichten aufgefunden, darunter ein großes im Jahr 1293 verfaßtes Gedicht von mehr als dreißigtauſend Verſen, das Leben der heiligen Martina behandelnd. Fünfundſechszig Komthure hauſten hier und Sebaſtian Münſterus fand anno 1546 auf der Inſel ein „überaus luſtig Leben.“ Im Schloſſe ſind die Wappen der Komthure auf einer großen Tafel vor dem Speiſeſaale zu ſehen; zwei Drittel dieſer Familien ſind jetzt ausgeſtorben. Der Letzte war ein Reichenſtein, deſſen Stammburg noch in der Nähe von Baſel als Ruine ſteht. —

Als die Schweden unter Wrangel zum zweitenmale an den See gekommen, am 11. Februar 1647, fuhren dreizehn Schiffe — elf größere und zwei kleinere — mit 1000 ſchwediſchen Musketieren und vier Stücken, von Wrangel ſelbſt befehligt, nach der Maynau. Die Gebäude auf derſelben waren damals von drei Seiten mit doppelten Mauern, die zum Theil noch ſtehen, eingefaßt und von vierzehn Thürmen umgeben, am ſüdweſtlichen und ſüdöſtlichen Ende befanden ſich zwei größere Schanzen. Aber die Kaiſerlichen gaben die eine der Schanzen gleich auf, aus der zweiten leiſteten ſie einigen Widerſtand, doch landete Wrangel noch desſelben Tages und ſchon am vierten Tage der Belagerung kapitulirte der Komthur, Oberſtlieutnant von Hundpiß, und die Schweden nahmen die Inſel ganz in Beſitz. Sie ſollen dort ſpäter eine reiche Beute gefunden haben, Meßkleider, mit Edelſteinen geſtickt, große Pokale, Gold- und Silbergeſchirr, zuſammen fünf Millionen an Werth. Nachdem das große ſchwediſche Heer ſich ſammt dem, unter Türenne ſtehenden, franzöſiſchen aus der Seegegend entfernt hatte, ſuchten dreihundert Mann kaiſerliche Soldaten auf ſiebzehn Schiffen die Inſel wieder zu nehmen, die Schweden ſchlugen aber den Angriff zurück, und erſt nach dem weſtfäliſchen Friedensſchluß, am 30. September 1648, zogen ſie mit klingendem Spiele von der Inſel.

Im Jahre 1805 kam die Maynau an Baden; ſpäter wurde ſie zum Verkaufe ausgeſchrieben und von dem natürlichen Sohne des Fürſten Eſterhazy, der zum Freiherrn von Maynau erhoben ward, erworben. Dieſer verkaufte die Inſel 1839 wiederum an die Gräfin von Langenſtein, welche mit dem Großherzog Ludwig von Baden in näheren Verhältniſſen ſtand und in deren Händen ſich nun dieſes einſtige Beſitzthum der alten Ritter von Langenſtein befindet. —

Die Inſel hat 4½ Aecker Gras- und Gartenfeld, 30½ Aecker Wieſen, 53¾ Aecker Ackerfeld, 13½ Aecker Weingärten, zuſammen 102½,

Aecker. Sonſt lebten hier hundert Menſchen, jetzt etwa fünfundzwanzig. Das Schloß iſt im vorigen Jahrhundert erbaut; an der Treppe desſelben befinden ſich zwei beachtenswerthe Schnitzwerke. Das eine ſtellt einen Faun mit einem jungen Bacchus auf der Schulter dar, das andere einen kleinen Bacchus, welcher einen Faun krönt.

XIII.

Petershauſen.

Am rechten Ufer des Rheins, welcher hier den Unterſee mit dem Ober- oder eigentlichen Bodenſee verbindet, ſteht die einſtige Benedictinerabtei Petershauſen (domus Petri), jetzt Standesherrſchaft der Markgrafen von Baden und eine Art Vorſtadt von Konſtanz. Petershauſen, unter deſſen Aebten einſt etwa 700 Menſchen ſtanden, hat nun über 200 katholiſche Einwohner, die ſich meiſt von Viehzucht, Feld- und Weinbau ernähren. Die Kloſtergebäude ſind zum größten Theile vermiethet, und die Kirche mit ihrem ſchönen Portal iſt niedergeriſſen worden.

Petershauſen war eine reichsunmittelbare Abtei, der Abt hatte Sitz und Stimme auf der ſchwäbiſchen Prälatenbank und beim ſchwäbiſchen Kreiſe. — Biſchof Gebhard von Konſtanz, aus dem Hauſe der Grafen von Bregenz, war der Gründer dieſes Stiftes. Schon als Domherr hatte er das Grundſtück, auf dem ſich die Abtei erheben ſollte, von dem Kloſter Reichenau gegen ſeine Güter in der Schweiz eingetauſcht; im Jahr 983 wurde der erſte Stein zu dem Kloſterbau gelegt. An dieſen Bau knüpft ſich eine Legende, die wir hier mit Schwab's Worten einſchalten: „Der die Arbeiten perſönlich leitende Biſchof war nur einmal abweſend, als eben das Innere der Kirche gemalt wurde. Da vergruben die diebiſchen Maler ihre beſten Farben im nahen Walde und verlangten von dem Biſchof neue. Der fromme Mann aber, der die Sehergabe beſaß, führte ſie in das Wäldchen, indem er ſprach: „Laſſet ſehen, ob uns Gottes Gnade nicht gibt, was wir brauchen.“ Im Walde ſtieß er ſeinen Stab in den Boden und ſprach: „grabt!“ Da kamen die verheimlichten Farben zum Vorſchein. „Nun, lieben Kinder,“ ſprach der Biſchof lachend, „arbeitet weiter und laßt euch das Wunder ſtärken.“ Eine kleine Quelle ſprang aus dem aufgegrabenen Boden. Die treuloſen Maler aber fielen am andern Tage während der Arbeit für todt zu Boden. Da berührte ſie der Wunder-

mann mit ſeinem Stab und rief: „Nicht gebe ich euch den Lohn, daß ihr hier lieget und ſchlafet. Auf, und an die Arbeit!“ So ſtanden die Todten auf und gingen friſch und geſund an's Geſchäft.“

Nach neun Jahren ſtand das Kloſter fertig; die Kirche wurde dem heiligen Gregor geweiht, deſſen Gebeine der Biſchof zu Rom vom Pabſte erhielt; zu dieſer Reliquie kam ſpäter noch ein Arm des Apoſtels Philippus, den die Mutter des Kaiſers Otto III. aus dem Morgenlande gebracht. Gebhard bedachte das neue Stift mit reichen Güterſchenkungen, worunter Tegirwilarn (Tägerwilen) und Gottiliubon (Gottlieben) vorkommen. Weitere Schenkungen wurden von Kaiſer Otto III. und der Herzogin Hadewig gemacht; ſeit 989 erhielt das Gotteshaus auch von dem Pabſte Johann XV. bedeutende Privilegien.

Die erſten Mönche bekam Petershauſen von Einſiedeln; der erſte Abt war Bezelin, der im Jahre 996 ſtarb und auf den Beringer, ein gelehrter und frommer Mann, folgte. König Sigismund ertheilte, als er auf der Kirchenverſammlung zu Konſtanz war, dem Abte Johannes III. das Recht, Inful und Stab zu tragen; ſpäter ernannte er die Stadt Ueberlingen und die Landvögte in Schwaben zu Beſchützern des Stiftes. Der Wohlſtand deſſelben nahm auch in den folgenden Jahrhunderten zu. Aber in den Jahren 1489 bis 1495 gerieth es in ſolchen Verfall, daß die Mönche fortzogen und der Abt Martin Brulin auf die Probſtei Rothſee verſetzt ward. Johannes Merk von Lindau war allein zurückgeblieben, wurde nach Martins Verzicht im Jahre 1518 Abt und Wiederherſteller des Kloſters. Als die Konſtanzer die Reformation einführten, flüchtete der Abt Gebhard III. und als er nach zwanzig Jahren (1548) zurückkehrte, lag alles in Trümmern. Die bezwungene Stadt Konſtanz mußte den Schaden jedoch erſetzen und die Mönche fanden ſich wieder in ihren Zellen ein. Mehre Erwerbungen halfen dem Gotteshauſe wieder zu Anſehen und der dreiundfünfzigſte Abt Georg Strobel von Pfullendorf baute noch das ganze Konvent neu auf. Im Jahre 1803 wurde das Kloſter aufgehoben. Joſeph Keller, welcher im Jahre 1808 ſtarb, war der vierundfünfzigſte und letzte Abt.

XIV.

Konſtanz.

Von Petershauſen gehen wir über die Rheinbrücke und ſind binnen wenigen Minuten in dem altberühmten Konſtanz, der bedeutendſten

Stadt am Bodenſee, welche das große Concilium für immer mit einem ehrwürdigen Scheine umgeben hat.

Konſtanz, oft auch fälſchlich Koſtnitz genannt, mit ſeinen drei Vorſtädten und einigen Gehöften 936 Häuſer zählend, einſt mit 40,000, jetzt nur noch mit 6500 Einwohnern, worunter etwa 930 Proteſtanten, liegt da, wo ſich der See in zwei Theile trennt und der Rhein auf eine kurze Strecke aus dem Oberſee tritt, um in den Unterſee zu eilen, auf der linken Seite des Rheins und am ſüdweſtlichen Seeufer. Die nächſten Umgebungen der Stadt ſind flach, es fehlt ihr daher ein Hintergrund und der See ſelbſt erſcheint ziemlich charakterlos, obgleich er den Eindruck eines großen Gewäſſers macht. Aber man genießt hier von dem Münſterthurme einen herrlichen und umfaſſenden Blick, auf den Unterſee ſowohl mit der Inſel Reichenau, hinter welcher die Burgen des Hegaus ſich zeigen, wie auf den Ueberlingerſee mit den romantiſchen Thürmen von Meersburg, und weiter hinauf über das ſchwäbiſche Ufer bis zu dem ſüdlichen Rande, wo man Lindau und das zwölf Stunden entfernte Bregenz zu erkennen vermag und über die nächſten Berge die Schweizeralpen mit dem Säntis aufragen.

Mit den drei Vorſtädten Kreuzlingen, Paradies und Petershauſen nimmt Konſtanz einen Flächenraum von 4000 Quadratruthen ein; es iſt in vier Quartiere getheilt, hat drei katholiſche Pfarreien und eine evangeliſche, ſowie ein Lyceum und ein Dominikanernonnenkloſter, welch letzteres eine Vorſteherin, eine Seniorin und zehn Lehrfrauen zählt. Hauptſtadt des badiſchen See- und Donaukreiſes, iſt es der Sitz des Hofgerichtes, der Kreisregierung, des Kataſterreviſorats, der Waſſer- und Straßenbauinſpektion, Bauinſpektion, Obereinnehmerei, einer Domainenverwaltung, eines Bezirksamtes mit Amtsreviſorat, des Phyſikats, erzbiſchöflichen Dekanats, der Bezirksſchulviſitation, eines Hauptzollamtes, einer Bezirksforſtei, des Kommandos der erſten Gensdarmeriediviſion und eines Poſtamtes.

Die auf der Südſeite gelegene Vorſtadt Kreuzlingen iſt durch einen Graben von der Stadt abgeſondert; auf der Weſtſeite liegt die Vorſtadt Paradies ganz offen da; ſie zählt über 300 katholiſche Einwohner, Gärtner, Fiſcher und Ackersleute, die ſich von den Bewohnern der eigentlichen Stadt merklich unterſcheiden. —

Noch hat Konſtanz ſeine Stadtgräben und Ueberreſte von Wällen, und viele alterthümliche Gebäude, die ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert

Digitized by Google

faſt ganz unverändert blieben, rufen dem Beſucher die Bilder der alten Zeit zurück. Am Merkwürdigſten iſt das Münſter, ein ehrwürdiges Denkmal altdeutſcher Baukunſt. Dieſes Gotteshaus, in welchem viele Sitzungen des Conciliums gehalten wurden, iſt an der Stelle der Domkirche, welche die ſchottiſchen Benedictiner hier erbaut hatten, von Biſchof Rumold im Jahr 1052 aufgeführt worden, der die Mittel zu dem Bau durch Ablaßgelder zuſammen brachte. Es iſt in Form eines Kreuzes gebaut. Das hohe Gewölbe wird von ſechszehn Säulen getragen, die, achtzehn Fuß hoch und drei Fuß dick, aus einem Stück gehauen ſind. Der älteſte Theil iſt die Crypta unter dem Chor, ſie ruht auf vier kurzen Säulen mit verſchiedenartigen Kapitälern und mag wohl noch aus den Zeiten des Biſchofs Rumold herrühren; nun iſt ſie in einen Weinkeller verwandelt. Auf der Weſtſeite ſtehen zwei hohe viereckige Thürme, oben durch eine Mauer und ein kleines Thürmchen für den Feuerwächter mit einander verbunden und mit eiſernen Geländern eingefaßt. Alle drei Thürme, urſprünglich viel höher, verbrannten am 21. Oktober 1511 Nachmittags zwiſchen zwei und drei Uhr bis an die Kuppel, wobei zehn Glocken zerſchmolzen, darunter eine von 353 Centnern. Zwiſchen den zwei Thürmen befindet ſich der Haupteingang; er beſteht aus einem Vorgewölbe mit einem Portal, auf deſſen eichenholzenen Thorflügeln die Lebensgeſchichte Chriſti in ſchöner erhabener Arbeit zu ſehen iſt, im Jahre 1470 von Simon Bainder verfertigt. Außerdem enthält das Gotteshaus noch manches Sehenswerthe. An dem Altare gleich rechts neben dem Chor iſt eine Steinarbeit, die Grablegung Chriſti darſtellend, nicht ohne Werth. In der Kapelle zur Linken ſind treffliche lebensgroße halbe Figuren, um die ſterbende Maria beſchäftigt, aus Sandſtein und angemalt, eine Arbeit aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Daneben eine zierliche Wendeltreppe. In den Nebenhallen und im Innern der Kirche finden wir mehre beachtenswerthe Grabmäler; ſo im Chor unfern des Hochaltars eine Erzplatte, worunter die Gebeine des engliſchen Geſandten bei der Kirchenverſammlung, Robert Hallme, Biſchofs von Salisbury ruhen, ferner die Grabmäler der Biſchöfe Burkhard und Heinrich von Höwen im Kreuzgang, des Biſchofs Burkhard von Randegg auf der rechten Chorſeite, Otto's III. von Hochberg in der Margarethenkapelle, darüber ein ſchönes Glasgemälde, ſechs Apoſtel darſtellend, Otto's IV. von Sonnenberg in der Seitenkapelle. Auch liegt der unglückliche Herzog Ernſt von Schwaben in dem Münſter begraben.

Digitized by Google

In der Mitte der Kirche zeigt man noch die ſteinerne Platte, auf welcher Johannes Huß ſtand, als man ihn des Prieſterkleides und der Prieſterwürde feierlich beraubte. Unter der Kanzel war früher ein hölzernes Bild, vielleicht das des Baumeiſters, der ſich hier nach alter, frommer Weiſe zu verewigen ſuchte, wie Adam Kraft zu Nürnberg unter ſeinem Sakramenthäuslein. Nach einer anderen Deutung hätte es Abraham, als Symbol des alten Bundes, darſtellen ſollen. Die unwiſſende Menge hielt daſſelbe aber lange für Huſſens Bild, und es wurde von den blindeifrigen Seelen angeſpieen und verunglimpft; Kaiſer Joſeph II., bei ſeinem Aufenthalte zu Konſtanz im Jahr 1777, befahl, die häßlich zugerichtete Statue zu reinigen und neu zu bemalen. Nun iſt die Kanzel von einer einfachen Stützſäule getragen und der vermeintliche Huß ſteht ruhig und unangefochten in dem Kaufhauſe, wo der Antiquar Caſtell verſchiedene Alterthümer für den Eintrittspreiß von einem Franken zeigt. — Im Münſterhofe ſieht man eine Marmorſäule mit einem Marienbilde, welches aus einem Theile des Metalls gegoſſen ſein ſoll, das bei dem Brande im Jahr 1511 aus den geſchmolzenen Glocken wieder geſammelt wurde.

Auch die Stephanskirche iſt in einem edlen Style gehalten; ſie war früher die Kirche eines 831 durch Biſchof Salomo III. gegründeten und 1051 von Biſchof Theoderich reformirten Kollegiatſtiftes; ſie hat mehre gute Bildhauerarbeiten von dem konſtanzer Meiſter Hans Moring, der zwiſchen 1580 und 1612 lebte.

Geht man in der Straße, worin die Stephanskirche ſich erhebt, weiter, ſo ſieht man rechts an einem kleinen Platze, dem oberen Markte, ein altes Gebäude mit Hallen, jetzt ein Kaffeehaus. Man bemerkt an demſelben eine ſteinerne Inſchrift: Curia pacis Constantiae. Anno MCLXXXIII. Daneben ſteht ein anderes Haus mit der deutſchen Inſchrift: Der Friedenshof des Jahres 1183. Dieſe beiden Häuſer bildeten ehemals Ein Gebäude, und in demſelben ſchloß Kaiſer Friedrich Barbaroſſa 1183 den berühmten Frieden mit dem lombardiſchen Städtebund.

Das Kaufhaus wurde im Jahre 1388 erbaut. Fälſchlich wird es oft das Conciliumsgebäude genannt; die Kirchenverſammlung hielt niemals ihre Sitzungen in dieſem Hauſe, ſondern daſſelbe diente nur während des Conciliums zum Kardinalskonklave. Dies beſagt auch die über dem Portal in Stein gehauene Inſchrift: „Dis iſt das Hus des Frids und Verainigung, die mit der hailigen katholiſchen Kirchen, in dem die unraine Jrung drier Baebſten usge-

Digitized by Google

rüt, und ainigkeit chriſtlicher Gaiſtlichkait durch die hailigen Erwehlung Babſt Martinis des fünften befeſtiget iſt. Anno D. j. MCCCCXVII."

Nicht weniger merkwürdig iſt das kleine, ſchwarzgraue Haus in der engen und dunkeln St. Paulsgaſſe, nahe am Schnetzthore, das den böhmiſchen Märtyrer beherbergte, bevor ihn die geiſtlichen Väter des Concils greifen und in den Kerker werfen ließen. Den 3. November 1414 langte Huß zu Konſtanz an und nahm ſeine Einkehr in dieſem Hauſe, welches damals einer „Wittib, Namens Pfiſterin" angehörte. Noch ſieht man an dem Hauſe ſein in Stein gehauenes Bild, daſſelbe rührt indeß erſt aus dem ſechszehnten Jahrhundert; darüber gewahrt man die Spuren einer abgekratzten Inſchrift.

Das ehemalige Dominikanerkloſter auf einer Inſel (der ſogenannten Genferinſel) am See, iſt jetzt in eine Indiennefabrik (eines Herrn Macaire) umgewandelt. In einer Seitenkapelle der ſchönen alten Kirche befindet ſich an einem Schwibbogen die lateiniſche Grabſchrift des byzantiniſchen Philologen Emanuel Chryſoloras, der während des Concils ſtarb und hier beigeſetzt ward. Emanuel Chryſoloras, in Konſtantinopel geboren, doch aus einem römiſchen Adelsgeſchlecht, war einer der verdienteſten Gelehrten jener Zeit und nach ſeines Landsmannes Konſtantin Lascaris Zeugniß, der erſte, der das Helleniſche wieder in Italien pflegte und lehrte. Schon früher hatte er, als Abgeſandter des griechiſchen Kaiſers Johannes Paläologus, die europäiſchen Höfe beſucht, um ihre Hülfe für das untergehende byzantiniſche Reich, ſo lange es noch Zeit wäre, anzuflehen; nachdem jedoch durch die Gefangennehmung des türkiſchen Kaiſers Bajazeth die augenblickliche Gefahr gewichen war, ging er nach Italien, trat als Lehrer der altgriechiſchen Literatur zuerſt in Venedig, dann in Florenz, in Rom und zuletzt in Pavia auf, wo aus ſeiner Schule die bekannteſten Gelehrten des Jahrhunderts, unter andern der Florentiner Poggio und Peter Paul Vergerius hervorgingen. Chryſoloras ſcheint indeß mehr durch das lebendige Wort, als durch Schriften gewirkt zu haben: denn außer einer Grammatik, einer Vergleichung des alten Roms mit dem neuen, einigen zierlichen Verſen und einer dogmatiſchen Streitſchrift hat man nichts aus ſeiner Feder. Die Grabſchrift in der Kapelle iſt von dem berühmten und geiſtreichen Aeneas Sylvius verfaßt, dem gekrönten Dichter und Geheimſchreiber Kaiſer Friedrichs III., der ſpäter als Pius II. den päpſtlichen Stuhl einnahm. Sie lautet verdeutſcht:

„Manuel Chryſoloras, konſtantinopolitaniſcher Ritter, aus altem römiſchen Geſchlechte; der mit dem Kaiſer Konſtantin gereist iſt, der gelehrteſte, klügſte, trefflichſte Mann, der zur Zeit der allgemeinen Kirchenverſammlung verſtarb mit dem Rufe, daß er von allen der Prieſterwürde werth gehalten ward, iſt begraben worden den 15. April im Jahr 1415.

Der ich Latium einſt gelehrt, die verworrene Sprache
Abthun, und nach der Kunſt des Alterthumes ſich bilden,
Der ich des großen Demoſthenes Wort, und Cicero's Vortrag
Wieder an's Licht gebracht, von Namen bekannt, Chryſoloras,
Hier, im fremden Sitze verſtorben, lieg' ich und ruhe.
Hierher führte mich die Sorge der Kirchenverſammlung,
Als drei Päpſte die Welt und die Kirche quälten mit Spaltung;
Meine Vordern zeugete Rom, mich aber gebarſt du,
Gutes Byzanz, doch es wahrt Konſtantia's Boden die Aſche.
Wo du ſtirbeſt, gilt gleich: denn allenthalben iſt's gleichweit
In des Himmels Gefild und in die Behauſung der Strafe."

In dem Dominikanerkloſter lag auch Huß einige Zeit gefangen, in einem feuchten, ſtinkenden Kerker, nur ſieben Schuh lang, zwei Schuh, acht Zoll breit und ſechs Schuh hoch, mit einem einzigen ſchmalen Lichtloch und einem Sitzblock nebſt Kettenring. Erſt im Jahre 1827 wurde dieſer Kerker abgebrochen, jedoch findet man unter den obenerwähnten Alterthümern, welche ein Antiquar im Kaufhauſe zuſammengetrödelt hat, eine getreue Nachbildung, in welcher ſogar die ehemalige Thüre ſowie einige Steine des ächten Zwingers eingefügt ſein ſollen.

Außerdem hat die alte Conciliumsſtadt noch mehre bemerkenswerthe Gebäude. So das Haus zur Katze, ein uraltes, aus großen Quadern aufgeführtes Haus, vor Zeiten, als Konſtanz noch ſeine große Meſſe hatte, ein Lagerhaus, ſpäter Eigenthum des konſtanzer und benachbarten Adels, jetzt einem Kunſthändler gehörig. Ferner das hohe Haus, 1293 von Albrecht von Klingen erbaut, und das Malhaus (ſonſt Gemalhaus), ſo genannt, weil es außen angemalt war; in geſchichtlichen Aufzeichnungen des Bürgermeiſters Chriſtoph Schultheiß aus dem ſechszehnten Jahrhundert (in 8 Foliobänden), welche die Stadt beſitzt, findet ſich folgende Angabe über dieſes Haus: „In demſelben Hauß ſaß um 1292 Heinrich von Grieß, der wollt es gern verkaufen, aber ſein Weib, der es verſchrieben war, wollt' es nicht zugeben; da ſchlug er eines Tages Weib und Geſind aus dem Haus und verſperrt ſich darein, und ſo man ihm Nahrung bracht', nahm er's

Digitized by Google

an; hatt' er aber nichts zu eſſen, ſo betrug er ſich, wie er mocht: das währet 2 Jahr und 10 Wochen, da bewilliget die Frau den Verkauf und erlöſet Heinr. von Grieß 30 Mark Silbers daraus, die verzehrt er luſtig und nach zwei Jahren, da ging er betteln."

Die alte Pfalz (Palatium episcopale), einſt das merkwürdigſte Alterthum der Stadt, war in ihren Ueberreſten den Zerſtörungen der Zeit lange überlaſſen, nun iſt ein modernes Gebäude an ihre Stelle getreten, das jetzige Kaſino. — Das Rathhaus iſt von Waſſer umgeben, es ſtammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wurde indeß im Jahre 1733 erneuert. Die Rheinbrücke, welche Konſtanz mit Petershauſen verbindet, wurde im zwölften Jahrhundert zuerſt erbaut, ſpäter mehrmals zerſtört, 1549 durch die Spanier, 1675 durch Feuer und 1800 durch die Franzoſen unter General Kantrailles. Die jetzige Brücke, aus Holz, doch auf ſteinernen Pfeilern ruhend, wurde im J. 1806 gebaut. —

Unſtreitig gehört Konſtanz zu den älteſten Städten Süddeutſchlands. Wenn auch kein gleichzeitiger Schriftſteller ſeiner Gründung gedenkt, ſo bezeugen doch die Ausgrabungen, welche im Jahr 1632 vor dem Kreuzlingerthore gemacht wurden, daß hier ſchon zur Römerzeit ein Kaſtell geſtanden. (ſ. S. 206.) Der Geograph von Ravenna, der im ſiebenten Jahrhundert ſchrieb, nennt Konſtantia unter den alemanniſchen Städten dieſer Gegend, und wahrſcheinlich verlegte ſchon zwiſchen 553 und 561 der auſtraſiſche König Klothar I., das Bisthum hierher, welches bis dahin zu Vindoniſſa (Windiſch) beſtanden hatte. Durch dieſe Ueberſiedelung wurde Conſtantia die erſte Pflanzſtätte des Chriſtenthums am See. Der erſte Biſchof ſoll Maximus oder Maximinus geheißen haben.

Der kleine Ort hob ſich als Biſchofsſitz und bei ſeiner günſtigen Lage bald, zumal in der Nähe die Gotteshäuſer St. Gallen und Reichenau entſtanden und die alemanniſchen Herzöge häufig am Bodenſee ſich aufhielten. Im achten Jahrhundert erſcheint Konſtanz bereits als Stadt, und es muß damals ſchon von einiger Bedeutung geweſen ſein. Karl der Große verweilte hier im Jahre 785 mit ſeiner Gemahlin Hildegard, als er gen Rom zog; er ließ die Mönche von Konſtanz und St. Gallen vor ſich, und gewährte ihnen verſchiedene Freiheiten. Den Mönchen von St. Gallen gab er namentlich das Recht, ſich ſelbſt ihre Aebte zu wählen. Aber der damalige Biſchof von Konſtanz Johann I. behielt den St. Galliſchen Freiheitsbrief und verfälſchte ihn, ſo daß St. Gallen erſt unter Ludwig dem Frommen zu ſeinem Rechte kam.

Die Stadt war zuerſt den Herzögen in Alemannien und dann den Grafen von Thurgau untergeben. In der Folge erhielten jedoch die Biſchöfe die meiſten Hoheitsrechte. Dieſe geiſtlichen Herren gelangten zu immer höherem Anſehen, ihr Sprengel umfaßte den weiten Kreis von Ulm bis zum Kniebis, vom Rheinufer bis herauf nach Winterthur und über Appenzell bis an den Bodenſee; auch waren ſie im Beſitze großer weltlicher Güter. Als ein Mann von großem Anſehen erſcheint namentlich der kluge und kräftige Biſchof Salomo III., welcher die beiden Stifter St. Gallen und Konſtanz wieder vereinigte. Ein junger, reicher Edelmann, doch frühe verwaiſt, war er im Kloſter St. Gallen zum Gelehrten erzogen worden, hatte ſich dann unter Ludwig dem Deutſchen zum gewandten Höfling herangebildet und war des Königs Hofkapellan, d. h. Ausfertiger der königlichen Diplome geworden. Später wurde er Abt von St. Gallen, und nahm kurz darauf (890) auch den Biſchofsſtuhl in Konſtanz ein. Seiner Gefangennehmung durch die Kammerboten Erchanger und Berthold, die Jenen indeß zum Verderben gereichte, haben wir bereits gedacht. Salomo III. ſtarb um's Jahr 920 und ward im Dome zu Konſtanz begraben. Er hatte Konſtanz mit Mauern umgeben und die in ſeinem Lehensverbande ſtehenden Adelsgeſchlechter in die Stadt gezogen. Unter den nachfolgenden Biſchöfen erwähnen wir Konrad den Heiligen, welcher ein Hoſpital in der Stadt gründete, Otto I., denkwürdig, weil er den Befehlen des Papſtes Gregor VII. zuwider, den Geiſtlichen die Ehe erlaubte und zu Kaiſer Heinrich IV. hielt; er ſtarb 1086 in der Verbannung zu Kolmar. Biſchof Gebhard III. aus dem Hauſe der Herzöge von Zähringen, berief 1094 eine Kirchenverſammlung nach Konſtanz gegen Prieſterehe und Simonie. Der zweite nach ihm war Ulrich II., der im Jahr 1138 aus Mißvergnügen die Biſchofswürde niederlegte und als Kloſterbruder in Petershauſen ſein Leben beſchloß. Ein Anderer, Johann IV., wurde von einem Edeln, Konrad von Homburg, mit dem er in Fehde lag, den 21. Jänner 1355 in ſeinem eigenen Palaſte beim Mahle ermordet. Auch begegnen wir im ſelben Jahrhundert einem Biſchof, Friedrich II., der nach zehn Tagen das Bisthum wieder abgab.

Die Stadt ſelbſt blühte durch die Bemühungen der Biſchöfe, die einen zahlreichen Hof hielten, immer mehr auf; ſie hatte inzwiſchen öfters Reichstage und geiſtliche Verſammlungen in ihren Mauern geſehen, die viele Fremde herführten und ihren Ruhm weithin verbreiteten. So ſchrieb im Jahr 1043 Kaiſer Heinrich III. einen Reichstag nach

Digitized by Google

Konſtanz aus, und ſprach hier ſelbſt von der Rednerbühne zu Fürſten und Volk, ermahnte mit lauter Stimme zum Frieden und ertheilte allgemeine Verzeihung. Auch kam derſelbe Kaiſer auf ſeinem Römerzuge im Jahr 1046 wiederholt nach Konſtanz, und kehrte im April 1048 wieder daſelbſt ein. Am Anfange des zwölften Jahrhunderts zogen ſich die Reichshändel aus der Seegegend weg, obſchon Kaiſer Heinrich V. im Jahr 1112 einen Reichstag in der Stadt hielt. Die erſten Kämpfe der Welfen und Ghibellinen ſpielten dagegen wieder am See, und im März 1153 thronte Friedrich der Rothbart zu Konſtanz und tagte mit den verſammelten Fürſten (11. bis 23. März). Zwei italieniſche Bürger aus Lodi erſchienen hier vor dem Kaiſer und erhoben Klagen wider die Tyrannei der Mailänder. Darauf zog Friedrich über die Alpen; auf ſeiner Rückkehr im November 1155 beſuchte er die Stadt abermals. Einen zweiten Fürſtentag berief er im November 1162 hierher. Im Jahr 1183, nachdem der lange Kampf in Italien geendet, hielt Barbaroſſa Gericht zu Konſtanz, in dem Friedenshofe (ſ. o.), welches Haus damals, vermuthlich von Gärten umgeben, außer den Mauern der Stadt lag. Hier erſchienen vor ihm die Abgeſandten der italieniſchen Städte und brachten ihm die goldnen Schlüſſel ihrer Thore, als Zeichen der Unterwerfung, und am 25. Junius ward der denkwürdige Friede von Konſtanz geſchloſſen.

Obſchon auch häufig feindliche Heerhaufen vor den Thoren erſchienen und die Stadt manche Verluſte zu tragen hatte, ſo war ſie doch zu immer größerer Wohlhabenheit gelangt; ſie durfte mit Augsburg und Ulm wetteifern. Nun wurde aber die biſchöfliche Herrſchaft läſtig, und die Bürger beſtrebten ſich, derſelben los zu werden. Kaiſer Heinrich VI. ſprach ſie auch im Jahr 1192 von allen Abgaben an die Biſchöfe frei, und im Jahr 1249 ertheilte König Wilhelm der Stadt das Privilegium, daß ſie nie vom Reiche veräußert werden ſolle. So konnte ſich das ſtädtiſche Gemeinweſen erſt recht kräftig ausbilden. Zwar wurde die Stadt um dieſe Zeit zweimal von ſchwerem Unglück betroffen. Im Jahr 1243 und wiederum im Jahr 1250 wüthete ein ſchrecklicher Brand, der weithin über das Land und den See hinleuchtete; beidemale wurde die Stadt faſt ganz von den Flammen verzehrt.

Vor allen Gewerben, die in Konſtanz betrieben wurden, ſtand beſonders die Leinweberei oben an, überhaupt war es namentlich Hauptſitz des Leinwandhandels nach Italien, und die deutſche Leinwand wurde nur tela di Constanza genannt. — Die Biſchöfe verſuchten mehrmals Ein-

Digitized by Google

griffe in die Gerechtſame der Stadt, doch die Selbſtſtändigkeit der Bürger vereitelte ſolche Bemühungen. Der Bürgerſtand war allmählig ſo erſtarkt, daß er auch die Bevormundung von Seiten der edeln Geſchlechter, welche das Stadtregiment in Händen hatten, nicht mehr dulden wollte und ſeinen Antheil an der Verwaltung des Gemeinweſens verlangte. Es entzündete ſich ein langer innerer Kampf, aus dem aber, wie auch anderwärts, die Zünfte zuletzt ſiegreich hervorgingen. Mehre alte und edle Geſchlechter, welche Widerſtand leiſteten, wurden ausgetrieben; ſie ſuchten Schutz und Rache bei den benachbarten Edeln, wodurch große Wirrniß entſtand, bis Kaiſer Ludwig der Baier ſich in's Mittel legte. Als bald darauf Karl IV. von Luxemburg zum Kaiſer erwählt worden, traten ein und zwanzig Städte, darunter Konſtanz, in ein Bündniß zuſammen, ſchickten Abgeſandte nach Ulm und huldigten dem neuen Kaiſer nicht eher, als bis er ihre Freiheiten beſtätigt hatte. Im Jahr 1352 kam Karl IV. ſelbſt mit großem Gefolge in die Stadt. Derſelbe Kaiſer ſuchte Konſtanz ſpäter den Biſchöfen wieder unterwürfig zu machen; die inneren Kämpfe kamen abermals zum Ausbruch und im Jahr 1370 empörten ſich die Bürger offen gegen den Rath, doch wurde der Aufſtand nach fünf Tagen gedämpft. Um ſich aller Uebergriffe der Biſchöfe zu erwehren und die ſchon errungene Freiheit zu befeſtigen, verband ſich die Stadt im Jahr 1380 mit anderen deutſchen Städten, wodurch ſie allein ihre Reichsunmittelbarkeit wahrte; ſie trat auch nicht von dem Bunde zurück, als der Kaiſer 1397 auf dem Landfrieden zu Eger alle Einzelbünde aufhob: während die anderen Städte gehorchten, blieben die Bodenſeeſtädte Konſtanz, Lindau, St. Gallen, Buchhorn, Ueberlingen, Ravensburg und Iſny vereint. So gewann das Gemeinweſen immer mehr inneren Halt, die Volksparthei kam nach und nach zum Uebergewicht, und trotz verheerender Seuchen (beſonders 1348), Feuersbrünſten, Mißjahren, die häufig wiederkehrten, erhielt ſich der alte Glanz feſt und dauernd.

Bald ſollte die Stadt einen ungeahnten, durch alle Länder verbreiteten Ruhm erwerben und die Blicke der ganzen Chriſtenheit auf ſich gerichtet ſehen, indem ſie Sitz der großen Kirchenverſammlung ward. Das Concilium zu Konſtanz muß als einer der bedeutendſten Wendepunkte zwiſchen der mittelalterlichen und der neuen Zeit betrachtet werden. Es iſt uns hier nicht vergönnt in eine Darlegung ſeiner weltgeſchichtlichen Bedeutung und ſeiner weitſchichtigen Veranlaſſungen einzugehen; wir müßten dem Leſer dann ein Bild der ganzen damaligen Zuſtände zu entwerfen verſuchen. Es ſei deßhalb nur erwähnt, daß den

Digitized by Google

nächſten Anlaß zu dieſer Verſammlung die äußere Kirchenſpaltung (das große Schisma) gab, welche ſeit dem Jahre 1378 eingeriſſen war. Zum großen Aergerniß der Chriſtenheit gab es nämlich drei Päpſte, die, von den verſchiedenen Partheien erwählt, ſich wechſelſeitig in den Bann thaten und Feuer und Flammen gegen einander ſpieen. Schon im Jahre 1410 waren auf einer Kirchenverſammlung zu Piſa die beiden Gegenpäpſte Gregor XII. und Benedict XIII. abgeſetzt worden, und man hatte ein neues Oberhaupt, Alexander V., gewählt, der noch im ſelben Jahre ſtarb und durch Johann XXIII. erſetzt wurde. Indeß behaupteten ſich die Gegenpäpſte trotz alledem, Gregor XII. zu Rom, Benedict XIII. zu Avignon, jeder verſtärkte ſeinen Anhang und betrug ſich als der rechte Nachfolger Petri. So mußte die Kirche in ihren innerſten Fugen erſchüttert werden, und Alles ſehnte ſich, wenn nicht nach einer allgemeinen Kirchenverbeſſerung, doch nach einer Schlichtung dieſes Streites. Der ſchlimmſte unter jenen drei Päpſten war aber Alexander's Nachfolger, Johann XXIII. Er hieß urſprünglich Balthaſar Coſſa, war in ſeiner Jugend Seeräuber, dann in ein Kloſter gegangen und wußte bald die Stufenleiter der Hierarchie hinanzuſteigen. Auch auf dem päpſtlichen Stuhle verleugnete er ſeine wüſte Natur nicht, ſondern wälzte ſich in Laſtern und Wollüſten.

Mit dieſem ſchändlichen Oberhirten der chriſtlichen Kirche kam der Kaiſer Sigismund, welcher ſich eifrig der Kirchenfrage widmete, im December 1413 zu Lodi und Kremona zuſammen, und verhandelte mit ihm über eine allgemeine Kirchenverſammlung. Man konnte ſich über den Ort nicht einigen; der Papſt wollte nicht nach Deutſchland, der Kaiſer nicht mit den deutſchen Ständen nach Italien ziehen. Endlich fragte Sigmund die umſtehenden Herren, ob keine Stadt nahe am Gebirge läge, die zum deutſchen Reiche gehörte. Erſt wurde Kempten genannt, doch ungeeignet befunden. Da nahm Graf Eberhard von Nellenburg das Wort und ſprach: „Wohl, da läge eine Stadt, eine Tagweite fern von Kempten, oder etwas mehr, da wäre Alles genugſam, und hieße Konſtanz, und wäre des römiſchen Reiches und läge an dem Bodenſee, und rinne der Rhein an der Stadt hin und durch die Stadt. Derſelbe Bodenſee wäre bei acht Meilen lang und in der Weite drei Meilen Weges, daß man mit großen Schiffen darauf fahren mag, und wäre da ein Bisthum. Dazu wäre ſie eine wohlerbaute Stadt und viel Gemächer und Stallung darin. Und vor jetzt unlanger Zeit, da hatten die Bauern von Appenzell einen großen Krieg mit Denen von

Digitized by Google

Konſtanz, da kamen Denen von Konſtanz zu Hülfe alle Grafen, freien Ritter und Knechte. Da lagen der Herzog von Teck und die ganze Ritterſchaft in der Stadt, und wären unſer noch 3000 mehr geweſen, wir hätten Herberg und Stallung genung gehabt. Da kam auch der König Ruprecht ſelig, Euer Vorfahr, und lag da ſechs Wochen mit ſeinem ganzen Volk. Und wer dahin kam, der hatt' Eſſen, Trinken, Futter, Heu, Stroh, alles in gemeinem, gleichen Kauf; und Fiſch und Fleiſch war da übrig genug." Hierauf wandte ſich der Kaiſer zum Papſte und frug ihn lateiniſch: „Iſt Euer Heiligkeit die Stadt Konſtanz genehm, von der man ſo viel Gutes ſagt?" Der Papſt berieth ſich mit den Seinen und ſandte dann Leute über die Alpen, um ſich die Stadt anzuſehen. Der Graf von Rellenburg aber ſchickte im Auftrag des Kaiſers den Ulrich von Reichenthal ab, um Quartier zu bereiten.

Im Spätherbſt 1414, am Sonntag Simonis und Judä (28. Oktober) hielt der Papſt ſeinen feierlichen und glänzenden Einzug in Konſtanz, mit einem Gefolge von 600 Perſonen, worunter neun Kardinäle. Der heilige Vater ſelbſt ritt unter einem Traghimmel, den die vier erſten Aemter der Stadt trugen, auf einem weißen, mit einem prächtigen Tuch bedeckten Pferde, in biſchöflicher Tracht, mit weißer Inful auf dem Haupte. Neben ihm zu Fuß gingen Graf von Monfort und der römiſche Graf Urſini und hielten ihm den Zaum; vor ihm trug ein weißes, mit rothem Tuch geſchmücktes Pferd, mit einer Glocke am Halſe, das Sakrament. Indeß hatte ſich Johann XXIII. keineswegs mit gutem Muthe zu dieſer Reiſe angeſchickt. Auf dem Wege hatte er zu Trient mit dem mächtigen Herzog Friedrich von Oeſtreich, Sigmunds Feind, ein geheimes Bündniß geſchloſſen, dann ſich vom Kaiſer ſeine Würde und ſicheres Geleit verbürgen laſſen. So kam er endlich über den Arlberg. Nahe beim Klöſterlein fiel ſein Wagen um, und er wurde in den Schnee abgeworfen. Da fluchte der heilige Vater zur Erbauung der frommen arlberger Bauern: „Hier lieg' ich in's Teufels Namen!" Und als er über das Klöſterlein herab und an eine Bergfläche gekommen war, wo man ſchon den Bodenſee erblickt, ſprach er, hinunterdeutend, in Latein: „So werden die Füchſe gefangen!"

Nach des Papſtes Ankunft ſtrömten nun die Gäſte in der Stadt zuſammen. Da kamen Abgeordnete aus Italien, aus Frankreich, Deutſchland, England, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn, Böhmen, ſelbſt aus Konſtantinopel, von Fürſten und Städten, Kirchen und hohen Schulen geſendet; Herzog Friedrich von Oeſtreich, ſeine argliſtigen Pläne

Digitized by Google

hegend, zog mit 600 Pferden ein; die Legaten der Gegenpäpſte erſchienen; zwei Herzoge von Tropäa, als Abgeſandte des griechiſchen Kaiſers; auch Botſchafter der Litthauer, Wallachen, Ruſſen, ja ſelbſt morgenländiſche und heidniſche Herren, die mit ihren mannichfaltigen Trachten der menſchenerfüllten Stadt ein abentheuerlich buntes Anſehen verliehen. Außer dem Papſte mit ſeinem Gefolge werden genannt 5 Patriarchen mit 118 Perſonen, 33 Kardinäle mit 356 Perſonen, 47 Erzbiſchöfe mit 1500, 145 Biſchöfe mit 1500, 500 Fürſten und Herren mit 3600 Perſonen, 1500 Ritter, 2 bis 3000 Doctoren und Magiſter. Dazu nun noch die vielen übrigen Fremden. Zur Zeit des ſtärkſten Zuſammenſtrömens mögen wohl 150,000 Menſchen und 30,000 Pferde da geweſen ſein; die mittlere Zahl in den zwei erſten Jahren des Conciliums betrug jedoch nur 80,000 Perſonen. Gebhard Dacher, der ſeinem Herrn, Herzog Rudolf von Sachſen, dem Marſchall des Reiches, die Fremdenliſte machen mußte, zählte allein 700 eingeſchriebene Freudenmädchen oder offene Frauen, wie man ſie dazumal nannte. Die heimlichen Frauen zu erfahren, weigerte er ſich, er fürchtete „ertödtet zu werden, und zu finden, das er nicht gern hätte.“ Es waren aber der fahrenden Frauen an 1500. Man hatte überhaupt für alles Fleiſchliche trefflich geſorgt, und während des ganzen Conciliums entſtand nicht ein einzigmal Mangel oder Unordnung. Von allen Seiten erhielt die Stadt große Zufuhr; eine allgemeine Taxe ſicherte vor Uebertheuerung; Keinem, der etwas zu Waſſer oder zu Land nach Konſtanz auf den Markt oder zu „feilem Kauff“ gebracht, wurde geſtattet, ſeine Waaren wieder wegzuführen, er mußte dieſelben wenigſtens zu dem feſtgeſetzten Preis verkaufen.*) Paſtetenbäcker fuhren mit Kärren und

*) Dieſe Taxe beſtimmte den Preis der Herbergen, Stallungen, Speiſen und Getränke. „Erſtlich von einem Beth, darinnen 2 Perſonen bequemlich ligen möchten, nebſt friſch gewaſchenem von 14 zu 14 Tagen hergebendem Ueberzug und ſauberen Leintüchern, ſoll man dem Hauswirth monatlich bezahlen ein und ein halben Gulden Rheiniſch. Von einem Pferdt aber Stallgeld für Tag und Nacht 2 Pfening. Welcher Preiß jedoch eine kurze Zeit dauerte, ſo daß man hinnach von einem Beth monatlich nur 1 Gulden, und von einem Pferdt Stallgeld nur 3 Haller oder einen ſchwären Pfening bezahlte. Der Fleiſchpreis aber ware alſo:

1 Pfund gut Rindfleiſch galte 1 Kreuzer oder 3 ſchwäre Pfening.
1 „ Lamb-Fleiſch gewogen 4 Pfening.
1 „ Schwein-Fleiſch grün 4 „
1 „ „ „ geräucht oder dürr 7 Pfening.
1 „ ſchwarz Wildpret „ „ „ 7 „
1 „ roth Wildpret . . . 4 „
1 „ Lachs, Otter oder Biber . 8 „
1 Haaſen 4 Plapert.

Digitized by Google

kleinen, beſtändig glühenden Oefen durch die Straßen. Schauſpieler, Gaukler und Narren waren 346 an der Zahl. Die Erſteren wurden von der engliſchen Geiſtlichkeit mitgebracht und führten bibliſche Scenen auf. Im Allgemeinen wurde großer Luxus auf dieſer geiſtlichen Verſammlung entfaltet. „Die Großen, ſagt Joh. v. Müller in ſeiner Schweizergeſchichte, wetteiferten auf Koſten der von ihren Voreltern lange geſammelten Schätze vor dieſer Verſammlung von ganz Europa durch prächtige Rüſtungen, Kleider und Pferde und ein zahlreiches Gefolge zu glänzen: die Gelehrten rüſteten ſich durch philoſophiſchen Scharfſinn, Gelahrtheit und Beredſamkeit vor der ganzen chriſtlichen Kirche Ruhm zu erlangen. Viele zogen als zu einem Schauſpiel, das weder ſie, noch ihre Väter, noch ihre Ahnen jemals erlebt. Europa war in Erwartung; die Wohldenkenden unter allen Völkern thaten Gelübde. Sie bereiteten ſich zu einer ernſten Verbeſſerung der Kirche: Andere zu liſtigen Anſtalten, um ihr auszuweichen; die Meiſten zum Genuſſe mancherlei Vergnügens.“

Am 6. November wurde das Concilium mit einem Bettage eröffnet und am 16. die erſte große Sitzung in der Domkirche gehalten, wo der

---

Weiſſe Haaſen ab der Etſch 3 Plapert.
Ein Rebhun 2 Plapert.
Ein Steinhun 1 Schilling.
Ein Kronwitt oder Reckholder-Vogel 6 Haller.
Ein Troſtel 3 Haller.
Ein Hun das beſt 3 Plapert.
Ein Ey 1 Haller.

Der Fiſch-Preis ware alſo:

1 Pfund Höchten . . . 17 Pfening.
1 „ Karpfen . . . 18 „
1 „ Schleyen . . 18 „
1 „ Felchen 1 Schilling oder 9 „
1 Maaß Grundlen . . 27 bis 30 „
1 Häring, deren ſo viele zugetragen wurden, daß man ſie offt ausrufte pr. 1 Pfening.

Die übrigen Fiſch. auch Schild-Krotten, Schnecken, Auſtren, Fröſch oder Hoppagger ꝛc. hatten kein geſetzten Preis, ſondern wurden willkürlich verkaufft.

Der Wein-Preis ware alſo:

1 Maaß guten Malvaſier 3 Schilling.
1 „ deß beſten Rhein-Wein 10 Pf.
1 „ Elſäßer Wein 6 Pf.

Auch fande man ihne umb 4. Pf.

1 Maaß deß beſten Land-Wein 4 Pf.
1 „ geringeren Land-Wein 2 „
1 Malter Haber anfänglich 30 Schilling und letztlichen 1 Gulden oder 15 Schilling ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Papſt eine Anrede über Joh. 8, 16 hielt: „Habt die Wahrheit und Gerechtigkeit lieb und ſchafft Frieden in euren Thoren.“ Nach kurzem Streite wurde beſchloſſen, daß nicht nach Köpfen oder Ständen, ſondern nach Nationen geſtimmt werden ſollte, und daß nicht bloß die geiſtlichen Würdenträger, ſondern in Angelegenheiten der Lehre auch die Doctoren der hohen Schulen, und in äußeren Angelegenheiten der Kirche auch die weltlichen Fürſten oder ihre Geſandten mitſtimmen ſollten. Anfangs theilte ſich das Concil nur in vier Nationen, die deutſche, italieniſche, franzöſiſche und engliſche, ſpäter kam die fünfte ſpaniſche dazu, die früher, von dem Gegenpapſt Benedict XIII. nicht laſſend, weggeblieben war. Zwei Partheien traten ſich entgegen, die eine wurde von den Italienern unter dem Papſt Johann gebildet, welchen Herzog Friedrich von Oeſtreich unterſtützte, die andere von den Deutſchen, Franzoſen und Engländern.

Kaiſer Sigismund hielt erſt in der Frühe des Chriſttages ſeinen Einzug in die Stadt, begleitet von ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Barbara, der Königin Eliſabeth von Bosnien, der Gräfin Eliſabeth von Würtemberg, einer gebornen Burggräfin von Nürnberg, vielen Fürſten und Herren. Schon am heiligen Abend, eine Stunde nach Mitternacht war der Kaiſer in Ueberlingen angelangt und hatte durch einen vorausgeſchickten Boten den Papſt von ſeiner Ankunft benachrichten und ihn bitten laſſen, er möge die Leſung der Weihnachtsmeſſe noch bis zu ſeiner Gegenwart hinausſchieben. „Worauff man gleich alle Schiff und Schiff-Leuthe zur Ueberfuhr deß Kayſers und Kayſerlicher Hofſtatt nach Ueberlingen abſchickte, zugleich die Raths-Stuben wohl einheitzte, damit der Kayſerliche Hof bei ſeiner Ankunfft ſich erwärmen möchte, wie dann auch geſchehen, indeme der Kayſer und die Kayſerin auß denen Schiffen gleich der Conſtanziſch-warmen Raths-Stuben zueylten, allda der hohe angekommene Hof-Adel mit vielem Malvaſier-Wein und Confituren bedient, dem Kayſer und der Kayſerin aber zwey große Stück von Drapd'or oder mit reich eingewürktem Gold ſehr koſtbar verfertigte Tücher (als Traghimmel) verehrt wurden.“ Unter dieſem Traghimmel, den vier Rathsherren trugen, wurde dann der Kaiſer nach ein bis zwei Stunden „bey ſchöner Beleuchtung der Gaſſen“ in die Domkirche geführt. Das Volk jauchzte ihm zu, und Sigismund hatte auch ein vielverſprechendes Aeußere: eine hohe Geſtalt und königliche Haltung; lange blonde Haare wallten ihm um's Antlitz und ein ſtattlicher Bart zierte ihn. Nach der Meſſe, in welcher der Kaiſer ſelbſt das Evangelium:

Exiit edictum a Caesare etc. (Es iſt ein Gebot ausgegangen von dem Kaiſer Auguſto ꝛc.) las, übergab ihm der Papſt das Schwert zur Vertheidigung der Kirche.

Der Kaiſer nahm ſeine Wohnung erſt für drei Tage in dem Hauſe „zur Laitheren“ genannt, dann im Kloſter Petershauſen, von wo er ſeinen Hofhalt nach vier Wochen in den Freiberger Hof, mitten in die Stadt verlegte. Auch dieſen verließ er ſpäter wiederum und bezog das Auguſtinerkloſter.

Am 2. März 1415 wurde die zweite Sitzung des Concils gehalten. Man hatte beſchloſſen, daß außer den Gegenpäpſten auch Johann XXIII. abdanken ſollte; in dieſer Sitzung legte derſelbe nun die päpſtliche Krone feierlich nieder, zur Freude des Kaiſers und der Mehrheit in der Verſammlung. Aber es war dem heiligen Vater nicht völliger Ernſt mit ſeiner Entſagung. Nach wenigen Tagen, am 20. März, während Herzog Friedrich von Oeſterreich, ſein Verbündeter, mit einem glänzenden „Geſtech“ alles Volk beſchäftigte, machte er ſich, in einen grauen Mantel und Kappe gehüllt, gleich einem kaiſerlichen Poſtknecht, auf einem ſchlechten Klepper unbemerkt aus der ihm zu enge gewordenen Stadt, nur von einem Knaben zu Pferde begleitet. Während die Menge noch dem Turniere zugaffte, hatte er das Weichbild von Konſtanz ſchon weit hinter ſich. Beim Pfarrer zu Ermatingen nahm er einen Trunk, warf ſich in einen Kahn und fuhr hinab in Herzog Friedrichs Stadt Schaffhauſen, wohin ihm auch der Herzog noch ſelben Tages zu Pferd nachfolgte. Groß war der Schrecken zu Konſtanz, als die Flucht des Papſtes ruchbar ward. Der Kaiſer that Alles, um die Gemüther zu beruhigen; Friedrich wurde in die Reichsacht erklärt; ſeine Beſitzungen, welche die Stadt Konſtanz umgaben, wurden mit Krieg überzogen. Da kehrte der Herzog nach kurzer Zeit zurück und demüthigte ſich vor dem Kaiſer; aber ein großer Theil ſeiner Lande blieb dem habsburgiſchen Hauſe durch dieſen unglücklichen Ausgang für immer verloren. Papſt Johann wurde nach Konſtanz ausgeliefert und von der Verſammlung gerichtet, wobei ſeine Schandthaten an's Licht kamen. In der zwölften Sitzung, den 29. Mai 1416 wurde er in des Kaiſers, aller geiſtlichen und weltlichen Herren Gegenwart verurtheilt, entſetzt und dem Kaiſer, als Schirmherrn der Kirche, zur Verwahrung übergeben. Dieſer ließ ihn zuerſt in das Schloß Gottlieben (ſ. S. 233) werfen; ſpäter wurde er nach Heidelberg und endlich nach Mannheim geführt, wo er bis 1418 blieb, um nach dieſer Zeit wieder unter die Zahl der Kardinäle aufgenommen zu werden. —

Digitized by Google

Der zweite Papſt, Gregor XII, unterwarf ſich dem Concil und blieb Kardinal. Nur der dritte, Benedict XIII., trotzte der Verſammlung noch und der Kaiſer ſelbſt begab ſich nach Spanien, ihn zur Unterwerfung zu bewegen und die Spanier von ihm abzubringen.

Inzwiſchen war Huß von dem Concile als Ketzer verdammt worden und den Märtyrertod geſtorben, und ebenſo ſein Schüler Hieronymus von Prag. Auf dieſe Vorgänge müſſen wir hier etwas näher zurückkommen.

Johann Huß, als Leibeigener geboren, hatte ſich durch ſeine Geiſtesgaben zum Lehrer der Theologie an der damals weitberühmten prager Hochſchule und zum Beichtvater der böhmiſchen Königin emporgeſchwungen. Durch die Vermählung von König Wenzels Schweſter, Anna, mit dem Könige Richard von England, waren damals die Schriften des engliſchen Reformators Wiklef den Böhmen bekannt worden; Huß wurde durch dieſelben lebhaft angeregt und trat bald ſelbſt gegen die Verderbniß der Kirche auf. Die böhmiſche Landsmannſchaft an der Univerſität hing ihm an, die Sachſen, Baiern und Polen verdammten indeß ſeine Lehren. Es brachen Streitigkeiten aus, bei welchen gemeiner Profeſſorenneid und die Nationaleiferſucht zwiſchen Deutſchen und Böhmen faſt eine ebenſo große Rolle ſpielten, als die Religion. Dieſe kirchliche Bewegung unter den Böhmen hatte ſchon ſeit einiger Zeit die Aufmerkſamkeit der geiſtlichen Oberbehörden beſchäftigt. Der Erzbiſchof von Prag, Sbinko, hatte Huß wegen ſeiner Lehren angeklagt, Papſt Alexander V den eifrigen Böhmen mit dem Bannfluch belegt, Johann XXIII. ihn gleichfalls als Ketzer erklärt und vor den päpſtlichen Stuhl nach Rom gefordert. Nachdem ihm der Kaiſer in einem Geleitsbriefe ſichere Reiſe und freie Rückkehr verheißen, erſchien Huß vor dem Concile. Am 5. November 1414 kam er mit böhmiſchen Edeln in Konſtanz an und nahm ſeine Herberge in dem bereits erwähnten Hauſe in der St. Paulsgaſſe. Nach einigen Tagen hielt er hier in einer Stube Meſſe, wozu ſich die Nachbarsleute bei ihm einfanden. Der Biſchof von Konſtanz ließ ihn jedoch deßhalb zur Rede ſtellen und befahl ihm, daß er ſich des Meſſeleſens enthalten ſollte, weil er im geiſtlichen Bann wäre, auch ſollten weder die Nachbarn noch ſonſt Jemand ſeiner Meſſe beiwohnen. Huß ahnte Schlimmes und gedachte nun zu entfliehen. Als die biſchöflichen Beamten fort waren, nahm er ein Brot und ein Fläſchlein Wein zu ſich und verbarg ſich in den Wagen des Heinrich Latſchenbock, der auf's Land nach Heu fahren ſollte. Bald vermißte man ihn aber, die

Digitized by Google

Thore wurden geſchloſſen und Lärm gemacht. Man entdeckte ihn auf dem Wagen und Latſchenbock brachte ihn auf einem Pferd um ein Uhr Mittags auf den Münſterhof, vor die Pfaltz, in der Papſt Johann ſeine Wohnung genommen hatte. Alles Volk, über 80,000 Menſchen, war zuſammengelaufen, und drängte ſich um den böhmiſchen Lehrer und ſeine Wächter. Da ſprang Huß unverſehens von dem Pferde und ſuchte ſich unter dem Gewühl zu verbergen. Allein er wurde auf der Stelle wieder ergriffen und in die Pfaltz geführt.

Am 28. November erſchien Huß zum erſtenmale vor der Verſammlung und wurde auf zwei dogmatiſche Fragen, die er in Einfalt beantwortete, dem Sänger und Domherrn des konſtanziſchen Stiftes zum Gefängniß übergeben. „Jetzt biſt Du in unſerer Gewalt," ſchrieen ſeine Gegner, „ich ſage Dir, Du wirſt nicht herauskommen, bis Du den allerletzten Scherf bezahleſt!" Acht Tage nachher wurde er in den feuchten und ſtinkenden Kerker im Dominikanerkloſter geworfen (ſ. o.). Der Kaiſer langte kurz darauf an und die böhmiſchen Edeln überreichten ihm ſogleich eine Bittſchrift um Huſſens Freilaſſung, worin er ernſtlich an den Geleitsbrief gemahnt wurde. „In derſelben Zeit — berichtet Ulrich v. Reichenthal — hätte ihm unſer Herr, der König, gern geholfen, und meint', es wär' ihm eine große Unehr, wenn er ſein frei, ſicher Geleite, das er ihm geben hätt', alſo brechen ſollt. Da antworteten ihm die Gelehrten: Es möchte und könnte mit keinem Rechte ſeyn, daß ein Ketzer, der in der Ketzerei ergriffen wär, möchte noch könnte Geleit haben. Do unſer Herr, der König, das erhöret und vernahm, do ließ er es gut ſeyn." Umſonſt lief Huſſens edler Freund, der Ritter von Chlum, bei den Prälaten und Fürſten umher; umſonſt ſchrieben die böhmiſchen Stände dringende Ermahnungen an das Concil und forderten ihren Schützling, den Stolz ihres Landes, zurück. Huß, den in ſeinem böſen Zwinger ein Fieber abzehrte, war erſt in mildere Haft zu den Barfüßern gebracht worden, als jedoch Papſt Johann geflohen, lieferte ihn das Concil dem Biſchof von Konſtanz aus und dieſer ließ ihn in das Schloß Gottlieben ſchleppen, wo er gleich einem gemeinen Miſſethäter in eiſerne Fußbänder gelegt ward (ſ. S. 233).

Nachdem Papſt Johann und Friedrich von Oeſtreich der Verſammlung nicht weiter zu ſchaffen machten, konnte ſie ſich wieder mit dem armen Huß beſchäftigten. Er wurde im Juni 1415 in die Stadt zurück gebracht; im Speiſeſaale der Barfüßer vertheidigte er ſich nun zweimal vor den verſammelten geiſtlichen Vätern, das zweitemal beſonders wider

Digitized by Google

den berühmten Peter d'Ailly, den beredteſten und geiſtreichſten Prälaten jener Zeit. Zuletzt erklärte er mit einfachen Worten, wie es ihm, falls er ſich nicht habe ſtellen wollen, ein Leichtes geweſen wäre, bei den böhmiſchen Großen Hilfe und Schutz zu finden. Dies entrüſtete ſeinen Gegner Peter d'Ailly ſo ſehr, daß er ihn einen Unverſchämten ſchalt. Die ganze Verſammlung murmelte. Da erhob ſich der Böhme Johann von Chlum und ſprach mit feſter Stimme: „Ich bin nur der ärmſten und geringſten Edelleuten Einer, dennoch getraue ich mir, den Huß ein ganzes Jahr lang in meinem Schloſſe wider alle Gewalt, ja ſelbſt wider die vereinte Macht beider Könige zu ſchirmen.“ Darauf erwiederte Keiner etwas. Der Kaiſer ſelbſt ſuchte Huß mit drohenden Worten zum Widerruf zu bewegen; Jener aber erklärte ſich dazu bereit, wenn er nur eines Irrthums überwieſen würde. Bei der letzten Unterredung ließ man ihn gar nicht mehr zum Worte kommen, man las ihm nur alle Artikel vor, deren er beſchuldigt ward, und forderte ſeine unbedingte Unterwerfung. Huß beharrte ſtandhaft, und in der fünfzehnten Sitzung des Concils, Samſtag den 6. Juli, ward endlich das Verdammungsurtheil in der Domkirche feierlich über ihn ausgeſprochen. Hierauf beraubte man ihn der Prieſterwürde. Man kleidete ihn auf dem kleinen Gerüſte, worauf er ſtand, vollſtändig als Meßprieſter an, dann wurde er nochmals von einigen herbeigetretenen Biſchöfen zum Widerruf ermahnt, und als er unter hervorbrechenden Thränen betheuerte, nichts widerrufen zu können, ohne ſeinen Anhängern ein Aergerniß zu geben und ſein Gewiſſen zu beſchweren, entriß ihm einer der Biſchöfe den Kelch und redete ihn als den verfluchten Verräther Judas an. „Ich aber hege die Zuverſicht — erwiederte Huß — noch heute den Kelch, den ihr mir nehmet, in Chriſti Reich zu trinken.“ Die anderen Biſchöfe zogen ihm die einzelnen Stücke des prieſterlichen Ornats unter den üblichen Verwünſchungen ab und ſetzten ihm eine papierne Inful*) auf, mit zwei Teufeln bemalt und Haeresiarcha (Ketzerfürſt) überſchrieben. Dabei ſprachen ſie die letzte Formel über ihn aus: „Die Kirche hat nichts mehr zu thun mit Dir. Anmit übergibt ſie Deinen Leib dem weltlichen Arm, Deine Seele dem Teufel.“ „Ich aber — erwiederte Huß — empfehle meinen Geiſt in die Hände meines Erlöſers.“

*) Ulrich von Reichenthal ſpricht ausdrücklich von einer „inffel,“ auch zeigen die Abbildungen in ſeiner Handſchrift, daß man dem Märtyrer, gleichſam als einem Ketzerherrn, eine ſolche Papierinful aufſetzte.

Digitized by Google

Nun wurde Huß dem weltlichen Gericht überantwortet. Kaiſer Sigmund rief den Schirmer des Concils, den Kurfürſten und Pfalzgrafen Ludwig und ſprach: „Lieber Oheim! Sintemahlen wir das Schwert nicht umſonſt tragen, ſondern das Uebel zu ſtrafen, hierumb nehmet hin dieſen Mann Johann Huß, und in unſerem Namen laſſet ihm thun, wie einem Ketzer gebühret.“ Der Pfalzgraf übergab den Verdammten dem Stadtvogt, dieſer ihn dem Nachrichter und ſeinen vier Knechten. Und ſo wurde Huß erſt auf den Münſterhof geführt, wo er die Verbrennung ſeiner Bücher durch Henkershand mit Lächeln anſah, dann hinaus zum Scheiterhaufen, vor das Thor, wo man nach Gottlieben gehet. Man ließ ihn ungebunden; zwei Leute des Pfalzgrafen und die vier Stadtknechte umringten ihn zunächſt, außerdem deckten den Zug noch 1000 Mann Stadtwache und eine ungeheure Volksmenge ſtrömte mit. Betend und Pſalmen ſingend und feſten Schrittes wandelte Huß dem Tod entgegen, und auch an der Stätte angelangt, wo ihn alsbald 2000 Mann zu Fuß und zu Roß im Kreiſe einſchloſſen, fuhr er mit Beten und Lobſingen fort. Er beichtete nicht, da ihm die Prieſter nur unter der Bedingung des Widerrufes die Losſprechung ertheilen wollten. Auf einem Schemel ſtehend, wurde er mit rückwärts gedrehten Armen an den Pfahl gebunden, erſt zufällig gen Morgen, doch der Henker mußte ihn wieder abbinden, nach Weſten zu, damit der Verdammte Gottes Sonne nicht mehr ſchaue. Jetzt wurden Holz- und Strohbündel, worauf man noch Pech ſchüttete, um ſeinen Leib gehäuft, bis an den Hals, und als er in dieſer Stellung den Tod erwartete, kamen der pfalzgräfliche Marſchall Herr von Oppenheim und Herr Ulrich Schorandt, ein Kaplan von St. Stephan, auf ihn zu und ermahnten ihn nochmals, durch Widerruf ſein Leben zu retten. Der Märtyrer aber wies ſie zurück. Da wurde auf des Kurfürſten Befehl der Holzſtoß angezündet und das Feuer lohte hell auf. Noch hörte man den frommen Helden mit lauter Stimme rufen: „Jeſu Chriſte, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten haſt, erbarme dich meiner!“ und ſah ihn dann noch hinter den Flammen die Lippen bewegen. Aber die Worte erſtickten in dem Rauchqualm und er „was bald verbrunnen.“ Als ſein Körper von den Flammen verzehrt war, ſpalteten die Henker ſein Haupt, damit es ſchneller verbrenne, das unverſehrt gebliebene Herz wurde in Stücke zerhackt und aufs Neue gebraten. Die Aſche kehrte man zuſammen und warf ſie in den Rhein, daß kein Böhme ſie ſammle. An der

Digitized by Google

Richtſtätte aber wurde gleich danach ein „dem Kardinal Pancratio gehörig geweſenes verreckt-alt Maulthier“ eingeſcharrt und man ſuchte zu verbreiten, daß bei Eröffnung der warmen Erde ein hölliſcher Stank verſpürt worden ſei, den der verbrannte Ketzer hinterlaſſen habe, „welches alſo — wie noch 1733 Joh. Friedr. Speth, Rathsherr der Stadt Konſtanz ſchreibt, — das End und der Lohn war, welches dieſem hoffärtig-heilloß- und hartnäckigen Hans Huß den 6. Juli umb 11 Uhren Anno 1415 zu theil worden iſt.“

Die Stätte, auf welcher Huß verbrannt worden, war viele Menſchenalter hindurch vergeſſen, oder wenigſtens beſtritten, iſt aber jetzt wieder glücklich feſtgeſtellt. Sie liegt in dem Gartenland, vor dem Thore, nicht weit von dem Plane, wo Herzog Friedrich ſein Geſtech hielt. Den Weg zur Wiederfindung wies die mehrerwähnte Chronik Herrn Ulrichs von Reichenthal, der als Augenzeuge das Concil mit vielem Fleiße beſchrieben hat. Auf dem Stadthauſe wird ſeine ſchöne Handſchrift gezeigt, die noch nie ganz vollſtändig und getreu edirt worden iſt. Sie enthält viele intereſſante Malereien, welche den Hergang der Dinge angenehm verdeutlichen. Da kommt auch mehrmals Huß vor im Conterfei mit blonden, lockigen Haaren, bleichen Antlitzes und ohne Bart.

Schon vor Huſſens Ende, am 4. Mai 1415, hatte die Verſammlung den engliſchen Reformator Wiklef als Ketzer verdammt und auf ihre Verordnung wurden ſeine bereits gegen dreißig Jahre in der Erde ruhenden Gebeine ausgegraben und mit ſeinen Schriften verbrannt. Einige Zeit nach Huß, am 30. Mai 1416, erlitt auch ſein vornehmſter Schüler, Hieronymus Faulfiſch, zubenannt von Prag, den Flammentod. Dieſer war anfangs aus Konſtanz entflohen, aber tief auf dem Wege nach Böhmen wieder ergriffen und zurückgebracht worden. Hunger, Krankheit und monatelange Qual in ſeinem fürchterlichen Gefängniſſe zu Petershauſen hatten ihn ſo gebeugt, daß er widerrief und Huſſens Verdammung billigte (23. Septbr. 1415). Als man ihn aber dennoch in ſeinen Kerker zurückſchleppte, ermannte ſich ſein edles Herz und durch den ſchönſten Heldenmuth machte er nun ſeine Schwäche vergeſſen. Am 26. Mai erklärte er in der Domkirche, wo die Verſammlung einen abermaligen Widerruf von ihm erwartete, ſeine frühere Verleugnung für das verabſcheuenswürdigſte Verbrechen und pries laut und kühn ſeinen Lehrer. Darauf wurde er, nachdem man ihn vergeblich wieder abzubringen geſucht, am 30. Mai verdammt. Poggio, ein edler und gelehrter Florentiner, beſchreibt in einem gleichzeitigen Briefe ſeinen Tod mit folgen-

Digitized by Google

den Worten: „Auf dem Richtplatz angekommen, zog er ſeine Kleider ſelbſt aus und fiel vor dem Pfahl auf's Knie. An dieſen ward er mit naſſen Stricken, dann mit einer eiſernen Kette um den nackten Leib gebunden; darauf wurden ihm die Scheiter von der Sohle bis an die Bruſt dicht angelegt. Als der Henker das Feuer vom Rücken anzünden wollte, ſprach er muthig: Komm, tritt hervor und zünde das Feuer mir im Geſichte vor meinen Augen an. Hätte ich das Feuer gefürchtet, ſo wäre ich nicht nach Konſtanz gekommen! — Dann fing er an, den Lobgeſang zu ſingen und endete ihn mit heller Stimme, obſchon die Flamme über ihm zuſammenſchlug. Hätteſt du den heldenmüthigen Tod dieſes Mannes geſehen, ohne Zweifel hätteſt du bekannt, daß dieſer Hieronymus aus der Schule der Weiſen geweſen. Nicht Mucius Scävola hat mit ſo großer Standhaftigkeit ſeine Hand in's Feuer gehalten, als Hieronymus ſeinen Leib verbrennen ließ; nicht Sokrates den Giftbecher ſo gelaſſen ausgetrunken, als freudig dieſer zum Scheiterhaufen eilte.“ Eine ſolche vereinzelte Stimme bildet einen wohlthuenden Gegenſatz zu der Finſterniß jener Zeiten, und ſo wollen wir noch erwähnen, daß ein anderer Augenzeuge, der das Concil beſchreibt, Gebhard Dacher, in ſeiner Vorrede unumwunden ſagt: „Huß und Hieronymus wurden verbrannt, weil ſie das Abendmahl gehalten, wie es Jeſus Chriſtus verordnet hat.“

Noch Manches hätten wir zu berichten, wie Herzog Friedrich von Oeſterreich zum zweitenmale in die Acht fiel; wie die anweſenden Florentiner mit großer Pracht das Feſt ihres Schutzpatrons, Johannes des Täufers, begingen, wobei 540 Kerzen am Altare brannten; wie der aus Spanien zurückkehrende Kaiſer am 27. Januar 1417 empfangen ward und darauf am Sonntag nach Oſtern (18. April) die feierliche Belehnung des Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Zollern, mit der Kur Brandenburg auf dem oberen Markte geſchah; wie am Frohnleichnamsfeſt glanzvolle Proceſſionen gehalten wurden, und Anderes mehr. Der beſchränkte Raum verſtattet indeſſen nur noch den Ausgang dieſer größten Verſammlung, welche jemals von der Chriſtenheit gehalten worden iſt, mit kurzen Worten zu erzählen.

Nachdem in der ſiebenunddreißigſten Sitzung (26. Juli 1417) auch der Gegenpapſt Benedict XIII. abgeſetzt worden, beſchloß man eine neue Papſtwahl. Vorher war ein heftiger Streit entſtanden. Der Kaiſer, die deutſche und die engliſche Nation wollten erſt eine Kirchenreform eingeführt wiſſen; dagegen ſtemmten ſich die Uebrigen, Peter d'Ailly

Digitized by Google

an der Spitze, mit hartnäckigem Eifer. Am Ende gingen auch die Engländer zu der Mehrheit über, und ſo mußten die Deutſchen darin nachgeben, daß vor allen Dingen ein neuer Papſt gewählt werden ſollte. Im Kaufhauſe der Stadt Konſtanz, damals noch ein neues Gebäude, wurde das Conclave eingerichtet. Für dreiundfünfzig Wähler richtete man ebenſoviel Zellen her; am 8. November, um 4 Uhr Abends, bezogen dieſelben (darunter 23 Kardinäle) das Conclave. Am 9. und 10. November waren die Stimmen getheilt; endlich am 11. gegen eilf Uhr Morgens war Otto von Colonna, ein Römer, einſtimmig gewählt. Weil es grade Martinstag war, ſo nahm dieſer den Namen Martin V. an; ſeine Krönung fand am 21. November ſtatt. Kaum trug der neue Papſt jedoch die dreifache Krone auf dem Haupte, ſo ſuchte er nicht nur jede Reform zu hintertreiben, ſondern auch die Kirchenverſammlung ſelbſt aufzulöſen und die ganze frühere Gewalt des römiſchen Stuhles wieder an ſich zu reißen. Dies erreichte er, indem er mit jeder Nation einzeln unterhandelte und beſondere Concordate ſchloß.

Nachdem der Papſt einen allgemeinen Ablaß ertheilt hatte, zog er Montags den 16. Mai 1418 in der Frühe mit großer Pracht von Konſtanz ab. Am 20. Mai folgte ihm der Kaiſer und in wenigen Tagen war die beinahe fünf Jahre lang, vom Winter 1414 bis zum Frühjahr 1418, mit fremden Gäſten überfüllte Stadt ſo leer wie zuvor.

Während der Kirchenverſammlung und in der nächſtfolgenden Zeit war die Stadt in ihrer vollen Blüthe. Aber nach dem waldshuter Frieden im Jahre 1468 verſäumte ſie es, ſich dem Schweizerbunde anzuſchließen, wodurch ihr ſpäteres Schickſal wohl ein beſſeres geworden wäre. So begann Konſtanz zu ſinken, während die Schweizerſtädte immer mehr erſtarkten.

Beim Beginn der Schweizerkriege kam Kaiſer Friedrich III., der eben den Thron beſtiegen hatte, hierher; er wurde prächtig empfangen, zeigte ſich aber nicht ſehr gnädig, vielleicht aus Aergerniß ob des immer wachſenden Anhangs, den die Schweizer gewannen. Am 9. Juni 1446 wurde in unſerer Stadt durch die Vermittlung des Pfalzgrafen am Rhein der Friede zwiſchen Oeſtreich und den Eidgenoſſen geſchloſſen. Bald darauf, im Jahre 1458, brach der ſogenannte Plappartkrieg aus. Bei einem Freiſchießen, zu dem viele Gäſte ſich einfanden, weigerte ſich ein ſtädtiſcher Patricier eine neugeprägte Münze der Eidgenoſſen, einen Plappart, deren 29 auf einen Gulden gingen, anzunehmen und nannte ſie einen Kuhplappart. Darüber entſtand ein Auflauf. Die

Schweizer erklärten ſich beſchimpft; erzürnt verließen ſie das Feſt und kurz nachher fielen 4000 Mann Eidgenoſſen in's konſtanzer Gebiet. Die Sache wurde indeß bald abgethan. Konſtanz zahlte den Eidgenoſſen 3000 Gulden für den Schimpf.*)

Im Jahr 1460 wurden wegen des rapperſchwyler Krieges wieder in Konſtanz eine Fürſtenverſammlung gehalten, und 1499 verſammelte Kaiſer Maximilian I. hier einen Reichstag gegen die Eidgenoſſen, worauf der ſchwäbiſche Bund den Krieg eröffnete. Zufolge des Friedens, der am 22. September ſelben Jahres zu Baſel geſchloſſen ward, mußte die Stadt den Blutbann und das Landgericht im Thurgau an die Eidgenoſſen abtreten.

Der gewaltſam aufgährende demokratiſche Geiſt der Reformationszeit regte ſich bald auch in Konſtanz. Vergebens widerſetzte ſich der Biſchof Hugo von Hohenlandenberg den Bewegungen unter der Bürgerſchaft; im Jahre 1522 wurden die Patricier geſtürzt. Dieſe Volksſtimmung verſchaffte der neuen Lehre raſchen Eingang. Namentlich durch die Bemühungen des Ambroſius Blarer, eines gelehrten und begabten ausgetretenen Mönches, aus Konſtanz gebürtig, erhielten die Evangeliſchgeſinnten bald das Uebergewicht und als im Jahr 1528 mehre ſchweizeriſche und oberdeutſche Städte die Reformation einführten, erhoben ſich auch die Konſtanzer. Klöſter und Kirchen wurden geſtürmt, der Leichnam des heil. Konrad in den See geworfen, der Biſchof und das Kapitel nach Ueberlingen verjagt. Die Stadt beſchickte den Tag zu Schmalkalden und unterzeichnete die augsburger Confeſſion.

Aber nur kurze Zeit herrſchte die evangeliſche Lehre in Konſtanz. Zwanzig Jahre hindurch hatte man ſich der Kirchenverbeſſerung erfreut und das Regiment war von einem proteſtantiſchen Rathe geführt worden, als der unglückliche Ausgang des ſchmalkaldiſchen Krieges mit einem Male die Lage der Dinge veränderte. Anfänglich wollte die Stadt von dem ſchmalkaldiſchen Bunde nicht laſſen, obgleich die Schweſterſtädte, geſchreckt durch die anrückende kaiſerliche Macht, demſelben bereits entſagt und die Gnade des Kaiſers angefleht hatten. Nach der Schlacht

*) Ein Plappart, auch Blaffert, Plappharter ꝛc. genannt, war eine dicke und platte Münze, ohne hervorſtehendes Gepräge und mithin ſchlecht ausſehend. Ihre Geſtalt konnte dem derben Volkswitz leicht zu Vergleichungen mit einem Kuhfladen (Kuhplappart) Anlaß geben. Uebrigens kommen die Plapparts noch in ſpäteren Zeiten, z. B. bei dem Meiſterſänger Hans Sachs vor.

Digitized by Google

bei Mühlberg baten indeß die Geſandten der Stadt zu Augsburg gleichfalls um Gnade. Nun zeigte ſich der Kaiſer hart und forderte unbedingte Annahme des Interims. Die Konſtanzer boten Alles auf, dies von ſich abzuwenden; der Magiſtrat ſchrieb einen demüthigen Brief (13. Juli 1548) und bat flehentlich, ſie bei ihrem Glauben zu laſſen. Aber der Kaiſer, eine beſondere Erbitterung gegen Konſtanz verrathend, deſſen er ſich, als einer wichtigen Gränzſtadt gegen die Schweiz wohl zu bemächtigen wünſchte, ſandte ein ſpaniſches Heer von 3000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern, unter dem Oberſten Alfonſo Vives. Dieſer überfiel die Stadt; die Bürger leiſteten jedoch tapferen Widerſtand. Der ſpaniſche Anführer Alfonſo Vives fiel gleich beim Beginn des Treffens; andere Feinde, die auf achtzehn Schiffen über den See kamen, wurden vom Dominikanerkloſter aus mit einem Kugelregen begrüßt und zurückgetrieben. Zuletzt bekamen die Spanier doch Petershauſen in ihre Gewalt. Aber die Konſtanzer vertheidigten hartnäckig die Rheinbrücke und machten ihnen jeden Fußbreit ſtreitig. Vierzig bis ſechszig kühne Metzgerburſche hielten hier den Feind auf, bis die Brücke hinter ihnen abgebrochen war; dann ſprangen ſie in den Rhein und ſchwammen zu den Ihrigen zurück. Einer jedoch wollte nicht wanken und weichen, er kämpfte noch immer und hatte ſchon mehre Feinde hingeſtreckt. Da ſtürzen endlich zwei Spanier auf ihn zu, unterlaufen ſein Schwert und ſuchen ihn niederzuwerfen. Er aber umfaßt ſie beide, drängt ſie gegen den Brückenrand und begräbt ſich mit ihnen in den Wellen. Vergebens ſtürmten die über die Brücke dringenden Spanier das Thor, obſchon das Fallgitter durch einen Verrätherſtreich unbrauchbar geworden; ſie mußten ſich zurückziehen, mit einem Verluſte von 500 Mann, während die Städter allerdings auch 111 Todte zählten.

Dieſer heldenmüthige Widerſtand, welcher das reichſtädtiſche Ende von Konſtanz verherrlicht, ſollte freilich nur ſeine augenblickliche Rettung bewirken. Bald erhoben die Katholiſchgeſinnten in der Stadt ihr Haupt und drangen auf Unterwerfung. Als endlich die nachgeſuchten Vermittlungen fruchtlos blieben und ein neuer Angriff drohte, wandte ſich die Stadt an des Kaiſers Bruder, den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich und unterwarf ſich ihm, um größeres Mißgeſchick abzuwenden. Am 13. Oktober 1548 wurde Konſtanz dem öſterreichiſchen Abgeſandten Nikolaus von Polwill übergeben. Die Einwohner wurden entwaffnet, die evangeliſchen Prediger und Häupter der Stadt, welche dieſelbe noch nicht verlaſſen hatten, wurden vertrieben und das alte Geſchlechterregiment

Digitized by Google

wieder eingeführt. So war die Reichsſtadt Konſtanz zu einer öſterreichiſchen Landſtadt geworden. Der neue Bürgermeiſter ſowie der kleine und große Rath huldigten am 26. Jänner 1549. Der erſte öſterreichiſche Vogt war jener obengenannte Freiherr von Polwill. Zwar beſtanden die evangeliſchen Städte, beſonders die des ſchwäbiſchen Kreiſes, noch einige Zeitlang darauf, die proteſtantiſche Lehre müſſe in Konſtanz wieder hergeſtellt und ihm ſeine alte Reichsunmittelbarkeit zurückgegeben werden. Aber Ferdinand I. hielt ihnen entgegen, daß die Stadt ſich freiwillig unterworfen habe. Mit der Selbſtändigkeit ſchwand nun auch der alte Wohlſtand, Handel und Gewerbe ſanken immer mehr, denn die reichen Gewerbsleute, meiſtens der proteſtantiſchen Lehre zugethan, wanderten nach St. Gallen und anderen Schweizerorten aus.

Im Jahr 1559 erhielt die Stadt wieder das Recht, ihren Bürgermeiſter ſelbſt zu wählen und die Thorſchlüſſel zu verwahren, und 1563 beſtätigte ihr Kaiſer Ferdinand I., der drei Tage hier verweilte und ſich huldigen ließ, dieſe Freiheiten. Auch ward 1627 ein öſterreichiſcher Landtag in Konſtanz gehalten. Aber die einſtige Bedeutung deſſelben war dahin, zumal die Biſchöfe, welche ſich nach ihrer Vertreibung in Meersburg (ſ. o.) angeſiedelt hatten, dort ihren Sitz behielten. Im Jahr 1686 wurde die Univerſität Freiburg hierher verlegt, ſie blieb indeß nur bis 1698 in der Stadt, und es wäre nichts geſchichtlich Denkwürdiges mehr von Konſtanz zu berichten, wenn nicht die Bürger ſich im 30jährigen Kriege durch tapfere Vertheidigung ihrer Mauern ausgezeichnet hätten. Im Spätſommer 1633 erſchien der berühmte Feldmarſchall von Horn plötzlich mit der ſchwediſchen Hauptarmee in unſerer Gegend und ſuchte ſich der Stadt, welche dieſes nahen Anzuges der Schweden keineswegs gewärtig war, zu bemächtigen. Am 8. September fing die Belagerung an, aber die Schweden fanden eine tapfere Gegenwehr. Drei bis vier Wochen lang dauerte die Beſchießung mit Granaten, Minen wurden angelegt, bis endlich die kaiſerlich-bairiſche Armee unter Altringer durch Oberſchwaben anrückte und ſich mit dem 10,000 Mann ſtarken ſpaniſch-italieniſch-deutſchen Heer vereinigte, das der Herzog von Feria aus Tyrol herbeiführte, wodurch Horn genöthigt war, Anfangs Oktober von Konſtanz abzuziehen. Eine ausführliche Beſchreibung dieſer „Königl. Schwediſchen Belagerung“ findet man in dem Buche des konſtanzer Rathsherrn und Stadtſyndikus Joh. Friedr. Speth. Anno 1641 verſuchte Konrad Wiederhold, der kühne Befehlshaber auf der würtembergiſchen Feſte Hohentwiel, die Stadt in der Nacht des

Digitized by Google

27. November zu überrumpeln; die Wachſamkeit der Vorpoſten vereitelte jedoch dieſen Handſtreich.

Konſtanz war während des dreißigjährigen Krieges beſtändig in den Händen der Kaiſerlichen geblieben und in den folgenden Jahren auch nicht weiter beunruhigt worden. Trotzdem raubte dieſer langwierige Krieg ihm noch den letzten Reſt früheren Glanzes; es wurde faſt ganz entvölkert, viele Häuſer ſtanden leer und Gras wuchs in den öden Straßen.

Erſt unter Kaiſer Joſeph II. wurden Schritte für das Wiederaufblühen der Stadt gethan. Auf ſeiner Rückreiſe von Paris im Jahr 1777 ſah dieſer ihre Entvölkerung, und um den Gewerben aufzuhelfen, zog er an 270 ausgewanderte Genfer Fabrikanten und Manufacturiſten hierher, welchen er, außer freier Religionsübung, verſchiedene Freiheiten verlieh, Nachlaß der Perſonalſteuer auf 20 Jahre, mauthfreie Einfuhr aller ihrer Güter und Waaren und zollfreie Hin- und Herführung ihrer Waaren in den öſterreichiſchen Vorländern. Auch ſchenkte er ihnen die Dominikanerinſel, welche ſeitdem die Genferinſel genannt wird. Dieſe Maßregel hatte allerdings wohlthätige Folgen. Es wurde nun die Uhrmacherei im Großen getrieben, Goldwaaren- und Indienneſabriken gegründet, indeß brachten die franzöſiſchen Kriege und andere unglückliche Verhältniſſe neue Stockungen in Handel und Gewerbe und die Stadt begann nur noch mehr zu ſinken, als ſie durch den preßburger Frieden im Jahr 1805 an Baden fiel. Die badiſche Regierung verlegte eine Kreisſtelle und ein Infanterieregiment nach Konſtanz. Doch erſt ſeit dem Anſchluſſe Badens an den Zollverein, ſeit der Errichtung der Dampfſchifffahrt und der Anlegung des Hafens hat ſich die ſo ſehr heruntergekommene Stadt wieder gehoben.

XV.

Der Unterſee. — Die Inſel Reichenau. — Radolfszell.

Nachdem der Rhein zwiſchen den ſteinernen Brückenpfeilern zu Konſtanz aus dem Bodenſee getreten und die kurze Strecke bis zum Flecken Gottlieben zurückgelegt hat, breitet er ſich in den Unter- oder Zellerſee aus. Dieſer bildet eigentlich, obgleich mit zum Bodenſee gerechnet, ein von jenem ganz abgeſondertes Gewäſſer, da der Rhein zwiſchen

beiden wieder zum Strome geworden iſt, und er ohnedem tiefer liegt, als der Oberſee. Er erſtreckt ſich von Gottlieben bis zu dem thurgauiſchen Dorfe Unter-Eſchenz, in einer Länge von 4¼ Stunden, ſeine größte Breite, von Mannenbach bis in die Bucht von Radolfszell beträgt 2½ Stunden, ſein Flächeninhalt 17/100 Geviertm. Er iſt beſonders fiſchreich, nirgends über 60 Fuß tief und zwiſchen der Inſel Reichenau und dem Dorfe Wollmatingen hat er eine ſo ſeichte Stelle, daß man im Herbſt, bei niederem Waſſerſtande, trocknen Fußes hinübergehen kann.

In der Mitte des Unterſees, zwei Stunden von Konſtanz, hebt ſich die Inſel **Reichenau** empor, fünf Viertelſtunden lang und eine halbe breit. Auf dieſem Eiland befinden ſich außer den Reſten der berühmten Abtei vier Ortſchaften, Oberzell, Mittelzell (oder Reichenau), Niederzell und Unterzell, wovon die drei erſten Pfarreien ſind. Insgeſammt hat die Inſel 290 Häuſer mit 1365 Einwohnern. Der Boden vertheilt ſich in 354 bad. Jauchart Ackerfeld, 343 Jauchart Wieſen, 496 Jauchart Weingärten und 59 Jauchart Weideplätze. Es wird hier ein guter Wein gezogen, der Schlaitheimer, welchen Viele ſogar für den beſten in ganz Baden erklären. Von den Erbſchenken der Aebte, Keller von Schlaitheim, wurde dieſe Rebe aus den unteren Rheingegenden, namentlich vom Johannisberg hierher verpflanzt. Der lieblichen Inſel Mainau iſt die Reichenau nicht zu vergleichen; die Landſchaft hat einen weniger romantiſchen, als traulich anſprechenden und ſanften Charakter. Den ſchönſten Blick genießt man von der Hochwacht, dem höchſten Punkte der Inſel.

Beſonders merkwürdig iſt die Inſel durch ihre ehemalige weitberühmte Benediktinerabtei, die einſt Hauptpflanzſtätte des Chriſtenthums in dieſen Gegenden war und tauſendfünfundſiebenzig Jahre hindurch beſtand. Die Reichenau war wohl ſchon den Römern bekannt, aber zu Anfang des achten Jahrhunderts noch unbewohnt. Sie gehörte damals zu dem Gebiete eines auſtraſiſchen Landvogtes, Sintleoz oder Sintlas, und hieß ſchlechtweg die Aue, auch die Sintlas-Au. Im Jahr 724 gründete St. Pirminius die geiſtliche Niederlaſſung auf dieſer Au. Seine Stiftung war von reichem Segen begleitet. Schon vor Ablauf des achten Jahrhunderts wurde hier eine Schule errichtet, die bald zu den berühmteſten gehörte. Das Gotteshaus wurde auch frühe mit großen Vergabungen bedacht. Karl der Große hatte ihm zehn Ortſchaften, darunter Ulm, Gerold, Herzog in Schwaben, Tuttlingen, Wangen, Stet-

Digitized by Google

ten am kalten Markt und 24 Dörfer, Karlmann ihm vier Städtchen am Comerſee, Karl III. Zurzach, Ludwig der Fromme Altheim, Riedlingen und fünf Ortſchaften, Herzog Berthold in Schwaben ihm 30 Dörfer geſchenkt. Hiezu kamen noch viele geringere Stiftungen; der Reichthum des Kloſters mehrte ſich wunderbar und man ſagte im Sprichwort: „der Abt kann nach Rom reiſen und jeden Tag auf ſeinem eignen Grund und Boden Mittag- und Nachtruhe halten.“ Ueber 300 adelige Vaſallen ſtanden unter der Abtei und die Zahl der von ihr abhängenden Mönche und Prieſter belief ſich unter Ludwig dem Frommen auf 1600 Köpfe. Der Adel verſammelte ſeine Söhne in der Kloſterſchule, die Kaiſer beſuchten die Aebte, welche gefürſtet wurden und deren Palaſt das Bild eines glänzenden Hofes darſtellte. Von ihrem Reichthume wurde der Inſel auch ihr jetziger Name beigelegt.

Die Abtei theilte indeß auch mit vielen anderen das Schickſal, daß Glanz und Macht ſo raſch dahinſchwanden, als ſie erlangt worden. Vom zehnten Jahrhundert an begann das Stift ſchnell zu ſinken. Schon im Jahr 1175 waren die Einkünfte, welche in der glänzendſten Zeit die damals ungeheure Summe von 60,000 Gulden erreicht hatten, bis auf 1600 herunter gekommen. Etwas über 200 Jahre ſpäter (1384) betrugen die Einkünfte aber nicht mehr als drei Mark Silber und der Abt Werner von Roſenegg konnte keine eigne Tafel mehr halten, ſondern ritt, wie die Chronik ſagt, Mittags und Abends „auf einem weißen Rößli“ zum Leutprieſter nach Niederzell und ſpeiſte dort für Koſtgeld. Die Stürme der Zeit, unglückliche Händel und gewaltthätige Eingriffe weltlicher Herren brachten dieſen Verfall theils zuwege, theils der ſchlechte Haushalt und die unaufhörliche Schwelgerei der Mönche, die ein ärgerlich Leben führten, oftmals auf die Faſtnacht nach Ulm zogen, tanzten, turnierten, ſpielten und ungeiſtliche Poſſen trieben. Die Aebte blähten ſich in königlicher Pracht, umgaben ſich auf ihren Reiſen mit großem Gefolge; täglich waren die Kloſtergebäude mit Gäſten angefüllt, und ſo konnte das Stift ſolchem Schickſale nicht entgehen.

Schon im Jahre 1050 hatte Biſchof Dietrich von Konſtanz die Abtei mit dem Hochſtifte zu vereinigen geſucht. Später ſetzten die konſtanzer Biſchöfe dieſen begehrlichen Plan durch. Im Jahre 1540 wurde das Kloſter dem Biſchofe Johann von Keza übergeben und 1541 erhielt derſelbe auf dem Reichstage zu Regensburg förmlich die Beſtätigung des Beſitzes, nachdem der letzte Abt, Marx von Kröningen, am 6. December 1540 als armer Pfründner ſein Leben beſchloſſen hatte.

Die Biſchöfe führten nun den Titel als Aebte von Reichenau; ſie ſetzten einen Obervogt auf die Inſel und vermehrten mit den Einkünften des Stiftes ihre Tafelgelder. Einige Kloſterbrüder blieben indeß, unter einem Prior, auf der Reichenau und verſahen hier den Gottesdienſt. Im vorigen Jahrhundert machten dieſe Mönche einen Verſuch, ihre alte Selbſtſtändigkeit wieder zu erlangen. Aber ſie wurden von einer von dem Biſchofe, Kardinal von Roth, abgeordneten Kommiſſion mit gewaffneter Hand überfallen und gezwungen, das Kloſter zu verlaſſen. Der Prior Meichelbeck klagte am Reichstage, von Frankreich, Preußen und den Benediktinern in Baiern und Schwaben unterſtützt, und ſtritt vergeblich bis zu ſeinem Ende für die Rechte des Kloſters.

Später wurde der Gottesdienſt von zwölf Miſſionairen aus ſchwäbiſchen und ſchweizeriſchen Benediktinerklöſtern verſehen; als dieſe jedoch mit der Zeit ausblieben, berief man ausgewanderte franzöſiſche Geiſtliche. Seit 1799 lebten hier drei vom Hochſtift beſoldete Weltprieſter und dies wurde auch ſo fort gehalten, als die Inſel im Jahre 1802 an Baden kam.

Die lange Reihe der Aebte wollen wir hier nicht anführen. Am meiſten glänzt unter ihnen Walafrid Strabo hervor, der gelehrteſte Mann ſeines Zeitalters. In ſeiner Jugend Schüler des berühmten Rhabanus Maurus zu Fulda, wurde er 842 zum Abte erkoren, als er noch nicht das ſechsundzwanzigſte Jahr zurückgelegt hatte. Er hat verſchiedene Schriften hinterlaſſen, namentlich das Leben des heiligen Gallus und Othmars; ſeine Mönche aber hätten es lieber geſehen, wenn er weniger den Studien obgelegen und ſich mehr um ihr leibliches Wohl bekümmert hätte. Sie ſetzten ihn ab und der fromme Mann mußte fortwandern. Er wandte ſich nach Fulda und es iſt ungewiß, ob er jemals in ſein Kloſter zurückgekehrt. Wahrſcheinlich ſtarb er auf einer Reiſe nach Frankreich im Jahr 849. Im Ganzen gingen aus dieſem einſt hochmüthigen Stifte 25 Gelehrte, 60 Biſchöfe und 18 Erzbiſchöfe hervor, 29 Mönche wurden zu fremden Abteien, 22 zu Kanonikaten und 138 zur Gründung und Erneuerung fremder Klöſter berufen.

Jetzt iſt von der alten Herrlichkeit wenig mehr vorhanden. Nur die Kloſterkirche (das Münſter) verdient noch beſondere Beachtung. Sie wurde zuerſt im Jahr 806 von dem Abte Hatto aufgeführt; dreimal wurde ſie zerſtört, aber der Thurm mag wohl noch von der alten Kirche Hatto's ſtammen. In dieſem Gotteshauſe iſt der 887 des Reiches entſetzte Urenkel des großen Karl, Karl der Dicke begraben. (S. S.

Digitized by Google

213.) Die Stelle, wo er liegt, iſt noch durch eine im Jahr 1728 angebrachte Inſchrift bezeichnet; das Grab ſelbſt iſt nicht mehr kenntlich. Außerdem finden ſich hier verſchiedene Reliquien, worunter ein Krug von der Hochzeit zu Cana. Dieſer angebliche Krug iſt jedoch eine Marmorurne, von ſehr einfacher Arbeit, die Simon Wardo, der Feldherr des griechiſchen Kaiſers Leo, welcher in dieſem Kloſter ſeine Tage beſchloß, hierhergebracht. Auch ein angeblicher Smaragd, der 28 Pfund wiegt, wird aufbewahrt; Karl der Große ſoll ihn der Kirche geſchenkt haben. Es iſt aber nur ein Glasfluß; indeſſen hat das Kloſter früher doch wohl einen ächten, ſeltenen Smaragd beſeſſen. Ein ſilberner und vergoldeter Sarg mit ſchöner Arbeit, ſoll die am 5. April 830 nach der Reichenau gebrachten Gebeine des heiligen Markus einſchließen, welche bekanntlich auch Venedig beſitzen will.

Wichtig ſind die Schriftſchätze, welche bis in die neuere Zeit in dem Kloſter aufbewahrt blieben, vor Kurzem aber mit den Bibliotheken zu Karlsruhe und Heidelberg vereinigt wurden.

Niederzell hat eine Kirche mit zwei Thürmchen, die noch die byzantiniſche Bauart verräth und urſprünglich vom Biſchof Egino von Verona, aus dem Hauſe der Zähringer, im neunten Jahrhundert erbaut wurde. Dieſer liegt auch darin begraben, und noch heutigen Tages kommt es vor, daß ſich fieberkranke Perſonen, nach verrichtetem Gebet, auf die Meſſingplatte niederlegen, welche ſein Grab bedeckt, in dem frommen Wahne, hiedurch zu geneſen. In Oberzell ſteht eine in byzantiniſcher Art erbaute Kirche mit einer Crypta, in architektoniſcher Hinſicht das beachtenswertheſte Denkmal, das die Reichenau aufzuweiſen hat.

Am öſtlichen Ende der Inſel, wo auch Oberzell liegt, ſieht man noch die Reſte eines uralten Schloſſes, Schopfeln (Scopoln) genannt. Dieſe Burg, in welcher mehre der früheſten Urkunden unterzeichnet ſind, war oft ein Luſtſitz der Aebte. Im Jahr 1382 wurde ſie von dem Volke zerſtört. Der Abt Mangold, der zugleich auf dem biſchöflichen Stuhle von Konſtanz ſaß, hatte einige konſtanzer Fiſcher, die in ſein Gebiet ihre Netze ausgeworfen, greifen laſſen und ihnen mit eigner Hand die Augen ausgeſtochen. Da ſtand die ganze Zunft der Fiſcher auf, überfiel die Inſel, brannte mehre Höfe nieder und ließ ihren Grimm auch an dem Schloſſe aus.

An der nordweſtlichen Bucht des Unterſees, fünf Stunden von Konſtanz liegt in einer wieſenreichen Umgebung das Städtchen Radolfzell,

Digitized by Google

Sitz eines badiſchen Bezirksamtes, mit 212 Häuſern und 1200 Einwohnern, die ſich hauptſächlich vom Weinbau nähren und im Ganzen ziemlich wohlhabend ſind. Der Ort iſt ſehr alt. Er ſoll ſeinen Urſprung und Namen von dem Biſchofe von Verona, Ratold oder Radolf herleiten. Ein Alemanne von Geburt und gleich ſeinem Vorgänger dem Biſchof Egino (ſ. o.) in die Heimath zurückgekehrt, baute Ratold hier eine Zelle mit einem Kirchlein. Er ſtarb im Jahre 874 und wurde in der Kirche beigeſetzt. Daher der Name (Cella Rudolfi).

Schon im zwölften Jahrhundert war hier ein Kanonikatſtift, das unter dem Abte von Reichenau ſtand. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hatte der Ort ſchon Ringmauer und Graben. Unter Kaiſer Albrecht I. kam Radolfszell in Beſitz des öſtreichiſchen Hauſes, durch die Aechtung des Herzogs Friedrich von Oeſtreich wurde es jedoch im Jahre 1415 freie Reichsſtadt; es ſtellte 1422 ſeine Mannſchaft von fünfzig Lanzknechten zum Huſſitenkrieg, zog 1441 mit andern Städten der Seegegend gegen benachbarte Edle. Allein ſchon 1454 gab die Stadt ihre Reichsfreiheit wieder auf und huldigte dem Herzog Albrecht von Oeſterreich um neue Privilegien. Im Bauernkriege wurde ſie zehn Wochen lang durch die Bauern belagert, hielt ſich aber ſtandhaft, bis die Feinde abzogen. Dafür ertheilte ihr König Ferdinand ein neues Wappen und große Lobſprüche; der Schaden von 6000 Gulden, welchen ſie erlitten, wurde ihr aber nur halbwegs erſetzt. Während der Stürme der Reformationszeit blieb Radolfszell der alten Kirche getreu, und die Aebte David von Winkelheim und Geiger aus dem Kloſter St. Georgen zu Stein, ſowie der eifrige Katholik Anton Pirata und das konſtanzer Domkapitel fanden in ihren Mauern eine Zuflucht. Im Jahr 1563 beſuchte Kaiſer Ferdinand I., der mit großem Gefolge von der Krönung zu Frankfurt kam, die Stadt und 1576 flüchtete wegen der Peſt die Univerſität von Freiburg hierher. Im dreißigjährigen Kriege blieb Radolfszell ziemlich verſchont; dagegen hatte es in den Franzoſenkriegen viel Schaden zu leiden. Durch den preßburger Frieden wurde es im Jahr 1805 würtembergiſch; 1810 fiel es an Baden. Eine Feuersbrunſt im Jahr 1825 legte hier fünfunddreißig Wohnungen in Aſche, doch hat ſich das Städtchen längſt wieder erholt und die neu aufgebauten Häuſer ſind nur freundlicher und wohnlicher, als zuvor.

In der Stadtkirche, die in gothiſcher Art erbaut iſt und wie die Jahreszahl am Pfeiler der Kanzel andeutet, im elften Jahrhundert vollendet wurde, iſt noch das Grabmahl des heil. Ratold zu ſehen, ein Sar-

Digitized by Google

kophag aus Quaderſteinen, worin ſein Körper nebſt dem eines Unbekannten bewahrt iſt. Erwähnen wollen wir noch, daß Papſt Johann XXIII. vom 18. Mai bis zum 3. Juni 1415 in der Stadt als Gefangener ſaß.

Bei Radolfszell läuft eine Erdzunge in den See aus, die beinahe eine halbe Stunde lang iſt und auf der die Gehöfte St. Wolfgang und Mettnau ſtehen. Nach einer Sage ſoll dieſelbe einſt mit der Reichenau zuſammengehangen haben, und hier iſt auch noch jene ſeichte Stelle, deren wir erwähnt haben.

Von Stein bis Baſel.

I.

Stein. — Stadt und Kanton Schaffhauſen.

Wir betreten nun wieder den Schweizerboden. Am rechten Ufer des Rheins, der eben den Unterſee verlaſſen hat, liegt maleriſch zwiſchen Rebenhöhen und Kornfeldern das alte, zum Kanton Schaffhauſen gehörige Städtchen **Stein** (zubenannt am Rhein), mit ſeiner Vorſtadt, der ſogenannten Vorbrücke, am linken Ufer, die durch eine hölzerne Brücke mit ihm verbunden iſt. Es hat 244 Häuſer und 1200 Einwohner, treibt Kornhandel nach der Schweiz und Weinhandel nach Schwaben, auch einige Spedition.

Schon im achten Jahrhundert war hier ein anſehnlicher Flecken; im Jahr 945 erhielt derſelbe von Herzog Burkhard II. von Schwaben Stadtrechte und 1005 wurde die Benediktinerabtei St. Georgen von Hohentwiel hierher verlegt, wodurch ſich der Ort beſonders hob. Nach und nach bemächtigten ſich die Herren von Klingen, die Kaſtvögte der Abtei, der Stadt; ſie verkauften im Jahre 1359 die Hälfte derſelben an Oeſterreich, erhielten ſie 1415 wieder zu Lehen und verkauften ſie dann ſammt der anderen Hälfte in den Jahren 1419 und 1433 an die Herren von Klingenberg. Von dieſen Edeln kaufte ſich die Stadt nach manchen Verpfändungen im Jahre 1459 für 500 Gulden

los und verbündete sich mit Zürich und Schaffhausen. Im Jahre 1484 mußte sie sich, von Schulden und den Ansprüchen des Abtes von St. Georgen bedrängt, in den Schutz und unter die Oberherrschaft des mächtigen Zürich begeben, unter welcher sie bis zur Revolutionszeit blieb. Im Jahre 1798 wurde die Stadt dem Kanton Schaffhausen einverleibt. Die Abtei St. Georgen wurde bei der Reformation aufgehoben und der damalige Abt David von Winkelheim, der anfangs selbst an der Reformation Theil genommen, flüchtete mit den Mönchen nach Radolfszell. (S. o.)

An einigen Häusern des Städtchens, namentlich am „rothen Ochsen" und dem „weißen Adler" neben dem Kaufhause, haben sich noch alte, nicht üble Fresken erhalten, welche die ganze Vorderseite mit Gegenständen der verschiedensten Art bedecken. Im alten Klostergebäude, dem jetzigen Amthaus, ist auch ein kleiner Saal mit sehenswerthen, vollkommen erhaltenen Freskogemälden geschmückt. Links an der Rheinbrücke beim Eingang in die Stadt steht ein sehr alterthümliches Haus, zum Klee genannt, ehemals das adelige Zunfthaus. Es soll fünfhundert Jahre alt sein und enthält viele Glasmalereien aus der besten Zeit. Auf dem Rathhause ist das Bildniß eines Bürgers von Stein, des Freiherrn Schmid von Schwarzenhorn zu sehen, der zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in türkische Sclaverei gerieth, sich aber noch zum östreichischen Großbotschafter bei der Pforte emporschwang. Auch zeigt man einen großen und reichverzierten silbernen Becher, den er seiner Vaterstadt zum Geschenk machte und der noch bei jeder Hochzeit in der Stadt auf die Tafel gebracht wird.

Von einem Berge über der Stadt blickt das alte Schloß Hohenklingen, auch die Steiner Klinge genannt, herab. Es gehörte einst einem alten Geschlecht, welches außer seinem Stammsitze Alten-Klingen zwischen Konstanz und Wyl und diesem Schlosse ob Stein, wo die von Klingen, wie wir gesehen, Kastvögte des Stiftes waren, auch Stadt und Schloß Klingnau an der Aar besaß. Einer dieses Geschlechtes, Walther von Klingen, war einer der besseren Minnesänger und Freund Rudolfs von Habsburg, dessen künftige Größe er vorausſagte. Er liegt im Kloster Klingenthal bei Basel, das er gestiftet hat, mit dreien seiner Töchter begraben. Auch das Dorf Klingenried und die Probstei gleichen Namens sind nach diesen Edeln genannt. In späteren Zeiten saß der züricher Obervogt auf dem Schlosse, jetzt ist es Eigenthum der Stadt, dient als Wachhaus und wird auch von einem Wächter bewohnt. In

Digitized by Google

dem Vorhofe daſelbſt ſieht man ein Wandgemälde, einen Hirſch vorſtellend, welcher zur Zeit einer Hungersnoth den Leuten auf dem Schloſſe ſich ſelbſt als Braten anbot; dazu eine Beſchreibung in deutſchen Reimen, die nun aber verwittert und größtentheils unleſerlich iſt.

Die Stadt **Schaffhauſen,** die Hauptſtadt des Kantons, mit 7000 meiſt reformirten Einwohnern, iſt durch den Rheinfall nicht allein weltberühmt geworden, ſondern ſie verdankt ihm auch ihre Entſtehung und Blüthe. Da der Waſſerſturz die Schifffahrt hemmt, ſo müſſen alle vom Bodenſee kommenden Güter oberhalb Schaffhauſen ausgeladen, auf der Achſe durch die Stadt geführt und unterhalb des Rheinfalles wieder zu Schiff gebracht werden. Die größeren Fahrzeuge fahren daher nur bis Schaffhauſen; kleinere aus leichten Tannendielen gezimmerte, ſogenannte Lauertannen, werden am Waſſerfall vorbeigetragen und unterhalb deſſelben wieder auf den Strom geſetzt. Dieſe Umladung war der Grund, daß an der Stelle, wo die Alemannen wahrſcheinlich ſchon in früheſter Zeit eine Fähre angelegt hatten, welche die Verbindung zwiſchen Helvetien und Schwaben unterhielt, nach und nach ein Flecken entſtand, und man nannte den Ort von den Waarenbehältern und Wohnungen der Schiffer Scafhuſen, Scefhuſen oder Schiffhauſen, wie denn noch heutzutage vom Volke das Wort Schiff wie Scheff oder Schaff ausgeſprochen wird. Bald wurden Jahrmärkte in dem Flecken gehalten; im elften Jahrhundert gehörte derſelbe dem Grafen Eberhard III. von Nellenburg, welcher hier das ihm von Kaiſer Heinrich III. verliehene Münzrecht ausübte. Dieſer Eberhard ſtiftete 1052 ein Benediktinerkloſter zu Ehren des Erlöſers und aller Heiligen, nahm ſelbſt das Ordenskleid und ſtarb 1070 im Geruche der Heiligkeit. Nun gründete ſeine Wittwe Ida, geborne Gräfin von Kirchberg, in einer einſamen Gegend unfern des Fleckens das Frauenkloſter St. Agneſen, in welches ſie ſich gleichfalls zurückzog.

Von dieſer Zeit an vergrößerte ſich der Flecken, der von Eberhards Sohn Burkhard im Jahr 1080 dem Kloſter Allerheiligen übergeben worden, ſo raſch, daß er ſchon 1190 als Stadt erſcheint und von Kaiſer Heinrich VI. in ſeinen und des Reiches Schutz genommen wurde. Der benachbarte Adel ſuchte das Bürgerrecht der Stadt eifrig nach, dieſelbe entzog ſich, wahrſcheinlich vom Reiche unterſtützt, allmählig der Herrſchaft des Abtes und im Jahr 1246 wurde ſie in die Zahl der freien Städte aufgenommen. Es ſcheint, daß das habsburgiſche Haus ſich den Bürgern gewogen erzeigte, denn Schaffhauſen hielt ſehr zu ihm und half ihm

Digitized by Google

ſelbſt in ſeinen Fehden gegen die Nellenburger. Auch am Morgarten kämpften die Schaffhauſer in den öſtreichiſchen Reihen und Ludwig der Bayer wurde der Stadt, ihrer Theilnahme an Friedrichs des Schönen Sache wegen, ſo abhold, daß er ſie 1330 mit Zürich, St. Gallen und Rheinfelden um die Summe von 20,000 Mark an Oeſterreich ſelbſt verpfändete. Zur Zeit des konſtanzer Concils ſtand Schaffhauſen in ſeiner höchſten Blüthe; es zählte an 12,000 Einwohner, hatte einen ſehr belebten Verkehr und war ein Haupthandelsplatz von Oberſchwaben. Das Gemeinweſen war faſt ganz in die Hände der Bürger gelangt, ſeitdem die Stadt im Jahre 1411 dem Abte von Allerheiligen die einzige ihm noch gebliebene Befugniß, den Schultheiß zu ernennen, abgekauft hatte. Ein Bürgermeiſter ſtand an der Spitze und die ganze Bürgerſchaft war in zwölf Zünfte getheilt, von welchen dem noch immer zahlreichen Adel, der früher das Stadtregiment allein beſeſſen, nur eine einzige eingeräumt wurde *)

Als Herzog Friedrich mit der leeren Taſche 1415 geächtet ward, wobei er Schaffhauſen, welches Oeſterreich ſtets zugethan war, auf nicht gar ritterliche Weiſe in Noth gebracht und verlaſſen hatte, erkaufte ſich die Stadt wieder ihre Reichsunmittelbarkeit für 30,000 Dukaten von Kaiſer Sigismund, und der Kaiſer verſprach dieſe Summe an den Herzog abzugeben, ſobald derſelbe erſt wieder aus der Acht befreit ſein werde. Er hielt jedoch dieſes Verſprechen nicht, ſondern unterſtützte ſelbſt noch Oeſterreichs Verlangen, daß die Stadt ſich unter ſeine Herrſchaft zurückbegeben ſolle. Die Schaffhauſer aber, erbittert durch die kaiſerliche Treuloſigkeit, wieſen ſolches Anſinnen ſtandhaft zurück. Von nun an hatte die Stadt mit dem ſchwäbiſchen Adel, den man wider ſie hetzte, beſtändige Fehden. Sie ſchloß deßhalb zu ihrer Sicherheit im Jahr 1453 mit den Eidgenoſſen ein Bündniß und die Hülfe derſelben rettete ſie glücklich, als 1454 der tapfre Bilgeri von Heudorf mit einem ſtarken Heerhaufen vor den Thoren ſtand und man ſchon nahe daran war, ſeiner Aufforderung, ſich unbedingt Oeſterreich zu unterwerfen, nachzukommen. Zum Dank für dieſe Hülfe ſtand Schaffhauſen den Eidgenoſſen im Burgunder- wie im Schwabenkriege bei und am 18. Auguſt 1501 wurde es unter die eidgenöſſiſchen Stände aufgenommen.

*) Dieſe Zünfte waren: Fiſcher, Gerber, Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Kaufleute, Bäcker, Rebleute, Rüden (Krämer), Herren (Junker), Metzger und Weber.

Luthers und Zwinglis Lehren fanden in Schaffhauſen frühzeitig ihre Anhänger. Anfangs blieben indeß die Altgläubigen doch noch der überwiegende Theil, bis 1529 der Rath den evangeliſchen Gottesdienſt einführte, nachdem die mächtigern eidgenöſſiſchen Stände mit ihrem Beiſpiel vorangegangen waren und der Abt Michael von Eggenſtorf das reiche Kloſter Allerheiligen der Stadt übergeben hatte. Das Gebiet der Stadt erweiterte ſich allmählig, beſonders noch in neuerer Zeit durch die Mediationsakte von 1803.

Der Kanton, den nördlichſten Theil der Schweiz bildend und, mit Ausnahme der kleinen Vorſtadt von Stein, auf dem rechten Ufer des Rheins gelegen, hat einen Flächeninhalt von 13,25 Geviertſtunden und nach einer Aufſtellung von 1836 eine Bevölkerung von 31,125 Seelen. Außer der Stadt Schaffhauſen umfaßt ſein Gebiet die beiden Städtchen Neunkirch und Stein; fünf Flecken: Unter-Hallau, Schleitheim, Wilchingen, Thäingen, deſſen Bewohner im Schwabenkriege großen Heldenmuth bewieſen, und Ramſen; ferner 28 Dörfer und an 40 Weiler, Schlöſſer und einzelne Gehöfte.

In den Kämpfen der Eidgenoſſenſchaft ſpielten die Schaffhauſer, wie Zſchokke bemerkt, gewöhnlich die „Stillen im Lande.“ Sie gingen zwar mit den Eidgenoſſen, halfen aber ſtets am liebſten zur Ruhe, wie denn der noch ganz ſchwäbiſche Charakter des Stadt- und Landvolks etwas ſchwerfällig Gemächliches in Wort und Wandel hat. So dachten die Kantonsbewohner im Jahre 1798 an keinen Aufruhr, und als es fremden Wühlern gelungen war, einen Trupp junger Burſchen zu einem bewaffneten Zuge gegen die Stadt aufzuſtacheln, beſchloß die ganze revolutionaire Unternehmung mit einem gemüthlichen Gelage, das den Aufſtändiſchen gegeben wurde, worauf ſie wieder ruhig heimzogen, nachdem ihnen von einzelnen Regierungsgliedern vernünftige Vorſtellungen gemacht worden. Auch in den politiſchen Stürmen, welche in den dreißiger Jahren in der Schweiz ausbrachen, dauerte die Aufwallung des Kantons Schaffhauſen kaum einige Wochen und Stadt und Landſchaft hatten ſich wegen ihrer Rechte bald mit einander ausgeglichen. Nur in den Bewohnern des ſtattlichen Fleckens Unter-Hallau regte ſich von alter Zeit ein lebhafteres Blut. Schon im Schwabenkriege haben ſich die Hallauer hervorgethan; von geringem Zuzug aus dem hartbedrängten Schaffhauſen unterſtützt, beſiegten ſie einen überlegenen ſchwäbiſchen Heerhaufen, der den Flecken angegriffen hatte, und jagten hin in ſchimpfliche Flucht. Im ſechszehnten Jahrhundert trieben hier die

Digitized by Google

Wiedertäufer ihr Weſen und Thomas Münzer ſelbſt fand in Hallau und dem benachbarten Flecken Schleitheim ein halbes Jahr lang eine Zuflucht. Im Jahr 1790 erwachte in den Hallauern zuerſt der Geiſt des Widerſtandes gegen die Bevormundungen und das Zopfregiment der Stadtherren. Sie verlangten hauptſächlich Abſchaffung der ebenſo gefährlichen als ſonderbaren Einrichtung, daß Oberbeamte durchs blinde Loos erwählt wurden, und deuteten darauf hin, ſich mit den Waffen Recht verſchaffen zu wollen, falls ihre Wünſchen nicht Gehör fänden. Die Regierung gab aber klüglich nach.

Landbau wird vornehmlich im Schaffhauſiſchen getrieben und die Gewerbsthätigkeit iſt ungleich geringer als in anderen Kantonen. Durch den im Jahr 1836 erfolgten Beitritt Badens zum Zollverein iſt jedoch der ſchaffhauſeriſche Handel mit Landeserzeugniſſen ſo gut wie vernichtet. Eduard Im-Thurn, der Topograph des Kantons, klagt, obzwar der Mangel an Fabriken auf die moraliſche und phyſiſche Geſundheit des Volkes den beſten Einfluß übe und Schaffhauſen, das ſich durchgehends eines mäßigen Wohlſtandes erfreut, von Theuerjahren und Handelskriſen nicht ſo leicht etwas zu fürchten habe, ſo ſei doch die für Fabrikation und Handel äußerſt günſtige Lage von Schaffhauſen und Stein auf ſchwer verantwortliche Weiſe unbenutzt geblieben. „Wäre Schaffhauſen auch nur halbweg in der Reihe der Manufakturgegenden, ſo würde es bei weitem nicht in die Verlegenheit gerathen ſein, in welche es durch die Vernichtung ſeines Produktenhandels nach Schwaben verſetzt wurde, als Baden ſich dem Zollverein anſchloß. Hätte Schaffhauſen mehr Exportation gehabt, ſo wäre ihm auch der Tranſit geblieben, den nun Zürich durch Verſtändniß mit Baden, welches mit großem Aufwande neue, den Kanton Schaffhauſen umgehende Landſtraßen errichtete, an ſich gezogen hat.“ (S. der Kanton Schaffhauſen im „hiſt. geogr. ſtat. Gemälde der Schweiz“. XII. Bd.)

Die Stadt Schaffhauſen hat innerhalb ihrer Mauern etwa 810 Häuſer, mit den in ihrem Banne befindlichen Wohnungen beträgt jedoch die Häuſerzahl 1210. Sie hat mehr als irgend eine andere Schweizerſtadt den ehrwürdigen, mittelalterlichen Charakter bewahrt, da hier ſeit Jahrhunderten kein Haus durch Feuersbrunſt zerſtört worden iſt. Die Ringmauern, welche die Stadt von der Landſeite umgeben, die alterthümlichen Thore und die alte Burgfeſte Munnoth, dies Alles verleiht Schaffhauſen ein gar eigenthümlich maleriſches Anſehen, namentlich von dem gegenüberliegenden zürcher'ſchen Dorfe Feuerthalen aus. Von

Digitized by Google

der Bauart, welche 1797 Goethe beſonders auffiel, gibt der obenerwähnte Topograph folgendes Bild: „Alle Häuſer ſind von Stein; ein großer Theil derſelben hat einen ſogenannten Erker, der zwar im Innern bequem und freundlich iſt, von Außen aber der Fronte des Hauſes ein ſonderbares Ausſehen verleiht. Viele ſolcher Erker ſind unförmlich, einige rieſig groß, andere winzig klein, was äußerſt häßlich läßt. Bei einer guten Anzahl Häuſer finden ſich in den oberen Stockwerken und den Hintergebäuden Fenſter mit runden Scheiben, bei noch mehren ſind die einzelnen Fenſter nicht gleich groß. Die meiſten Häuſer haben drei Stockwerke Höhe und zwei Fenſter (Kreuzſtöcke) Breite. Faſt jedes Haus führt einen beſonderen Namen, der aber in keinem Falle häßlich oder gar unzüchtig klingt, wie in gewiſſen Nachbarſtädten". Mitunter iſt das Zeichen des Hausnamens (Fels, Blume, Traube u. ſ. f.) über die Thür gemalt. Ganz gemalte Häuſer, wie ſie früher häufig vorkamen, ſind indeß beinahe verſchwunden, wie überhaupt mancher alte Zug in dem Bilde der Stadt neuerdings getilgt worden.

Einen beſonders eigenthümlichen Eindruck macht der Unnoth, auch Munnoth geheißen, ein weites, rundes, aus großen Quaderſteinen aufgeführtes Bollwerk mit rundem Thurme, auf einem Vorſprunge des Emmersberges gelegen und die Stadt von der Nordſeite beherrſchend. Er hat achtzehn Fuß dicke Mauern, große bombenfeſte Gewölbe und ſoll einigermaßen an die Moles Hadriani erinnern. Zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts von 1564 bis 1590 wurde der Unnoth an die Stelle eines fränkiſchen Wartthurmes, der hier ſtand, erbaut; als Feſtungswerk nützt er jedoch nichts, daher man ihm auch ſchon bei der Erbauung den Spottnamen Unnoth, d. h. ein unnützes Werk, beilegte, der ſpäter in Munoth (Munitio) verwandelt wurde. Im Jahr 1799 hatten die Franzoſen den Unnoth beſetzt und wurden darin von den Oeſtreichern beſchoſſen, wobei Kugeln in die Stadt fielen. In neuerer Zeit, da das Werk nach und nach zuſammen zu ſtürzen drohte, wurde es durch freiwillige Beiträge der Bürgerſchaft wieder hergeſtellt und unterhalten. Ein weiter unten befindlicher, kleinerer viereckiger Thurm des Unnoth rührt aus den Zeiten der erſten fränkiſchen Könige her und mag wohl das älteſte noch unverſehrte Gebäu des Kantons Schaffhauſen ſein.

Das Münſter, einſt die Kirche des Stiftes Allerheiligen, iſt im reinſten Rundbogenſtyl erbaut und wurde im Jahr 1101 vollendet. Der gothiſche Kreuzgang iſt theilweiſe noch wohl erhalten, das Innere des

Digitized by Google

Gotteshauſes aber hat man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf höchſt geſchmackloſe Weiſe entſtellt. Wo nun die Kanzel befindlich, ſtand vor Zeiten der ſogenannte große Gott von Schaffhauſen, ein 22 Fuß hohes Bild Chriſti, das 1525 entfernt wurde. In einem alten Büchlein wird erzählt, es habe ſich ein luſtiger Geſell einſtmals gerühmt, er wäre der Mutter Gottes zu Einſiedeln leibhaftiger Bruder, und dafür in den Thurm wandern müſſen. Als er aber Tags darauf vor dem Rath verhört ward, ſprach er: „Ja, die Maria zu Einſiedeln iſt meine Schweſter, und noch mehr, der Teufel zu Konſtanz und der große Gott zu Schaffhauſen ſind meine Brüder, denn mein Vater iſt ein Bildhauer geweſen, der ſie alle drei gemacht hat, und alſo ſind wir Geſchwiſter.“ In dem Münſter hängt auch die große, 1486 gegoſſene Glocke, welche die aus Schillers „Lied von der Glocke“ berühmte Umſchrift führt: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango. (Ich rufe den Lebenden, töne den Todten Trauerklänge nach und halte die Blitze ab.)

Die gothiſche St. Johanneskirche iſt die größte in der ganzen Schweiz; ſie iſt 1120 erbaut, doch in unregelmäßigen und wenig anſprechenden Verhältniſſen. Die 20,000 Bände ſtarke Bürger-Bibliothek beſitzt ſämmtliche Bücher Johannes von Müllers und ſeines in der gelehrten Welt gleichfalls genannten Bruders Georg. Der berühmte Geſchichtſchreiber wurde den 3. Juni 1752 zu Schaffhauſen geboren; er war ein Sohn des Conrectors Müller und Enkel des als hiſtoriſchen Sammler bekannten Pfarrers Schoop, von dem er auch einen großen Theil der Materialien zur Schweizergeſchichte erbte. Schon im neunten Jahre ſchrieb Johannes eine Geſchichte Schaffhauſens in Fragen und Antworten. Bedeutenden Ruf als Geſchichtſchreiber hat in unſeren Tagen ein andrer Schaffhauſer, Friedrich Hurter (geb. 1787) erlangt, deſſen Rücktritt zur römiſchen Kirche vor einiger Zeit ſo großes Aufſehen erregte.

Nach dem jenſeitigen Dorfe Feuerthalen führte früher eine berühmte hölzerne Brücke, ein Meiſterſtück in ihrer Art, mit einem Bogen von 365 Fuß Spannung. Sie wurde von Hans Ulrich Grubenmann (S. S. 120) aus Tüffen im Kanton Appenzell, der vordem ein gewöhnlicher Zimmermann war, von 1754 bis 1757 erbaut und hatte über 60,000 Thaler gekoſtet. Als ſich im Jahre 1799 Marſchall Oudinot vor den Oeſtreichern über den Rhein zurückziehen mußte, ließ er dieſe Brücke niederbrennen. Das Modell iſt noch in der Mi-

Digitized by Google

niſterial-Bibliothek zu ſehen. Eine ganz neue Brücke iſt vor Kurzem errichtet worden.

Schließlich ſei noch erwähnt, daß das alte und allbekannte herrliche Volkslied vom jungen Zimmergeſell und der ſchönen Markgräfin:

Es war einmal ein Zimmergeſell,
War gar ein jung friſch Blut ꝛc.

in dieſer Gegend ſpielt. Denn in der ſiebenten Strophe heißt es:

Und hat er geküßt meine ſchöne Frau,
Des Todes muß er ſein,
Einen Galgen ſoll er ſich ſelber bau'n,
Zu Schaffhauſen draus am Rhein

II.

Der Rhein im Kanton Schaffhauſen. — Die Lächen. — Der Rheinfall. — Rheinau. — Egliſau. — Kaiſerſtuhl. — Burzach. — Einfluß der Aar. — Der kleine Laufen. — Laufenburg. — Säckingen. — Rheinfelden. — Baſel- und Kaiſer-Augſt. —

Der Lauf des Rheins von Stein bis zu dem zürcher Dörfchen Oberried, wo er den Kanton Schaffhauſen verläßt, hat eine Länge von 9 Schweizerſtunden. Sein Gefälle auf dieſer Strecke beträgt 210 Fuß, weshalb er nie gefriert. Nirgends auf ſeinem ganzen Wege von den Alpen zum Meer iſt der Strom heller und klarer, als im Schaffhauſiſchen und ſelbſt das anhaltendſte Regenwetter vermag kaum ſein ſchönes Blaugrün auf kurze Zeit zu trüben. Die Tiefe iſt ſehr verſchieden, man kann indeſſen zwiſchen Stein und dem Rheinfall ſeine anſehnlichſte Tiefe durchſchnittlich auf 30 Fuß ſetzen. Die Schiffahrt iſt nicht mehr ſo bedeutend, wie ehedem, doch wird der Strom vom Unterſee bis Schaffhauſen mit Dampfbooten und ſogenannten Ládinen (S. S. 201) befahren. Uebrigens wird ſeit einigen Jahrzehnten eine Abnahme der Waſſermenge des Rheins im Schaffhauſiſchen bemerkt.

Eine halbe Stunde unterhalb der Stadt wälzt ſich der Strom ſchon auf einer Strecke von mehr als 1000 Fuß rauſchend über eine zahlloſe Menge zwei bis vier Fuß hoher Kalkfelsſtücke, die bei niederem Waſſerſtande hervortreten. Man nennt ſie die **Lächen** und die Stelle hieß in

früherer Zeit der obere Lauffen. Dann ſpringt von der linken Seite plötzlich ein großer Fels an 80 Fuß in das Flußbett vor und verengt dieſes ſo, daß die Breite kaum noch 120 Fuß beträgt. Toſend und ſchäumend ſchießt die Waſſermaſſe durch das enge Thor und macht dabei einen Fall von ſechs bis zehn Fuß. Dieſer erſte Rheinfall gewährt ein ſehr maleriſches Schauſpiel und bleibt nur meiſt unbeachtet, weil der große Waſſerſturz ſo nahe iſt und alle Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Gleich unterhalb dieſer Stelle gewinnt der Strom eine Breite von 560 Fuß, wendet ſich plötzlich im rechten Winkel gegen Süden und fließt ruhig zwiſchen Weinbergen und ſanft abhängigen Ufern eine halbe Stunde weiter fort. Dann zieht er ſich abermals weſtlich, ſeine näher zuſammentretenden Ufer werden ſteil, drängen ihn gegen Nordweſt und in dem engen Bette ſtarren Felſen hervor. Hier wird das Gefälle mit einem male bedeutend und nach einem Laufe von 900 Fuß ſtürzt die ganze Waſſermaſſe über einen Felſendamm von 500 Fuß Breite herunter in einen tiefen Keſſel. Dies iſt der berühmte **Rheinfall**, der mächtigſte Waſſerſturz Europas und einer der größten in der Welt.

Der Rheinfall wird im Munde des Volkes jener Gegend nicht anders als der Laufen genannt, und zwar der große Laufen, zur Unterſcheidung von dem kleinen Laufen, einem zweiten nicht ſo bedeutenden Falle des Rheins, der weiter unten bei Laufenburg ſtattfindet. In ſtiller Nacht hört man ihn bei Schaffhauſen ſchon toben und brauſen, obſchon er beinahe eine Stunde von der Stadt entfernt iſt. Indeß iſt der Donner des Sturzes keineswegs auf viele Stunden weit zu hören, wie Einige angeben. Der über 100 Fuß emporſteigende Waſſerſtaub iſt, beſonders an klaren Wintertagen, gleich einer Nebelbank, weit umher ſichtbar.

Die Angaben über die Höhe des Falles ſind ſehr verſchieden und ſchwanken von 40 bis 120 Fuß. Die Wahrheit iſt, daß die Felſenbarre, über welche die Waſſermaſſe herunterſtürzt, nicht gleiche Höhe hat, ſo an einer Stelle blos 40 Fuß, an einer anderen über 60 Fuß. Rechnet man aber die Stromſchnellen, Strudel und Fälle einige hundert Schritte oberhalb dazu, ſo kann man die Höhe des Falles wohl über 100 Fuß annehmen.

Vier Felsblöcke ragen aus dem Sturze hervor und theilen ihn eigentlich in fünf Fälle, von welchen die auf der linken Seite mächtiger als die rechterſeits ſind. Der dem linken Ufer zunächſtſtehende Felſen ſieht einem ungeheuren Kopf auf ſchmalem Halſe gleich; durch dieſen

Digitized by Google

Hals hat die Gewalt des Waſſers eine eirunde Oeffnung geſpült, ſo daß die ſchäumenden Wogengüſſe einen Durchgang finden. Der mittlere Felſen iſt der anſehnlichſte; auf ihm ſtanden im Jahre 1729 noch Tannen, jetzt iſt er mit Gebüſch und Laubholz bewachſen. Bei gewöhnlichem Waſſerſtande kann man vom Schlößchen Wört her an denſelben hinanfahren, wobei freilich der Kahn tüchtig ſchwankt. Man ſteigt hinauf und genießt ſo den Anblick des Falles vom vortheilhafteſten Standpunkt. Obgleich man zu dieſer Beſteigung ſchwindelfrei ſein muß, wird ſie doch nicht ſelten von Frauenzimmern unternommen. Wer dieſes Wagniß nicht beſtehen will, der betrachtet den Fall am Beſten von dem Schloſſe Laufen, das auf der linken Rheinſeite auf einem hohen waldbewachſenen Felſen liegt. Hier ragt ein hölzernes Gerüſt, einem Bugſpriete gleich, faſt bis in den Sturz der Wogen hinein; man kann mit der Hand die niederdonnernde Waſſermaſſe erreichen; der ſilberſprühende Waſſerſtaub benetzt Einen fortwährend und nicht ſelten wird man von einer ganzen Woge überſchüttet. Die gewaltige, grüne Waſſermaſſe wälzt ſich unter erſchütterndem Getöſe, ſo daß man ſein eignes Wort nicht vernimmt, mit raſender Schnelligkeit, gleichſam über unſerem Haupte über das Felſenriff. Wir glauben das wunderbare Schauſpiel, welches der Fall bietet, nicht beſſer und gedrängter ſchildern zu können, als mit folgenden Worten Simrocks: „Beim Anprallen gegen die Felſen zerſtäubt ein Theil des Waſſers und ſteigt als dichte Nebelwolke in die Höhe, ein andrer bildet ſiedende, ſchäumende Giſcht, ein dritter wälzt ſich in großen Maſſen über den Felſen und gelangt hinab in den Keſſel, wo das Sieden, Schäumen und Strudeln von Neuem anhebt. Denkt man ſich dies in der größten Geſchwindigkeit hinter einander und zugleich neben einander, da ein Theil des Waſſers ſchon im Keſſel ziſcht und brandet, wenn der andere erſt wider die Felſen prallt und über ſie hinaus ſpritzt; denkt man ſich dieſes Schauſpiel bei jedem der Felsblöcke mit der Abänderung wiederholt, daß nur der erſte Felſen überſtrömt wird, und läßt man dann die Sonne ſich entſchleiern, um den mannigfaltigſten, herrlichſten Farbenwechſel hervorzubringen, indem ſie die vom Wind gekräuſelten Säume des Schaumes vergoldet, den Waſſerſpiegel mit Glanz überſtrahlt, und im aufſteigenden, ſchnell bewegten Dunſt den flüchtigen Regenbogen hervorzaubert, deſſen Oberes von der Luft hin und her getrieben, vom neu aufwallenden Nebel verwiſcht und doch zugleich wieder neu erzeugt wird, während der Fuß ruhig und unbeweglich in Giſcht und Schaum des Keſſels ſteht — faßt man dies Alles in eine

Vorſtellung zuſammen, ſo hat man ein ſchwaches Bild deſſen, was an dem Phänomen Sichtbares iſt.“

Die beſte Zeit zur Beſichtigung iſt Morgens vor 8 Uhr und Nachmittags nach 3 Uhr, wenn bei Sonnenſchein in den aufſteigenden Staubwolken ſich jene Regenbogen bilden, deren die obige Schilderung gedenkt. Wundervoll iſt der Anblick des Rheinfalls bei Mondſchein. Der ſilberhelle Schaum leuchtet blendend, der Hintergrund iſt tief ſchwarz, die Schatten der Felſen erſcheinen gigantiſch und aus den Eſſen der nahen Eiſenwerke ſprühen Feuergarben auf.

Vom rechten Ufer aus geſehen, macht der Fall einen viel weniger großartigen Eindruck, und das Gefühl getäuſchter Erwartung iſt kaum zu vermeiden. Indeß überſieht man ihn hier in ſeiner ganzen Breite, was auf der linken Seite nicht der Fall iſt.

Es wird erzählt, daß einſt ein Schiffer, in ſeinem Nachen ſchlafend, über den Fall hinweggefahren ſei, ohne daß er einen Schaden genommen. Die Möglichkeit wird aber beſtritten, da Fahrzeuge an den Felſen zerſchmettern, bevor ſie noch in den Hauptfall gerathen. Herabgeſchwemmte Leichen werden dagegen nicht zerſchellt, ſondern gleiten gewöhnlich ohne bedeutende Verſehrungen hinüber, woraus man auf die große Tiefe des Keſſels ſchließt, den ſich der Sturz ausgewühlt hat. Daß die Felſen ſich ſeit Menſchengedenken nicht verändert, iſt unrichtig, denn noch am Ende des vorigen Jahrhunderts waren ihrer fünf. (S. Simrock, der Rhein.)

Die Umgebungen des Rheinfalls ſind maleriſch. Auf dem rechten Ufer liegt ein Eiſenhammer, deſſen Räder der Fall treibt und dem er durch ſeinen Luftzug zugleich das Gebläſe erſetzt. Die kohlſchwarze Farbe der Gebäude dieſes Eiſenwerks ſticht grell gegen den weißen Schaum des Katarakts ab. Ueber dem Ufer zieht ſich das Dorf Neuhauſen, von Weinbergen umgeben, in einem Halbkreiſe herum, der durch ein Wäldchen gegen Süden geſchloſſen wird. Wenn man nach Neuhauſen hinaufſteigt, kommt man an einen Felſenvorſprung hinter einer Mühle, der gleichfalls einen günſtigen Standpunkt zur Beſchauung des Falls bietet. Hoch am linken Ufer erhebt ſich das Schloß Laufen, und dem Fall gegenüber ſieht man auf einer kleinen Felſeninſel, 50 bis 60 Fuß vom Ufer entfernt, einen viereckigen Thurm, das Schlößchen Wört, in dem eine Camera obſcura aufgeſtellt iſt. Es iſt durch eine Brücke mit dem Ufer verbunden und ſcheint aus dem 12. Jahrhundert herzurühren. Früher diente es den Pächtern der Fiſcherei im Rheinfall

Digitized by Google

zur Wohnung und mochte wohl auch einige Zeit die Meyer (d. h. Amtleute) des Klosters Allerheiligen beherbergt haben, welche über die Einschiffung der Waaren zu wachen hatten. Vor einiger Zeit wurde es neu hergestellt und zu einer Wirthschaft umgewandelt.

Unterhalb des Kataraks windet sich der Rhein in vielfachen Krümmungen durch eine schöne, zum Theil fruchtbare Gegend. Zuerst schlängelt er sich gegen Süden, dann gegen Westen und Norden, endlich wieder gegen Süden; dann biegen sich zwei schmale Erdzungen in den Strom vor, in deren Mitte eine Insel liegt. Die eine dieser Erdzungen trägt das zu dem Kanton Zürich gehörige Städtlein **Rheinau**, auf der Insel aber, zu welcher eine steinerne Brücke führt, steht die alte Benedictinerabtei gleichen Namens. Die andere Erdzunge gehört zum badischen Gebiete, und so greifen Deutschland und die Schweiz hier gleichsam in einander. Das Städtchen (mit nur 600 Einw. und etwa 90 Häusern) verdankt seine Entstehung wahrscheinlich den Römern. Die Gründung des Benedictinerklosters wird in das Jahr 778 gesetzt, und in der Klosterkirche ist noch das marmorne Grabmal des Stifters, eines alemannischen Fürsten Wolfhart, zu sehen. In einer Urkunde, die Kaiser Joseph I. 1708 dem Abte ertheilte, ist diesem der Fürstentitel beigelegt; die Aebte machten jedoch nie Gebrauch davon. Einst lebten hier gelehrte Mönche, welche geschichtliche und diplomatische Werke veröffentlichten; besonders zeichnete sich unter ihnen der 1795 gestorbene Pater Moritz van der Meer von Hohenbaum aus, der über achtzig, meist noch ungedruckte Abhandlungen, die Profan- und Kirchengeschichte betreffend, hinterlassen hat.

Eine kurze Strecke hinter Rheinau nimmt unser Strom die Thur auf, und weiter unten, auf dem Punkte, wo sein tief und eng eingeschnittenes Bett einen spitzen Winkel bildet, die am Fuße des Töffstocks entspringende Töß, ein unbedeutendes Flüßchen, das aber zuweilen stark anschwillt und seine meist niedrigen Ufer verheert. Bald darauf zieht der hier dunkelgrün erscheinende Rhein an dem Städtchen **Eglisau** vorüber, durch ein enges, mit Weingärten und Obstbäumen bedecktes Thal. Eglisau (mit etwa 2000 Einw. und über 250 Häusern) gehört gleichfalls zum Kanton Zürich. Eine bedeckte hölzerne Brücke führt über den Fluß. Im vorigen Jahrhundert, wo noch ein altes Schloß am jenseitigen Ufer stand, trieb hier die Liebe einen Diener zu einem lebensgefährlichen Wagestück; derselbe schwamm zwar nicht durch den Strom, aber er schritt, um zu seiner im Städtchen wohnenden Liebsten

zu gelangen, Nachts, wenn die Brücke gesperrt war, über den First des abschüssigen Brückendaches. Er wurde jedoch entdeckt und durch ein Eisengitter an der Wiederholung seiner nächtlichen Besuche verhindert.

Jenseit Eglisau, bei dem Rheinsfelderhofe mündet die Glatt in den Strom. Dieses Flüßchen entspringt am Fuße des Almann, heißt aber dort Aabach und wird erst, nachdem es den Pfeffikersee gebildet und den Greifensee durchflossen, Glatt genannt. Von ihm verstärkt, verläßt der Rhein den Kanton Zürich und berührt das an einem Abhange liegende aargauische Städtchen **Kaiserstuhl** (mit nur 400 Einw. und etwa 90 Häusern), das seinem Namen dem Tiberius verdanken soll. Dieser soll, als er durch Helvetien gegen die vordringenden Germanen zog, hier zu Gericht gesessen sein und der Ort daher den Namen Solium oder Tribunal Caesaris erhalten haben. Im Mittelalter lebten hier Schenken von Kaiserstuhl, in der Folge (1290) wurde das Städtchen von den Bischöfen von Konstanz erkauft, die noch bis 1798 ihre Rechte ausübten.

Unweit von Kaiserstuhl liegt in einer offenen Ebene am Rhein der durch seine Messen bekannte, wohlgebaute Flecken **Zurzach** (mit etwas über 900 Einw. und 170 Häusern). Die zurzacher Messen, welche seit alten Zeiten hier gehalten werden, sind lange nicht mehr so bedeutend, wie früher, wo Polen und Russen darauf erschienen, jegliches Haus in ein Wirthshaus verwandelt werden mußte und selbst die Chorherren Gäste bei sich aufnehmen durften. Noch immer aber ist der Zufluß groß, besonders während der beiden ersten Meßtage. Die erste Messe beginnt am Sonnabend vor Pfingsten, die andere am Sonnabend vor Verena-Tag; jede währt zehn Tage. In Lederwaaren werden die ansehnlichsten Geschäfte gemacht. Seit einiger Zeit wird außer diesen beiden Messen noch ein Jahrmarkt am Anfange des März gehalten, der aber natürlich nicht die Bedeutung der beiden Hauptmärkte hat. — Schon im achten Jahrhundert stand hier, wo das Grab der heil. Verena war, ein Benedictinerkloster, um welches sich allmählig ein Flecken lagerte. Karl der Dicke verleibte dasselbe im Jahr 881, auf Bitten seiner Gemahlin Richarda, der Abtei Reichenau ein. Unter dieser blieb das Stift über dreihundert Jahre hindurch, bis es, immer mehr in Verfall und Armuth gesunken, vom Bischof Eberhard zu Konstanz im Jahr 1251 mit allen Gefällen und Rechtsamen um 310 Mark Silber erkauft wurde. Der Bischof errichtete hier ein Chorherrenstift, das seine Nachfolger hoben und das sich bis jetzt erhielt. Es gehört zu den

Digitized by Google

ansehnlichern in der Schweiz und hat zehn Chorherren nebst drei Kaplänen. Das berühmteste Heiligthum dieses Stiftes ist der Leichnam der heiligen Verena, der in der Gruft unter dem Altare des Chores bewahrt ist und von Wallfahrern gläubig verehrt wird.

Hierauf empfängt der Strom auf badischer Seite die aus dem Schluchsee im Schwarzwald kommende Wutach. Auf der linken Seite aber, bei dem bescheidenen Dorfe Koblenz (Confluentia) ist die Mündung der Aar, des ersten bedeutenden Flusses, der in den Rhein fällt. Unter den gewaltigen Gletschern auf der Grimsel entspringend und aus den Klüften der Finsteraar- und der Lauteraargebirge in einer Höhe von 6270 Fuß hervortobend, führt die Aar dem Rhein die Abflüsse sämmtlicher, von ihm noch nicht durchflossenen Schweizerseen zu (mit einziger Ausnahme des Genfersees), nachdem sie sich, noch kurz vor ihrem Einfluß, bei Windisch mit der Reuß und der klaren Limmat vereinigt hat. Sie bringt ihm eine größere Wassermasse, als er selbst besitzt, und nachdem der Rhein die Aar aufgenommen, beläuft sich die Zahl der Gletscher, die ihm ihren Zoll entsenden, auf 170, so daß er, bevor er die Schweiz verläßt, fast alle ihre Wasserschätze an sich gerissen hat.

Gerne würden wir mit dem Leser einen Abstecher in das Aarthal machen, wo die grauen Trümmer der Habsburg, der Wiege des östreichischen Kaiserhauses liegen, wo Königsfelden uns an die Ermordung Albrechts I. mahnt, zu deren Gedächtniß seine Tochter, die Königin Agnes von Ungarn, nachdem sie ihre Rache gesättigt, diese ehemalige Abtei stiftete. Aber wir müssen, um den beschränkten Raum nicht zu überschreiten, ohne weiteren Aufenthalt den Lauf unseres Stromes verfolgen.

Unfern der Mündung bildet der Rhein eine Stromschnelle, der **kleine Laufen** genannt. Ein flacher Felsendamm zieht sich von einem Ufer zum anderen quer durch das Strombett; nur in der Mitte hat er eine 18 Fuß breite Lücke, die zwei kleine Fahrzeuge, sogenannte Weidlinge, durchläßt. Durch diese Lücke drängt sich bei geringem Wasserstande der eingeengte Strom, so daß man mittelst übergelegter Bretter trocknen Fußes von der Schweizer- nach der badischen Seite gelangen kann. Zuweilen aber, zur Sommerzeit namentlich, erreicht der Strom eine solche Höhe, daß er die Felsenwände des Dammes überfluthet. Alsdann entsteht ein Wasserfall, der alle Schifffahrt, auch durch die Lücke, hemmt, daher wie bei Schaffhausen umgeladen werden muß. Die

Fahrt durch jene gefährliche Oeffnung ist nur den erfahrensten Schiffern des Dorfes Koblenz anvertraut; diese bilden einen geschlossenen Verein, der die Stüdlergesellschaft heißt und ein eignes Grundvermögen besitzt, aus dem die „Stüdler" alle Gegenstände, welche verunglücken, ersetzen müssen.

Durch den Einfluß der Aar mehr als um das Doppelte verstärkt, eilt der Strom an dem badischen Städtchen Waldshut vorüber, das, an der südlichen Absenkung des Schwarzwaldes gelegen, einst die erste der vier alten Waldstädte war. Bei dem alterthümlichen aargauischen Städtchen **Laufenburg** (mit 650 Einw. und 158 Häusern), das gleichfalls zu den Waldstädten gehörte, schießt er dann abermals zwischen Felsen und über Felsen hinab, einen etwa 20 Fuß hohen Fall bildend. Auch dieser Fall wird der „Laufen" genannt. Kundige Schiffer wissen die Fahrzeuge ohne Schaden über den Wasserfall dem Ufer entlang an Seilen hinabzulassen, jedoch meistens unbeladen. Die Waaren werden gleichfalls oberhalb des Sturzes aus- und unterhalb desselben wieder eingeladen. Es ist hier ein sehr einträglicher Salmenfang. Auf einer Höhe bei dem Städtchen liegt die Ruine des Schlosses der mächtigen Grafen von Habsburg-Laufenburg. Eine 306 Fuß lange Brücke führt, grade da, wo der Fall beginnt, nach dem jenseitigen badischen Städtlein Kleinlaufenburg, mit welchem das auf der Schweizerseite gelegene größere Laufenburg (auch Großlaufenburg genannt) bis 1802 zusammen gehörte. Laufenburg war eine der ältesten Besitzungen der Habsburger, von denen sich eine Linie nach dem Ort nannte. Nach dem Aussterben dieser Linie kam es im Jahre 1409 als Lehen der Abtei Säckingen an die Erzherzoge von Oesterreich.

Von den beiden anderen Waldstädten ist das freundlich gelegene **Säckingen**, nun badisches Amtsstädtchen, besonders merkwürdig als einer der ältesten Orte dieser Gegenden und als die erste Pflanzstätte des Christenthums am Oberrhein. Hier gründete im siebenten Jahrhundert der schottische Glaubensbote St. Fridolin eine Kapelle und stiftete ein Manns- und Frauenkloster, das später in ein Collegiat und adliges Frauenstift verwandelt wurde. (S. S. 185.) Das Stift wurde bald reich und erhielt namentlich das glarner Land; auch wurde es im dreizehnten Jahrhundert in den Reichsfürstenstand erhoben. In der alten Kirche werden noch die Gebeine des heiligen Fridolin aufbewahrt.

Wir gelangen nun auf der Schweizerseite über Stein, Nieder-Mumpf und Moehli nach **Rheinfelden** (mit über 1300 Einw. und

Digitized by Google

233 Häuſern), das am nördlichen Fuße des Allmandberges in einer ſchönen Ebene liegt. Schon im zehnten Jahrhundert war es ein ummauerter Ort, der ſich gegen die Raubzüge der Ungarn zu ſchützen wußte. Faſt mitten im Strome liegt ein großer Felsblock, auf allen Seiten ſteil abgeſenkt, oben flach und breit genug, um einem feſten Gebäude Raum zu geben. Das iſt der berühmte Stein zu Rheinfelden; vor Zeiten ſtand auf demſelben eine ſtarke, ſehr gefürchtete Burg, von der ſchon im Jahre 935 ein Graf Kuno I. die Umgegend beherrſcht haben ſoll. Im Jahr 1077 hatte Herzog Rudolf von Schwaben, der Gegenkaiſer Heinrichs IV., auf dem Stein zu Rheinfelden ſeinen Sitz. Jetzt ſteht nur noch die Wohnung des Zöllners auf dem Felſen. Das Städtchen war überhaupt einſt ſtark befeſtigt, im J. 1744 wurden aber die Werke von den Franzoſen unter dem Marſchall Bellisle zerſtört. Unter ſeinen Mauern, auf der rechten Rheinſeite, fochten im Frühjahr 1638 die berühmten Degen des dreißigjährigen Krieges Bernhard von Weimar und Johann von Werth mit abwechſelndem Glücke, bis der Letztere als Gefangener in Bernhards Hände fiel. Im Jahre 1634 belagerte der Rheingraf Johann Philipp die Stadt fünfundzwanzig Wochen lang, und im Juli 1678, nach der Eroberung von Freiburg im Breisgau, rückte der Marſchall de Crequi mit 30,000 Mann vor Rheinfelden, beſchoß den Platz, ſo daß über dreißig Häuſer in Brand geriethen, mußte aber dennoch unverrichteter Sache abziehen.

Bei der Brücke zu Rheinfelden bildet unſer Strom einen Strudel, indem er ſich toſend und ſchäumend an einem ſtark hervorſtehenden Felsblock, dem Höllhacken, bricht, der wegen verborgener Klippen den Schiffern gefährlich iſt. Schon ehe er ſich dieſem nähert, brauſt er weiter oben durch ein von vielen zerſtreuten Felsſtücken ſtarrendes Bett, durch das ſogenannte Gewild, dann ſetzt er ſeinen Lauf ruhiger bis zur Brücke von Rheinfelden fort, wo ihm der Höllhacken und der Stein in den Weg treten.

Die nächſten beachtenswerthen Punkte ſind Baſel- und Kaiſer-Augſt, zwei kleine Dörfer, an deren Stelle einſt die mächtige und reiche Römerkolonie Augusta Rauracorum ſtand, unter der Herrſchaft des Auguſtus um das Jahr 9 vor Chriſto von Munatius Plancus gegründet und von den Hunnen im Jahr 450 zerſtört. Zahlreiche römiſche Alterthümer fanden ſich beſonders in Baſel-Augſt, wo immer man nur die Erde aufwühlte. Das zum Kanton Aargau gehörige Kaiſer-Augſt iſt

Digitized by Google

noch von den Trümmern einer Römermauer umgeben, die den Ort wie eine Klammer umschloß. Wahrscheinlich vertheidigte dieses Castrum den Zugang zur Augusta Rauracorum gegen andringende germanische Völker. Ein Herr Schmidt, Eigenthümer einer Papierfabrik zu Kaiser-Augst hat viele Ueberreste aus der Römerzeit gesammelt und zum Theil in seinem Garten aufgestellt. — Von hier haben wir nur noch eine Strecke von zwei Stunden zurückzulegen und uns umfangen die Mauern der ersten größeren Stadt am Rheine, die Mauern des altehrwürdigen Basel.

Basel.

Die Stadt Basel verdankt ihr Ansehen und ihren Reichthum hauptsächlich ihrer günstigen Lage in der Ebene, welche sich zwischen Jura, Schwarzwald und Vogesen an beiden Ufern des Rheins hindehnt, auf dem Punkte, wo die Grenzen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz zusammen stoßen. Der Rhein, welchem die Birs, der Birsigbach und die Wiese zufließen und der auch eigentlich erst hier gehörig schiffbar wird, verändert grade bei Basel seinen bisherigen Lauf von Osten nach Westen und schlägt die Richtung von Süden nach Norden ein, die er auf seinem langen Wege bis zum Meer im Hauptsächlichen nicht mehr verläßt. Er trennt Basel in zwei ungleiche Theile, in Groß- und Klein-Basel, welches letztere mit dem größeren Stadttheile auf der linken Seite durch eine 630 Fuß lange hölzerne Brücke verbunden ist. Beide Theile zusammen haben an 2000 Häuser, wovon Groß-Basel ungefähr 1630 und Klein-Basel ungefähr 365 angehören. Die Einwohnerschaft beträgt über 22,000 Seelen, und der Landbezirk, welcher die Dörfer Riehen, Klein-Hüningen, Bettingen nebst dem Weiler St. Jakob an der Birs umfaßt, hat 2100 Einwohner, so daß der Kanton Basel-Stadt an 25,000 Seelen zählt, darunter etwa 4000 Katholiken und etwa 130 Juden.

Die Geschichte Basels vor Karl dem Großen ist ziemlich in Dunkel gehüllt. Erst um das Jahr 374 n. Chr. wird der Ort genannt, und so lange die Augusta Rauracorum (s. o.) noch stand, kann er keine Bedeutung gehabt haben. Als aber diese Römerstadt bei der Völkerwanderung zerstört wurde und in Folge der beständigen Kriege, welche diese Gegend durchtobten, nicht wieder aufblühen konnte, scheint Basel allmählig an ihre Stelle getreten zu sein. Am meisten trug hiezu die

Verlegung des raurachiſchen Biſchofsſitzes nach Baſel bei, welche indeß nicht genau feſtgeſtellt werden kann.

Auch von Karl des Großen Zeit bis ins elfte Jahrhundert, zur Zeit Gregor VII., muß die Stadt noch einen kleinen Umfang gehabt haben. Nur der Umſtand verſchaffte ihr frühzeitig einige Wichtigkeit, daß Baſel von jeher, gleich Regensburg, Köln, Speier, Worms, als freie Stadt betrachtet worden iſt und daher auch zu den älteſten freien Städten des deutſchen Reiches gehörte. „Sie ſcheint auch, ſagt ein Topograph von Baſel, *) nie einem Gau einverleibt noch einem Gau- oder Burggrafen untergeben worden zu ſein, wie faſt alle andern Städte, ſondern ſie ſtand blos unter ihrem Biſchofe, der die gräflichen Rechte ſelbſt ausübte und durch einen Schirmvogt (advocatus) verwalten ließ. Indeſſen muß der Biſchof dieſe ſeine Befugniſſe allmählig in dem Grade ausgedehnt haben, daß eine wirkliche Botmäßigkeit daraus hervorging, von welcher die Bürger ſich erſt ſeit 1220 mit vielen Opfern zu befreien angefangen haben.“

Durch den wachſenden Reichthum des Stifts gewann Baſel raſch an Anſehen und Macht. Kirchen und Klöſter mehrten ſich, auch bauten ſich benachbarte Edle Höfe in der Stadt. Kaiſer Heinrich II. führte in den Jahren 1010 bis 1019 einen neuen Dom auf, den er reich ausſtattete; im Jahr 1061 wurde eine allgemeine Kirchenverſammlung zu Baſel gehalten, wo ein Gegenpapſt, Honorius II., erwählt und Heinrich IV. von den Geſandten der Römer die Krone aufgeſetzt wurde. Wegen der Befehdung der Stadt durch Heinrichs Gegner, Rudolf v. Schwaben, der zu Rheinfelden ſeinen Sitz hatte (ſ. o.), ließ Biſchof Burkhardt die damaligen Vorſtädte mit Mauern und Gräben umgeben (1080). Im Jahr 1247 ſchloß ſich Baſel dem rheiniſchen Städtebunde an.

Bald darauf geriethen die adeligen Geſchlechter der Stadt in Fehde. Die mächtigen Geſchlechter der Schaler und Mönche hatten ihre Trinkſtube „zum Seufzen“ (von den Folgen der Zechgelage alſo genannt) und trugen eine Fahne mit einem Pfitiche (Papagei), daher ſie die Pfitticher genannt wurden. Ihr Uebermuth verdroß viele andere Ritter, welche ihre Trinkſtube „zur Mücke“ hatten und einen Stern als Sinnbild führten. Die Sterner und Pfitticher befehdeten einander

*) Ein Tag in Baſel. — Kurze Darſtellung der Stadt Baſel und ihrer nächſten Umgebungen — (von Ferd. Roſe). Baſel, 1840.

auf den Straßen und wo sie zusammen stießen, und dieses Zerwürfniß dehnte sich bald so aus, daß alle Vasallen und Unterthanen des Bischofs sowie der ganze Adel auf dreißig Stunden im Umkreis heftig für oder wider Parthei ergriffen. Zwanzig Jahre hindurch wurde ein erbitterter Kampf geführt, die gegenseitigen Länder wurden verwüstet und die Stadt selbst mehrmals von großen Bränden heimgesucht. Basel hatte es in diesen Fehden auch mit dem ehrgeizigen Grafen Rudolf von Habsburg zu thun, der sich auf die Seite der Sterner geschlagen, während der Bischof, sein Vetter, sich der Papageien annahm. Da brachte, als Graf Rudolf eben vom St. Margarethenhügel aus die Belagerung der Stadt betrieb, der Burggraf von Nürnberg in's Feldlager die Kunde, daß auf dem Tage zu Frankfurt die Kurfürsten den Habsburger zum römischen König erwählt hätten. Sogleich ward die Belagerung aufgehoben, der Bischof öffnete dem Neuerwählten aus freien Stücken die Thore, und die streitenden Partheien wurden versöhnt. Fortan hielt Basel treu zu Rudolf und dieser blieb auch der Stadt stets gewogen, denn ihr freiwilliger Uebertritt hatte auf seine Widersacher einen günstigen Eindruck gemacht und die Bürger wie der nachfolgende Bischof, sein Kanzler, leisteten ihm wichtige Dienste. Rudolf hielt sich gerne und oft in der Stadt auf, ertheilte ihr eine Menge Freiheiten und ließ hier auch seine Gemahlin und zwei seiner Söhne zur Erde bestatten.

Mit Rudolfs Sohn Albrecht I. gerieth die Stadt indeß in Feindschaft. Als der Bischof Otto im Jahr 1305 aus dem Nachlaß des letzten Grafen von Homburg *) die Oerter Liestal und Homburg erwarb, nahm der länderſüchtige Kaiser, welcher längst ein Auge darauf gehabt, solches übel auf. In seinem Groll begegnete er dem Bischof herrisch und schlug ihm die übliche Belehnung mit den Reichsregalien ab. Hieraus entstand eine offene Fehde. Am folgenden Tage ergriff der Bischof selbst eine Fahne, versammelte die Bürger, welchen er dafür ihre Freiheiten noch vermehrte, plünderte die Häuser der königlich Gesinnten und vertrieb diese nach einem Straßenkampf aus der Stadt.

Als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der schreckliche Würgengel, der schwarze Tod, ganz Europa durchzog, sollen zu Basel allein 14,000 Menschen weggerafft worden und nur drei Ehen unzertrennt geblieben sein. Diese Pest blieb hier drei Jahrhunderte ein-

*) Diese Grafen waren lange Jahre hindurch im Besitz der Reichsvogtei, der Kast- und Schirmvogtei über das Domstift gewesen.

heimiſch und hat in zwanzig verſchiedenen Malen über 60,000 Menſchen auf die Bahre geſtreckt. Sie iſt als der „Tod von Baſel“ ſprichwörtlich geworden und hat wahrſcheinlich zu den Todtentänzen Anlaß gegeben. Eine grauſame Verfolgung der Juden war, wie faſt aller Orten, die Folge dieſes „großen Sterbens“ (1349), auch zog von Baſel eine eigne Geißelfahrt nach Avignon.

Am St. Lukastage, dem 18. Oktober des Jahres 1356 wurde die Stadt von einem furchtbaren Erdbeben heimgeſucht. Kein Thurm, keine Kirche, ja kaum hundert Häuſer in der Stadt und den Vorſtädten blieben ſtehen und über achtzig Burgen in der Umgegend nebſt vielen Dörfern und Flecken wurden in Schutt niedergeworfen. In der Stadt ſollen 300 Menſchen erſchlagen worden ſein, dazu brach noch ein Feuer aus, welches acht Tage lang wüthete und die Zerſtörung vollendete. Die Bürger lagen unter freiem Himmel und wollten anfänglich die Stadt nicht wieder am alten Ort erbauen, ſondern mehr nach St. Margarethen hinauf verlegen. Es wurde jedoch hievon abgerathen. Der Wiederaufbau begann mit großem Eifer; aus der Nachbarſchaft wurden Arbeiter, Speiſen und Geld geſandt; ſelbſt Herzog Albrecht von Oeſtreich, welcher damals mit der Stadt in Fehde lag, ſchickte 400 Bauern, weil er nicht gegen Die ſtreiten wollte, welche ſo ſchwer betroffen worden. Im Jahre 1363 wurde der Dom von Neuem geweiht, aber noch 1365 waren die Mauern nicht wieder aufgeführt. Zum Gedächtniß dieſes großen Unglücks wurde alljährlich auf den St. Lukastag ein kirchlicher Umgang angeordnet, wobei Rathsglieder und Bürger in grauen Röcken erſchienen, welche ſie nachher den Armen gaben. Noch heute wird dieſe Stiftung durch jährliche Beiträge unterhalten und die armen Schüler werden am Lukastage für den Winter neu bekleidet.

Man war mit dem Aufbau der Stadt noch nicht fertig, als Heere von Abenteurern die Gegend beunruhigten; es waren die ſogenannten Engländer, müßige Kriegsknechte, welche nach dem Frieden von Brettigny im Jahr 1365, an 40,000 Mann ſtark, auf eigne Fauſt in's Elſaß einbrachen. Die Bürger, welche ſich nach Hilfe umſehen mußten, fanden dieſe bei den Eidgenoſſen, ihren ſpäteren Verbündeten; 4500 Mann zogen der Stadt aus den acht Orten zu. Da verließen die Freibeuter das Land, indem ſie ſich mit Jenen nicht meſſen wollten.

Zu dieſer Zeit geriethen im ganzen Reiche die aufſtrebenden, immer mehr erſtarkenden Städte in Kampf mit den geiſtlichen und weltlichen Herren. So hatte auch Baſel mit ſeinem Biſchofe, dem kriegeriſchen

Jean de Vienne, eine Fehde zu bestehen. Dieser belagerte die Stadt, die Bürger vergalten ihm aber durch Verheerung seiner Lande. Hierauf verpfändete der Bischof das im Jahr 1280 mit dem Stadtrecht beliehene und ihm eigenthümlich zugehörende Klein-Basel, sowie die umliegenden Herrschaften an Oestreich (1375), welches stets darauf gelauert hatte, die Stadt noch einmal in seine Hände zu bekommen. Der größte Theil des Rathes bestand nun aus oestreichischen und bischöflichen Vasallen und darauf baute man einen Plan, der auf Fastnacht 1376 ausgeführt werden sollte. Unter dem Vorwand von Stech- und Kampfspielen zog Herzog Leopold um diese Zeit viele Edeln mit ihren Knechten nach Klein-Basel zusammen. Die Spiele wurden auch auf die Stadt selbst ausgedehnt. Die Ritter kamen immer zahlreicher herüber, verübten allerhand übermüthige Streiche gegen die Bürger, um diese aufzubringen und einen Anlaß zu finden, mit Macht in die Stadt einzurücken. Endlich rotteten sich die Baseler auch zusammen, griffen die Herren an, erschlugen einige und verjagten die Uebrigen. Hiedurch war aber der ganze benachbarte Adel wider die Stadt aufgeregt. Der im habsburgischen Sinn handelnde Rath wußte eine Untersuchung zu erheben und ein Strafgericht einzusetzen. Dreizehn Bürger wurden um dieses Auftritts willen auf dem heißen Steine beim Kornmarktsbrunnen enthauptet, die Stadt kam in Acht und Bann, mußte dem Habsburger schwere Summen erlegen und die lästigsten Bedingungen gegen ihn eingehen. Das war die „böse Fastnacht“ von Basel.

Im Jahr 1382, nach Jean de Vienne's Tod, benutzten die Bürger die streitige Bischofswahl, um eine Verfassungsänderung durchzusetzen, ihre eignen Abgeordneten in den Rath zu bringen und diejenigen Glieder desselben, welche als Oestreichisch Gesinnte bekannt waren, zu vertreiben. Sie traten in einen Bund mit anderen Städten, umgaben die Stadt mit neuen Mauern, in welche auch die früher dem Kloster St. Alban zugehörige Vorstadt dieses Namens eingeschlossen wurde (1386 bis 1398). Zugleich erwarben sie ein Hoheitsrecht nach dem andern und nach Leopolds Tode bei Sempach (1386) benutzten sie die Umstände und brachten Klein-Basel erst pfandweise, dann im Jahr 1392 käuflich an sich, worauf die Einwohner desselben sogleich unter die Bürgerschaft aufgenommen wurden. Alle Versuche des Bischofs und des Adels, die Freiheit der Stadt niederzuhalten, blieben von jetzt an erfolglos. Basel erkaufte mehre Herrschaften und legte dadurch den Grund zum späteren Kanton; es hätte auch im Jahr 1416, als Herzog

Digitized by Google

Friedrich von Oeſtreich hart gedehmüthigt war, leicht einen großen Theil von Vorderoeſtreich, den ganzen Strich von Schaffhauſen bis zu ſeinem Weichbilde erwerben können, aber es verſchmähte die Gelegenheit.

Damals erfreute ſich die Stadt ihres blühendſten Zuſtandes. Sie zählte ungefähr 27,000 Einwohner (nicht 50,000, wie angegeben wird), zog oft mit 5000 Mann Bürgern, Unterthanen und Eidgenoſſen in's Feld, und aus den vielen Fehden, die ſie im fünfzehnten Jahrhundert theils mit eignen Feinden, theils für die ihr verbündeten Städte auszufechten hatte, ging ſie meiſt ſiegreich hervor. Seit der Zerſtörung von Mailand (1162), welches lange ausſchließlich Sitz der Gewerbsthätigkeit geweſen, und nach Zerſtreuung ſeiner Bewohner, war jenſeit der Alpen der Kunſt- und Gewerbsfleiß namentlich rege geworden. Baſel nahm beſonders lebhaften Antheil daran und gründete ſich hiedurch ſeinen dauernden hohen Wohlſtand. Ein Gedicht von 1586 ſagt in dieſer Beziehung von der Stadt:

„Der Handwerk findt man mancherlei
Gleichwie in Städten reich und frei,
Beſonders wird auf alle Weis,
Seiden und Sammt gemacht mit Fleiß;
Tücher von Wullen rein und zart
Doch ſtark und auf die welſche Art,
Burget, Taffet, Wammeſin,
Aus Flachs die feinſten Tüchelin,
Und andre ſubtile Sachen,
Welches all's die Burger ſelber machen".

Einer der älteſten und berühmteſten Gewerbszweige war hauptſächlich die Papierfabrikation; zu Baſel waren die erſten Papiermühlen in Deutſchland, es beſtanden ihrer ſchon daſelbſt in der früheren Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Eine Begebenheit von weltgeſchichtlicher Bedeutung war die von 1431 bis 1448 hier abgehaltene allgemeine Kirchenverſammlung. Am 14. Dezember 1431 wurde dieſelbe eröffnet. Es war eines der glänzendſten Concilien; 11 Kardinäle, 3 Patriarchen, 12 Erzbiſchöfe, 110 Biſchöfe, an 90 geinfelte Biſchöfe, 6 weltliche Fürſten und ſehr viele Doktores erſchienen darauf, ſammt Geſandten von Frankreich, England, Schottland, Aragonien, Portugal, Sicilien, Dänemark und von faſt allen geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Städten, Hochſchulen und Stiftern in Deutſchland. Pabſt Eugen IV. wurde auf dieſem Concile entſetzt und der Herzog Amadeus VIII. von Savoyen unter

dem Namen Felix V. statt seiner (im Hause „zur Mücke“) erwählt und gekrönt (1440). Von 1431 bis 1440 stand die Versammlung in großem Ansehen, nachher fiel sie in Unthätigkeit und unter Pabst Nikolaus V. löste sie sich nach und nach selbst auf. Unter den Sekretären derselben glänzte der berühmte Aeneas Sylvius hervor; von ihm besitzen wir noch ein Sendschreiben an den Kardinal Julian de St. Angeli aus dem Jahre 1438, worin er eine ausführliche und gar lehrreiche Beschreibung des damaligen Basel gibt.

Während des Concils brach im Jahr 1439 abermals eine große Pest aus, die auch viele Väter wegraffte, noch mehre vertrieb und der Wendepunkt dieser Versammlung gewesen zu sein scheint. Auch verursachte der Krieg der Eidgenossen mit Oestreich große Störung. Ja selbst vor den Mauern der Stadt wurde am 26. August 1444 jene hochberühmte Schlacht zu St. Jakob an der Birs geschlagen, in der 1400 zum Schutze Basels wider die Armagnaken herbeigeeilte Schweizer den Heldentod starben, nachdem sie 10 Stunden lang wie Löwen gegen 30,000 Feinde gekämpft.

Im Jahre 1501 trat Basel in den eidgenössischen Bund.

Schon 1459, als Aeneas Sylvius den Stuhl Petri bestieg, hatte dieser der Stadt auf ihr Gesuch eine Universität gegeben; 1460 ward dieselbe feierlich eröffnet und bald erlangte sie hohen Ruhm, wie auch Basel durch seine um jene Zeit aufgekommenen, weitbekannten Buchdruckereien von großer Bedeutung für die Wissenschaft wurde. Von 1521 bis 1529 und wieder 1536 lebte hier bei seinem Freunde, dem Buchdrucker Froben in dem Hause „zum Luft“ der berühmte Erasmus von Rotterdam, der auch in Basel starb. Johannes Hausschein, genannt Oecolampadius, der hier 1531 gestorben ist, wirkte besonders zur Verbreitung der Kirchenreformation. Ueberhaupt hielten sich im sechszehnten Jahrhundert viele ausgezeichnete Gelehrte in Basel auf, unter welchen Geiler von Kaisersberg, Sebast. Brand, Joh. Wessel, Reuchlin, Theophrastus Paracelsus zu den glänzendsten Sternen jener Zeit gehören. Die Hochschule hatte zwar niemals eine große Schülerzahl und später ist sie gar sehr herabgekommen, aber demungeachtet wurden noch in unseren Tagen ihre Lehrstühle mit Männern von anerkanntem Rufe besetzt. So finden wir unter den gegenwärtigen Universitätslehrern W. Wackernagel, C. Hagenbach, F. Schönbein, den Miterfinder der Schießbaumwolle. Unter den in Basel gebornen Gelehrten leuchten besonders hervor

die Mathematiker Leonhard Euler und Daniel Bernouilli, Letzterer aus einer Familie, die sieben ausgezeichnete Mathematiker aufzuweisen hat, ferner der als philosophischer und pädagogischer Schriftsteller bekannte Isaak Iselin u. A.

Den vollständigen Durchbruch der Reformation, welche von Oecolampad eingeleitet, aber noch mehre Jahre lang aufgehalten worden war, bezeichnete der Bilderſturm im Jahr 1529, welcher die Gotteshäuser ihrer schönsten Zierden beraubte. Der Bischof hatte schon seinen Sitz nach Pruntrut verlegt und nun verließen auch das Domkapitel, der größte Theil des Adels und viele Gelehrte Basel, die meisten Ordensleute gingen aus ihren Klöstern und die Stadt zog deren Güter ein.

Allmählig nahm jetzt Basel jene ernste und nüchterne Physiognomie eines streng durchgeführten protestantischen Gemeinwesens an, von welchem alle Andersgläubigen bis 1798 völlig ausgeschlossen wurden. Mit der Zeit kam eine neue Art Familienherrschaft auf, wodurch, sowie durch andere schreiende Mißbräuche, innere Spaltungen und Kämpfe hervorgerufen wurden. Auch brach schon 1653 ein Aufstand der Landbewohner gegen das Stadtregiment los, der für die ersteren unglücklich endete.

Von 1793 bis 1795 war in Basel der Congreß versammelt, durch welchen am 5. April 1795 im ehemaligen Ochs'schen Hause in der Neuen-Vorstadt der unrühmliche „Basler Frieden" zwischen der französischen Republik und der Krone Preußen geschlossen ward, dem Hannover und Hessen-Kassel beitraten. Ebenso wurde 1795 in einem vor dem St. Johann-Thore liegenden Landhause Ludwigs XVI. Tochter, die noch lebende Herzogin von Angouleme, gegen die in Oestreich gefangenen Conventsdeputirten ausgewechselt.

Als in der Schweiz mit Napoleon's Fall die Mediationsakte beseitigt war, gab sich auch Basel im März 1814 wieder eine eigne Verfassung, die von der alten vor 1798 wenig abwich und nur hinsichtlich der Vertretung von Stadt und Landschaft eine nöthig gewordene Aenderung einführte. Die pariser Julitage gaben auch hier das Feuerzeichen zu einer Erhebung. Zwischen der Stadt und den Landgemeinden kam es zu lebhaften, zuletzt blutigen Kämpfen. Nachdem die Städtischen am 3. August 1833 bei dem Dorfe Prattelen in einem zehnstündigen Kampfe geschlagen waren und sich mit einem Verluste von 64 Todten und 105 Verwundeten zurückziehen mußten, wurde Basel elf Wochen lang mit eidgenössischen Truppen überzogen. Und am 26. August 1833

Digitized by Google

wurde von der „liberalen“ Tagsatzung die Trennung des bisherigen Kantons Basel in zwei unabhängige Kantone: Basel-Stadt und Basel-Landschaft ausgesprochen und hierauf alles Staatseigenthum nach Maaßgabe der Bevölkerung getheilt. Nur drei Landgemeinden auf dem rechten Ufer blieben der Stadt.

Jene protestantisch ernste und starre Physiognomie, von der wir oben gesprochen, hat sich Basel bis auf den heutigen Tag bewahrt, und es gibt sicherlich wenig Städte, wo sich der altbürgerliche und altgläubige Geist noch so entschieden ausspricht, wie hier. Es ist nicht zu leugnen, die Baseler sind im Auslande, wie in der Schweiz wenig beliebt. Man macht ihnen den Vorwurf hartnäckigen Festhaltens am Alten und Veralteten, übertriebener Sparsamkeit, eines ungeselligen und vor allem auch eines dumpfen pietistischen Sinnes. Daß hieran Wahres sei, dies kann nicht wohl bestritten werden, indeß trägt man die Farben gewöhnlich zu stark auf und vergißt es, auch die Lichtseiten in dem Charakter der Stadt herauszukehren. Wenn die Baseler insgemein eine gewisse Anhänglichkeit an das Altherkömmliche haben, wenn die Stadt, durch deren Thore doch die großen Handelsstraßen des südlichen und östlichen Deutschlands nach Frankreich, des westlichen Frankreichs und Deutschlands nach Italien ziehen, vielleicht mit am längsten den Umgestaltungen der neuen Zeit widerstrebte, so hat sie sich aber auch alte Tugenden bewahrt, welche sie vor vielen Städten auszeichnen. Eine gewisse bürgerliche Gediegenheit und der säuberlich geordnete Wohlstand, die uns in den Häusern der baseler Kaufherrn überall entgegentreten, flößen dem Fremden Achtung ein. Schöne Züge der Baseler sind ihre Anhänglichkeit an die Vaterstadt, der Gemeinsinn, der hier viele milde und nützliche Stiftungen hervorgerufen hat, wie sich auch der Sinn für Wissenschaft und Kunst in den zum Theil reichen und ausgezeichneten Sammlungen bethätigt.

„Der Vorwurf übertriebener Sparsamkeit kann höchstens die Reichen befassen, denn daß der Mittelstand sich nichts abgehen läßt, davon kann man sich leicht und besonders alle Sonntage überzeugen. Die Reichen und Reichsten leben hingegen auffallend eingezogen. Die meisten halten zwar Equipagen und viele haben Landhäuser oder machen Bade- und Lustreisen; allein man gibt wenig Fêtes, hält wenig Dienstboten, geht in kein Theater und in keine Spielhäuser, und macht in Kleidung und Mobilien wenig Aufwand. Es ist also außer Zweifel, daß viele nur einen kleinen Theil ihres Einkommens ver-

zehren und daß sie ihren Reichthum nicht genießen. Diese übermäßige Oekonomie entspringt indeß aus mehren Ursachen. Die meisten Vermögen sind durch anhaltende Ersparnisse entstanden; es ist also begreiflich, daß man dem Mittel, das reich macht, treu bleibt. Der ächte Basler glaubt vergeblich gearbeitet und gewirthschaftet zu haben, wenn er am Ende des Jahres nicht etwas zurücklegt. Dann pflegen die Eltern ihr ganzes Vermögen bis zu ihrem Tode zu behalten. Die meisten Basler werden daher erst im vorgerückten Alter reich, und sind dann an eine eingezogene Lebensweise gewöhnt, und zu bequem schon, um sie gegen eine splendidere vertauschen zu mögen. Dahin wirkt ferner auch die Erziehung. Auch die reichsten Söhne werden nie gebildet, um einst lediglich von ihren Renten zu leben, und die Ehrenstellen bieten in einem so kleinen Staate keine Carrieres wie in großen dar. Die Oekonomie endlich ergibt sich bei Vielen wohl noch aus einer gewissen Scheu reich zu scheinen. Man fürchtet durch Aufwand Tadel oder Neid zu erregen und freut sich im Stillen reich zu sein" *). Hier muß indessen noch zugefügt werden, daß die soliden Genüsse einer reichbesetzten Tafel von den Baslern keineswegs verschmäht werden und daß sie von jeher, zumal bei besonderen Anlässen in dieser Hinsicht durchaus keine „übertriebene Sparsamkeit" an den Tag legten, wenn auch sonst moderner Schimmer fern blieb.

Wegen ihres streng religiösen Geistes werden die Basler vielfach angegriffen. Es macht auf den Fremden einen eignen Eindruck, wenn er im Anzeigeblatt liest: „Donnerstags wird, so Gott will, in der St. Elisabethenkirche die monatliche Missionsbetstunde für Israel gehalten werden", wenn ihm kund wird, daß an Sonntagen von 9 bis 10 Uhr Morgens und 3 bis 4 Uhr Abends das Herausfahren aus der Stadt obrigkeitlich verboten ist. Daß der größere Theil der Einwohner religiösen Sekten angehöre, ist irrig, aber das Sektenwesen ist hier allerdings sehr ausgebreitet. Pietisten oder Anhänger der Brüdergemeinde zählt die Stadt ungefähr 800. Zinzendorf stiftete die hiesige Gesellschaft 1740 bei einer Anwesenheit in Basel; sie besitzt ihr eignes Bethaus und ihre Schule, bei welchen gewöhnlich Fremde angestellt sind. Auch besteht seit den dreißiger Jahren eine Separatisten-Secte. Gesellschaften zu frommen Zwecken sind:

*) Aus einer Schilderung im Morgenblatt von 1833.

die Bibelgesellschaft, einer der zwei ältesten Vereine dieser Art auf dem Continente, 1804 gestiftet; man schätzt die Anzahl der durch sie verbreiteten Bibel-Exemplare über 100,000; die Tractatgesellschaft; die bekannte Missionsgesellschaft, welche jährlich ein öffentliches Missionsfest feiert; der Verein der Freunde Israels, der sich die Bekehrung der Juden zur Aufgabe macht. „Die Frömmigkeit der Basler — heißt es in dem obenangeführten Aufsatze — möchte ich nicht Frömmelei oder Heuchelei nennen, wohl aber den herrschenden religiösen Geist einen trübsinnigen, lebensscheuen und egoistischen".

Bekannt ist es, daß bis zum Jahre 1798 sämmtliche Uhren Basels, zur größten Unbequemlichkeit der Bürger selbst, vor allen andern Uhren des nördlichen Europas eine volle Stunde vorausgingen. Der Ursprung dieses Brauchs läßt sich nicht bestimmt nachweisen. Er wird der Zeit der oestreichischen Kriege (1375 bis 1499) zugeschrieben. Damals stand die ganze Umgebung Basels, wie wir gesehen, unter der Botmäßigkeit Oestreichs und dieses trachtete darnach, die Stadt an sich zu reißen. So soll sie einst vor einer Ueberrumpelung bewahrt worden sein, weil zufällig die Glocke statt Mitternacht Ein Uhr geschlagen habe, und es wurde der Beschluß gefaßt, die Uhren fortan eine Stunde vorzustellen. Die damalige Erbitterung gegen Oestreich veranlaßte auch den seit 1839 verschwundenen Lallenkönig (Zungenkönig), das Wahrzeichen Basels, welches in den Volksbüchern des Mittelalters wohl vorkommt. Es war dies ein hölzerner, roh bemalter, überlebensgroßer Kopf mit einer Krone, der aus der Uhr an dem jetzt abgetragenen Glockenthurm der Rheinbrücke schaute, bei jedem Pendelschlage die Augen verdrehte und eine ellenlange rothe Zunge herausfahren ließ, zum Hohne Oestreichs, in dessen Händen sich damals das gegenüberliegende Klein-Basel befand.

Auch in seiner äußeren Physiognomie hat sich Basel noch manchen alterthümlichen Zug erhalten. Unter den sehenswerthen Gebäuden aus der Vorzeit verdient vornehmlich Beachtung das aus rothem Sandstein erbaute Münster oder die ehemalige Domkirche des Bisthums Basel, mit zwei Thürmen, wovon der eine 200 und der andere 205 Fuß hoch ist. Es wird freilich Dem, welcher geradeweges von der Besichtigung des straßburger oder freiburger Domes kommt, unbedeutend erscheinen, denn es zeichnet sich weder durch Schönheit der Formen aus, noch gewährt es einen massenhaften Eindruck. Kaiser Heinrich II., der Heilige, erbaute diese Kirche von 1010 bis 1019 in dem damals

Digitized by Google

üblichen Rundbogenstyl, vielleicht mit Benutzung der Ueberreste eines älteren Gotteshauses, dessen Erbauung Heinrich I. (920 bis 936) zugeschrieben wird. Das Erdbeben im Jahre 1356 zerstörte zum großen Theile den alten Bau, der nun in gothischer Art wieder aufgeführt wurde. Indessen rühren noch einzelne Theile des Münsters von dem Bau Heinrichs II. her, wie das nördliche Portal, die St. Gallenpforte, mit reichen Sculpturen, die Krypta unter dem Chor und das Schiff, dessen Vorderseite jedoch neu ist, ebenso die wunderlichen, fratzenhaften Gebilde an Gesimsen, Capitälen und Knäufen, welche dem byzantinischen Style eigen sind. Die Vermischung beider Bauarten zeigt sich am Chor und den Seitengiebeln. Die Hauptseite hat drei Thüren, wovon die mittlere mit gothischem Bildwerk geziert ist. Ueber denselben sieht man die Reiterstatuen des heil. Georg mit dem Drachen und des heil. Martin, sowie vier Standbilder eines unbekannten Königs und dreier Frauen (vielleicht Heinrich I. oder Konrad II. mit ihren Gemahlinnen und Töchtern). Die Bildwerke im Giebel stellen die heilige Jungfrau nebst Heinrich II. und der heiligen Kunigunde dar, die am Thurme vier fränkische Könige und die Weisen aus Morgenland.

Eine gewisse Nacktheit und Armuth am Aeußeren dieses alten Gotteshauses fällt dem Fremden auf. Dies läßt sich jedoch dadurch erklären, daß der erste Umbau in einen langjährigen Krieg fiel, dem zweiten eine gänzliche Zerstörung der Stadt vorangegangen war und daher beidemal kein größerer Kostenaufwand gemacht werden konnte. Dann hat auch noch der Bildersturm zur Reformationszeit das Seine gethan. Im Innern finden wir nun gar eine seltsame Verschmelzung von Reichthum und jener Nacktheit, die der reformirte Gottesdienst mit sich bringt; auch ist dasselbe durch eingefügte hölzerne Kirchenstühle verunstaltet. Außer altem Holzschnitzwerk von 1596 an den Regierungssitzen, dem Grabsteine des Erasmus von Rotterdam an einem Pfeiler links vom Altare, den Grabmälern der Kaiserin Anna (gest. 1281), Gemahlin Rudolfs von Habsburg, und ihrer Söhne Hartmann und Karl, deren Reste jedoch 1770 nach dem Stifte St. Blasien gebracht wurden, enthält sie fast nichts Bemerkenswerthes. Der werthvolle ehemalige Kirchenschatz, worunter namentlich eine kostbare goldne Altartafel, noch von Heinrich dem Heiligen dem Stifte geschenkt, ist bei der Spaltung des Kantons zu zwei Drittheilen an Basel-Land gefallen und, wie zu erwarten war, schnell in Geld verwandelt und in alle Welt zerstreut worden. Eine Treppe führt vom

Chor in den sogenannten Conciliumssaal, ein Zimmer von mäßiger Größe, in welchem sich zur Zeit des Concils einer der fünf Hauptausschüsse versammelte; es ist noch ganz in demselben Zustande wie vor 400 Jahren. Die Hauptsitzungen der Kirchenversammlung wurden aber im Chore selbst gehalten.

Durch einen kleinen Bogengang an der Südseite des Chores gelangt man in einen Kreuzgang, der früher das Münster mit dem Bischofshofe verband. Unter den Grabsteinen, welche Mauern und Boden bedecken, ist besonders der des Oecolampadius zu nennen. Diese kühlen Hallen führen bis zu einer mit Kastanienbäumen bepflanzten, sich unmittelbar über dem Rheine erhebenden Terasse hinter dem Münster, welche von einer kaiserlichen Pfalz, die ehedem hier gestanden haben soll, den Namen führt. Man hat hier einen schönen Blick auf den grünen Strom und die dunkeln Höhen des Schwarzwaldes.

In dem Hause „zur Mücke" am Münsterplatz, worin einst die Pfitticher sich versammelten und während des Concils das Conclave gehalten wurde, befindet sich die öffentliche oder Universitäts-Bibliothek. Dieselbe besteht aus der eigentlichen Bücherei, welche 40 bis 50,000 Bände und 4000 Handschriften zählt und besonders an Incunabeln reich ist, aus der Gemälde- und Münzsammlung und der Sammlung von Alterthümern, meist römischer, bei dem nahen Augst gefunden. Unter den Handschriften sind besonders interessant die Aktenstücke zur Geschichte der Kirchenversammlung in 11 Folianten, eine Briefsammlung von Ammerbach und seinen gelehrten Zeitgenossen in 20 Folianten, ein Evangelienbuch aus dem neunten Jahrhundert u. s. w.

In der kleinen Gemäldesammlung glänzen vor allem die Werke des jüngeren Holbein hervor; keine Sammlung in Deutschland besitzt einen solchen Reichthum an Gemälden und Handzeichnungen dieses trefflichen Meisters. Zu Ende des 15. Jahrh. wurde Hans Holbein, der Vater, von Augsburg nach Basel berufen, um das Rathhaus zu malen. Um ihn bildete sich hier eine neue Malerschule, welche zunächst aus seinen Söhnen Sigmund, Ambrosius und Hans bestand. In dem Letzteren feierte diese Schule ihren höchsten Triumpf. Hans Holbein der Jüngere, neben Albrecht Dürer wohl der berühmteste aller deutschen Maler, erblickte 1498 das Licht, kurz vor oder nach seines Vaters Uebersiedelung, wurde 1520 Bürger zu Basel und hinterließ hier und in England, wo er 1554 an der Pest starb, seine meisten Werke. Basel ist, wenn auch vielleicht nicht sein Geburtsort, doch seine

Digitized by Google

eigentliche Heimathsſtadt. Vor Zeiten waren auch an einigen Häuſern Fresken von ihm zu ſehen, die leider bei ſpäteren Bauten untergegangen ſind. So war an dem Hauſe „zum Tanz“ an der Eiſengaſſe der berühmte Bauerntanz gemalt, von welchem noch ein Aufriß auf der Bibliothek bewahrt iſt. Auch an der Apotheke am Fiſchmarkt war ein Gemälde von ihm und es wird ein luſtiger Malerſtreich des genialen Meiſters erzählt, den er bei der Fertigung desſelben ausgeführt haben ſoll. Er malte nämlich in ſo gar heißen Sommertagen, daß er nicht umhin konnte ſich öfters während der Arbeit in dem nahen Wirthshauſe „zur Blume“ rechter Hand in dem Schwanengäßchen durch einen Trunk zu letzen. Weil nun aber in der Schenke nicht ſelten eine luſtige Geſellſchaft zuſammenſaß und es überhaupt einladender war in kühler Stube beim kühlen Weine, als auf dem heißen Malergerüſte, ſo geſchah es mitunter, daß Meiſter Hans wohl den ganzen Tag dort hocken blieb. Solches gefiel dem Hausherrn wenig und er ſprach: „Meiſter ich zahle Euch nicht, daß Ihr trinken, ſondern daß Ihr mein Haus mit Schildereien verzieren ſollt. Laßt das, ſonſt iſt's auf einmal mit uns aus“. Und ſchien ſich's der Maler wirklich zu Herzen genommen zu haben, denn wenn der Hausherr hinaufſchaute nach ſeinem Giebel, ſo ſah er allemal den Meiſter dort oben ſitzen. Da begibt ſich's, daß er auch eben mit Vergnügen dieſes wahrgenommen hat und unmittelbar darauf in die Schenke kommt und dort mit Schrecken den Maler noch einmal erblickt. Eiligſt kehrt er nach Hauſe zurück, als er aber auf das Gerüſte ſteigt, ſieht er, daß Jener ſeine Beine auf's Täuſchendſte an die Wand gemalt hat. Auch an jene Schenke ſelbſt knüpft ſich eine Anekdote. Holbein ſoll dort dem Wirth einſtmals ſeine Zeche durch ein Bild an der Wand getilgt haben, daſſelbe war ſo ſchön, daß viele Gäſte darum in's Haus kamen. Trotzdem war der Wirth undankbar genug, als Holbein wieder mit manchem Strich am Brette ſtand und in gleicher Weiſe zahlen wollte, daß er nicht darauf einging; er mochte wohl denken, zwei Bilder würden nicht mehr Gäſte anziehen, denn eines. Da geſchah es, daß Holbein, zum Staunen ſeiner Freunde, plötzlich viel Geld in der Taſche hatte, und er zahlte nun dem Wirth alles, löſchte aber auch ſein Bild zum großen Schaden deſſelben aus. Er hatte damals die Einladung zu König Heinrich VIII. nach England erhalten; das Geld war ſeine Reiſegebühr. Nun ſoll er ſich, da er den Wirth bezahlt, auf's Mühſeligſte bis London haben durchſchlagen müſſen (1526). Von London kehrte Holbein noch einige Mal nach

Basel zurück, wo ihn der Rath vergeblich durch ein Jahrgehalt festzuhalten suchte. Die Bilder, welche sich hier von ihm finden, sind meistens aus der Sammlung seines Zeitgenossen des Dr. Bonifaz Ammerbach. Unter den Gemälden führen wir zuerst die „Einsetzung des Abendmahls“ und die „Geißelung Christi“ an, zwei Jugendarbeiten; ein anderes Bild, das zur Reformationszeit nur mit bedeutender Beschädigung gerettet wurde, stellt gleichfalls die Einsetzung des Abendmahls dar. Ferner sehen wir ein Ecce homo, eine Mater dolorosa, einen todten Christus, mit der Jahreszahl 1521, früher im Münster, ein Bild von nackter, aller Veredlung entbehrender Wahrheit; es soll nach dem Leichnam eines Juden, der sich im Rhein ertränkt hatte, gemalt sein. Für die berühmte Passion, welche Holbein für die Kapelle im Rathhause gemalt, wollte Kurfürst Maximilian von Baiern Salz im Werth von 30,000 Gulden geben und in neuerer Zeit bot auch König Ludwig von Baiern vergebens 40,000 Gulden. Der Rath wachte früher mit solcher Eifersucht über diesem Bilde, daß er 1718 nicht nur dem préteur royal zu Straßburg, Klinglin, sein Gesuch, eine Kopie anfertigen zu dürfen, abschlug, sondern auch alle Kopien auf das Rathhaus bringen ließ und verbot, fernerhin solche zu nehmen. „Dieses Gemälde gibt den schlagendsten Beweis für alle Vorzüge Holbein'scher Technik, aber auch alle Mängel der geistigen Auffassungsweise dieses Künstlers bei ähnlichen Gegenständen. Es gehört der spätesten Periode seiner Entwicklung an. Was man ungeachtet der bündigsten Nachrichten über das Schicksal des Bildes gegen dessen Aechtheit vorgebracht hat, beruht auf Nichtberücksichtigung des merkwürdigen Abstandes zwischen der früheren und späteren Periode des Holbein'schen Styles“. Die übrigen Gemälde sind sämmtlich Portraits, außer „Adam und Eva“ (mit der Jahreszahl 1517) und zwei Aushängeschildern eines Schulmeisters und einer Schulmeisterin, aus des Malers frühester Zeit, wo er sich mit dergleichen soll seinen Unterhalt haben erwerben müssen. Eins der schönsten Bilder aus Holbein's späterer Periode ist das Portrait eines Fräulein von Offenburg, mit der Unterschrift: „Lais Corinthiaca 1526“. Man erzählt, jenes Fräulein habe ihm, als das Bild vollendet war, die Zahlung geweigert, worauf er sie dadurch, daß er das Portrait mit dieser Inschrift an seinem Hause aufgehängt, zur Leistung ihrer Schuld gezwungen. Dieselbe erscheint auf einem anderen Gemälde mit einem Amor. Das beste aller hier vorhandenen Gemälde dürfte das Bildniß der Frau des

Digitized by Google

Malers und seiner zwei Kinder sein. Außerdem finden wir das Bildniß des Erasmus, das Bildniß eines Freundes von Holbein, Namens Schweizer, des Dr. Bonifaz Ammerbach (1519), die Bildnisse des Bürgermeisters Meyer und seiner Frau (1516) und das Bildniß des bekannten Buchdruckers Froben. Die Aechtheit des Letzteren wird jedoch angezweifelt, indem dasselbe, wie ausgezeichnet es auch ist, doch zu sehr von der anspruchlosen Behandlungsweise Holbein'scher Portraits abweicht.

Die Handzeichnungen sind zahlreich; darunter Skizzen und Entwürfe zu den ehemaligen Rathhausfresken, zu Glasmalereien, zu dem londoner Familiengemälde des Thomas Morus, zu dem in der dresdner Gallerie befindlichen Familienbilde des Bürgermeisters Meyer, des Malers eigen Bildniß, ferner eine sehr schöne kühne Federzeichnung, Scenen des Bauernaufstandes im Kanton Basel im Jahr 1525 darstellend, u. a. m.

Von Sigmund und Ambrosius Holbein, den älteren Brüdern des Hans, von Lukas Kranach (Bildniß Luthers und der Katharine von Bora), Nicolaus Manuel, gen. Deutsch u. A. hat die Sammlung gleichfalls schätzbare und interessante Gemälde. Auch sieht man einige Fresco-Bruchstücke des berühmten baseler Todtentanzes, nebst einer Folge sämmtlicher Figuren, wie sie einst an der Mauer des Dominikanerkirchhofes abgebildet waren. Dieser Todtentanz, durch Steindrücke bekannt und oft irrthümlich Holbein zugeschrieben, wurde 1439 zum Andenken an das große Sterben gemalt und von Hans Kluber 1568 u. a. mehrmals renovirt; er verschwand 1805, als die Mauer eingerissen und der Klosterfriedhof in einen mit Bäumen bepflanzten Platz verwandelt wurde. Uebrigens war dieser Todtentanz nur eine Nachbildung eines älteren im Kloster Klingenthal, welcher nach einigen Angaben der erste aller Todtentänze sein soll, nach anderen dagegen ebenfalls früheren Darstellungen des Sensenmannes und seiner Opfer nachgebildet wäre.

Am Markte, ziemlich in der Mitte der Stadt, steht das Rathhaus, in den Jahren 1508 bis 1527 im sogenannten burgundischen Style, dem man in den Niederlanden häufiger begegnet, aufgeführt. Die Außenseite zeigt, in Fresko gemalt, die Schildträger der Schweizer Ur-Kantone, Uri, Schwyz und Unterwalden, sowie das basel'sche Wappen, ein Bischofsstab, der auf einem Fischerhacken ruht und von Basilisken gehalten wird. Im Hofe bemerken wir zunächst an der Treppe das Standbild des Munatius Plancus, des Gründers der Augusta

Rauracorum, und mithin auch Basels. Es wurde durch den Meister Hans Michel für 50 Gulden gefertigt und 1580 hier aufgestellt. Am Ende der Treppe befindet sich das Bild des Stadtboten mit den Standesfarben bekleidet. Man erzählt, es sei zum Andenken an den rühmlichen Diensteifer eines solchen Mannes angebracht, welcher in 24 Stunden mit Standesbriefen nach Straßburg hin und zurücklief und darauf todt niederstürzte. Ueber der Treppe ist ein jüngstes Gericht gemalt, angeblich vom Jahre 1510, und auf der Wand gegenüber sieht man drei Figuren: Pfaff, Fürst und Bauer, unter welchen vormals zu lesen war: Pfaff supplex ora, Fürst protege, Bauer que labora. Die übrigen Wandgemälde in den Gängen wurden 1609 und 10 von Hans Bock und seinen Söhnen gefertigt. Die Fresken, welche Holbein im Saale des großen Rathes malte, sind längst erloschen.

Das Zeughaus wurde durch eine große Feuersbrunst im Jahr 1776 und durch die Theilung zwischen Stadt und Land seiner schönsten Zierden beraubt. Es enthält außer den Waffen und dem Geschütz für die baseler Mannschaft nur einzelne ältere Waffen, u. a. auch das Panzerhemd und den Waffenrock Karls des Kühnen. Ein alter, schönverzierter metallener Zwölfpfündner, der hier gleichfalls bewahrt wird, hat die Aufschrift:

Ich bin der Drach ungebir
Und was ich thu, thu ich mit Fir
Mich goß Hans Jorg von Straßburg 1514.

Beachtenswerthe Werke aus der alten Zeit sind noch der zierliche Fischmarktsbrunnen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, der Spahlenbrunnen mit dem Dudelsackspfeifer auf der Spitze, nach Albrecht Dürer's bekannter Zeichnung. In dem Hause „zum Seidenhof", wo Rudolf von Habsburg nach seinem ersten feierlichen Einritt abgestiegen war, ist noch das Standbild dieses Kaisers zu sehen. Nicht weit davon, dicht am Rhein, erhebt sich der seit einiger Zeit neu aufgeführte Gasthof „zu den drei Königen"; er soll schon seit dem Jahre 1026 so genannt sein, weil damals Kaiser Konrad II., sein Sohn und erwählter Nachfolger Heinrich III. und Rudolf von Burgund in demselben zusammentrafen.

Von den Stadtthoren, deren Basel gleich dem alten Theben sieben hat und die nebst den Basteien und Wällen fortwährend in guter Ordnung erhalten werden, ist das Spahlenthor, welches nach Frankreich führt, das stattlichste (s. d. Abbildung). Es stammt wohl aus dem

Digitized by Google

Ende des 14. Jahrhunderts und besteht aus einem viereckigen Thurme mit spitzem Dach und zwei runden Seitenthürmchen. Das Dach ist mit buntglasierten Ziegeln gedeckt, daher der Thurm von der löblichen Stadtjugend auch der „Leckerli-Thurm" genannt werden soll, weil die „Leckerli", die berühmten baseler Pfefferkuchen, jenen gesprengten Ziegeln nicht ganz unähnlich sehen. An der Außenseite des Thores ist ein wohlgearbeitetes Muttergottesbild, das noch von katholischen Bewohnern der Umgegend als wunderthätig verehrt wird, denn die Sage geht, es habe durch höhere Kraft allen Zerstörungsversuchen der Bilderstürmer widerstanden und Die, welche sich der Gottesmutter genaht, seien, von dem steinernen Scepter getroffen, niedergestürzt.

In der St. Albansvorstadt sind noch die Reste des ehemaligen Klosters St. Alban, des ältesten zu Basel, nebst der Kirche zu sehen. Bemerkenswerth ist eine noch erhaltene Seite des byzantinischen Kreuzganges im Kloster. Die Kirche (s. d. Abbildung), wahrscheinlich aus der Zeit nach dem großen Erdbeben, wo das Kloster wieder erbaut wurde, ist sehr verwüstet. In einer der Mühlen, welche einst zum Kloster gehörten, war schon 1460 eine Papierfabrik.

Bevor wir von Basel scheiden, müssen wir noch dem Denkmale von St. Jakob einen Besuch widmen. Es ist zum Gedächtniß jenes Heldenkampfes i. J. 1824 errichtet worden, etwa fünf Minuten vor dem Aeschenthore, grade bei dem Eingang des neuen Sommerkasinos. Wie auch unsere Abbildung zeigt, besteht es aus einer gothischen Spitzsäule, von einem Gitter umgeben; es ist 36 Fuß hoch, zum Theil aus rothem Sandstein, zum Theil von Gußeisen und trägt die Inschrift: „Den bei St. Jakob im Jahre 1444 gefallenen Schweizern, die Bürger von Basel. 1823". Die drei übrigen Seitenflächen sind mit den Wappen der Kantone geziert, deren Mannschaft in der Schlacht mitkämpfte. St. Jakob selbst liegt etwa zwanzig Minuten von der Stadt, an der Birs. Es besteht aus ein Paar einzelnen ländlichen Wohnungen, einem ehemaligen Siechenhause, noch aus den Zeiten der Kreuzzüge, das einst die Aussätzigen aufnahm, einem Kapellchen und dem Zollhause. An den Abhängen wächst hier ein rother Wein, der zum Andenken an die Schlacht Schweizerblut heißt; er wird namentlich im Frühling getrunken, wenn man einen Backfisch, Nase genannt, in der Birs fängt, und die Baseler wallfahrten dann dem Schweizerblut zu lieb häufig zur Stätte.

Digitized by Google

Das oberrheiniſche Becken.

Unſer Strom verläßt nun ſeine Schweizerheimath für immer *) und tritt in „das zweite Hauptſtadium ſeines Lebens“, indem er in das „oberrheiniſche Becken“ dringt, das von Baſel bis Mainz reicht und von den Vogeſen im Weſten, dem Schwarz- und Odenwalde im Oſten, dem Jura im Süden, dem Taunus im Norden umgeben iſt. „Das oberrheiniſche Becken — bemerkt J. G. Kohl — iſt ſowohl in phyſikaliſcher als auch in hiſtoriſcher Beziehung eine der auffallendſten und bedeutungsvollſten Erſcheinungen, ſowohl im Rheinthale als auch überhaupt in dem ganzen Gebiete unſeres Vaterlandes, in deſſen ſämmtlichem Stromſyſteme kein zweites, gleich merkwürdiges Oberflächengebilde vorkommt. Sowohl in Bezug auf die Größe und Regelmäßigkeit ſeiner Form, als in Bezug auf die Fruchtbarkeit ſeines Bodens, als auch in Bezug auf die Tüchtigkeit ſeiner Bevölkerung und die Menge ſeiner blühenden Städte, als auch endlich in Bezug auf ſeine hiſtoriſchen Erinnerungen und die Rolle,

---

*) Bei dieſer Gelegenheit wollen wir ein ergötzliches Curioſum anführen. Zur Zeit der Freien-Rhein-Begeiſterung, als Becker's: „Sie ſollen ihn nicht haben“ ꝛc. ꝛc. die Runde durch Deutſchland machte, entrüſtete man ſich in der Schweiz darob und nahm den Rhein, als einen Schweizerſtrom in Anſpruch. In Blättern der franzöſiſchen Schweiz hieß es damals: „Le Rhin c'est à nous!“ und ein berner Schulmeiſter, Namens Wälti entlockte ſeiner vaterländiſchen Harfe folgende an Nikolaus Becker gerichtete Töne:

Was ſingen Sie vom Rheine
Dem freien Alpenſohn?
Schäumt er vom Felsgeſteine
Doch Ihrem Liede Hohn.

Der Rhein gehört dem Lande,
Das freie Männer hegt,
Nicht dem, wo man in Bande
Den deutſchen Barden legt.

Drum wenn Sie künftig fragen:
Gehört der Rhein uns an?
So wird man Ihnen ſagen:
Er iſt ein Schweizermann.

Man wird den Rhein nicht geben
In eine fremde Hand
So lang wir Schweizer leben
Im freien Alpenland.

In einem in Zürich von A. Fröbel herausgegebenen Blatte: „Der deutſche Bote aus der Schweiz“ wurde zu dieſem letzten Verſe damals bemerkt: „Da wird man wohl des Stromes rechtes Ufer von Fläſch bis Baſel eindämmen und ihn ſelbſt bei Baſel vermauern müſſen. Aber da kämen die ſchweizeriſchen Rhein-Patrioten gar in Gefahr erſäuft zu werden. Drum wäre mein Rath:

Und wollt ihr ihn nicht laſſen
Zur freien Schweiz hinaus
So trinkt den Rhein, den naſſen,
Bis auf die Neige aus“.

welche es in der Geschichte spielte, übertrifft dieser Flußabschnitt die meisten andern Flußthalstücke unseres Continents".

„Zwei ziemlich gleich hohe und auch sehr ähnlich gebildete Bergketten, die Vogesen und ihre Fortsetzung im Westen, der Schwarzwald und seine Fortsetzung im Osten, streichen in beinahe direct nordsüdlicher Richtung nebeneinander hin, ungefähr von 47½ bis 50° der Breite. Beide Gebirge sind ungefähr 45 Meilen lang und fast durchweg in ihren höchsten Höhenlinien 12 Meilen von einander entfernt. Das ganze zwischen ihnen eingeschlossene Land stellt ein Bassin von ungefähr 500 Geviertmeilen dar, begreift also etwa den siebenten Theil des ganzen Stromgebietes des Rheins". —

Die Mitte des Beckens ist vollkommen flach; sie bildet eine ungefähr 40 Meilen lange und zwischen drei bis sechs Meilen breite Ebene. Alle Flüsse, welche dem Rhein auf dem oberen Theile dieses Beckens zufließen, sind unbedeutend, mit Ausnahme der Ill, welche bei Winkel am Fuße des Jura entspringt und zwanzig Meilen lang fast paralell mit dem Rheine und in geringer Entfernug von ihm läuft. Bis Kolmar hat sie einen sehr raschen Lauf, unterhalb dieser Stadt wird sie schiffbar und bei dem Dorfe Wanzenau, zwei Stunden unter Straßburg, fällt sie in den Rhein.

Im Frühjahr und im Herbste schwillt der Rhein oft zu einer Breite von mehren tausend Fuß an. Seine Tiefe ist gleichmäßiger, aber geringer als weiter oben; die Ufer sind vielfach zerrissen und an vielen Orten bilden sich Flußarme, Inseln und Werder. Im Ganzen geht der Lauf grade nach Norden. Brücken zählt man zwischen Basel und Mainz nur vier. Was die Schiffahrt betrifft, so gestattet der schnellere Lauf des Stromes zwischen Basel und Mainz fast nur die Thalfahrt, wie auch das unregelmäßige und veränderliche Flußbett nicht günstig ist. Erst bei Straßburg beginnt die eigentlich bedeutende Rheinschiffahrt, denn auf der Strecke von Straßburg bis Mainz zieht sich der Fluß mehr zusammen und die Sandbänke werden seltener. Das Verhältniß der Schiffahrt auf diesen beiden Rheinstrecken ist der Art, daß man einmal im Jahr 1816 nur 60 Schiffe auf dem Rheine von Basel nach Straßburg zählte, während auf der Strecke von Straßburg bis Mainz nahe an 200 gezählt wurden. Es haben auch die Franzosen in neuerer Zeit die ganze natürliche Rheinschifffahrt durch künst-

Digitized by Google

liche Kanalfahrt erſetzt, indem ſie auf ihrem Ufer längs des Rheins einen Kanal zogen. (S. Kohl, I. S. 172.)

Nach dieſen allgemeinen Vorbemerkungen wenden wir uns dem vor den Thoren Baſels beginnenden Elſaß zu.

Das Elſaß.

I.

Allgemeine Andeutungen.

Das Elſaß (Alsatia, franz. Alsace) leitet ſeinen Namen, der wahrſcheinlich im ſechſten Jahrhundert aufkam, am natürlichſten von der Ell oder Ill (Ellus, Alsa) her, welche zwei Drittheile des Landes durchſtrömt und ſeine Hauptpulsader bildet; ſowie von dem alten deutſchen Worte Saß. Ellſaſſer oder Illſaſſer ſind daher die „Saſſen an der Ill.“ Seit dem weſtfäliſchen Frieden (zufolge des 73. u. 74. Artikels) die öſtlichſte Provinz Frankreichs, iſt das Elſaß gegen Weſten durch die Vogeſen von Lothringen getrennt, gegen Süden durch die düſteren Kalkberge des niederen Jura von der Schweiz; gegen Südweſt gränzt es an Hochburgund; gegen Oſten ſcheidet es der Rhein von Baden, wie gegen Norden die Lauter von Rheinbaiern. „Im Ganzen (bemerkt Kohl) kann man das Elſaß als das ſüdweſtliche Uferland des Rheins, oder als die öſtliche Abdachungsfläche der Vogeſen bezeichnen.“

Von Bergen und Hügeln mannichfach durchkreuzt, iſt das Elſaß im Allgemeinen ein fruchtbares, weingeſegnetes und trefflich angebautes Land, reich an maleriſchen und romantiſchen Parthieen; die Rheinufer zwiſchen Mainz und Bonn haben nicht mehr Burgruinen aufzuweiſen, als die öſtlichen Abhänge der Vogeſen, und ein altes Sprüchlein ſagt:

Drey Schlöſſer auff einem Berge,
Drey Kirchen auff einem Kirchhoffe,
Drey Städt in einem Thal,
Iſt das ganze Elſaß überall.

„Und iſt bald keine Provinz am Rheinſtrom, ſo mit dem Elſaß, ſo viel die Fruchtbarkeit anbelangen thut, könne verglichen werden: daher man es inſonderheit eine Speißkammer, Weinkeller, Kornſchewer und Ernehrer eines großen Theils Teutſchlands genannt, darinn Mandel, eine Menge Kaſtanien und andere herrliche Früchte wachſen.“

Bewäſſert iſt das Land reichlich; die Ill, nächſt dem Rheine das Hauptgewäſſer, durchzieht es auf eine lange Strecke und ebenſo der Kanal Monſieur oder der Napoleonskanal, welcher den Rhein mit der Rhône und ſo die Nordſee mit dem Mittelmeer verbindet. Dazu ſenden ihm noch die Vogeſen gegen fünfzig größere und kleinere Flüſſe und einige hundert Bäche. Die bedeutendſten ſind im oberrheiniſchen Departement: die bei Schlettſtadt in die Ill fließende Leber, deren Thal, in deſſen Hintergrund das Städtchen Markirch liegt, zu den ſchönſten gehört; die Weiß, aus dem ſchwarzen und weißen See, auf einem ſchroffen Granitkamme, welcher das Elſaß vom Wasgau ſcheidet, entſpringend und durch Kaiſersberg zur Fecht hinabeilend; die Fecht, welche das Münſterthal durchſtrömt und ſich nach einem etwa 10ſtündigen Laufe in die Ill ergießt; die Lauch; die Thur, welche das reizende St. Amarinenthal durchſchneidet; die Doller oder Tolder, aus einem See über dem Dorfe Dollern kommend, unterhalb Mühlhauſen in die Ill fallend. Ferner im niederrheiniſchen Departement: die aus Rheinbaiern kommende, bei Neuburg in den Rhein fallende Lauter; die Moder, mit der ſich die Zinſel vereinigt; die Zorn oder Sorr, durch Zabern fließend; die Moſſig; die Breuſch; Magel; Ergers; die Andlau; Scher; Zembs; die Iſcher oder Ichert. Dagegen iſt die Landſchaft zwiſchen der Ill und dem Rheine eine dürre, waſſerarme und ziemlich öde Ebene. Der Boden iſt hier ſandig und voller Kieſel. Beſonders haben auch dieſe Niederungen von den häufigen Ueberſchwemmungen des Rheins zu leiden; ſie entbehren faſt jeden Reizes, während das Land weſtlich der Ill und faſt das ganze Nieder-Elſaß von blühendem Anſehen iſt.

Der bei weitem größte Theil der Bevölkerung iſt deutſchen Urſprungs, ein alemanniſcher Stamm, der ſich von ſeinen nördlichen Nachbarn, den fränkiſchen Bewohnern des Speiergaus auffallend unterſcheidet, aber ſeine Verwandtſchaft mit den Alemannen jenſeit des Rheins, ſowie mit der alemanniſchen Bevölkerung der Schweiz nicht verleugnen kann. Durch dieſe Abſtammung wird auch der Umſtand erklärt, daß franzöſiſche Art und Sprache im Laufe zweier Jahrhunderte hier ſo wenig Wurzel ſchlagen konnten. Die zähe Eigenthümlichkeit des alemanniſchen Charakters und der alemanniſchen Sprache läßt ſich durch das franzöſiſche Weſen nicht leicht verdrängen. Der Elſäſſer, der von Kindsbeinen an die franzöſiſche Sprache trieb, wird doch ſtets ein gewiſſes Hinderniß in ſeinen Sprachwerkzeugen finden. Wenn das Fran-

zöſiſche auch die Umgangsſprache der höheren Geſellſchaft ward, ſo ſind doch Sprache und Sitten des Bürgers und Bauern deutſch geblieben, vornehmlich haben ſich noch die Landbewohner den ächt alemanniſchen Charakter bewahrt. In den Städten haben ſich viele Franzoſen niedergelaſſen, theils Beamte und Militärperſonen, welche aus dem innern Frankreich in's Elſaß geſetzt wurden, theils Leute, welche durch die Fabriken hergezogen ſind. Sie erſcheinen aber dem Volke, beſonders in den Thälern, noch immer als Fremde. So hat im Ganzen das Franzoſenthum wenig Fortſchritte gemacht, vermiſchte ſich auch ſeit der Revolutionszeit der eigenthümliche Charakter etwas mehr, wirft auch hie und da ein alter Soldat der napoleoniſchen Armee oder ein ſtraßburger Stutzer des jungen Frankreichs mit franzöſiſchen Redensarten um ſich und verachtet die deutſche Sprache. Das Beſtreben der Regierung, Land und Leute zu entdeutſchen, erſtreckt ſich bis auf die Straßennamen, die in den Städten nur franzöſiſch an den Ecken angeſchrieben ſtehen. Aber der alte ſtraßburger Bürger lacht, wenn er ſein „Maikäfergäßle," nach einem Hauſe „zum Maikäfer" benannt, mit rue des hannetons, oder die Salzmannsgaſſe mit rue de l'homme de sel bezeichnet ſieht. Noch nach Jahrhunderten wird ſich die Volksthümlichkeit der alemanniſchen Bevölkerung erhalten; eine andere Frage aber iſt, ob das Elſaß in politiſcher Hinſicht eine Trennung von Frankreich wünſcht. Dies muß entſchieden verneint werden; die Erörterung der nahe liegenden Gründe gehört indeß nicht hierher.

Auch in den Elementarſchulen auf dem Lande wird franzöſiſch gelehrt und in früheren Zeiten beſonders verſuchte die Regierung Vieles, den deutſchen Charakter auszulöſchen, ja ſie ergriff oft abentheuerliche Mittel. Ein Beſchluß des Staatsraths vom 30. Januar 1685 unterſagte allen Gerichtsperſonen und Notaren, irgend eine Urkunde in deutſcher Sprache aufzunehmen, widrigenfalls dieſelbe null und nichtig ſein und noch eine Geldbuße von 500 Livres erlegt werden ſollte. Sogar die Proceßakten ſollten franzöſiſch aufgenommen werden. Eine Verordnung des Intendanten la Grange vom 25. Juni 1685 will, daß Jedermann ſich franzöſiſch kleide.

Obwohl im Elſaß viele Katholiken, ſo ſind doch auf dem Lande die Lutheraner noch zahlreich und die Stadt Straßburg iſt einſt der Reformation eine mächtige Stütze geweſen. Unter der franzöſiſchen Herrſchaft wurde aber auch in die kirchlichen Verhältniſſe vielfach eingegriffen. Seit 1680 mußten alle Aemter in Städten und Dörfern zur Hälfte

Digitized by Google

mit Katholiken beſetzt werden; ſeit 1682 mußten die unehelichen Kinder der Proteſtanten katholiſch getauft und in dem katholiſchen Bekenntniſſe erzogen werden, es ſei denn, daß Die, welche ſie in die Welt geſetzt, ſich ehelich verbinden würden, bevor die Kinder das fünfte Jahr erreicht. Im Jahre 1683 wurde den lutheriſchen Predigern unterſagt, abgefallene Katholiken als Proſelyten aufzunehmen, den Proteſtanten dagegen, die in den Schooß der alleinſeeligmachenden Kirche zurückkehren wollten, wurde eine dreijährige Befreiung von Steuer- und Einquartirungslaſt zugeſtanden. Seit dem Jahre 1687 mußten, wenn der eine Ehegatte ſich vom proteſtantiſchen Bekenntniſſe losſagte, alle Kinder dieſem Beiſpiele folgen, es ſei denn, daß ſie bereits zum Nachtmahle gegangen wären. Im Jahre 1722 wurden den lutheriſchen und reformirten Conſiſtorien die Eheſcheidungen unterſagt und Aehnliches mehr. Alle dieſe Verordnungen haben jedoch zum großen Theile nur geringen Erfolg gehabt, und wenn auch unter franzöſiſcher Herrſchaft die Katholiken ſich ausgebreitet und vermehrt haben, ſo iſt die Zahl der Proteſtanten darum nicht vermindert worden.

Ungemein zahlreich iſt im Elſaß die Judenſchaft. Am öſtlichen wie am weſtlichen Abhange der Vogeſen finden wir übrigens noch Reſte von galliſchen Stämmen, Romanier, die eine eigne Sprache, (le roman oder romance) haben, ein Gemiſch von celtiſchen, lateiniſchen, germaniſchen und franzöſiſchen Wörtern. 176 Ortſchaften ſollen von dieſen Romaniern bewohnt ſein.

Auf manchem Blatte der deutſchen Geſchichte tritt uns der Name des Elſaß entgegen und manchen glänzenden Namen hat das Land aufzuweiſen, wie Gottfried von Straßburg, den Dichter des Triſtan, Sebaſtian Brandt aus Straßburg, den Verfaſſer des „Narrenſchiffes," Thomas Murner aus Straßburg und Andere, die wir gelegentlich ihrer Geburtsorte erwähnen werden. In neuerer Zeit haben ſich unter den Männern des Krieges die Generale Kellermann, Kleber, Rapp hervorgethan, unter den Männern des Friedens aber der edle Friedrich Oberlin, welchem in dem armen Dorfe Waldbach bei Rothau, wo er Seelſorger war, ein beſcheidnes Denkmal von dem ſtraßburger Bildhauer Ohnmacht errichtet iſt. Ferner Georg Daniel Arnold (geb. 1780), Verfaſſer eines Luſtſpieles „der Pfingſtmontag" (1816), eines meiſterhaften Gemäldes des ſtraßburger Lebens um das Jahr 1789, worin er die ſtraßburger Mundart wie überhaupt die verſchiedenen Idiome des Elſaß treu wiedergegeben hat. Auch die Dichter-

Digitized by Google

brüder Auguſt und Adolf Stöber (1808 und 1810 zu Straßburg geb.), die ſich um Aufrechthaltung deutſcher Elemente Verdienſte erwarben, und denen wir die Bekanntwerdung mancher ſchönen Sage des Elſaß verdanken, dürfen hier nicht vergeſſen werden.

II.

Die elſäſſiſche Eiſenbahn. — Hüningen. — Mühlhauſen. — Thann. — Enſisheim. — Ruffach. — Kolmar. — Kaiſersberg. — Rappoltsweiler. — Die Hoh-Königsburg. — Schlettſtadt.

Seit dem Jahre 1841 führt eine 18 Meilen lange Eiſenbahn von Baſel nach Straßburg, faſt paralell mit der badiſchen Eiſenbahn zur Seite des Rheins hinlaufend. Bald nach der Abfahrt von Baſel zeigt ſich rechts das nur eine halbe franz. Meile entfernte **Hüningen** (mit 700 kath. Einwohnern), zur Unterſcheidung von dem jenſeit des Rheins liegenden Klein-Hüningen auch Groß-Hüningen genannt, bis in die neuere Zeit ſtark befeſtigt. Ludwig XIV. ließ den Ort im Jahr 1680 durch Vauban in eine Feſtung verwandeln und dieſe gereichte bald der Stadt Baſel, ja der ganzen Schweiz wegen der fortwährenden Belagerungen und Grenzbeſetzungen zur großen Plage. Zuletzt wurde ſie 1815 von den Oeſterreichern unter Erzherzog Johann belagert und nach hartnäckiger Vertheidigung durch den General Barbanegre am 28. Auguſt übergeben. Am 2. September wurden, auf Begehren der Eidgenoſſenſchaft, die Feſtungswerke geſchleift und Frankreich verpflichtete ſich im zweiten pariſer Frieden dieſelben nicht wieder aufzubauen.

Dann kommen wir nach dem gewerbfleißigen **Mühlhauſen** (Mulhouse, lat. Mulhusium), dem Hauptfabrikorte des Elſaß, in einer fruchtbaren Landſchaft und durch ſeine Lage am Rhône- und Rheinkanal wie durch die Eiſenbahnverbindung mit Straßburg und Baſel ſehr begünſtigt. Zahlreiche hohe Schornſteine und große Fabrikgebäude, beſonders die von Nik. Köchlin u. Gebrüder, von Dollfuß-Mieg und Comp., von Nägelin u. a., verkünden auf den erſten Blick, daß hier der Mittelpunkt einer bedeutenden induſtriellen Thätigkeit iſt. Seit 1800 iſt die Stadt ſehr raſch aufgeblüht. Sie zählt gegenwärtig 20,587 Einwohner und aus den benachbarten Ortſchaften kommen täglich noch an 7000 Arbeiter

in ihre Mauern. Hauptzweig der hiesigen Industrie ist die Indiennefabrikation, welche 1798 aufkam.

Mühlhausen wird urkundlich zuerst in einem Stiftungsbriefe des Klosters St. Stephan zu Straßburg vom Jahre 717 erwähnt; nach alter Ueberlieferung haben Augustiner-Einsiedler hier ein Haus und eine Mühle an der Ill gebaut und so dem Orte Ursprung und Namen gegeben. Rudolf von Habsburg entriß den straßburger Bischöfen, welche sich Mühlhausens im 13. Jahrhundert bemächtigt hatten, die Stadt (1261); 1268 erscheint sie als eine freie Stadt des deutschen Reiches. Von 1515 bis 1798 stand sie im Verbande mit der Schweiz. Den Fabrikanlagen haben die meisten älteren Gebäude weichen müssen und nur noch das Rathhaus (s. d. Abbildung) ruft uns einigermaßen die altstädtische Zeit zurück. Es ist 1431 erbaut, brannte jedoch 1551 nieder und wurde während der beiden folgenden Jahre in seiner jetzigen Gestalt wieder aufgeführt.

Eine Seitenbahn führt von Lutterbach, dem nächsten Haltplatze hinter Mühlhausen, nach **Thann** (lat. Pinetum oder Thannae), ebenfalls Fabrikort mit etwa 4000 meist kath. Einwohnern, am Eingang des malerischen, von der Industrie belebten St. Amarinenthales. Im zwölften Jahrhundert wurde Thann mit Mauern umgeben. Berühmt ist das hiesige Münster oder die St. Theobaldskirche mit ihrem leicht aufsteigenden und ganz vollendeten, an 300 Fuß hohen Thurme. Sie gehört zu den interessantesten Denkmälern deutscher Baukunst aus dem 15. Jahrhundert und wäre angeblich nach Meister Erwins Plane erbaut. Der Grundstein wurde 1430 gelegt, der Thurm von dem Baumeister Rumiet Valch aufgeführt und 1516 vollendet. Von ihm hat sich die schöne Sage erhalten, es sei ein gar gesegnetes Weinjahr gewesen, als er gebaut worden und da habe man Wein mit unter den Kalk gemischt, daher der Thurm so schön geworden sei.

Der Segen des Herrn kam gewaltig auf das Land,
Daß Alles nah und fern voll schweren Trauben stand,
Daß sie die süße Kost nicht wußten zu bewahren,
Daß sie den frischen Most zum Thurmbau hergefahren.

Da ward bei Liederschall mit Wein der Kalk gemischt,
Daß in den Gruben all es feurig aufgezischt:
Sein Geist ist's, welcher schließt die Quadern, unverwittert
Und in den Blumen sprießt und in den Glocken zittert.

Einen besonders guten Eindruck macht die Kirche, wenn man sie von der 1674 durch die Franzosen zerstörten Engelsburg betrachtet,

Digitized by Google

welche die Stadt und den Ausgang des Thales beherrſcht und deren Thurm, in einem Stück umgeſtürzt, gleich einem riesigen Faſſe zu Boden liegt. Ueberhaupt iſt die elſäſſiſche Ebene reich an mittelalterlichen Bauwerken, beſonders im Rundbogenſtyl, und die Entwicklungen der deutſchen Baukunſt ſind faſt vollſtändig repräſentirt, von der uralten, achteckigen Kirche zu Ottmarsheim bis zu dem Münſter in Thann.

Seitwärts zur Rechten, 3 franz. Meilen von Mühlhauſen entfernt, liegt **Enſisheim**, ein ziemlich wohlgebautes Städtchen mit an 2000 kath. Einwohnern. In der Kirche desſelben iſt ein großer Aerolith aufgehangen, welcher den 7. November 1492 in der Nähe des Ortes vom Himmel gefallen ſein ſoll. Fleißige Leſer Göthe's erinnern ſich vielleicht, daß dieſer Donnerſtein im elften Buche von „Dichtung und Wahrheit" erwähnt wird. Urſprünglich wog er 280 Pfund, jetzt iſt er indeſſen nur noch 170 Pfund ſchwer, weil nach und nach viele Stücke davon herunter geſchlagen wurden. Wegen der vielfältigen Anſichten früherer Gelehrten über dieſen Stein, hat man folgende Inſchrift darauf geſetzt: De hoc lapide multi multa; omnes aliquid; nemo satis. (Ueber dieſen Stein ſagten Viele vielerlei; Alle etwas; Niemand Genügendes.) In Enſisheim wurde auch der bekannte neulateiniſche Lyriker Jakob Balde geboren, deſſen ſchwungvolle Oden Herder verdeutſcht hat.

Allmählig nähert ſich die Eiſenbahn den Abhängen der Vogeſen und führt an den gewerbſamen Orten Sulz (mit über 5000 meiſtens kath. Einwohnern) und Gebweiler (mit an 4000 Einwohnern) vorbei, in deren Nähe ſich der 4410 Fuß hohe Belchen erhebt, der höchſte Gipfel der Vogeſen, zur Unterſcheidung von dem Belchen von Giromagny (Ballon d'Alsace) auch der Belch von Gebweiler genannt. Wir berühren hierauf **Ruffach**, das Rubeacum der Römer (mit über 4000 Einwohnern). Das Städtchen lagert ſich um das Schloß Iſenburg, welches zu den älteſten im Elſaß gehört und auf dem die merovingiſch-fränkiſchen Könige ſich zuweilen aufhielten. Ruffach hat eine der heil. Jungfrau und St. Arbogaſt geweihte gothiſche Kirche aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Im Jahre 1106 empörten ſich die Bürger dieſes Städtleins gegen Kaiſer Heinrich V., in alter Treue für ſeinen unglücklichen Vater. Der Kaiſer mußte mit ſeinen Hofleuten ſo eilig fliehen, daß Letztere ſelbſt die Kronkleinodien in den Händen der Ruffacher ließen. Die Bürger ſtellten dieſelben dem Kaiſer wieder zu, allein dieſe Rückgabe ſchützte ſie nicht vor Heimſuchung mit Feuer und Schwert.

Digitized by Google

Bevor wir Kolmar erreichen, sehen wir mehre Burgruinen. So über dem Städtchen Egisheim (mit über 2000 kath. Einw.) auf einem Berggipfel das Schloß Egisheim, gewöhnlich Drei-Egisheim oder die drei Eren genannt, wegen seiner drei hohen viereckigen Thürme, deren verwitterte Stümpfe noch übrig sind. Der eine dieser Thürme hieß Dachsburg, der andere Wahlenburg, der dritte Werkmund. Dann über dem Flecken Winzenheim (mit an 3000 Einwohnern) die weitläufigen Trümmer des 1635 von den Franzosen zerstörten Schlosses Hohlandsberg, das einst an Festigkeit und vortheilhafter Lage im Elsaß seines Gleichen nicht fand. In dem zur Linken liegenden Thale von Logelbach sind große Baumwollspinnereien, Webereien und Druckereien.

Kolmar (lat. Columbaria oder Colmaria; mit 15,400 Einwohnern) ist jetzt Hauptort des oberrheinischen Departements und Sitz des Appellhofes für das ganze Elsaß; ehedem war es gleichfalls eine freie Reichsstadt und nach 1474 trotzte es Karl dem Kühnen mit Erfolg, indem es ihm seine Thore verschloß. Die Stadt ist sehr alt. Unter der fränkischen Herrschaft war Kolmar anfänglich ein königlicher Meierhof, eine villa regia; allmählig wuchs dieser zu einem Dorfe heran. Im Jahr 1220 unter Kaiser Friedrich I. wurde Kolmar zur Stadt erhoben und schon 1282 mußte der Ort erweitert werden. Bald darauf wurde er eine freie Reichsstadt und 1552 umgab man ihn mit Mauern und Thürmen. 1673 nahm Ludwig XIV. die Stadt in Besitz und ließ die Festungswerke schleifen. 1691 wurde dieselbe durch den ryswiker Frieden für immer mit Frankreich vereinigt und durch die französische Revolution verlor sie endlich alle ihre alten Rechte und Freiheiten.

Kolmar hat sich mehr Alterthümliches bewahrt, als selbst Straßburg; dazu verleihen ihm die klaren Bäche, welche seine zum Theil sehr unregelmäßig gebauten Straßen durchfließen, eine heiter belebende Frische. Das ansehnlichste Gebäude ist das Münster oder die St. Martinskirche, um 1360 erbaut; es steht jedoch unvollendet, denn nur der südliche Thurm ist zum Theil ausgeführt worden, und auch dieser ragt wenig über die Kirche hinaus. In der städtischen Bibliothek, in welcher viele Handschriften und Inkunabeln aus den aufgehobenen Stiftern zusammengebracht wurden, befinden sich sehenswerthe Gemälde von Martin Schön, Albrecht Dürer, Grünewald u. A. — Auf dem Münsterplatze wird jeden Donnerstag ein Wochenmarkt gehalten, zu dem die Leute von mehr denn fünfzig Ortschaften herkommen. Auf dem Gottes-

acker, der vor dem baſeler Thore, ¼ franz. Meile von der Stadt liegt, ſieht man das Grab Pfeffels, des allbekannten blinden Fabeldichters, der hier geboren und geſtorben iſt. Auch der General Rapp und Rewbell, einer der fünf Direktoren der Republik, waren Söhne Kolmars. — Schattige Spaziergänge, die „Boulevards," welche eine ſchöne Ausſicht nach dem Gebirge bieten, umziehen die Stadt, übrigens iſt die Umgebung flach, aber wohl angebaut. Für den Geſchichtsfreund hat ſie ein beſonderes Intereſſe, da grade hier Ludwig der Fromme in der Nacht des 29. Junius 833 von ſeinen Leuten verlaſſen wurde und ſich den entarteten Söhnen gefangen geben mußte. In dem königlichen Meierhofe Kolmar hatten die drei Brüder eine Zuſammenkunft und Berathung gehalten, und Lothar führte von hier aus den Vater in ein Kloſter nach Soiſſons, wo er ihn die unwürdigſte Behandlung erdulden ließ. Das Feld, wo des Kaiſers Heer zum Abfall verleitet worden, hieß noch in ſpäterer Zeit das Lügenfeld.

Drei Stunden von Kolmar entfernt, in einem links ſich öffnenden Seitenthale, liegt das Städtchen **Kaiſersberg** (mit etwa 3000 Einwohnern), über dem wir die Reſte des alten Bergſchloſſes Kaiſersberg ſehen. Ehemals war Kaiſersberg freie Reichsſtadt. Der Ort entſtand in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter Kaiſer Friedrich II., aus welcher Zeit auch das Schloß herrührt. Was den berühmten Prediger in Straßburg Johann Geiler genannt von Kaiſersberg betrifft, ſo erblickte er nicht, wie öfters angegeben wird, hier das Licht, ſondern er wurde hier nur erzogen und Schaffhauſen iſt ſein Geburtsort. Dagegen wurde Matthäus Zell, der zuerſt in Straßburg die evangeliſche Lehre einführte, 1477 in Kaiſersberg geboren.

In geringer Entfernung von der Bahnlinie liegt ſeitwärts, am Eingange eines ſchönen, zum Theil von reichen Weinbergen begränzten Thales, die kleine Fabrikſtadt **Rappoltsweiler** (franz. Ribeauville, lat. Rappoltivilla; mit an 6000 Einwohnern, worunter an 1000 Proteſtanten). Hier blicken noch von den Felſenabhängen die Ruinen der Burgen Hoh-Rappoltſtein, Giersberg oder Stein und Niederburg oder St. Ulrich. Die beiden letzteren, tiefer unten, bilden mit Hoh-Rappoltſtein ein Dreieck und erſcheinen ſehr maleriſch. In dem oberen Theile des Städtchens ſelbſt ſtand früher das Luſtſchloß der Herzoge von Zweibrücken, das bis zum Jahre 1782 von Maximilian Joſeph, dem nachherigen Könige von Baiern, bewohnt, in der Revolutionszeit aber verkauft und 1819 abgebrochen wurde. An ſeiner Stelle

Digitized by Google

wurde ein Privathaus erbaut und der schöne Schloßgarten ist nun Eigenthum einer Familie von Beer. Der Name des Ortes wird von Rappolt hergeleitet, einem Edlen, der im 8. Jahrhundert in dieser Gegend sich festsetzte und dessen Nachkommen wahrscheinlich die obere Burg aufführten. Philipp Jakob Spener, der berühmte Gottesmann, welcher als Stifter der Pietistensekte angesehen wird, kam 1635 in Rappoltsweiler zur Welt.

Ein mit Pappeln eingefaßter Weg führt von Rappoltsweiler zu einem vor der Revolution bekannten Wallfahrtsorte, Tusenbach, der seinen Namen von dem Tosen eines vorübereilenden Bächleins hat. Die heilige Maria von Tusenbach war bis zur Revolutionszeit die Patronin der Musikanten im ganzen Elsaß. „Diese bildeten unter sich eine Brüderschaft, deren Ursprung in das Zeitalter der Minnesänger fällt, wo die Sänger und Gaukler von Schloß zu Schloß zogen und durch ihre Künste die vornehmen Herren ergötzten. Um ihrem Gewerbe mehr Ansehen zu geben, vereinigten sich die Musikanten des Elsasses zwischen dem Hauenstein und dem Hagenauer Forste und von dem Rheine bis an die First des Wasgaus und begaben sich unter den Schutz der Herren von Rappoltstein. Geschmeichelt durch dieses Zutrauen nahmen diese den Titel eines Geigerkönigs an und machten ein besonderes Amt daraus, das sie zuerst als ein Reichslehen trugen und in der Folge vom Könige von Frankreich annahmen. Der königliche Rath erneuerte den 10. März 1785 die Statuten, welche Eberhard von Rappoltstein den 16. März 1606 seinen musikalischen Unterthanen gegeben hatte. Der König der Spielleute hatte gewisse Rechte, sowie die verbrüderten Spielleute gewisse Pflichten. Die Herren von Rappoltstein ernannten einen Vikarius oder Pfeiferkönig, welcher bei dem Gerichte, das jährlich gehalten wurde, den Vorsitz führte. Wegen der großen Anzahl wurde die Brüderschaft in drei Corps getheilt, deren jedes seinen eignen Versammlungsort hatte. Die Musikanten von Hauenstein an bis Ottmarsbühl versammelten sich auf Mariä Geburt (8. Sept.) zu Alt-Thann. Diejenigen von Ottmarsbühl bis Epfich hielten ihre Versammlung am nämlichen Tage zu Rappoltsweiler und diejenigen von Epfich bis an den hagenauer Forst auf Mariä Himmelfahrt zu Bischweiler seit 1686. Vorher versammelten sie sich zu Rosheim oder Mutzig. Am 8. September zogen die Musikanten, die zur Brüderschaft von Rappoltsweiler gehörten, Morgens um 9 Uhr aus dem Gasthofe „zur Sonne“ in feierlicher Procession, mit einem silbernen Me-

daillon am Knopfloche, mit Musik, Trommeln und Fahnen, und mit dem Pfeiferkönig an der Spitze, in die Pfarrkirche und wohnten der Messe bei. Nach dem Gottesdienste begaben sie sich in's Schloß, wo sie dem Grafen von Rappoltstein, ihrem Könige, durch eine Symphonie huldigten; die Beamten desselben theilten Wein unter sie aus. Dann kehrte die lustige Gesellschaft in's Wirthshaus zurück, wo sie eine gute Mahlzeit erwartete. Nach dem Essen wurde Gericht gehalten, wo alle Streitigkeiten der Brüderschaft geschlichtet und alle sie betreffenden Angelegenheiten verhandelt wurden. Unter den Strafen war jedesmal ein Pfund Wachs für die heil. Jungfrau von Tusenbach begriffen. Der Abend wurde unter Tänzen und Lustbarkeiten zugebracht. Noch jetzt ist der Pfeiferstag das geräuschvollste Fest zu Rappoltsweiler, wenn gleich die Musikantenversammlungen nicht mehr statt finden. Der Jahrmarkt dauert drei Tage lang." *)

Unter den zerfallenen Bergschlössern, die wir noch erblicken, verdient besonders die **Hoh-Königsburg** Beachtung. Ihre weitläufigen Trümmer krönen einen Berg, der aus der Höhenreihe der Vogesen einzeln vorspringt, über dem Städtchen St. Hippolyth oder St. Pilt (mit etwa 2500 Einwohnern). Nächst dem heidelberger Schlosse war Hoh-Königsburg die größte deutsche Burg des Mittelalters. Ihre Entstehung verliert sich in die Zeit der fränkischen Könige; manches Jahrhundert hat an ihr gebaut. Im fünfzehnten Säkulum hausten einige Adelige darin, welche die Umgegend durch ihre Räubereien in Schreck hielten; deßhalb vereinigten sich der Erzherzog Sigmund von Oesterreich, der Bischof von Straßburg, die Stadt Basel und die Herren von Rappoltstein im Jahr 1462, nahmen das Schloß ein und zerstörten einen großen Theil desselben. Die Ueberreste nebst den dazu gehörigen Waldungen fielen an Oesterreich. Kaiser Friedrich III. gab das Schloß um das Jahr 1479 den Grafen von Thierstein zum Lehen, die es mit Hilfe der Straßburger wieder aufbauten und befestigten. Später kam es an die Herren von Sickingen. Bewohnt wurde das Schloß bis zur Zeit des 30jährigen Krieges, in welchem es 1633 durch die Schweden zerstört wurde. Das Innere der Hoh-Königsburg ist sehr zerfallen; den hinteren Theil nehmen noch zwei überaus feste Thürme ein, von deren Zinnen man einen herrlichen Blick über das ganze Elsaß, wie über einen Theil des gegenüberliegenden Schwarzwaldes ge-

*) Das Elsaß. Neue hist.-top. Beschreibung der beiden Rhein-Departemente, von J. Fr. Aufschlager. (Straßburg, 1825.) II. Thl. S. 94.

Digitized by Google

nießt. Sonſt ſind auch noch einzelne Mauern, Säulen, Thür- und Fenſterbögen erhalten, und an den Wänden ſieht man noch hie und da halbgelöſchte Bruchſtücke der Fresken, mit welchen ſie einſt bemalt geweſen.

Schlettſtadt (Selestadium; mit 10,000 Einwohnern) gehört ſchon zum Departement des Niederrheins. Auch dieſer Ort war einſt freie Stadt des deutſchen Reiches, erhielt jedoch erſt im 13. Jahrhundert Stadtrechte. Im 14. Jahrhundert wurde er zweimal durch den Biſchof von Straßburg belagert; die Schweden eroberten Schlettſtadt im 30jährigen Kriege, räumten es aber 1634 den Franzoſen ein. Im weſtfäliſchen Friedensſchluß wurde es wieder als Reichsſtadt anerkannt. 1673 wurde die Stadt von den Franzoſen genommen und Ludwig XIV. ließ die alten Mauern niederreißen und den Ort durch Vauban befeſtigen. Die Alliirten berannten und beſchoſſen im Jahre 1815 dieſe Feſtung vergeblich. — Unter den an der Bahn gelegenen Städten iſt Schlettſtadt die am wenigſten belebte. Uebrigens hat ſie eine alte merkwürdige Kirche zur St. Fides oder Getreuen (St. Foi ſ. d. Abbildung), auch die Jeſuitenkirche genannt. Sie wurde 1094 nach dem Muſter des heil. Grabes zu Jeruſalem durch Hildegardis, aus dem Geſchlechte der Hohenſtaufen, gegründet und durch dieſelbe wie durch ihre Söhne Otto, Biſchof von Straßburg und Friedrich, Herzog von Schwaben reich bedacht. Der eine Thurm hat eine kegelförmige Geſtalt.

Schlettſtadt hat mehre glänzende Namen aufzuweiſen. Martin Bucer, einer der thätigſten Reformatoren, wurde hier 1491 geboren, auch lebte hier der Humaniſt Bilde oder Beatus Rhenanus, geb. 1485 zu Rheinau, geſt. 1547; ſeine Bibliothek wird noch in einem Thurmgewölbe der Kirche von St. Georg aufbewahrt. Im 13. Jahrhundert wurde in Schlettſtadt die Glaſur des Töpfergeſchirrs erfunden; der Name des Erfinders iſt jedoch nicht aufbehalten worden.

III.

Straßburg.

Straßburg, das alte römiſch-keltiſche Argentoratum, ſeit ſeiner Wiederherſtellung durch die Franken zu Anfang des 6. Jahrhunderts Stratеburgum genannt, ehedem eine der angeſehenſten deutſchen Reichsſtädte, ein Sitz deutſcher Gelehrſamkeit und Mittelpunkt einer bedeutenden Gewerbſamkeit, jetzt Hauptort des franzöſiſchen Departements du Bas-Rhin,

Digitized by Google

liegt an den hier zuſammenſtrömenden Flüſſen Ill und Breuſch, eine halbe Stunde vom Rhein, mit dem es durch einen Kanal in Verbindung ſteht. Als ein überaus wichtiger Uebergangspunkt war es (die beiden Endpunkte Baſel und Mainz ausgenommen) zu allen Zeiten die bedeutendſte Stadt des Oberrheins und früher ein Bollwerk Deutſchlands, wie es nun ein Bollwerk Frankreichs gegen Deutſchland iſt. Kaiſer Karl V. hatte von Straßburg geſagt: „Wenn die Franzoſen vor Straßburg und die Türken vor Wien ſtünden, würde ich Wien fahren laſſen und Straßburg retten.“ Den 30. September 1681 nahm Ludwig XIV. die damals ſchutzloſe Stadt durch einen verrätheriſchen Gewaltſtreich in Beſitz und behielt ſie 1697 im ryswiker Frieden. Seitdem wurden ihre Feſtungswerke ſehr verſtärkt und durch den berühmten Vauban in den Jahren 1682 bis 1684 eine Citadelle angelegt, ſo daß Straßburg jetzt eine der ſtärkſten Feſtungen, der dritte große Waffenplatz Frankreichs iſt.

Die Stadt hat über 3800 Häuſer und eine Einwohnerſchaft von 58,000 Seelen, ohne die über 6000 Mann ſtarke Beſatzung. Die Zahl der Katholiken und Proteſtanten kommt ſich ziemlich gleich; letztere haben eine 1805 geſtiftete Bibelgeſellſchaft und eine Miſſionsgeſellſchaft. Neben den verſchiedenen höheren Regierungs- und Militärbehörden hat auch eine Akademie zu Straßburg ihren Sitz, die nächſt der pariſer Hochſchule die ausgezeichnetſte Lehranſtalt Frankreichs iſt und einigermaßen den alten wiſſenſchaftlichen Ruhm der Stadt forterhält. Handel und Gewerbe ſind ſehr geſunken ſeit der Revolutionszeit, wo der freie Verkehr des Elſaß mit der Schweiz, mit Deutſchland und Holland aufhörte, beſonders noch ſeit Einführung des Tabaksmonopols und der harten Mauthgeſetze. Daher auch keine merkliche Zunahme der Bevölkerung.

Das Anſehen einer altdeutſchen Reichsſtadt hat Straßburg noch nicht ganz verloren. Die Straßen ſind meiſt eng und unregelmäßig, auch ſieht man noch Häuſer mit überhängenden Giebeln. Vor allem aber ruft das ehrwürdige berühmte Münſter die Bilder alter Größe und Herrlichkeit in uns zurück. Ihm, bei dem ſich wie bei keinem anderen altdeutſchen Bauwerke Größe und ernſte Erhabenheit mit zierlicher Fülle, Kühnheit mit Leichtigkeit verbindet, wenden wir daher auch unſere erſten Schritte zu.

Auf der Stelle, wo das Münſter ſich erhebt, befand ſich — wie die Sage uns erzählt — in grauer Vorzeit, als der keltiſche Volksſtamm noch hier ſeßhaft war, ein Opferhain, dem Kriegsgotte Eſus geweiht.

Digitized by Google

Später, als die Römer dieſe Gegend ſich unterworfen und Argentoratum befeſtigt hatten, ſoll hier ein dem Mars und dem Herkules geheiligter Tempel geſtanden haben. Noch heute ſieht man auf einem Strebepfeiler am Thurme des Münſters das Standbild des ſogenannten Krutzmanna, in Geſtalt eines nackten, kräftigen Mannes, nur um die Lenden mit einem Gewandſtück bekleidet, ſeine Rechte auf eine Keule ſtützend, welche ein Löwenfell umſchlingt, die linke Hand auf dem Rücken haltend.

Erſt in der Mitte des 4. Jahrhunderts ſoll es dem Biſchofe Amandus gelungen ſein, den Herkules-Tempel zu zerſtören und an ſeiner Stätte eine dem Heilande geweihte Kirche zu errichten. Dieſe verſchwand indeß wieder in den Stürmen der Völkerwanderung. Chlodwig, dem Frankenkönige, unter welchem Strateburgum ſich wieder zu einer kleinen Stadt erhob, wird die eigentliche Gründung des Gotteshauſes zugeſchrieben; er ſoll zwiſchen den Jahren 504 und 510 den erſten Grund dazu gelegt haben und unter Pipin und Karl dem Großen wurde das Chor dieſer erſten Kirche erbaut. Am 24. Juni 1007 ſchlug jedoch der Blitz in dieſe Kirche und dieſelbe brannte nieder bis auf das Chor. Darauf wurde im Jahre 1015 unter dem Biſchof Werner, aus dem Hauſe der Habsburger, der Bau des jetzigen Schiffes begonnen, der erſt 1275 nach mannichfachen Unterbrechungen vollendet ſtand. Zwei Jahre ſpäter legte man den Grundſtein zu dem majeſtätiſchen Thurme, der nach dem Plane des großen Meiſters Erwin von Steinbach aufgeführt ward. Erwin ſelbſt leitete den Thurmbau bis zu ſeinem Tode im Jahr 1318; von dieſer Zeit an ſetzte ihn ſein Sohn Johann fort und deſſen Schweſter Sabina ſchmückte das Portal mit herrlichen Bildern. Johann ſtarb im Jahre 1339 gleichfalls, ohne die Vollendung des Werkes zu erleben. Ausgebaut wurde der Münſterthurm erſt im Jahre 1439 durch Johannes Hülz von Köln. Der Oberbau des ſüdlichen Thurmes aber, welcher in dem Plane Meiſter Erwins lag, unterblieb gänzlich.

Ueber den erſten Eindruck dieſes großartigen Werkes altdeutſcher Baukunſt ſagt Göthe in den Aufzeichnungen aus ſeinem Leben: „Ich war im Wirthshaus „zum Geiſt“ abgeſtiegen und eilte ſogleich, das ſehnlichſte Verlangen zu befriedigen und mich dem Münſter zu nähern, welcher durch Mitreiſende mir ſchon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erſt durch die ſchmale Gaſſe dieſen Koloß gewahrte, ſodann aber auf dem freilich ſehr engen Platze

allzunah vor ihm ſtand, machte derſelbe auf mich einen Eindruck ganz eigner Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für diesmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig beſtieg, um nicht den ſchönen Augenblick einer hohen und heiteren Sonne zu verſäumen, welche mir das weite, reiche Land auf einmal offenbaren ſollte. — Herabgeſtiegen von der Höhe verweilte ich noch einige Zeit lang vor dem Angeſicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erſtemal noch in der nächſten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieſes Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erſchrecken müſſen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faßlich und als ein Ausgearbeitetes ſogar angenehm vorgekommen wäre.“ Eine eingehende Schilderung des Münſters gibt der Dichter dann einige Seiten weiter und wir verweiſen deshalb unſere Leſer auf das 9. Buch von „Wahrheit und Dichtung.“

Die Vorderſeite des Münſters oder der Thurm bis an das flache Dach tritt uns „als ein aufrecht geſtelltes längliches Viereck“ entgegen. Die große Mittelthüre, die auf das Kirchenſchiff gerichtet iſt, fällt zuerſt in die Augen; zu beiden Seiten derſelben ſind zwei kleinere Portale, die zu den Kreuzgängen führen. Alle drei Portale, vor welchen ein ſteinerner Vorplatz mit einigen Stufen, ſind mit oft wunderſam ſinnigen Bildwerken reich geziert. In der Schreckenszeit waren dieſe Bildwerke herabgeſchlagen und verſtümmelt worden; man hat ſie jedoch nach den alten Zeichnungen größtentheils wieder hergeſtellt. Hauptſächlich verdient das Bilderwerk an dem ſüdlichen Portale Beachtung; es rührte urſprünglich von Erwins Tochter her und iſt wieder glücklich erneut worden. Von ihr ſind auch einige Standbilder an Pfeilern im ſüdlichen Seitenſchiff, zunächſt dem Kreuzſchiffe, gearbeitet. Ueber der Haupt- und Mittelpforte ſieht man eine große Fenſterroſe, die mannichfache Farben zurückſtrahlt und in ihrem innern Durchmeſſer 43 ſtraßburger Fuß hat. Ueber den vorſpringenden Pfeilern der Portale ſtehen in Blenden die Reiterbilder von Chlodwig, Dagobert, Rudolf von Habsburg und von — Louis XIV., welchen man 1823 den drei Uebrigen zugeſellte.

Das Innere des Gotteshauſes macht einen wunderbaren Eindruck durch das ahnungsvolle Dämmerlicht, welches die gemalten Glasſcheiben in den drei hohen Säulenhallen verbreiten. Die Kirche iſt im Innern 355 Fuß lang, 132 Fuß breit; der obere Theil iſt im Spitzbogenſtyl gebaut, der untere nebſt dem Chore im Rundbogenſtyl. Die ſchlank

emporſtrebenden Säulen ſind zum Theil mit trefflichen Standbildern geſchmückt, darunter auch das des Biſchofs Werner von Habsburg. Beſonders ſehenswerth im Einzelnen ſind: die erwähnte große Fenſterroſe über dem Hauptportal; ein ſchön gearbeiteter Taufſtein aus dem Jahre 1453 auf dem linken Flügel des Kreuzſchiffs; die Kanzel, die im Jahre 1487 aufgerichtet wurde und zuerſt dem berühmten Prediger Geiler von Kaiſersberg diente; das heilige Grab unter dem Chor mit lebensgroßen Figuren; die Grabmäler Geilers von Kaiſersberg und des Biſchofs Conrad II., ſowie einige Glasmalereien. Auf dem rechten Flügel des Kreuzſchiffs ſieht man die berühmte aſtronomiſche Uhr, die von Iſaak Habrecht aus Schaffhauſen, nach den Zeichnungen des Mathematikers Daſypodius, in den Jahren 1571 bis 1574 gefertigt wurde, ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts über vierzig Jahre ſtill ſtand, aber ſeit einiger Zeit wieder hergeſtellt iſt. Dieſe Uhr zieht ihrer Figuren halber täglich Beſchauer herbei, namentlich Landleute, welche in die Stadt kommen. Auf der erſten Gallerie ſchlägt ein Engel die Stunden auf eine Glocke, welche er in der Hand hält; höher oben ſchlägt ein Knochenmann gleichfalls die Stunde, und vier Figuren, welche um ihn hervortreten und die vier Lebensalter darſtellen (Knabe, Jüngling, Mann und Greis), zeigen die vier Viertel der Stunde an. Unter der erſten Gallerie tritt Tag für Tag aus einer Niſche die ſymboliſche Gottheit des Wochentages, Apoll am Sonntag, Diana am Montag u. ſ. f. In der höchſten Niſche des Werkes aber bewegen ſich bei dem Glockenſchlage zwölf die Apoſtel um den Heiland, und auf der Spitze des für die Gewichte erbauten Seitenthürmchens ſchlägt dann ein ſtattlicher Hahn mit den Flügeln, reckt den Hals, öffnet ſeinen Schnabel und läßt zu nicht geringer Ergötzung der Gaffenden durch das ganze Münſter hallend ſeinen Kikerikiruf vernehmen.

In einem kleinen Hofe hinter der St. Johanniskapelle befindet ſich der Grabſtein Erwins, ſeiner Frau und eines Sohnes. Neuerdings ſind dem Meiſter und ſeiner Tochter Sabina in dem ſüdlichen Portale Denkmäler errichtet. Auf der nördlichen Seite des Gebäudes iſt die St. Laurentiuskapelle, deren Portal, mit ebenfalls neu hergeſtellten Bildnereien aus der Martergeſchichte des Heiligen, beſondere Aufmerkſamkeit verdient.

Der Münſterthurm hat eine Höhe von 490 Fuß. Er iſt das höchſte Bauwerk in ganz Europa, denn St. Peter zu Rom iſt nur 428 Fuß hoch, St. Stephan zu Wien 425 Fuß, eben ſo viel etwa auch die

Kathedrale zu Antwerpen, St. Paul zu London 319 Fuß, der mailänder Dom 238 Fuß und Notre Dame zu Paris 204 Fuß; nur die größte der Pyramiden übertrifft diesen Thurm um 30 Fuß. Ebenso leicht und und luftig als stolz und kühn erhebt er sich an der Vorderseite, und unsere Bewunderung erregt die zierliche, durchbrochene Bauart bei größter Festigkeit, diese Vereinigung des Erhabenen mit der Anmuth, die über alle Theile ausgegossen ist.

Durch die südlich des Portals gelegene Thüre steigt man auf einer nicht gar breiten, aber wohlerhaltenen Treppe hinauf und gelangt zu der Plattform, welche, 226 Fuß über dem Straßenpflaster, nach allen Seiten eine reiche Aussicht gewährt. Wir blicken über die grauen, rußigen Giebel und Dächer und die labyrinthisch gewundenen Gassen und Gäßchen der alten Reichsstadt, über die baumbepflanzten Wälle und Plätze hinweg, in die blühende mit Dörfern besäte Ebene, und sehen in der Ferne den Rhein, dann weiter hinaus die dunkeln Höhen des Schwarzwaldes, sowie gen Westen die blauen Vogesen mit dem Odilienberg. Ueber der Kuppel des Chores, der Bischofshut genannt, befindet sich der mit Paris korrespondirende Telegraph. Eine steinerne Brustwehr umgibt die Plattform; sie ist mit Tausenden von Namen aus älteren und neueren Tagen bedeckt.

Auf der südlichen Seite der Plattform steht die wohleingerichtete Wohnung des Thurmes; sie nimmt die Stelle der zweiten Pyramide ein, die nach dem Plane des Meisters aufgeführt werden sollte. Auf der nördlichen Seite steigt die ausgebaute Thurmspitze empor. Von der Plattform bis zur Spitze sind 262 Fuß. An den vier Ecken schmiegen sich vier Thürmchen an den Hauptstamm des Thurmes, in welchen sich Wendeltreppen bis zur Gallerie des ersten Stockwerkes der Pyramide hinaufwinden. Die eine dieser Wendeltreppen ist doppelt und so gebaut, daß zwei Personen zugleich hinauf- oder hinabsteigen und mit einander reden können, ohne sich zu sehen. Von der Gallerie weg erhebt sich die eigentliche Spitze, und auf schmalen Wendeltreppen gelangt man zu dieser oder vielmehr zu der sogenannten Laterne, einem ganz durchsichtigen Raume unter der Krone, der den ausgedehntesten Blick gewährt. Ueber der Krone erhebt sich das Kreuz mit dem achteckigen Knopfe, das man nur mittelst angebrachter eiserner Stangen erreichen kann. An dem Kranz der Spitze, gleich unter der Laterne sind nach den vier Weltgegenden in Mönchsschrift folgende Worte eingehauen:

Rex imperat. Episcopus coronat. Crucis dona.

Digitized by Google

Durch ihre Abgeriſſenheit erſcheinen dieſelben räthſelhaft, wenn ſie auch offenbar das Verhältniß der weltlichen zur geiſtlichen Macht im Mittelalter bezeichnen ſollten.

Sonſt findet ſich an dem Thurme wie an dem ganzen Münſter keine Inſchrift aus der Zeit ſeiner Erbauung. Nur einzelne Buchſtaben und Zeichen werden als von der in Straßburg bei dem Münſterbau entſtandenen Steinmetzen- und Baumeiſterinnung herrührend angeſehen. Uebrigens ſieht man aus ſpäterer Zeit viele merkwürdige Namen innerhalb und außerhalb des Thurmes eingehauen. So unter anderen: C. u. F. Comtes de Stolberg, Schloſſer, Lenz, Wagner, Herder, Lavater, Klopſtock. Auf Göthes Namen, welchen der große Dichter in ſeiner Jugendzeit, da er den Manen Erwins von Steinbach begeiſterte Worte widmete, eingemeißelt hat, bezieht ſich folgendes ſchöne Gedicht von Uhland.

Münſterſage.

Am Münſterthurm, dem grauen,
Da ſteht man groß und klein,
Viel Namen eingehauen
Geduldig trägts der Stein.

Einſt klomm die luſtigen Schnecken
Ein Muſenſohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von ſeinem Schlage knittern
Die hellen Funken aus,
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundſtein bis zum Knauf.

Da zuckt in ſeiner Grube,
Erwins, des Meiſters, Staub,
Da hallt die Glockenſtube,
Da rauſcht manch ſteinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt er wunderbar
Aus ſeinem Stamm gebären
Was unvollendet war! —

Der Name war geſchrieben,
Von Wenigen gekannt,
Doch iſt er ſtehn geblieben,
Und längſt mit Preis genannt.

Wer iſt noch, der ſich wundert,
Daß Ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt?

Voltaire hatte ſeinen Namen in den Steinplatten über dem Eingange zur Uhr einmeißeln laſſen. Ein Blitzſtrahl aber ſprengte im Jahr 1798 die Platte, und ließ bedeutſam nur das taire ſtehen. Ueberhaupt zog die Höhe des Münſterthurms von jeher den Blitz an und die dadurch entſtandenen Brände, ebenſo Erdbeben, drohten der Pyramide ſchon mehrmals den Einſturz. Im Jahr 1757 ſchmolz durch einen Brand, welchen ein Blitzſtrahl entzündete, das Blei, womit das Dach

des Kirchenſchiffs belegt war, und rann von demſelben hernieder. Im Jahr 1833 warf ein Blitzſchlag die Spitze des Thurmes ab. Seitdem hat man den Thurm mit einem Netz eiſerner Blitzableiter umzogen und hoffentlich ſind dadurch fernere Verwüſtungen verhindert. Jedem Schaden wird übrigens eilig abgeholfen; ein ſtädtiſcher Ausſchuß wacht über die Unterhaltung des Münſters. Dieſelbe wird aus den Einkünften des Stiftes zu Unſrer Lieben Frauen beſtritten. In den Archiven der Stiftung, welche einzig dieſen Zweck hat, wird auch Erwins alter Grundriß zu dem Gebäude aufbewahrt.

Im Jahre 1793 wurde das altehrwürdige Gebäude durch das tolle Unweſen der Jakobiner entweiht. Am dritten Dekadi des Brümaire (20. November) wurde das Feſt der Vernunft darin begangen. Auf Befehl der Conventskommiſſäre und der Municipalität waren am 19. November alle Kirchen in der Stadt geſchloſſen und jeder öffentliche Gottesdienſt unterſagt worden, und in der von dem 24jährigen ultrademokratiſchen Maire Monet erlaſſenen Proklamation hieß es: „Da nun das Bündniß der Könige mit dem Prieſterthum zernichtet iſt, ſo gebietet das Geſetz den Bürgern den zehnten Tag der Woche des republikaniſchen Kalenders als einen Ruhetag, ſowie einen Tag feierlicher Vereinigung zu betrachten. Das bisher unter dem Namen Münſter bekannte Gebäude ſoll von nun an unter der Benennung „Tempel der Vernunft“ der einfachen Verehrung geweiht ſein, welche die reinen und vorurtheilsfreien Menſchen den geſelligen Tugenden zu erweiſen gedenken. Dieſer Kultus wird am letzten Dekadi, des Monats Brümaire, um neun Uhr Morgens, ſeinen Anfang nehmen, und die Bürger durch das Geläute der Glocke des Gemeinderaths davon benachrichtigt werden.“

Zur bezeichneten Stunde bewegte ſich, unter dem Andrängen des neugierigen Volkes, der feierliche Zug der Clubiſten nach dem Münſter. Voran ſchritten junge Mädchen und Frauen in weißen Gewändern, die rothe Freiheitsmütze auf dem Haupt. Darauf kam Marats Büſte, von Männern bewacht, die zum Theil Ruthenbündel trugen, theils mit Picken bewaffnet waren. Der Maire, die Mitglieder der verſchiedenen Verwaltungen und die Generalität folgten dem Zug, der ſich unter Kriegsmuſik, die mit Freiheitsliedern abwechſelte, dem Münſter nahte. Ueber dem großen Portal las man auf ſchwarzer Tafel in goldnen Buchſtaben: „Tempel der Vernunft,“ und darunter: „Auf Finſterniß folgt

Licht!“ — Das Innere der Kirche hatte man gänzlich umgestaltet. Längs den Säulen des Schiffes waren übereinander emporragende Sitze angebracht worden, so daß das Ganze ein Amphitheater bildete. Die alte steinerne Kanzel war abgebrochen und durch eine einfache Rednerbühne von Holz ersetzt worden.*) Der am Eingang des Chores stehende große Altar war verschwunden; an seiner Stelle erhob sich eine Bretterwand, einem Berge ähnlich, von dem Felsenblöcke herabzurollen schienen, und auf des Berges Gipfel thronte die große vielbrüstige Bildsäule der Natur und neben ihr die der Freiheit. Unter den vom Berge gestürzten Felsenstücken waren Ungeheuer mit Menschengesichtern und in Priestertracht zu sehen, und um sie her Meßbücher, Rauchgefäße, Dolche. Nicht weit davon Priester von allen Secten, mit einander im Streit. Am Fuß des Berges ein Sumpf, aus dem zwei Gestalten hervorsahen, wovon die eine in der Hand eine blutbefleckte Krone hielt, während die andere ein geöffnetes Buch zu verbergen suchte, dessen Blätter zerrissen waren. Außer dieser theatralischen Darstellung hatte man übrigens wenige Verzierungen angebracht. Hie und da wehten an den Pfeilern dreifarbige Fahnen mit Freiheitsmützen, und an den Seiten der Rednerbühne waren zwei Fahnen angebracht. Auf der einen standen die Worte: „Thron und Altar hatten die Menschheit unterjocht;“ auf der andern: „Vernunft und Kraft haben ihr ihre Rechte wiedergegeben.“

Nachdem die Menge die Sitze des Amphitheaters eingenommen und den innern Raum gefüllt hatte, spielte das Orchester einige Musikstücke und es wurden Lobgesänge auf die Natur angestimmt. Dann betraten der Maire Monet, der bekannte Eulogius Schneider und Andere die Rednerbühne und verkündeten, die Herrschaft der Könige und Priester sei nun vorbei und priesen die anbrechende Herrschaft der Freiheit. Auch entsagten einige katholische Priester durch öffentliche Bekenntnisse ihrem Amt. Nur ein protestantischer Prediger trat, statt seinen Glauben abzuschwören, für die christliche Lehre auf; er wurde indessen verhöhnt und gezwungen, die Tribüne sogleich zu verlassen. Als der letzte Redner geendet, wurden vor dem Altare der Vernunft verschiedene Reliquien und Ablaßbriefe verbrannt. Diese Feier im „Tempel der Vernunft“ währte mehre Stunden. Umzüge und Auto-da-fés von Adelsbriefen, Heiligenbildern, Priesterkleidern und dergl. geschahen noch außerhalb des

*) Sie wurde glücklicherweise nicht zerstört und konnte nach hergestelltem Gottesdienst wieder an ihre Stelle gesetzt werden.

Münſters, und am Abend tanzte ſogar ein Haufe die Carmagnole um die mit Lampen eingefaßte Guillotine.

Dieſen Verirrungen ſollten noch beklagenswerthere folgen. Durch einen Beſchluß vom 4. Frimaire des Jahres II. (24. November 1793) befahlen die Volksrepräſentanten St. Juſt und Lebas, in einer Friſt von acht Tagen ſollten alle Bilder an dem Münſter herabgeſchlagen und auf der Thurmſpitze eine dreifarbige Fahne aufgepflanzt werden. Am 5. December (15. Frimaire) wurde die Schändung des Prachtgebäudes wirklich unternommen, und in kurzer Zeit war der alte Bau ſeines Schmuckes beraubt. Viele Bildſäulen wurden im Herunterſchlagen zerſchmettert, die Basreliefs, unter anderen die ſchönen Figuren über den Portalen verſtümmelt, nur wenige Bilder entgingen der Zerſtörung. Auf die Thurmſpitze wurde ſtatt der dreifarbigen Fahne eine ungeheure, rothangeſtrichene Freiheitsmütze von Blech geſetzt. Uebrigens hatte ſchon vor dem Bilderſturme der fanatiſche Departementsverwalter Teterel von Lyon in der Volksgeſellſchaft den tollen Antrag geſtellt, die allzuſtolze Pyramide abzutragen. Einige Monate ſpäter, kurz bevor die Schreckensherrſchaft zu Ende ging, forderten die Mitglieder der niederrheiniſchen Departementsverwaltung die Repräſentanten Goujon und Hentz auf, alle Kirchthürme im Elſaß zerſtören zu laſſen. Diesmal ſollte jedoch der ſtraßburger Tempel des höchſten Weſens „ein ebenſo kühnes als koſtbares Denkmal der alten Baukunſt," wie ſie ſagten, ausgenommen werden.*)

Nächſt dem Münſter iſt die St. Thomaskirche hauptſächlich beachtenswerth. Der Weg dahin führt über den ehemaligen Gärtnersmarkt, jetzt Gutenbergsplatz, auf welchem ſich ſeit 1840 das von David gearbeitete Standbild Gutenbergs erhebt. Bekanntlich machte Junker Johann Gensfleiſch zum Gutenberg, der 1420 ſeiner Vaterſtadt Mainz den Rücken gekehrt und bald darauf ſich hier niedergelaſſen hatte, in Straßburg ſeine erſten Verſuche um das Jahr 1436. Recht bezeichnend iſt es, daß auf der Rolle, welche der deutſche Erfinder der Druckerkunſt in der Hand hält, die franzöſiſchen Worte ſtehen: „Et la lumière fut."

Die St. Thomaskirche gehört zu den älteſten Gotteshäuſern der Stadt. Sie wurde urſprünglich 670 durch den heil. Florenz neben dem Hoſpitium gegründet, welches dieſer Heilige für ſchottiſche Mönche,

*) S. „Vaterländiſche Geſchichte des Elſaß v. Strobel, fortgeſetzt v. H. Engelhardt. (Straßburg 1841 – 49.) 6 Bd.

ſeine Landsleute, errichtet hatte. Im Jahre 1007 brannte die Kirche nieder und ſie wurde bis 1031 im Rundbogenſtyl, dann in der zweiten Hälfte des 13. und im Laufe des 14. Jahrhunderts im Spitzbogenſtyl neu aufgeführt Nächſt der Predigerkirche, iſt ſie die bedeutendſte Kirche der Proteſtanten, die im Ganzen ſieben Kirchen in Straßburg beſitzen. Im Hintergrunde des Chores, an der Stelle des ehemaligen Hochaltars, glänzt uns das Denkmal entgegen, welches Ludwig XV. dem berühmten Marſchall von Sachſen, dem Sohne der ſchönen Aurora von Königsmark und Auguſts des Starken, errichten ließ. Es iſt von Johann Baptiſt Pigalle ganz in weißem Marmor ausgeführt und wurde im Jahr 1777 mit großen Feierlichkeiten hier aufgeſtellt. Der Künſtler arbeitete fünfundzwanzig Jahre daran. Die Höhe des Denkmals mag etwa 100 Fuß betragen. Es iſt eine allegoriſche Gruppe im Geiſt und Geſchmack jenes auf Stelzen gehenden Zeitalters, aber nicht ohne Feinheit in der Ausführung. Am Fuß einer Pyramide aus grauem Marmor, an welche der Sarg gelehnt iſt, ſteht der Marſchall in mehr als natürlicher Größe, er zeigt ſich in kriegeriſcher Rüſtung, das Haupt mit Lorbeer umwunden, den Feldherrnſtab in der Hand, feſten Trittes die zum Grabe führenden Stufen hinabſteigend und den Tod mit Verachtung anblickend. Zu des Marſchalls Rechten ſieht man die erſchrockenen Wappenthiere und zerbrochenen Standarten der vereinigten Mächte: Holland, England und Oeſterreich, zur Linken die aufgeſtellten Fahnen Frankreichs und einen weinenden, die Fackel umſtürzenden Genius. Der Tod eröffnet den Sarg und ſeine aus dem Leichentuch hervorkommende Knochenhand ſtreckt dem Marſchall das Stundenglas entgegen, während eine zwiſchen Beiden befindliche blühende Frauengeſtalt, Frankreich darſtellend, ſich dem Knochenmann entgegenzuwerfen und den Feldherrn zurückzuhalten ſtrebt. An der anderen Seite des Sarges ſieht Herkules trauernd auf ſeine Keule gelehnt. Auf der Pyramide lieſt man die Inſchrift:

Mauritio Saxoni
Curlandiae et Semigalliae Duci
Summo regiorum exercitum praefecto
Semper victori.
Ludovicus XV.
victoriarum auctor et ipse dux
Poni jussit.
obiit XXX. Nov. Anno MDCCL. aetatis LV.

Digitized by Google

In der Gruft ſteht des Marſchalls Sarg. Als Proteſtant hatte Moritz von Sachſen ausdrücklich verlangt, in dieſer Kirche Straßburgs beigeſetzt zu werden. Der Wuth der Jakobiner entging das Denkmal durch die Klugheit eines Bürgers, der, als die Kirche damals in ein Magazin verwandelt wurde, es durch hohe Stroh- und Heuhaufen den Blicken entzog.

Die St. Thomaskirche enthält auch Denkſteine und Büſten ausgezeichneter Lehrer der hieſigen Hochſchule. So des um die elſäſſiſche Geſchichte hochverdienten Johann Daniel Schöpflins (geb. 1695, geſt. 1771), dem man das wichtigſte Werk über das Elſaß verdankt: Alsatia illustrata, des Helleniſten Johannes Schweighäuſer (geſt. 1830), der Schüler und Studienverwandten Schöpflins Chriſt. Wilhelm Koch (geſt. 1813) und Jeremias Jakob Oberlin (geſt. 1806); die beiden letzteren von dem geſchätzten ſtraßburger Bildhauer Landolin Ohnmacht, der 1834 ſtarb. In einer Niſche des Chores iſt der ſteinerne, mit Figuren gezierte Sarg des Biſchofs Adaloch aufbewahrt, der die älteſte, durch den heil. Florenz gegründete Kirche im Jahr 820 neu herſtellte und wahrſcheinlich in eine Stiftskirche verwandelte. In einer Seitenkapelle werden zwei einbalſamirte Leichen in gläſernen Särgen gezeigt, ein bejahrter Mann und ein junges Mädchen in prächtigen Gewändern. Beide wurden 1802 hier aufgefunden und man hielt ſie für einen Grafen von Naſſau-Saarbrücken mit ſeiner Tochter, vielleicht im 16. Jahrhundert geſtorben.

Die alterthümliche Predigerkirche, deren wir oben gedacht, gewöhnlich die neue Kirche genannt, gehörte einſt den Dominikanern und wurde 1254 nebſt dem anſtoßenden Kloſter erbaut. Zur Reformationszeit, im Jahre 1537 wurde das Kloſter aufgehoben und die Kirche geſchloſſen. Während des Interims von 1550 bis 1561 wurde der evangeliſche Gottesdienſt darin gehalten, und als 1681 Ludwig XIV. das Münſter wieder in die Hände der Katholiken gab, kehrten die Proteſtanten in die Prediger-Kirche zurück, nachdem ſie dieſelbe mit großen Koſten ausgebeſſert hatten. Von dieſer Zeit an erhielt ſie den Namen der neuen Kirche. Sie enthält das Grab des berühmten Dominikaners Joh. Tauler (geſt. 1361), das von Ohnmacht gearbeitete Grabmal des verdienten Predigers Dr. Johann Lorenz Bleſſig (geſt. 1816), der früher durch die Jakobiner hart verfolgt wurde, ſowie die Denkſteine des Theologen Dr. Redslob und des Conſiſtorialpräſidenten von

Türkheim. Auch finden ſich hier Ueberreſte eines alten, gutgemalten Todtentanzes, wahrſcheinlich aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, die 1824, als man die Kirche anweißte, unter der früheren Tünche entdeckt wurden.

Neben dieſer Kirche ſteht die öffentliche Bibliothek, welche an alten Drucken, Handſchriften und merkwürdigen Urkunden reich iſt. Außer der Bibliothek Schöpflins beſitzt ſie auch deſſen Alterthums- und Münzkabinet.

Einen Beſuch verdient gleichfalls das Zeughaus. Früher begleitete Einen zu demſelben nach eingeholter Erlaubniß des in der Nähe der großen Stückgießerei wohnenden Kommandanten ein Veterane mit eisgrauem Schnurrbart, der alle Feldzüge der Republik und des Kaiſerreichs mitgefochten und in Aegypten von Napoleon decorirt worden war. Man durchgeht eine Reihe von ſechs Sälen, in welchen alle Waffenſtücke vom größten bis zum kleinſten, für Artillerie, Reiterei und Fußvolk ſich aufgehäuft finden. Ueber 150,000 Gewehre ſind hier aufgeſtellt und an 1000 Geſchütze. Außerdem ſind auch geſchichtlich merkwürdige Rüſtungen und altes Waffengeräthe zu ſehen. Hier wollen wir noch einſchalten, daß es zur vollſtändigen Ausrüſtung Straßburgs 900 Kanonen bedarf und noch weitere 300 für die Citadelle. Wer Frankreich noch nicht geſehen, dem werden die Soldaten der Beſatzung und ihre Uebungen einen neuen Eindruck gewähren, beſonders die kleinen und behenden Chasseurs d'Afrique, auf deren gebräunten Geſichtern ſich die heiße afrikaniſche Kriegsſchule auf den erſten Blick verräth.

Das neue Schauſpielhaus, welches die Gemeindekaſſe über zwei Millionen koſtete, wurde in den Jahren 1805 bis 1821 gebaut; es iſt ein großes ſtattliches Gebäude mit einem ſchönen Periſtyl von ſechs joniſchen Säulen, über welchen ſechs Muſen (Melpomene, Clio, Thalia, Terpſichore, Euterpe und Erato) von Ohnmacht, angebracht ſind.

Auf dem großen Paradeplatz ſehen wir das gelungene, von dem ſtraßburger Bildhauer Graß gefertigte Standbild Klebers. Dieſer berühmte General, der als Oberbefehlshaber in Aegypten am 14. Juni 1801 zu Kairo durch den Dolch Soleymans ſeinen Tod fand, und mit ſeinen elſäſſiſchen Landsleuten Weſtermann, Kellermann und Rapp zu den glänzendſten Feldherren der Franzoſen gehört, wurde bekanntlich in Straßburg geboren.

Die straßburger Universität wurde als solche im Jahr 1621 eingeweiht. Anfänglich bestand hier eine von Jakob Sturm im Jahr 1538 gegründete gelehrte Schule; dann gewährte Kaiser Maximilian II. der Stadt eine Akademie mit dem Rechte Magister und Baccalaureen der Philosophie zu ernennen, und 1621 erhob endlich Ferdinand II. diese hohe Schule zum Rang einer Universität. Sie hatte einst viele berühmte Namen aufzuweisen und blühte bis zur Revolutionszeit. Unter Napoleons Herrschaft, am 30. Floreal des Jahres Elf (20. Mai 1803) wurde sie in eine Akademie verwandelt; die Protestanten behielten ein theologisches Seminar, eine städtische Anstalt, die noch besteht und insofern als eine Art Fortsetzung der früheren Universität zu betrachten ist, als sie die Vorliebe für deutsche Wissenschaft beibehält. Seit dem Jahre 1825 hat die Akademie in einem stattlichen Gebäude im St. Nikolai-Quartier ihren Sitz; daselbst befindet sich auch ein reich ausgestattetes Naturalienkabinet. Daß im vorigen Jahrhundert Göthe an der Hochschule den Beschluß seiner juristischen Studien machte und 1772 den Doktorhut erwarb, daß er hier mit Herder, Lenz, Jung-Stilling, Heinrich Leopold Wagner jene für die Entwicklungen unserer neueren Poesie so einflußreiche Zeit verlebte, welche den ersten Ausströmungen seines Genius vorausging — dies bedarf wohl für keinen gebildeten Deutschen einer Erwähnung. Wem sollte nicht die Schilderung seines straßburger Aufenthaltes und jenes süßen Verhältnisses zu Friederike Brion, der Pfarrerstochter von Sesenheim, aus „Wahrheit und Dichtung" bekannt sein?*) —

Das Denkmal des bei Marengo gefallenen General Desair, von welchem unser Werk eine Abbildung enthält, steht auf einer kleinen Insel, eine Stunde von der Stadt entfernt. Napoleon ließ ihm dasselbe errichten. Es ist mit vier Basreliefs von Ohnmacht geziert und trägt die Inschrift: „Au General Desaix l'armée du Rhin. 1800."

*) Das Dorf Sesenheim liegt eine Stunde nördlich von der ehemaligen Feste Drusenheim. Das alte Pfarrhaus, in dem Göthe jene schönen Stunden lebte, ist seitdem abgerissen worden, aber durch Abbildungen bekannt, wie denn das Verhältniß zu Friederike vielfache, größtentheils müßige Erörterungen hervorgerufen hat. Es sei hier nur noch bemerkt, daß Friderike Brion im Hause ihrer Schwester, die einem Pfarrer vermählt war, unverheirathet starb, im November 1813, in ihrem 58. Jahre.

Digitized by Google

Das badiſche Land.

I.

Schliengen. — Müllheim. — Badenweiler.

Wir begeben uns nun auf die rechte Seite unſeres Stromes und gehen wieder von dem Endpunkte des Oberrheinthales, dem alten ehrwürdigen Baſel aus. Etwa eine halbe Stunde vor dem Thore der Stadt, auf der Leopoldshöhe ſteht das badiſche Zollhaus; hier überſchreiten wir die Gränze zwiſchen dem Großherzogthum Baden und der Schweiz. Bald gelangen wir nach **Schliengen,** einem Marktflecken in freundlicher, weingeſegneter Lage, mit 180 Häuſern und 1200 Einwohnern, dem letzten Orte, der am weſtlichen Rande des Schwarzwaldes liegt. Er wird ſchon im Jahr 821 in den Lehnbüchern des Kloſters St. Gallen erwähnt und iſt in der neueren Kriegsgeſchichte bekannt, indem Moreau auf ſeinem denkwürdigen Rückzuge hier am 24. Oktober 1796 durch den Erzherzog Karl angegriffen wurde. Bis jetzt geht die badiſche Eiſenbahn, deren Anlegung im Jahr 1838 begonnen ward, nicht weiter, als hierher. Zwiſchen der Leopoldshöhe und Schliengen rücken nämlich die Vorſprünge des Gebirges bis an den Rhein und bilden bei dem ſogenannten Iſteiner Klotz eine ſteile Wand, an der ſich die Wellen des Stromes brechen. Mit großer Anſtrengung mußte durch dieſen Felſenklotz ein Stollen (Tunnel) geſprengt werden, um der Eiſenbahn Raum zu geben, und vor- und nachher läuft dieſelbe eine kurze Strecke auf einem gemauerten Damme fort.

Stets am Abhange des Schwarzwaldes hinbrauſend, führt uns der Dampfwagen zwiſchen Rebgeländen von Schliengen nach dem heiteren und wohlhabenden Amtsſtädtchen **Müllheim** (mit 4000 Häuſern und über 2260 größtentheils proteſt. Einwohnern). Die Umgebungen dieſes Ortes ſind ſehr fruchtbar und namentlich wächſt hier ein trefflicher Wein, der berühmte Markgräfler. Daher ſagt auch Hebel, der allbekannte Sänger dieſer Gegend, in ſeinen alemanniſchen Liedern:

„Z' Müllen in der Poſt
Tauſig ſappermoſt
Trinkt me nit e guete Wi!
Geht er nit wie Baumöl i,
Z' Müllen an der Poſt."

Das Posthaus liegt außerhalb der Stadt an der Landstraße, die Wirthschaft ist indessen längst aufgegeben. „Mer wirthet nümme“ lautet die Antwort, wenn etwa ein Reisender dort einsprechen will. Doch wird er den Wein in der „Krone“ und den übrigen Wirthshäusern des Städtchens ebenso gut finden. Müllheim ist sehr alt; das Kloster St. Gallen erhielt hier schon im Jahre 758 Besitzungen. Im Jahr 1048 kam der Ort an das Hochstift Basel und später zur Herrschaft Badenweiler. Die Herren von Blumeneck hatten hier einst das Schlößchen Rosenburg.

Es ist in Müllheim auch eine lauwarme Quelle, die zum Baden benutzt wird, es kann hier jedoch keine größere Badeanstalt aufkommen wegen des nur eine Stunde östlich von Müllheim entfernten **Badenweiler.** Dieser uralte Badeort, dessen warme Quellen schon von den Römern gebraucht wurden, wie die 1784 entdeckten weitläufigen römischen Bäder darthun, liegt am Fuße des Blauen in einer romantischen Gegend. Es ist einer der schönsten Punkte des Oberlandes. Der Flecken Badenweiler ist klein und zählt nur an 60 Häuser und 300 Einwohner, aber er ist berühmt durch das Römerbad wie als noch besuchter Kurort. Es kommen jährlich etwa 1000 Kurgäste hierher. Das Bad gehört zu den kochsalzigen, gypshaltigen Thermen und erweist sich besonders heilsam bei beginnender Schwindsucht, Gicht, rheumatischen, hysterischen und hypochondrischen Uebeln, heftigen Wechselfiebern und Störungen in den weiblichen Geschlechtsorganen; auch belebt es die Thätigkeit der Haut und beruhigt ein reizbares Nervensystem. Das Wasser ist geschmacklos, durchaus klar und hat eine Temperatur von + 22° R. Es sind sechs Gast- und Badehäuser mit 44 Badekabinetten vorhanden. Die Preise für Kost und Wohnung sind hier billig und durch seine schöne Lage gehört Badenweiler zu den angenehmsten unter den kleineren Kurorten, namentlich wird es von reichen Baselern und Mühlhäusern besucht.

Die Ueberreste des römischen Bades wurden durch Zufall entdeckt. Sie sind äußerst merkwürdig und nächst dem bekannten Caracalla-Bad zu Rom mag kaum noch dies- und jenseits der Alpen ein besser erhaltenes, großartigeres Römerbad zu sehen sein. Nachdem man die Trümmer ausgegraben und gereinigt, wurden sie durch ein hölzernes Dach gegen Wind und Wetter geschützt; dessenungeachtet litten sie sehr, weil in den letzten französischen Kriegen einmal die Cavalleriepferde darin

untergebracht wurden. Die ganze Länge dieſer Bäder, die zu einem einzigen Gebäude vereinigt waren, beträgt 324 Fuß, die Breite an 100 Fuß. In den vier Hauptbecken zuſammen konnte wenigſtens ein Manipel, vielleicht eine ganze Cohorte auf einmal den „Schweiß der Märſche und das Blut der Schlachten“ abwaſchen. Ring- und Zwiſchenmauern, Fußböden, Treppen, Marmorplatten ſind noch wohl erhalten; auch ſieht man in einem der Vorhöfe noch einen ziemlich erhaltenen Altar, der die Inſchrift „DOJANAE ABNOBAE“ trägt.

Von einem bewaldeten Bergkegel über dem Flecken ſehen die Trümmer des alten Schloſſes Badenweiler herab, das einſt das ganze Thal beherrſchte. Wahrſcheinlich hatten ſchon die Römer dieſen Punkt befeſtigt und ſpäter führte ein Rittergeſchlecht, das aber bald ausſtarb, auf den Grundmauern des römiſchen Caſtells ſeine Burg auf. Ehedem hieß die Burg „Baden“, und von ihr erhielt die umliegende Herrſchaft den Namen. Schon frühe gehörte dieſe Herrſchaft den Herzögen von Zähringen, und Herzog Konrad gab das Schloß ſeiner Tochter Clementia, welche ſich 1147 mit dem Herzog Heinrich dem Löwen von Sachſen vermählte, als Heirathsgut. Bald jedoch trug Heinrich der Löwe es an Kaiſer Friedrich I. gegen andere Grundſtücke und Gefälle in Sachſen ab. Nachdem die Herrſchaft an verſchiedene Beſitzer gekommen, wurde ſie mit den übrigen badiſchen Herrſchaften vereinigt; jedoch erſt im Jahre 1741 wurde ſie von allen Anſprüchen Oeſterreichs, dem ſie 1398 um 28,000 Gulden verpfändet worden war, befreit. Früher war das Schloß ſehr feſt; es überſtand im 16. und 17. Jahrhundert mehre harte Angriffe, im Jahre 1633 wurde es von den Kaiſerlichen erobert und 1678 zerſtörten es die Franzoſen. Seitdem liegt es in Trümmern. Von den Kurgäſten in Badenweiler wird die Ruine täglich beſucht; denn man hat von derſelben eine herrliche Ausſicht auf das Rheinthal und die Vogeſen. Die Herrſchaft Badenweiler war nicht groß, aber ſehr fruchtbar und reich an Wein und edeln Metallen.

Von Badenweiler aus kann man in zwei Stunden den Gipfel des Belchen oder Hochblauen erreichen. Der Belchen, 3597 Fuß hoch und ſich ziemlich raſch aus der Bergkette erhebend, liegt unter den Höhen des Schwarzwaldes dem Rheine am nächſten und die Ausſicht von ſeinem Gipfel beherrſcht den Lauf des Stromes bis hinunter gen Straßburg. Man überſchaut hier außerdem vier verſchiedene Gebirge, im Oſten den Schwarzwald, im Weſten die Vogeſenkette im Süden die

Vormauer des Jura, über welche bei hellem Wetter die Berner Alpen ihre schneeglänzenden Häupter hervorstrecken.

Ein schöner Punkt in der Nähe von Badenweiler, nach welchem die Badegäste häufige Ausflüge machen, ist auch die am südwestlichen Abhang des Belchen liegende ehemalige Probstei Bürglen. Auch hier genießt man eine herrliche Aussicht, von der schon Hebel singt:

„Z' Bürglen uf der Höh',
Nei, was cha me seh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überall,
Z' Bürglen uf der Höh'!"

II.

Freiburg.

Vier Stunden vom Rheine entfernt, am westlichen Fuße des Schwarzwaldes, wo die Dreisam in die Ebene hinabströmt, an der Straße von Karlsruhe nach Basel und dem Eingange ins Höllenthal, liegt Freiburg, die ansehnlichste Stadt des ganzen südlichen Badens, etwa 860 Fuß über dem Meere, in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden. Wenige Städte erfreuen sich einer so reizenden Lage und so romantischer Umgebungen, als diese dritte Hauptstadt des badischen Landes. Frei und malerisch ist sie mit ihrem alten Münster an die dunkelgrünen Höhen des Schwarzwaldes hingelagert, und die mannichfach gruppirten Berge, die lachende gesegnete Ebene, von dem rebenbepflanzten Kaiserstuhl begränzt, verleihen ihr einen ungewöhnlichen Zauber.

Freiburg ist der Sitz der Regierung und des Hofgerichtes des Oberrheinkreises, einer Hochschule, sowie des Erzbischofs der oberrheinischen Kirchenprovinz mit dem Domkapitel. Es hat 13,141 Einwohner, worunter 12,050 Katholiken, 1368 Protestanten und 23 Juden. Die Zahl seiner Häuser beträgt 1208; vor fünfzig Jahren hatte die Stadt nur noch 900 Häuser, während sie dagegen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 1700 zählte. Die Gewerbsthätigkeit Freiburgs wird gefördert

Digitized by Google

durch die bedeutenden Verkehrsſtraßen, welche hier durchführen. Beſonders wichtig iſt aber die Stadt als Mittelpunkt für den Handel und die geſammte Gewerbsthätigkeit des Schwarzwaldes; obſchon in der Ebene gelegen, kann ſie doch die Hauptſtadt des Schwarzwaldes genannt werden. Jede Woche iſt hier ein großer Markt, auf dem die Bewohner des ganzen oberen Schwarzwaldes zuſammenſtrömen, ihre Geſchäfte abzumachen und ihre Bedürfniſſe einzukaufen. Auch werden jährlich zwei Meſſen abgehalten.

Noch im Anfang des elften Jahrhunderts war die Stelle, wo nun Freiburg ſteht, mit dichtem Walde bedeckt; dies geht aus einer Urkunde vom Jahre 1008 hervor, worin dem Biſchofe von Baſel der Wildbann im Breisgau verliehen wird. Erſt gegen Ende des elften Jahrhunderts ſcheinen ſich einige Jäger und Fiſcher hier angeſiedelt zu haben. Bald erhob ſich auf dem nahen Schloßberge eine Burg und es entſtand ein Dorf. Seine eigentliche Gründung verdankt jedoch Freiburg dem Herzog Berthold III. von Zähringen. Dieſer hatte das ſchöne Stadtweſen zu Köln kennen gelernt; er wünſchte auch am Oberrhein eine ähnliche Stadt aufblühen zu ſehen und faßte den Entſchluß, aus dieſem Dorfe eine Stadt zu ſchaffen. Im Jahre 1120 erhob er dasſelbe zur Stadt. Sein Bruder und Nachfolger Konrad gab der neuen Stadt eine Verfaſſung nach dem Vorbilde von Köln, die von Kaiſer Heinrich V. beſtätigt wurde. So gehörte alſo Freiburg zu den erſten Städten, welche eine feſte und geregelte Verfaſſung erhielten. Herzog Konrad faßte auch den Plan zu dem Münſter, deſſen Bau unter ihm begonnen und ſo weit fortgeführt ward, daß ſchon im Jahre 1146 der heilige Bernhard darin zum Kreuzzug predigen konnte. Auch die übrigen Herzöge von Zähringen wirkten in gleichem Sinne für das Emporkommen der Stadt, bis im Jahre 1218 dieſer Stamm ausſtarb, das Erbe zerſtückt und Freiburg als vorgebliches Reichslehen vom Kaiſer eingezogen wurde. Jedoch gab der Kaiſer im folgenden Jahre die Stadt nebſt den zähringſchen Landen in Schwaben und auf dem Schwarzwalde an Egon I., Grafen von Hohenberg, der ſich mit Herzogs Berthold V. Schweſter Agnes vermählt hatte. Deſſen Sohn Egon II. nannte ſich von Freiburg und führte, um die Stadt beſſer im Zaume halten zu können, das feſte Schloß Burghalden auf. Unter dieſen Grafen gewann Freiburg mehr und mehr an Bedeutung. Schon im dreizehnten Jahrhundert erhoben ſich auch, wie in den übrigen deutſchen Städten, die Bürger gegen die alten Geſchlechter, welche das Stadtregiment ganz in ihren

Händen hatten und mit dem Gemeindevermögen willkührlich schalteten. Zuerst wurde im Mai 1248 dem auf Lebenszeit ernannten alten Rathe der Vierundzwanzig ein junger, jährlich neu zu erwählender Rath beigegeben, aus acht Edeln, acht Kaufleuten und acht Handwerkern bestehend, auch ein Ausschuß von vier Rathmannen eingesetzt, der die Einkünfte der Stadt verwalten sollte. Die nächste Zeit rief noch durchgreifendere neue Einrichtungen hervor; gegen Ende desselben Jahrhunderts traten schon die Zünfte hervor und das Gemeinwesen entwickelte sich immer kräftiger.

Mit ihren Grafen gerieth die aufblühende Stadt bald in offene Händel. Egon III. war sehr von Schulden geplagt und die Stadt hatte ihm außer dem Hofstaatszinse noch 200 Mark Silber als jährliche Steuer verwilligt, er machte indessen immer größere Forderungen und neue Eingriffe in die Rechte der Stadt, so daß die Bürger endlich zu den Waffen griffen und die Burg Zähringen zerstörten. Kaiser Rudolf suchte zu vermitteln und die Stadt verstand sich auch zu einigen Gewährungen an die Grafen, bald jedoch war Ursache zu neuen Beschwerden und die Bürger griffen abermals zur Wehr und zerstörten das Schloß Burghalden. Jetzt wollte Herzog Friedrich von Lothringen als Schiedsrichter auftreten, weil aber seine Tochter an des Grafen Sohn Konrad vermählt war, wurde er von der Stadt nicht angenommen, weshalb er den Freiburgern Fehde ankündigte (1296). Im Jahr 1299 rückte Graf Egon selbst vor Freiburg; die Bürger unternahmen mehre kühne Ausfälle und bei einem derselben erschlug ein freiburger Metzger den Bischof von Straßburg Konrad von Lichtenberg, der des Grafen Schwager war. Darauf zogen die Feinde ab und im folgenden Jahre kam ein Vergleich zu Stande. Die Stadt verpflichtete sich darin, dem Grafen siebzehn Jahre lang eine jährliche Steuer von 300 Mark Silbers zu zahlen, wogegen sie das Recht erhielt, das Weinumgeld während dieser Zeit und noch siebzehn Jahre später zu beziehen und die Grafen sich verbindlich machten, Freiburg nicht mehr zu bekriegen. Dieser Kampf war sehr wichtig für die Stadt geworden; ihr Ansehen hatte sich dadurch vergrößert, während das der Grafen geschwächt war. Selbst die Markgrafen Heinrich und Rudolf von Hochberg bewarben sich jetzt um das Bürgerrecht. Im Jahr 1316 starb Graf Egon III.; er hatte bereits ein Jahr zuvor die Herrschaft seinem Sohne Konrad II. übergeben und sich nur 150 Mark Silber aus den Einkünften Freiburgs vorbehalten. Im Jahr

Digitized by Google

1316 wählten ſchon die Rathsglieder den Schultheißen und die Zünfte ihre Zunftmeiſter, ſo daß dem Grafen nur das Beſtätigungsrecht blieb, auf welches man ohnehin nicht achtete. Ja, im Jahre 1327 erwarb ſich die Stadt ſogar für 4000 Mark Silber das urkundliche Gelöbniß von Seiten der Grafen, weder von ihren Gütern etwas zu veräußern oder an der Herrſchaft zu ändern, ſowie keine ihrer Töchter vermählen oder einen Krieg führen zu wollen, ohne Wiſſen und Willen des Rathes. Zugleich erhielt die Stadt freies Recht, ſich mit Jedermann zu verbünden, und ſollte dies nicht gehalten werden, ſo ſei die Herrſchaft von Freiburg den Bürgern ledig und heimgefallen. Dieſes letztere Zugeſtändniß war für die Stadt von größter Wichtigkeit. Bald ſchloß ſie auch Bündniſſe mit nahen und fernen Städten, mit den Markgrafen von Hochberg und andern Grafen und Edeln. Handel und Gewerbe kamen jetzt immer mehr empor; die meiſten adeligen Familien des Breisgaues ließen ſich in Freiburg nieder; die Stadt nahm an Umfang zu und es bildeten ſich Vorſtädte, die im Jahre 1339 durch Kaiſer Ludwig die Rechte der Altſtadt beſtätigt erhielten. Um dieſe Zeit ſoll auch durch Berthold Schwarz hier das Pulver erfunden worden ſein.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hatte Freiburg neue und harte Kämpfe zu beſtehen mit dem Grafen Egon IV., und als dieſelben durch einen Vergleich geſchlichtet waren, übergab ſich die Stadt am 23. Juni 1368 freiwillig an das Haus Habsburg, welches längſt ſeine Hände nach derſelben ausgeſtreckt hatte und in der Folge auch das übrige Breisgau an ſich brachte. Freiburgs blühendſte Zeit war nun vorüber; es wurde von Schulden, die ihr jene Kämpfe mit Egon IV. verurſacht hatten, gedrückt, und in der Schlacht bei Sempach blieben ſeine edelſten Söhne, unter Oeſtreich fechtend. Beſonders wird uns von einem Freiburger mit Namen Martin Malterer gemeldet, der mit ſeinem Leibe den Leichnam des Herzog Leopolds ſchützte und mit dem Banner von Freiburg ehrenvoll fiel. Bald darauf erloſch auch das Geſchlecht der Grafen von Freiburg mit Johann, der im Jahre 1457 ſtarb. —

Als Herzog Friedrich mit der leeren Taſche, der dem entſetzten Pabſt Johann XXIII. in Freiburg eine Zufluchtsſtätte gewährt hatte, in die Acht erklärt wurde, trat die Stadt nur ungern von ihm ab, weil doch eine baldige Rückkehr der alten Ordnung vorauszuſehen war. Am 15. Mai 1415 huldigte ſie dem Reiche, am 10. November 1427 aber wieder dem Herzoge. Kaiſer Sigmund hatte jedoch in die-

ser kurzen Zeit schon mehre herrschaftliche Gefälle verpfändet und die Einnahmen der Stadt verringert.

Im J. 1456 stiftete Erzherzog Albert VII. die Universität, die am 24. April 1460 eröffnet wurde. Der erste Rektor war Matthäus Hummel von Villingen; schon im ersten Jahre zählte man 242 Studenten. Derselbe Erzherzog traf auch neue Einrichtungen im städtischen Gemeinwesen. Er hob die Zünfte auf, theilte die Stadt in sechs Bezirke und setzte die Zahl der Rathsglieder auf vierundzwanzig herab; diese Einrichtung bestand indeß nur fünf Jahre lang.

Schon mehrmals war Freiburg von dem Erzhause verpfändet, jedoch stets wieder ausgelöst worden, bis der Erzherzog Sigmund im Jahr 1468, von großer Schuldenlast gedrückt und aus Haß gegen die Schweizer, die sämmtlichen Besitzungen im Elsaß, Sundgau, Breisgau und auf dem Schwarzwalde um 80,000 Gulden an den mächtigen Herzog Karl den Kühnen von Burgund versetzte, ohne nur die Wiederauslösung zu bedingen. Die Stadt huldigte auf dem Tage zu Ensisheim und Ritter Peter von Hagenbach, ein harter und ausschweifender Gesell, wurde nun auch über sie zum Landvogt eingesetzt. Dieser übte Frevel über Frevel; er war besonders angewiesen worden, die Städte zu mißhandeln. Bittere Klagen erhoben sich über seine Herrschaft, worauf sich der Erzherzog endlich entschloß, gegen den Herzog von Burgund aufzutreten, während die oberrheinischen Städte, unter ihnen auch Freiburg, sich verbanden und den Pfandschilling für die versetzten Lande zu Basel niederlegten. Aber Karl der Kühne wollte diese Besitzungen nicht wieder aufgeben und sein Landvogt setzte sich mit einer ansehnlichen Macht in Breisach fest. Neue Ausschweifungen des wilden Mannes trieben den Haß auf's höchste; die Bürger standen auf, verjagten die wälschen Söldlinge und nahmen den Landvogt gefangen, der sodann nach des Reiches Gesetzen öffentlich gerichtet und Nachts bei Fackelschein enthauptet wurde (1474). Nun brach der sogenannte Burgunderkrieg aus, in dem die schweizerischen Eidgenossen sich unvergängliche Lorbeeren erwarben und Karl der Kühne im Jahre 1477 bei Nancy fiel.

Bald darauf suchte Erzherzog Sigmund diese Lande an die Herzoge Albert und Georg von Baiern zu verpfänden, aber König Maximilian schickte einen Gesandten an die Stadt und ermahnte sie, sich jeder Verpfändung zu widersetzen. Freiburg huldigte hierauf dem Könige am 31. Mai 1490, und dieser sorgte mit wohlwollender Gesinnung

Digitized by Google

für die Stadt, indem er sie von ihrer großen Schuldenlast zu befreien und ihr zerrüttetes Gemeinwesen wieder zu heben suchte. Im Jahr 1498 hielt er hier den Reichstag wegen des Schweizerfriedens, bei welcher Gelegenheit er Freiburg das Recht verlieh, goldene Münzen zu prägen.

Im Bauernkriege wurde Freiburg im Jahre 1524 durch einen Haufen von 20,000 Aufständischen bedrängt; es mußte denselben 3000 Gulden als Brandschatzung zahlen und einiges schwere Geschütz liefern, damit die Bauern, welche das Blockhaus auf dem Schloßberge genommen hatten und mit Hackenbüchsen und Feldschlangen in die Stadt herabfeuerten, wieder abzogen. — Als die Reformation begann, mußte sich Freiburg als östreichische Stadt von jeder Neuerung fern halten; die verdächtigen Bücher wurden auf dem Münsterplatze verbrannt, einige Universitätslehrer mit dem Banne belegt, auch mehre um ihrer Ansichten willen hingerichtet, und im Jahre 1620 endlich wurden die Jesuiten hier eingeführt. Nicht lange nachher zog sich der dreißigjährige Krieg in diese Gegend; am 19. December 1632 erschienen die Schweden zum erstenmale vor den Thoren. Sie wurden abgewiesen, kamen aber am 26. December wieder und der Obrist Bernhard Schaffalitzki forderte die Stadt im Namen des Feldmarschalls Horn zur Uebergabe auf. Die Freiburger suchten sich zu vertheidigen, Landvolk, Bürger und etwa 200 Studenten besetzten die Mauern, zwei Jesuitenpatres bedienten das grobe Geschütz; als aber der Feind die Stadt zwei Tage und Nächte hindurch mit Feuerkugeln beschossen hatte, kein Entsatz nahte und das Belagerungsheer bis zu 10,000 Mann anschwoll, war man gezwungen, sich zu ergeben. Feldmarschall Horn zog am 29. December in Freiburg ein und brandschatzte die Stadt sogleich um 30,000 Gulden. Erst im folgenden Herbst zogen die Schweden ab, kamen aber im Frühjahre 1634 abermals, worauf mehre Jahre lang in Freiburg großer Mangel herrschte. Am 20. März 1638 erschien wieder Herzog Bernhard von Weimar vor der Stadt; der Oberst Escher von Bühningen befehligte darin und leistete hartnäckigen Widerstand, mußte sich aber am 11. April ergeben und es riß von Neuem die traurigste Noth ein. Der schwedische Oberst Friedrich Ludwig Kanoffsky von Langendorf wurde nun Befehlshaber, er verfuhr schonend, als indessen im Juni 1644 das bairisch-kaiserliche Heer heranrückte, sprengte er, um sich zu sichern, die Lehener- und Predigervorstadt in die Luft. Die bairisch-östreichische Armee, 8000 Mann Fußvolk und 7000 Mann

Reiterei unter dem Feldmarschall Mercy, begann die Belagerung, während Türenne mit 10,000 Mann zum Entsaß herbeieilte. Der bairische Feldherr stürmte unaufhörlich, und am 28. Juli mußte ihm die Besatzung die Stadt überlassen; dieselbe zog ehrenvoll nach Breisach ab. Türenne stand in der Nähe und ein neues französisches Heer von 10,000 Mann unter dem Herzog von Enghien, dem nachmaligen berühmten Condé stieß zu ihm. Am 3. August rückte das französische Heer gegen die Verschanzungen, welche Mercy längs des nahen Schinberges gezogen hatte. Mehrmals wurden jedoch die Franzosen mit bedeutendem Verluste zurückgetrieben, fast ihr ganzes Fußvolk war vernichtet, ohne daß die Verschanzungen genommen werden konnten. Darauf zog sich Enghien in der Nacht vom fünften auf den sechsten August zurück und wandte sich waldaufwärts über Denzlingen. Mercy blieb noch einige Tage in seiner Stellung und zog dann ebenfalls den Schwarzwald hinauf, nachdem er eine starke Besatzung in Freiburg gelassen hatte. Von nun an bis zum westphälischen Frieden hatte die Stadt keinen Angriff mehr zu erleiden. Aber durch diesen Friedensschluß war das nahe Breisach Frankreich zugefallen und Ludwig XIV. schien auch Freiburg an sich reißen zu wollen. Man setzte daher alle Werke in Vertheidigungszustand und legte eine ansehnliche Mannschaft in die Stadt. Im Herbst 1677 wurde diese Besatzung jedoch unklugerweise vermindert, welche Gelegenheit die Franzosen schnell wahrnahmen. Unversehens kam der französische Marschall Crequi über den Rhein und stand am 10. November 1677 vor Freiburg. Es lagen noch über 2500 Mann in den Mauern, auch war Ueberfluß an Lebensmitteln, der Befehlshaber General Schütz hatte jedoch schlechte Anordnungen getroffen, und am 16. November mußte er die Stadt räumen. Er zog mit seinen 2500 Mann und 2 Kanonen nach Rheinfelden ab und die Feinde erbeuteten noch 50,000 Scheffel Frucht und 2000 Wagen Wein.

Jetzt blieb Freiburg zwanzig Jahre lang unter französischer Herrschaft, denn durch den Friedensschluß zu Nymwegen im Jahre 1678 wurde es Frankreich förmlich zugesprochen. Ludwig XIV. beschloß Freiburg in eine Festung nach Vauban's System zu verwandeln. Er ließ außer den noch übrigen Resten der Lehener- und Predigervorstadt, die Johannitervorstadt, das Dorf Adelhausen und einige Häuser der Schneckenvorstadt schleifen, um freien Platz für die Vorwerke zu erhalten; er umgab die Stadt mit acht Basteien (St. Peter, St. Christoph, St. Therese, St. Ludwig, Dauphin, König, Königin und Schloßbastei), lei-

Digitized by Google

tete die Dreisam in den Graben und legte auf dem Schloßberge das Adlerschloß, die Sternschanze und das St. Peterschloß an, welche die Stadt beherrschten. Dies alles wurde ungemein rasch ausgeführt. Uebrigens wurden der Stadt auch ihre alten Freiheiten und Rechte bestätigt und der Verkehr begünstigt. Aber sie hatte zu sehr gelitten, um sich wieder erholen zu können; viele Einwohner waren fortgezogen, das Hochstift Basel, welches sich seit 1529 hier befand, war 1678 nach Arlesheim verlegt worden und die Universität hatte sich nach Konstanz übergesiedelt. Auch besserten sich die Zustände nicht, als Freiburg in Folge des ryswiker Friedens im Jahr 1697 wieder an Oestreich zurückgegeben war. Der wiener Hof war nun mißtrauisch gegen die Stadt geworden, entließ gleich nach der Huldigung alle Mitglieder der städtischen Behörden und setzte einen Oberschultheißen ein, ohne dessen Beisein keine Rathssitzung gehalten werden durfte.

In der Folge kämpften französische und östreichische Heere noch öfters um den Besitz dieser Stadt, die — wie Kohl bemerkt — gleichsam der äußerste westliche Punkt in dieser Gegend war, bis zu welchem abwechselnd östreichisches und französisches Territorium vordrangen. Der spanische Erbfolgekrieg drohte sich anfänglich auch hierher zu ziehen, weshalb der Kaiser, um sich der Treue Freiburgs zu versichern, ihm endlich seine alten städtischen Rechte und Freiheiten bestätigte. Als aber die Gefahr vorübergegangen, bezeigte sich die Regierung ebenso mißtrauisch und zurückstoßend gegen die Stadt, wie zuvor. Die Franzosen hielten noch immer das nahe Breisach in ihrer Gewalt; sie machten neue Versuche auch in den Besitz von Freiburg zu gelangen, zuerst durch List, die jedoch vergeblich angewandt wurde. Nach dem Falle von Landau kam Villars am 21. September 1713 mit einer Armee von 150,000 Mann vor die Stadt, in welcher eine Besatzung von 10,000 Mann unter dem Oberbefehle des Feldmarschallieutnants von Harsch lag. Acht Tage später begannen die Belagerer ihren Angriff; die Besatzung machte mehrmals sehr heftige Ausfälle, verlor aber dabei viele Leute. Am 1. Oktober sah sich v. Harsch endlich außer Stande, Freiburg länger zu halten, erklärte den Behörden, daß er sich in das Schloß zurückziehen werde und überließ die Stadt den Bürgern. Da sank den Vätern Freiburgs der Muth, sie kamen zu keinem Beschlusse und es entstand die größte Verwirrung. Zurückgelassene Soldaten fingen an zu plündern, die gefangenen Franzosen brachen aus und liefen durch die Straßen; Niemand wußte sich zu helfen, bis der Rathsschreiber Mayer

mit zwei Bürgern nach der Breſche eilte und dort zwei weiße Fahnen aufſteckte. Villars, der ſchon die Anſtalten zu einem Sturme getroffen hatte, ließ ſich hierauf in Unterhandlungen ein und verſprach die Stadt zu ſchonen und die Plünderung abzuwenden, dagegen forderte und erhielt er eine Million Franken als Entſchädigung und 20,000 Reichsthaler zur Löſung der Glocken. Auch mit der Beſatzung auf dem Schloſſe wurde ein Waffenſtillſtand eingegangen, bis der Kommandant Verhaltungsbefehle vom Prinzen Eugen erhalten hatte, worauf am 16. November die Uebergabe unterzeichnet wurde und den folgenden Morgen die noch 6000 Köpfe zählende Mannſchaft mit klingendem Spiele, fliegenden Fahnen und brennenden Lunten abzog. Freiburg blieb diesmal jedoch nur kurze Zeit in den Händen der Franzoſen; im September 1714 wurde es durch den raſtatter Frieden Oeſtreich wieder zuerkannt.

Durch dieſe Kriegsdrangſale war Freiburg ganz herabgekommen, der größte Theil der Einwohner verarmt. Die Stadt hatte fortwährend eine ſtarke Beſatzung und im Jahr 1704 wurde hier ein Winterlager gehalten, das gegen 60,000 Gulden Unkoſten verurſachte. Im Jahr 1717 betrugen die ſtädtiſchen Schulden über 300,000 Gulden, während die Ausgaben um mehr denn 5000 Gulden die Einnahmen jährlich überſtiegen. Zwar geſtand die Regierung der Stadt nun verſchiedene Erleichterungen zu und der Wohlſtand begann ſich allmählig wieder zu heben, aber ſchon nach kurzer Zeit wurde die Stadt von Neuem durch die Schrecken des Krieges heimgeſucht. Vom Jahre 1740 an blieben oeſtreichiſche Truppen einige Zeit lang in dieſer Gegend, und als ſie wegen des Einfalls der Preußen in Böhmen wieder abzogen, kamen die Franzoſen über den Rhein. Am 17. September 1744 rückte der Marſchall Coigny mit 56,000 Mann vor Freiburg und ſchloß es völlig ein. In der Stadt lagen 8000 Mann unter dem Befehle des Generalfeldmarſchallieutnants Freiherrn von Damnitz. Am 6. Oktober begann die Beſchießung; bald gingen viele Häuſer in Flammen auf. Der König von Frankreich war ſelbſt herbeigekommen und ſah vom Lorettoberge der Belagerung zu, die mit allem Eifer fortgeſetzt wurde, ſo daß von Damnitz die äußeren Werke verlaſſen mußte. Am 26. Oktober begann das Breſcheſchießen und ſchon drohte ein Hauptſturm, da ließ der Kommandant die weiße Fahne aufſtecken und ſchloß am 5. November einen Waffenſtillſtand, worauf die Beſatzung ſich in die Schlöſſer zurückzog. Am nämlichen Abend zogen die Franzoſen in Freiburg ein. Sie ſetzten die Arbeiten gegen die Schlöſſer thätig fort und ſo wurden

Digitized by Google

auch dieſe von der noch 6000 Mann ſtarken Beſatzung geräumt. Dieſelbe durfte mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch die Stadt ziehen, außerhalb der Thore mußte ſie aber die Waffen ablegen und ſich kriegsgefangen geben. Die Franzoſen erbeuteten hundertſiebenundfünfzig metallene, fünfundfünfzig eiſerne Kanonen und mehr als achtzig metallene Bomben und Haubitzen. Bald nach dem Abzuge der Beſatzung zerſtörten ſie nun die Feſtungswerke auf's Gründlichſte und verwandelten die drei Schlöſſer in große Schutthaufen. Nach dem zu Aachen geſchloſſenen Frieden, durch welchen Freiburg wieder an Oeſterreich kam, ſollte die Stadt im Jahre 1753 von Neuem befeſtigt werden. Dies unterblieb jedoch zum Heile der Bewohner und nach und nach begann man an der Stelle der alten Befeſtigungswerke Gärten und Rebgelände anzulegen. Durch die Segnungen des Friedens hob ſich auch der Wohlſtand wieder.

Im franzöſiſchen Revolutionskriege hatte Freiburg nicht ſo Schweres zu erdulden, wie in den früheren Kämpfen Oeſterreichs und Frankreichs. Zwar entrichtete die Stadt eine freiwillige Kriegsſteuer und ſtellte auch eine freiwillige Mannſchaft von 600 Köpfen, die am 7. Juli 1796 bei Wagenſtadt und Tutſchfelden in's Feuer kam und ſich auszeichnete. Der Landſturm mußte ſich aber aus Mangel an Unterſtützung zurückziehen und am 16. Juli rückte der Vortrab der Franzoſen in beſter Ordnung in die Stadt ein. Nach Moreaus Rückzug kam am 21. Oktober der Erzherzog Karl durch Freiburg, ebenſo am 30. Januar 1797, wo er hier feierlich empfangen wurde. Durch den Frieden von Campo Formio wurde indeß der Breisgau im nächſten Jahre als Entſchädigung an den Herzog von Modena, Herkulus den Dritten von Eſte abgetreten. Dieſer nahm erſt 1803 Beſitz von dem Lande, und da er ſchon im Oktober des nämlichen Jahres ſtarb, fiel daſſelbe an den Erzherzog Ferdinand.

Durch den Frieden von Preßburg wurde endlich der Breisgau dem Großherzog Karl Friedrich von Baden zugetheilt, und ſo kam Freiburg nach einer Reihe von beinahe ſechs Jahrhunderten wieder an das zähring'ſche Haus, dem es ſeine Gründung verdankte. Am 30. Juni des Jahres 1806 wurde dem neuen Fürſten gehuldigt, doch trennten ſich Stadt und Land nur ungern von Oeſterreich und noch heutigen Tages denken ältere Leute in Freiburg mit Anhänglichkeit an die oeſterreichiſche Herrſchaft zurück. Die badiſche Regierung bemühte ſich um die Hebung des Wohlſtandes. Freiburg wurde der Sitz aller Provinzialregierungsſtellen, die Hochſchule wurde neu dotirt, ein Erzbisthum und eine

Digitized by Google

evangelische Gemeinde gegründet und manche wohlthätige Einrichtung getroffen. Besonders aber wurde in neuerer Zeit durch die badische Eisenbahn der Verkehr belebt und das Aufblühen der Stadt gefördert.

Der treuherzige alemannische Sänger sagt von Freiburg:

Z' Friburg in der Stadt
Suser lich's und glatt.
Riche Herre, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
Z' Friburg in der Stadt.

In der That macht die Stadt einen ungemein freundlichen Eindruck; außer dem Münster und dem Kaufhause besitzt sie nur wenige alterthümliche Gebäude, aber sie hat im Ganzen sehr viel Malerisches. Die Straßen sind größtentheils krumm und winklicht, doch sind auch einige Hauptstraßen, namentlich die Kaiserstraße, ziemlich breit und sonnig. In manche Straßen schauen die Waldberge herein und fast durch alle fließen, von der Dreisam ausgehend, Bächlein klaren Wassers in ziemlich breiten Rinnsalen, die eine wohlthuende Frische verbreiten und wodurch die Stadt insbesondere ein sauberes und lebhaftes Ansehen gewinnt. — Freiburg besteht aus der eigentlichen Stadt, der Stephanien-Vorstadt, die früher Schnecken-Vorstadt hieß, und dem im Jahre 1826 eröffneten neuen Stadtviertel, das man gewöhnlich die Zähringer-Vorstadt nennt. Unter den vier Thoren der Stadt zeigt das alte Schwabenthor noch ein halb verwischtes Wandgemälde, welches einen schwäbischen Landmann mit einem schwer beladenen Weinwagen darstellt. Am Martinsthore, das die innere Stadt mit der Stephanien-Vorstadt verbindet, ist der heil. Martinus angemalt, wie er seinen Mantel mit dem Armen theilt. Diesem Heiligen ist das Merkwürdige widerfahren, daß ein neuerer Reisebeschreiber ihn für einen oestreichischen Dragoner nimmt und sich ereifert, wie die Stadt Freiburg ihre Vorliebe für das Haus Oestreich so weit ausdehne, Handlungen der Mildthätigkeit, von oestreichischen Soldaten verübt, auf ihren Stadtmauern abzubilden. An diesem Thore befindet sich auch eine Inschrift, welche sich auf den tapferen Beistand bezieht, den die freiwillige Bürger-Schützenmannschaft unter dem Major und Stadtrath Caluri am 7. Juli 1796 zur Vertheidigung der Stadt gegen die Franzosen leistete.

Das freiburger Münster, dessen zierlich durchbrochener rothbrauner Thurm den Reisenden schon von ferne begrüßt, ist fast das einzige in seinem Plane vollständig ausgeführte, größere Werk der altdeutschen Kirchenbaukunst und verdient sowohl wegen der schönen Uebereinstimmung

Digitized by Google

ſeiner Verhältniſſe als wegen der Anmuth im Einzelnen unſere Bewunderung. Der Bau dieſes ganz aus rothem Sandſteine aufgeführten Gotteshauſes wurde unter Konrad, Herzog von Zähringen, der von 1122 bis 1152 regierte, begonnen, der Thurm, der ſchönſte Theil des Ganzen, jedoch erſt in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (ehe noch der ſtraßburger Münſterthurm begonnen wurde) unter dem Grafen Konrad I. von Freiburg vollendet. Mit dem neuen Chor fing man im Jahre 1354 an; von 1471 an wurde der Bau durch Meiſter Hans Rieſenberger aus Gratz fortgeführt und im Jahre 1513 eingeweiht. Im Jahre 1561 zerſtörte ein Blitzſchlag einen Theil der Pyramide, der aber bald wieder hergeſtellt wurde.

Der älteſte Theil des Münſters, der Querbau, iſt im Rundbogenſtyle aufgeführt, die neueren Theile dagegen, welche beim Bau des ſtraßburger Münſters unſtreitig als Vorbild dienten, ſind durchaus im deutſchen Style. Die Höhe des Thurmes beträgt 340 Fuß. Sein unteres Drittheil ſtellt ſich als ein Viereck dar, oberhalb der Empore bildet er ein Zwölfeck, geht dann aber ſogleich in ein Achteck über und endigt in einer achteckigen Pyramide von ſchönſter durchbrochener Steinarbeit. Das Hauptportal iſt reich mit Bildhauerarbeiten geſchmückt und um den ganzen Bau ſind in Blenden zahlreiche Steinbilder von Heiligen, Erzvätern, Propheten, ſowie allegoriſche Figuren angebracht. Das ſüdliche Portal iſt leider durch einen um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts angeflickten Vorbau verunſtaltet. Zu den Seiten des hohen Chores ſteigen zwei kleine Thürmchen auf.

Das Innere des Münſters macht einen herrlichen Eindruck. Die Fenſter ſind mit ausgezeichneten Glasmalereien geſchmückt, die theils aus dem fünfzehnten Jahrhundert herrühren, theils in der neueſten Zeit von Helmle und Hermann aus Neuſtadt gefertigt wurden. Unter dieſen letzteren ſind beſonders beachtenswerth die kleinen Glasgemälde nach Zeichnungen von Albrecht Dürer, die Leidensgeſchichte darſtellend und von Helmle 1826 angefertigt. Unter den ſechs Altären haben mehre ſchönes Holzſchnitzwerk und an dem Hochaltare ſieht man gute Bilder von Hans Baldung, genannt Grün aus Schwäbiſch-Gmünd, um das Jahr 1516 gemalt; es ſind zwei Hauptbilder und acht kleinere, die Himmelfahrt Mariä, die Kreuzigung, die zwölf Apoſtel, die Verkündigung, die Heimſuchung, die Geburt Chriſti, die Flucht nach Egypten und einige Heilige darſtellend.

Digitized by Google

Eine Seitenkapelle enthält zwei Altarbilder von dem jüngeren Holbein, die Geburt Christi und die Anbetung der drei Könige, unten die Familie des Stifters. Der Boden des Münsters ist in neuerer Zeit mit weißen und rothen Sandsteinplatten belegt worden und es wurden deshalb die vielen Grabsteine weggenommen und zum Theil an der Wand aufgestellt. Bemerkenswerth ist namentlich der alte Grabstein des Herzogs Berthold V. von Zähringen, des Letzten seines Stammes, der im Jahre 1218 starb. Er ist senkrecht aufgestellt und zeigt den Herzog in vollständiger Rüstung mit gefalteten Händen auf einem Löwen stehend. Die Grabschrift lautet: Bertholdus V., ultimus Zaeringiae Dux, XIV. Februarii MCCXVIII. sine prole mascula obiit. Cujus ossa sub hac statua in crypta lapidea requiescunt.

Eine schöne, im Rundbogenstyle aufgeführte Kirche besitzt Freiburg in der protestantischen Ludwigskirche, die in den Jahren 1829 bis 1838 erbaut wurde. Sie steht im nördlichen Theile der Stadt, in der Zähringer-Vorstadt, etwas erhöht und von allen Seiten frei. Als die in Verfall gerathene Kirche der alten, fünf Stunden entfernten Abtei Thennenbach abgebrochen und als Baumaterial versteigert werden sollte, faßte man den Plan, dieselbe nach Freiburg zu versetzen, und so wurde diese Kirche unter der Leitung des Oberbauraths Hübsch fast ganz in der alten Gestalt hier aufgerichtet.

Auf der südlichen Seite des Münsterplatzes fällt uns sogleich das Kaufhaus in's Auge, ein Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert, dessen Vorderseite auf fünf Säulen ruht, die eine Rundbogenhalle bilden. An den beiden Ecken desselben treten kleine erkerartige Thürmchen hervor, mit bunten Ziegeln gedeckt und mit Wappen bemalt, und zwischen den fünf Fenstern zeigen sich die Bilder von vier Kaisern und Königen aus dem oestreichischen Hause: Maximilian I., sein Sohn Philipp I. von Spanien und seine Enkel Karl V. und Ferdinand I., „memoriae Archiducum Austriae Regum et Imperatorum, tertio seculi XVI. decennio pos.", wie eine Inschrift links besagt. Der Hauptsaal des Kaufhauses wird gewöhnlich zu Bällen, Concerten und anderen Festlichkeiten benutzt und ist mit mancherlei Wappen und sinnbildlichen Darstellungen ausgemalt.

Digitized by Google

III.

Baden-Baden.

Baden-Baden, die alte Aurelia aquensis, der weltberühmte Kurort, liegt zwischen waldigen Anhöhen in einem der reizendsten Thäler an dem Oosbache, nur zwei Stunden vom Rheine entfernt. Amphitheatralisch breitet es sich am südlichen Abhange des Berges aus, worauf das Schloß Baden steht. Die Stadt ist nicht groß und hat an 6000 meist katholische Einwohner, erweitert sich jedoch von Jahr zu Jahr durch den stets wachsenden Fremdenbesuch.

Bis in die früheste Zeit verläuft sich der Ursprung von Baden und von allen Städten auf dem rechten Rheinufer hat dieser Ort die ältesten Ueberlieferungen. Die fabelhafte Sage greift sogar bis zu den Zeiten der römischen Könige, des Tarquinius Priscus, hinauf, in welchen eine keltische Kolonie sich hier niedergelassen haben soll. Gewiß ist es, daß die kräftigen Heilquellen frühzeitig entdeckt und von den Römern gekannt waren. Nach einem aufgefundenen Denkstein hatten sie den Ort civitas Aurelia aquensis genannt. Die Kaiser Hadrian und Antonin sind nach den ältesten Denkmälern die Gründer dieser Niederlassung gewesen. Trajan brachte das Bad in Aufnahme und unter Caracalla erhielt es den erwähnten Namen. Indeß gelangte der Ort wohl niemals unter den Römern zu einiger Bedeutung, da seiner von keinem römischen Schriftsteller gedacht wird. Trotz der von dem Architekten Weinbrenner und Anderen erträumten einstigen Größe Badens, war es doch nur ein kleines Bad römischer Centurionen und Tribunen, und daß reiche römische Bürger in dieser stets beunruhigten Grenzgegend sich niedergelassen haben, ist unwahrscheinlich. Mit Argentoratum (Straßburg), Salatio (Selz) und Pforzheim war Baden durch eine Straße verbunden und nacheinander hatten die dritte, fünfte, achte und vierzehnte Legion hier ihr Standquartier. Unter Kaiser Probus wurde hier Wein gepflanzt. Als den Römern nach langen Kämpfen das rechte Rheinufer verloren gegangen war, waren die Alemannen die Herren in dieser Gegend und die Oos und Murg bildeten Alemanniens nördliche Grenze gegen die Franken.

Später war hier sechs Jahrhunderte hindurch der Sitz der Markgrafen von Baden, unter denen sich der Ort langsam zu heben begann. Markgraf Hermann IV., im Jahr 1190 auf dem Kreuzzug im heiligen

Digitized by Google

Lande gestorben, wohnte hier zuerst auf der alten Burg. Im Jahre 1243 stand in Baden bereits eine eigne Kirche und 1453 wurde dieselbe in ein Kollegiatstift umgewandelt. Markgraf Christoph, der im Jahr 1475 zur Herrschaft gelangte, verließ das alte Schloß und erbaute das neue, unmittelbar über der Stadt, das er 1479 bezog. Er verlieh auch der Stadt viele Gerechtsame und dieselbe war schon damals ihrer Heilquellen wegen so berühmt, daß jährlich dreitausend Badegäste herbeikamen. Es reisten sogar fremde Fürsten hierher, und Pfalzgraf Otto Heinrich der Großmüthige (gest. 1559) baute neben dem Gast- und Badehause „zum Vogel Greif" ein neues Badehaus „zum Trompeter." Als im Jahr 1551 die Pest auch in diesem Thale wüthete, ließ man in Baden die heißen Quellen überströmen und durch die Straßen dampfen und hierdurch soll der Ort von der Seuche gnädig verschont geblieben sein. Unter den späteren Fürsten that Philipp II. für Baden sehr viel und führte mit großen Kosten an der Stelle des bisherigen Schlosses ein neues auf, dessen Bau ihn tief in Schulden verstrickte. Im dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt arg verheert. Ebenso im pfälzischen Kriege (1689), wo die französischen Mordbrenner unter dem General Düras die Mauern niederrissen, die Gräber der Fürsten in der Stiftskirche erbrachen und am 24. August endlich die Stadt anzündeten. Hierauf wurde die Residenz nach Rastatt verlegt.

Erst zur Revolutionszeit begann Baden recht aufzublühen. Viele reiche Emigrirte ließen sich hier nieder, brachten viel Geld in Umlauf, und das Bad wurde nun auch den höheren Ständen bekannter. Namentlich aber wurde der Rastatter Friedenskongreß dem Orte von großem Nutzen. Während der achtzehn Monate, welche er dauerte, kamen die Gesandten häufig hierher und das Bad erhielt nun im fernen Auslande Ruf. Neue Bauten erhoben sich; 1802 entstand die Antiquitätenhalle, 1808 wurde das Jesuitenkollegium zum Gesellschaftshause eingerichtet und als dieses zu klein geworden, 1822 das Konversationshaus gebaut. Der Pächter der Hazardspiele, Chabert, zahlte schon ein Pachtgeld von 29,000 Gulden. Die neuere Glanzperiode Badens beginnt mit dem Jahre 1838, wo der neue Spielpächter Benazet aus Paris eintrat. Dieser zahlte ein jährliches Pachtgeld von 45,000 Gulden und that in wenigen Jahren mehr für Baden, als in der ganzen Zeit zuvor geschehen war. Seit dieser Zeit wurden neue Gasthöfe aufgeführt, wie der rheinische Hof, europäische Hof, französische Hof; die Trinkhalle wurde angelegt, und wer zu Anfang dieses Jahrhunderts in Baden

Digitized by Google

war und daſſelbe jetzt beſucht, wird es kaum wieder erkennen. Die Zahl der wirklichen Kurgäſte beträgt nun gewöhnlich 10,000, darunter die Hälfte Franzoſen und Engländer. Auch im Winter halten ſich immer 300 bis 400 Fremde in Baden auf.

Unter den Kirchen Badens iſt nur die Pfarr- oder Stiftskirche bemerkenswerth, die ziemlich erhöht auf dem Marktplatze liegt. An ihrer Stelle ſtand zur Römerzeit ein Tempel, wovon man im Jahre 1808 noch einen wohlerhaltenen Moſaikboden entdeckte. Die Kirche rührt aus dem vierzehnten Jahrhundert her, wurde von den Franzoſen 1689 faſt ganz niedergebrannt und im Jahre 1753 wieder hergeſtellt, wie ſie noch heute ſteht. In dieſem Gotteshauſe befinden ſich die Grabmäler der Markgrafen von Baden, ſeit Bernhard I., der 1431 ſtarb, vierzehn an der Zahl. Links vom Hochaltare ſind die Denkmäler von Eduard Fortunatus (geſt. 1600), Bernhard III. (geſt. 1537), Friedrich, Biſchof von Utrecht (geſt. 1515), Leopold Wilhelm, der mit Stahremberg und Montecuculi gegen die Türken focht und anno 1671 zu Warasdein im Ungarlande ſtarb. Ferner von Chriſtoph I. (geſt. 1527) nebſt ſeiner Gemahlin Ottilie und Jakob II., der 1511 als Kurfürſt von Trier ſtarb und deſſen Leichnam im Jahre 1808 von Koblenz hierhergebracht wurde. Rechts von dieſem Altare ſieht man vor allem das Grabmal des 1707 zu Raſtatt geſtorbenen Markgrafen Ludwig Wilhelm, des glorreichen Feldherrn aus den Türkenkriegen, der in ſechsundzwanzig Feldzügen nie geſchlagen wurde, des Prinzen Ludovicus, wie ihn das bekannte Volkslied vom Prinzen Eugen nennt. Das Denkmal iſt von Pigalle gearbeitet, von dem auch das Grabmal des Marſchalls von Sachſen in der Thomaskirche zu Straßburg (ſ. oben); es iſt im ärgſten Perrückenſtyl gehalten.

Die in gothiſchem Style erbaute Spitalkirche iſt gleichfalls alt; ſie hatte früher ſchöne Altarbilder aufzuweiſen, die indeß leider hinweggeſchleppt wurden. Sie dient jetzt auch den Proteſtanten und den ſich zahlreich hier aufhaltenden Engländern als Kirche.

Gleich hinter der Pfarrkirche ſtand früher die Antiquitätenhalle, ein im Jahre 1804 von Weinbrenner in Geſtalt eines griechiſchen Tempels aufgeführtes Gebäude. Es war dazu beſtimmt, die hier und in der Umgegend gefundenen römiſchen Alterthümer aufzubewahren. Jetzt iſt an dieſer Stelle über der hier entſpringenden Hauptquelle (der Urſprung genannt) ein Dampfbad erbaut.

Gegenüber liegt die alte Trinkhalle, eine einfache, jetzt leider verbaute, 100 Fuß lange Kolonnade von dorischen Säulen. Sie war nicht mehr genügend, weshalb im Jahre 1839 der Bau einer neuen begonnen wurde, nach dem Plane des Baudirektors Hübsch. In neuerer Zeit hat man hier die früher in der Antiquitätenhalle befindlichen Alterthümer aufgestellt, einen Meilenzeiger mit dem Namen Marcus Aurelius (Caracalla), einen dem Neptun, mehre dem Herkules geweihte Steine, Grabsteine römischer Krieger u. A. Die neue Trinkhalle, seit dem J. 1843 vollendet, ist das schönste Gebäude in Baden und in durchaus edlem Style aufgeführt. Sie hat eine Länge von 270 Fuß und eine Kolonnade von sechszehn korinthischen Säulen. Das Giebelfeld ist mit schönen Bildhauerarbeiten (von Reich aus Hüfingen) geziert. An den vier Ecken der Halle sind Nischen mit Bildsäulen angebracht; die Rückwand zeigt Fresken, von dem Gallerieinspector Götzenberger in Mannheim herrührend. Dieselben stellen Sagen und Geschichten aus Baden und der Umgegend dar. In den drei kleinen Feldern über dem östlichen Eingange ist die Einwanderung der Römer, die Kultivirung der Gegend durch dieselben sowie ihre Vertreibung dargestellt. Die vierzehn großen Felder der Rückwand enthalten: 1) die Najade der Quelle, im Urwalde sitzend, mit einigen Allegorien. 2) die Nymphen des Mummelsees. Sie führen im Mondschein ihren Reihentanz; der Morgen naht; einige Nymphen kommen von der Höhe; der Alte ruft sie in's Wasser zurück. 3) Die tückische Nymphe des Mummelsees sitzt mit einer Harfe am Ufer unter einem Baume und verlockt durch ihren Gesang die Hirten. Ein junger Hirte wird bezaubert zu ihr hingerissen; sein Vater strebt vergebens ihn zurückzuhalten. 4) Kampf zwischen einem Engel und dem Bösen. Ein Engel spricht links von der Höhe zu dem umhergeschaarten Volke; ihm gegenüber, auf einem Felsen des Hintergrundes, sucht der Teufel das Volk für sich zu gewinnen. 5) Sage vom Badener Schlosse. 6) Sage von der Yburg. 7) Fackeltanz auf Alteberstein, nach Uhlands Gedicht. 8) Geisterhochzeit auf der Burg Lauf. 9) Entführung des Domprobstes von Straßburg nach Windeck. 10) Sage vom Baldreith, dem ältesten Badehause Badens. 11) Der Grafensprung auf Neu-Eberstein. 12) Sage von Lichtenthal. 13) Stiftung des Klosters Fremersberg. 14) Schlußallegorie. Die drei kleinen Felder über dem westlichen Eingange enthalten Allegorien auf die Kunst, die Industrie und den Rhein. In der Mitte zwischen den vierzehn Freskogemälden über den Thüren, dem Haupteingange gegenüber, zeigt

ein langer Fries alle Nymphen Badens im unterirdiſchen Kryſtalltempel verſammelt. Unter dem Frieſe ſteht die Inſchrift:

Leopaldus Magnus Dux Bad.
Saluberrimi fontis haustus
Ut potaturis commodius propinaretur,
Aquas montium jugo deduci
Porticum exstrui jussit MDCCCXLII.

Das ſchöne, von Weinbrenner 1824 gebaute Konverſationshaus hat eine Länge von 350 Fuß und einen Portikus von acht korinthiſchen Säulen. Die innern Räume ſind verſchwenderiſch ausgeſtattet. Von der Halle tritt man in den 150 Fuß langen und 50 Fuß breiten Geſellſchaftsſaal. Zu beiden Seiten befinden ſich mehre kleinere Säle, wovon der zur Linken als Spielſaal, die übrigen als Geſellſchaftsſäle dienen. Der ſogenannte Salon de la renaissance mit den Bildniſſen deutſcher Gelehrten, Dichter und Künſtler, der ſogenannte italieniſche Saal und der Speiſeſaal im öſtlichen Flügel, von dem pariſer Maler Ricquier ausgeziert, ſind beſonders reich eingerichtet. Oeſtlich von dem Mittelgebäude liegt die gallerie des fumeurs und die Reſtauration mit dem erwähnten Speiſeſaal, wo täglich um fünf Uhr zu vier Franken und Sonntags und Donnerſtags auch zu 1 fl. 24 kr. um ein Uhr getafelt wird

Am meiſten ſind faſt immer die Spielſäle gefüllt, die Vormittags von zehn bis Ein Uhr und Nachmittags von drei Uhr bis Mitternacht geöffnet ſtehen. An Werktagen wird gewöhnlich nur an zwei Tiſchen geſpielt, an Sonn- und Feiertagen, wenn größerer Zudrang, werden auch noch in den Nebenſälen Spieltiſche aufgepflanzt. Welche bedeutende Summen das Publikum an dieſer Bank verliert, läßt ſich ſchon aus dem Umſtande abnehmen, daß ein jährliches Pachtgeld von 45,000 Gulden gezahlt wird, die Beſoldung des beim Spiele beſchäftigten Perſonals jährlich wohl einen gleichen Betrag erfordert und daß der Spielpächter, der überdies noch eine Einſtandsſumme von hunderttauſend Gulden zahlen mußte, auch die prachtvolle Einrichtung des Konverſationshauſes beſtritt, ſich dennoch vortrefflich dabei ſteht. Nach einer ziemlich genauen Angabe beläuft ſich die Summe, welche an der Bank zu Baden verloren wird, jährlich auf über 350,000 Gulden.

Weſtlich ſtößt an das Gebäude das Leſekabinet des Buchhändlers Marx, der auch eine Leihbibliothek hier errichtet hat. Neben demſelben befindet ſich das Theater, das jedoch unanſehnlich genug iſt. Mittags

von drei bis vier Uhr und Abends von sieben bis acht Uhr ist hier vor dem Konversationshause besonders der Versammlungsort der glänzendsten Gesellschaft. Der schattige Baumgang, welcher zu dem Konversationshause führt, ist Badens Bazar. —

Die heißen Quellen Badens gehören unter die Kochsalzthermen. Die meisten entspringen in einem kleinen Umkreise, aus den Felsen der Schloßterasse, der Schneckengarten genannt, hinter der Pfarrkirche, von wo sie durch Röhren in die verschiedenen Bäder der Stadt geleitet werden. Sie haben eine Wärme von 40 bis 54 Grad R., ein specifisches Gewicht von 1,003 und geben täglich 500,000 Maaß heißes Wasser. Das Wasser ist hell und klar, perlt wenig, ist geruchlos und hat einen schwachsalzigen Geschmack. Die Hauptquelle, der sogenannte Ursprung, liefert in 24 Stunden 7,345,440 Kubikzoll Wasser. Er besteht eigentlich aus zwei Quellen in einem Gewölbe, das noch von den Römern herrührt und mit Marmor bekleidet ist. Er hat eine Wärme von 54 Grad R. Grade unterhalb der Antiquitätenhalle liegen zwei Quellen, zum kühlen Brunnen genannt, die 37,5 und 43,7 Grad R. haben. Die übrigen Quellen heißen: die Höllenquelle (mit 52,8 Grad R.); der Brühbrunnen (mit 50,5 Grad R., er dient während des Winters zum Brühen des Geflügels und der Schweine); die Judenquellen (mit 54 Grad R.); die Quelle zum Ungemach (mit 52,3 Grad R.); die Murrquelle, neben der Klosterkirche (mit 50,6 Grad R.); die Fettquelle und die Klosterquelle (mit 51 Grad R.). Acht heiße Quellen, die dem ehemaligen Gasthause zum Baldreith gegenüber entspringen und wovon die zur Rechten 40 bis 45 Grad R., die zur Linken 52 bis 53 Grad R. haben, werden die Bütte genannt. Baden hat übrigens auch ein Stahlwasser, das in großer Menge zu Tage gefördert werden kann und 1½ Grad kühler als die mittlere Temperatur der Erde ist. —

Die Großherzogin Stephanie, Wittwe des 1818 gestorbenen Großherzogs Karl und Adoptivtochter Napoleons, besitzt ein Palais in der Stadt, von einem Garten umgeben, sowie ein am Fuße des Merkuriusberges gelegenes und im italienischen Style aufgeführtes Sommerhaus mit reizenden Anlagen, die Jedermann geöffnet sind. Auf dem Gottesacker erinnert ein Denkmal an den am 5. Juli 1832 hier gestorbenen Ludwig Robert, der durch verschiedene Dichtungen bekannt ist.

Auf einem Hügel über der Stadt erhebt sich das neue Schloß, von welchem man nach drei Seiten den herrlichsten Blick auf das Rhein-

Digitized by Google

thal wie in die Thäler von Baden und der Umgegend hat. Zuerst wurde hier im Jahr 1471 durch den Markgrafen Christoph I. ein kleines und einfaches Schloß über den Substruktionen eines römischen Tempels und Bades erbaut. Später ließ Markgraf Philipp II. an der Stelle dieses Gebäudes durch einen italienischen Baumeister einen neuen Palast aufführen und mit Malereien von Tobias Stimmer aus Straßburg auszieren. Dieses Gebäude wurde jedoch im Jahre 1689 zerstört; nur wenige Theile desselben, namentlich einige untere Gemächer blieben verschont. Nach dieser Zerstörung wurde es so wieder hergestellt, wie es jetzt erhalten ist; in neuerer Zeit ist es jedoch verschönert und ein Theil desselben zur Sommerwohnung des Großherzogs eingerichtet worden. Am sehenswerthesten sind in dem Schlosse die unterirdischen Gewölbe und Kammern mit steinernen und eisernen Thüren, welche die Sage zum einstigen Sitze eines Vehmgerichtes machte. Es sollen aber römische Substruktionen sein, die im Mittelalter in Burgverließe verwandelt wurden. Eins dieser Gemächer wird die Folterkammer genannt und ein kleiner Gang mit einer Fallthüre heißt der Jungfernkuß, denn es wurde gefabelt, daß hier die zum Tode Verdammten, wenn sie diese Thüre betraten, in die Arme einer eisernen Jungfrau fielen, die sie mit Messern und Stacheln umkrallte. — Es sind auch viele Bildnisse badischer Markgrafen bis zum Aussterben der alten Linie (1771) in dem Schlosse zu sehen; ein schön angelegter Schloßgarten mit mehren Lusthäuschen schließt sich daran.

Ernst blickt die graue Ruine des alten Schlosses von dem mit Tannen und Eichen bewachsenen Berggipfel auf die glänzenden weißen Neubauten in der Tiefe herab. Links an dem neuen Schlosse vorüber führt ein ziemlich steiler Waldweg zu demselben, auf welchem man beinahe eine Stunde zu steigen hat; ein neuer in Windungen gezogener Fahrweg ist bequemer, doch länger. Die Ruine ist überall zugänglich gemacht, sowie vor weiterem Verfall bewahrt worden. Die Reste zeigen, daß das Schloß einst ziemlich weitläufig gebaut war. Sein Ursprung mag bis in das zehnte oder elfte Jahrhundert zurückreichen. Markgraf Hermann IV. wohnte um das Jahr 1160 zuerst auf dieser Burg und nach ihm war sie der Sitz der Markgrafen, bis Markgraf Christof I. im Jahre 1479 das neu erbaute tiefer unten gelegene Schloß bezog. Doch beschloß dieser nicht sein Leben daselbst; als er in Wahnsinn versank, wurde er 1518 auf die alte Burg zurückgebracht und starb hier im Jahre 1527. Später war das alte Schloß noch Wittwensitz einiger

Markgräfinnen, bis es im Jahre 1689 von den Franzosen zerstört wurde und seitdem immer mehr verfiel. Auch sind jetzt nur Trümmer übrig. Mehre Thorbogen, deren erster das badische Wappen trägt, führen ins Innere der Ruine, wo man gleich beim Eingang zur Rechten die sogenannten Kellergewölbe sieht, welche jedoch nur eine Halle mit besonderen Gefängnissen waren. Zur Rechten lag der Rittersaal. Eine Treppe führt zu dem Rondel und dem viereckigen Thurme, den höchsten Zinnen des Schlosses, und von hier genießt man eine reizende und umfassende Aussicht, die in deutschen Landen kaum ihres Gleichen hat. Das weite gesegnete Rheinthal von Worms bis unterhalb Straßburg liegt vor den Blicken, im Vordergrunde das schöne Thal von Baden. In der ehemaligen St. Ulrichskapelle, gleich links beim Eingange, ist eine Wirthschaft eingerichtet.

In der Nähe des alten Schlosses, gegen das Thal von Baden hin, liegen merkwürdige, vielfach zerklüftete Porphyrmassen, die bald gleich Thürmen in beträchtlicher Höhe schroff emporsteigen, bald gleich einem Felsenmeer durcheinander geworfen sind. Ein bequemer Weg führt am Fuß der Felswand hin bis zur sogenannten Teufelskanzel, ein anderer zieht sich bis zur Spitze der Felsen. Zahlreich angebrachte Wegweiser lassen den Wanderer nicht irre gehen.

Vom alten Schlosse aus wird gewöhnlich die Ruine Alteberstein besucht, die auf einem 1296 Fuß hohen Felsenvorsprunge über dem Dorfe Ebersteinburg liegt, etwa drei Viertelstunden von dem Schlosse entfernt. Diese Burg steht nach neueren Untersuchungen auf der Stätte eines römischen Wartthurms, der im dritten Jahrhundert erbaut worden sein mochte. Die Mauerwerke rühren aus der Zeit der fränkischen Kaiser bis zum vierzehnten Jahrhundert her. Von dieser Burg schrieb sich einst das mächtigste Geschlecht dieser Gegend, welches schon im zehnten Jahrhundert das Grafenamt im Uffgaue verwaltete. Mehre Jahrhunderte hindurch hatten die Grafen von Eberstein hier ihren Sitz, bis sie gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Neu-Eberstein bauten. Im Jahr 1337 bei der Fehde mit Graf Eberhard dem Greiner von Würtemberg wurde die Burg verbrannt. Die Grafen von Eberstein aber geriethen durch ihre beständigen Kämpfe so tief in Schulden, daß Graf Wolf, der bereits 1380 als Hauptmann über die Söldner in die Dienste der Stadt Speier getreten war, im Jahre 1387 sich genöthigt sah, seinen halben Antheil an der Grafschaft, mit Ausnahme der Feste Mandelberg, an den Markgrafen Rudolf VII. von Baden um

Digitized by Google

8000 Gulden und weitere 2000 Gulden zur Tilgung verschiedener Schuldposten zu verkaufen. Der letzte dieser Grafen war Casimir, der sich mit Marie Eleonore, Gräfin von Nassau-Saarbrücken vermählt hatte, aber wenige Monate nach seiner Hochzeit am 22. December 1660 starb. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts gelangten die Markgrafen von Baden endlich in Besitz der ganzen alten Grafschaft Eberstein.

Nach der Erbauung von Neu-Eberstein wohnten meistens Beamte auf Alteberstein. Als dasselbe jedoch an die Markgrafen von Baden gekommen war, hielten sich die Markgrafen Hermann V., Friedrich II. und Hermann IX. häufig hier auf und erweiterten die Burg. Im Jahr 1453 wurde in dem Testamente des Markgrafen Jakob I. diese Burg dem Markgrafen Karl I. zugetheilt, aber zu dieser Zeit mochte sie selten mehr zum Wohnsitze der Markgrafen gedient haben. Schon im Jahre 1473 übergab Markgraf Karl I. die Burg seinem Haushofmeister Hans von Bergen zu lebenslänglicher Wohnung, unter der Bedingniß, daß er sie in gutem Zustand erhalte. Später mochten noch einige Lehnsleute der Markgrafen hier gewohnt haben. Aber seit dem Jahre 1573 stand die Burg verödet und fiel in Trümmer.

Eine Sage von dieser Burg, die der treffliche Uhland besungen, ist uns von alten Chronikschreibern aufbewahrt. Kaiser Otto I. — so wird erzählt — belagerte einmal Eberstein dritthalb Jahre lang, konnte es aber nicht in seine Gewalt bekommen. Da wollte er List gebrauchen. Er schrieb ein Turnier nach Speier aus. Auch die drei Grafen von Eberstein erschienen darauf und ihre Abwesenheit sollte zum Berennen der Feste benutzt werden. Beim nächtlichen Reigen aber verrieth ein edles Fräulein dem jüngsten der Grafen des Kaisers Anschlag. Hierauf eilten die Brüder noch in selbiger Nacht auf die Burg zurück, nachdem sie, um den Kaiser zu täuschen, für den folgenden Tag einen Preis ausgesetzt hatten. Der Sturm der Kaiserlichen wurde zurückgeschlagen. Bei den darauf folgenden Unterhandlungen wurden die Abgesandten des Kaisers noch von den Grafen überlistet, indem diese Fässer mit doppelten Böden bereiteten, die Wasser enthielten, und über große Haufen Spreu dünne Lagen von Getreide oben hinstreuten. Dieser vermeintliche Ueberfluß an Lebensmitteln bewog die Belagerer, die Fehde friedlich zu schlichten, und der Kaiser gab dem jüngsten der Brüder, Grafen Eberhard, seine Schwester Hedwig zur Gemahlin. Diese Sage entbehrt

jedoch der geſchichtlichen Begründung; ſie iſt in einem Freskogemälde der Trinkhalle zu Baden dargeſtellt (ſ. o.).

Ueberaus lohnend iſt die Ausſicht von dieſer Ruine, beſonders nach dem blühenden, wohlangebauten untern Murgthale hin, mit den Ortſchaften Kuppenheim, Biſchweier, Rothenfels, Gaggenau, Ottenau. Das am Fuße liegende Dorf Eberſteinburg zählt 80 Häuſer mit an 480 katholiſchen Einwohnern und iſt ziemlich arm. Zwiſchen dem Dorfe und der Burg ſoll vor Zeiten ein Nonnenkloſter, das Natthauſen hieß, geſtanden haben, und eine Sage berichtet, die Kloſtergebäude ſeien durch den Waldbach in die Tiefe hinabgeriſſen worden. Es iſt jedoch nichts Näheres über dieſes Kloſter bekannt und es mochte wohl mehr eine Zelle geweſen ſein.

Oeſtlich von Baden erheben ſich der große und der kleine Staufen. Erſterer, 2240 Fuß hoch, wird auch der Merkuriusberg geheißen; auf ſeinem Gipfel fand man einen römiſchen Votivſtein, der in roher Arbeit den Merkur mit dem Schlangenſtabe und Widder nebſt folgender Inſchrift zeigt:

I. H. D. D.
DEO. MER.
CVR. MER.
C. P. R. V. S. O.

Dieſelbe wurde gedeutet: in honorem domus divinae deo Mercurio Curius Mercator curatione perfecta revalescens votum solvens obtulit. Doch iſt die Deutung auf einen Mercator (Kaufmann) Curius, der dem Gotte dieſen Stein für ſeine erlangte Heilung weihe, etwas kühn. Man hat dieſen Denkſtein wieder auf der Höhe aufgeſtellt. Auch ließ im Jahre 1837 der Großherzog Leopold oben einen 75 Fuß hohen Thurm errichten, damit man die herrliche Ausſicht beſſer genießen könne. Der bequemſte Weg auf den Merkuriusberg führt an der bereits erwähnten Teufelskanzel vorüber, einem Felsblock, der ſeinen Namen einer Sage verdankt, wonach hier der Teufel mit einem Engel, der das Chriſtenthum verkündete, einen Wettkampf beſtand (ſ. o.). Ein anderer Fels, welcher der Teufelskanzel gegenüber liegt, wird darum die Engelskanzel genannt. —

Ein ſchöner Baumgang, der in der Nähe des Konverſationshauſes beginnt, führt in etwa drei Viertelſtunden nach dem Kloſter Lichtenthal, dem beſuchteſten Punkte in den Umgebungen von Baden. Vom Morgen bis zu ſpäter Abendſtunde iſt dieſer Weg von Kurgäſten belebt.

Digitized by Google

In früheren Zeiten hieß das romantiſche Thal mit dem Dorfe nur Beuern und allein das düſtere Nonnenkloſter trug den Namen Lichtenthal; jetzt aber iſt dieſer Name auf das ganze Thal übergegangen. Noch ehe man das Dorf ſelbſt betritt, winken zur Rechten und Linken vielbeſuchte Wirthſchaften, auch befindet ſich an dieſem Wege das Ludwigsbad mit ſchönen Anlagen und Lauben, wo ſtets Gäſte anzutreffen ſind. Das Kloſter liegt an dem Oosbache, angelehnt an den Cäcilienberg; es iſt ein weitläufiges Gebäude, deſſen Ringmauern Scheunen, Stallungen, Remiſen und eine dazu gehörige Mühle umſchließen.

Irmengard, die Wittwe des Markgrafen Hermann V. von Baden und Enkelin Heinrichs des Löwen, faßte im Jahre 1243 den Entſchluß im Beurener-Thale ein Frauenkloſter zu ſtiften, und führte dieſen mit Hilfe ihrer Söhne Rudolf I. und Hermann VI. aus. Der Bau wurde 1245 begonnen und ſtand ſchon nach zwei Jahren vollendet. Die erſten Nonnen mit der Vorſteherin Trudinde wurden aus dem Ciſterzienſerfrauenkloſter Walden hierher gerufen, und am 15. September 1252 wurde das Kloſter durch den ſpeier'ſchen Weihbiſchof Heinrich zu Ehren der heil. Maria, heil. Kunigunde und der eilftauſend Märtyrer eingeweiht. Mehre Töchter des badiſchen Fürſtenhauſes nahmen hier den Schleier, von welchen Adelheid, die Tochter Rudolfs I., Aebtiſſin wurde. Die badiſchen Fürſten bedachten das Stift reichlich, mit der Zeit ſtiegen deſſen jährliche Einkünfte auf 24,000 Gulden und ſo viele Jungfrauen verlangten einſt hier den Eintritt, daß eine päbſtliche Bulle nöthig wurde, welche die Nonnenzahl auf vierzig beſchränkte. Das Kloſter entging den Stürmen der Zeit und den Kriegen; durch den Bauernkrieg litt es nur wenig, ebenſo im dreißigjährigen Kriege. Bei dem Mordbrennerzuge der Franzoſen wurde es gleichfalls verſchont. Eine Kloſterſchweſter hatte früher in dem Hauſe des Kommandanten von Hagenau das löbliche Amt einer Köchin verwaltet, und mit Geſchenken für die Seinigen an denſelben abgeſendet, erlangte ſie ſeine Fürſprache, ſo daß die Nonnen blos die Dächer ihrer Gebäude abdecken laſſen mußten. Bei der allgemeinen Säkulariſation entzog ſich das Kloſter, weil es durch die Ahnen des badiſchen Hauſes geſtiftet worden, dem Schickſale der völligen Aufhebung. Es wurde eine beſtimmte Summe zur Erhaltung der Nonnen ausgeſetzt, deren das Stift nun außer der Aebtiſſin, Priorin und Seniorin fünfzehn hat; das Gelübde wurde auf drei Jahre beſchränkt und den Nonnen der Unterricht der weiblichen Jugend in Beuern übertragen. So wird das Gotteshaus noch heute von frommen Schweſtern bewohnt; dieſelben ſind einer ſtrengen Klauſur unter-

Digitized by Google

worfen und außer dem Unterricht der Dorfmädchen wird ihre Zeit durch weibliche Arbeiten und dgl. ausgefüllt. Bis jetzt zählte das Kloster sieben und dreißig Aebtissinnen, deren erste, Trudinde, aus dem Kloster Wald hierher berufen, von 1247 bis 1249 diese Würde bekleidete, deren jüngste, Amalie Trenkle von Endingen, 1834 eingesetzt wurde. Wir finden darunter vier Markgräfinnen von Baden: Adelheid in den Jahren 1263 bis 1295, Agnes, 1338 bis 1361, Margarethe, 1477 bis 1496 und Maria, 1496 bis 1519.

Die Klosterkirche, zugleich die Pfarrkirche des Dorfes, ist klein und unansehnlich. Neben derselben befindet sich die sogenannte Todtenkapelle, eigentlich das ältere Kirchlein des Klosters, im dreizehnten Jahrhundert erbaut und noch kleiner, als die jetzige Kirche. Großherzog Leopold ließ dieselbe wieder herstellen. Sie ist mit mehren alten und neuen Glasmalereien geziert; an den Seitenaltären sieht man gute Bilder der heil. Agnes, Anna, Apollonia, Barbara, Helena, Kunigunde und Maria, von Hans Baldung gemalt, dessen Tochter und Schwester hier den Schleier genommen hatten. Auch sind die heil. Barbara und Katharina auf dem Chor von diesem Meister. In dieser Kirche war das Erbbegräbniß der badischen Markgrafen bis auf Rudolf VI. oder den Langen (gest. 1372), dessen steinernes Denkmal in der Mitte der Kapelle steht.

Den Speisesaal des Klosters zieren einige Gemälde von der Tochter des Hofmalers Mellin, die zu den Schwestern gehörte.

In einem Seitengebäude im Hofbezirk des Klosters befindet sich eine Waisenanstalt. Dieselbe ist eine Stiftung des Schneiders Georg Stulz aus Kuppenheim (geb. 1778, gest. 1832). Als armer Gesell kam dieser Mann, der im Jahre 1832 von dem Großherzog als Ritter von Ortenberg in den Adelstand erhoben wurde und dem man in seinem Geburtsorte auch ein gußeisern Denkmal errichtet hat, nach England, wurde der erste Schneider Londons und gelangte zu großem Vermögen. Er wandte jedoch seinen Reichthum nur zu gemeinnützigen und mildthätigen Zwecken an, und sandte von Hyeres in Südfrankreich aus, wo er sich niedergelassen hatte, bedeutende Spenden in seine Heimath. Zur Errichtung eines Spitals in seinem Heimathsorte gab er 30.000 Franken, zur Ausbesserung der Kirche daselbst 11.000. Einst schickte er für diejenigen, welche durch eine Ueberschwemmung des Rheins gelitten hatten, 25.000 Franken und zur Bildung des polytechnischen Instituts und des evangelischen Schullehrerseminars in Karlsruhe spendete er 30.000 Franken. Im December

Digitized by Google

1831 schickte er für die Leopold- und Sophienstiftung in Karlsruhe 50,000 Franken. Seine letzte und größte Stiftung bestand aber in 200,000 Franken. Als diese Summe 1835 auf 120,000 Gulden angewachsen, wurde sie zu einem Waisenhause für beide Confessionen bestimmt, das noch in diesem Jahre eröffnet und auch mit anderen Beiträgen bedacht wurde. Die Zahl der Waisen, die hier Aufnahme finden, ist auf fünf und vierzig festgesetzt.

Unter den schönen Punkten in der näheren Umgebung Badens ist noch das Jagdschloß zu nennen, etwa eine Stunde südlich auf einem Bergvorsprung gelegen, von dem man eine weite Aussicht genießt und bei hellem Wetter das straßburger Münster zu erkennen vermag. Markgraf Ludwig Georg von Baden-Baden hat dieses freundliche Schlößchen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbauen lassen; es ist neuerdings wieder hergestellt und neu eingerichtet worden.

Zwei Stunden von Baden entfernt, auf dem Wege nach Rastadt, liegt in dem grünen Dunkel eines kleinen Parks die Favorite, ein hübsches, nur zu Zeiten von dem großherzoglichen Hofe noch besuchtes Lustschloß. Es wurde durch die Markgräfin Sibylla Augusta, eine lauenburgische Prinzessin und Wittwe des berühmten Türkenbesiegers Prinzen Ludovicus im Jahre 1725 erbaut und kostete beträchtliche Summen. In den letzten Jahren ihres Lebens, als der älteste ihrer Söhne mündig geworden war, zog sich diese Dame hierher zurück. Das Schlößchen hat in der Mitte einen runden, durch alle Stockwerke gehenden, mit Zierrathen überladenen Saal, welcher das Licht von oben erhält und mit einer Gallerie umgeben ist. Die verschiedenen Gemächer zeigen noch den steifen, zum Theil gar wunderlichen Rococoprunk. In einem Seitenzimmer sind die Wände mit Fischen, Vögeln und Blumen der seltsamsten Art ausgeziert; in einem Gemache sieht man die Bildnisse der Markgräfin und ihres Gemahls in zwei und siebenzig verschiedenen Anzügen, während die Wände eines anderen mit Miniaturbildnissen der damaligen Gelehrten und Künstler aller Länder bedeckt sind. Auch ein Zimmer im chinesischen Geschmack mit Pagoden und Aehnlichem ist vorhanden, und in einem anderen werden viele Stickereien von der Hand der Markgräfin und ihrer Hoffräulein aufbewahrt. Am merkwürdigsten ist die sogenannte Prangküche mit einem Ueberfluß aller nur erdenklichen Tafel- und Küchengeräthe des vorigen Säculums, mit einer ganzen Folge von Tischaufsätzen von holländischem Porzellan in der Gestalt von Hirschen, Vögeln, Fischen und Gartenfrüchten.

Digitized by Google

Dem Schlößchen gegenüber, im Dickicht des Parks, befindet sich eine Einsiedelei, die von dem Volke der Umgegend oft besucht wird. Hierher pflegte sich die Erbauerin der Favorite während der Fastenzeit von ihrem üppigen Leben zurückzuziehen, sich kasteiend und Bußübungen sich auferlegend. Sie schlief alsdann hier auf einer Strohmatte, legte ein härenes Gewand und einen Stachelgürtel an. Von dem leichtgläubigen Volke wurde deshalb die Dame, die sonst ein genußsüchtiges und nichts weniger als entsagendes Leben führte, gleich einer Heiligen geachtet; dasselbe erzählte sich mancherlei Mährchen über ihre Büßungen und betrachtet noch immer mit Ehrfurcht das Gewand, den Gürtel und die Strohmatte der Markgräfin.

Nur wenige Schritte von der Favorite liegt das alte Städtchen Kuppenheim, mit 250 Häusern und 1649 Einwohnern, die sich von Feldbau und Viehzucht nähren, auch einigen Handel mit Holz treiben. Hier ist der Eingang in das herrliche Murgthal, das zu den schönsten Thälern Deutschlands gezählt werden darf und von Baden aus sehr häufig besucht wird. Sehenswerth ist besonders Gernsbach, ein gewerbfleißiges altes Städtchen mit 304 Häusern und 2189 Einwohnern, die vornehmlich Holzhandel treiben, wie das Holzfällen und die Flößerei denn eine Hauptbeschäftigung in diesen Schwarzwaldgegenden sind. Aus den kleinen Flößen, welche auf der Murg, Rench, Kinzig und Alb dem Rheine zugeführt werden, setzt man die großen Flöße zusammen, welche alljährlich den Strom hinunter nach Holland gehen. In dem badischen Kampfe im Juni 1849 fand hier, als die Aufständischen an der Murg noch Widerstand zu leisten versuchten, ein Treffen zwischen ihnen und den Preußen statt.

Von hier führt ein Weg, das enge und romantische Thal hinauf, zu einer einsamen, schönen Kapelle, Finsterklingel oder Klingel genannt, in der sich vor Zeiten eine Einsiedlerin aufhielt, welcher späterhin Waldbrüder folgten, die jedoch kein allzu frommes Leben geführt haben sollen, so daß der Letzte derselben wegen schlechten Wandels davon gehen mußte. Hinter dem Altare dieses Gotteshäuschens sieht man einen alten Baumstrunk, und daran knüpft sich die Sage, eine fromme Wanderin habe einst an dem Baume ein Bild des Gekreuzigten gefunden und dieses Bild habe zu ihr geredet, an der Stätte eine Kapelle zu errichten. Die Kapelle hat eine eigene Stiftung für ihre Unterhaltung und den Gottesdienst, der jedoch nur zeitweise stattfindet.

Digitized by Google

Auf der waldigen Höhe, 1033 Fuß über dem Meere und eine ſtarke halbe Stunde von Gernsbach ſowie an drei Stunden von Baden entfernt, liegt Eberſtein, auch Neueberſtein genannt, eine ſchon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vorkommende Burg, auf der einſt die Grafen von Eberſtein ſaßen (ſ. o.). Als im Jahre 1660 der eberſtein'ſche Mannesſtamm erloſch, fiel die eine Hälfte dieſer Burg an die Markgrafen von Baden-Baden, die andere aber durch die Erbtochter Albertine Sophie Eſther an den Herzog Friedrich Auguſt von Würtemberg-Neuſtadt, und nun wohnten badiſche und würtembergiſche Verwalter darin. Dabei zerfiel die Burg indeß nach und nach und gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts diente ſie nur noch zu einer Meierei. Im Jahre 1691 brannten mehre Gebäude nieder, dann wurde bis 1706 das baden-baden'ſche Archiv hier aufbewahrt. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch der würtembergiſche Verwalter nach Gernsbach herunterzog, ſtanden die Gemächer leer und wüſt und nur Tagelöhner nahmen nach oben ihre Wohnung. Endlich fand der Markgraf Karl Friedrich Wohlgefallen an der ſchönen Lage, ließ ſich die Burg von ſeinem Vater im Jahr 1798 ſchenken und dieſelbe wieder herſtellen. Im Jahr 1829 kam dieſe Beſitzung an den Großherzog Leopold, der ſie von Neuem herſtellen und ausſchmücken ließ und ſich im Sommer öfters hier aufhielt.

Das Thor des Schloſſes iſt im Style des ſiebzehnten Jahrhunderts gebaut. Auf einem Strebepfeiler des unteren Zwingers ſteht eine von Verſchaffelt gefertigte Nachbildung des antiken Ebers, der ſich in Florenz befindet. Die inneren Räume haben wenig von ihrem mittelalterlichen Charakter bewahrt. Der alte Ritterſaal iſt in einige Zimmer umgewandelt; in einem derſelben ſind die Bildniſſe der badiſchen Markgrafen von Herman I. bis Karl Wilhelm zu ſehen, verkleinerte Kopien der im Schloſſe zu Baden befindlichen Gemälde. In dem neuen Ritterſaale, in der Ecke gegen die Murg und Gernsbach, ſtehen und hängen viele wohlerhaltene mittelalterliche Waffen und Rüſtungen umher; die Fenſter ſind mit Glasmalereien von Helmle in Freiburg geſchmückt, auch ſieht man darin einen Kredenztiſch mit kunſtreichen Bechern und Humpen aus Silber und Elfenbein und anderem Geräthe. Ueberhaupt bewahrt das Schloß manche alterthümliche Gegenſtände. In einem runden Gemach, das einen Balkon hat, befinden ſich an den beiden Flügelthüren Glasmalereien aus dem ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, die früher dem Kloſter Truttenhauſen im Oberelſaß angehörten. Der Wartthurm,

dessen oberster Theil abgebrochen wurde, hat ein Gemach, worin ein geschnitzter Lehnstuhl zu sehen, der dem Großherzog Leopold 1830 von der Stadt Freiburg geschenkt ward. Die Aussicht von diesem Thurme wie von der Schloßhöhe überhaupt, namentlich in das hintere Murgthal, ist reizend.

Ein besonders anziehender Punkt in dem Murgthale ist ferner das Dorf Fohrbach, das sich am linken Ufer des Flüßchens hinzieht, mit 170 Häusern und 1260 katholischen Einwohnern. Der Ort hat eine schöne Kirche mit einigen guten Gemälden von Koppmann und Grund; zugleich ist sie wohl die reichste Kirche im Lande, denn außer ansehnlichen Kapitalien und Gefällen besitzt sie 4450 Morgen Waldungen.

Auch Rothenfels, ein altes Dorf mit 206 Häusern und 1451 Einwohnern, verdient noch Erwähnung. Markgraf Wilhelm hat hier einen freundlichen Landsitz mit einem Schlößchen, Oekonomiegebäuden und Anlagen. Als man im Jahr 1839 hier Bohrversuche nach einem Steinkohlenlager anstellte, wurde in einer Tiefe von 330 Fuß eine lauwarme salinische Mineralquelle entdeckt. Man richtete deßhalb eine Badeanstalt ein und die Quelle liefert in vierundzwanzig Stunden 3200 Maaß Wasser für die Trinkhalle und 20,000 Maaß für die Bäder. Anfänglich wollte dieses Bad nicht recht aufkommen, doch erfreut es sich nun eines gewissen Zuspruchs.

In der entgegengesetzten Richtung, an zwei Stunden südlich von Baden, liegen auf einem abschüssigen, 1767 Fuß hohen Bergkegel, die Trümmer der Yburg, von deren noch wohl zugänglichem Thurme man den herrlichsten Blick über den Schwarzwald und das Rheinthal genießt. Diese Ruine war einst von ansehnlichem Umfange. Die Ringmauern, an welchen der Berg jäh abstürzt, sind ziemlich erhalten, sowie ein Thor und einer der Thürme; der andere Thurm wurde vor etwa dreißig Jahren durch den Blitz zerstört. Im Innern des Burgraums befindet sich nun eine Wirthschaft und sind ein paar Gartenbeete angelegt; einige hohe Tannen strecken sich über das alte Gemäuer empor. In einem der beiden Brunnen, die noch heute das Wasser liefern, fand man vor mehren Jahren zwei silberne Kannen.

Die Geschichte dieser Burg ist dunkel. Wahrscheinlich hatten schon die Römer hier einen Wartthurm errichtet; auch zeugen Mauerreste dafür, daß wenigstens die Grundmauern römischen Ursprungs sind. In späteren Zeiten mochte hier ein Adelsgeschlecht seinen Sitz gehabt haben. Eine alte Sage erzählt, daß die Burg Bernstein bei Herrenwies von

Digitized by Google

den Herren von Yburg erobert und zerstört worden sei, weil die Bernsteiner hier eine Tochter geraubt hätten. Dieß Geschlecht muß jedoch frühzeitig außer Besitz der Burg gekommen sein. Schon 1328 kaufte Markgraf Rudolf III. dieselbe nebst Steinbach und Sinsheim von seinem Vetter, dem Markgrafen Friedrich II. und in einem Lehnbriefe des Königs Wenzel für Markgraf Bernhard I. wird der Yburg gleichfalls gedacht. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde die Burg wieder aufgebaut und befestigt. Dann soll hier der Markgraf Eduard Fortunatus sein falsches Geld haben prägen lassen; jedenfalls hatten die Chemiker des Markgrafen, Pestalozzi und Muscatella hier ihr geheimes Laboratorium. Wahrscheinlich wurde die Burg im Jahre 1689 von den Franzosen zerstört. Noch knüpfen sich viele Sagen von Poltergeistern an die Trümmer, wozu auch der Umstand Anlaß gegeben haben mag, daß alle Gewitter von Straßburg her der Yburg zuziehen und hier sich entladen.

Nördlich von der Yburg liegt der 1755 Fuß hohe waldige Fremersberg, auf dem noch vor einigen Jahren ein Franziskanerkloster stand, nun aber eine Wirthschaft den Wandrer einlädt. Vor alten Zeiten, als der Wald noch größer und dichter, war hier eine Klause, worin einige Einsiedler ihr stilles Leben führten. Der Zufall ließ einstmals den Markgrafen Jakob, als er auf dem Fremersberg jagte, sich hier am späten Abend verirren. Vergeblich ließ er sein Jagdhorn erschallen, damit ihn die Seinigen auffinden und zurecht leiten möchten. Nur die Klausner vernahmen die Hornrufe, kamen mit Fackeln und beherbergten den Fürsten gastlich unter ihrem armen Dach. Zum Lohne ließ er ihnen 1450 eine größere Wohnung erbauen, die in der Folge etwas erweitert wurde. Da das Kloster indessen so spät entstand, blieb es jederzeit arm und die Mönche lebten blos von milden Gaben, die sie in den benachbarten Gegenden einsammelten. Seiner Armuth wegen wurde das Kloster auch nicht aufgehoben; man ließ die frommen Väter nach und nach aussterben, bis im Jahre 1826 nur noch zwei übrig waren und das Gebäude abgebrochen wurde. Es entstand ein Gasthaus an der Stelle; der Besitzer ließ jedoch da, wo der Hochaltar gestanden, einen Denkstein errichten, und Großherzog Leopold ersetzte denselben später durch ein steinernes Kreuz, das auf der Rückseite die Inschrift trägt:

Zur Erinnerung an Kloster Fremersberg.
Auf der Stätte des Hochaltars durch Leopold Großherzog von Baden. 1838.

Vorn aber stehen die Worte:

Ob auch die Welt in Trümmer geht,
Das Kreuz doch unerſchüttert ſteht;
Und ob das Herz im Kampfe bricht,
O Jeſu Chriſt, dich laß ich nicht.

IV.

Raſtadt.

Zwiſchen Oos, von wo die Zweigbahn nach Baden-Baden führt, und Karlsruhe, liegt die Bundesfeſtung Raſtadt (nach dem Staatshandbuche Raſtatt), an einer gegen Südoſten ſich abdachenden Anhöhe und am Einfluſſe des Oosbachs in die Murg. Die Stadt iſt durchaus regelmäßig gebaut und ihre Straßen bilden, außer zwei vom Schloſſe ausgehenden, Quadrate von ähnlicher Größe. Sie hat 610 Häuſer mit 6290 Einwohnern, worunter 670 Proteſtanten und 100 Juden.

Raſtadt war die Reſidenz der letzten Markgrafen von Baden-Baden. Auf dem höchſten Punkte, nördlich von der Stadt, ſteht das ſtattliche Schloß, das ganz nach dem Plane des Schloſſes zu Verſailles aufgeführt, aber nicht vollſtändig ausgebaut wurde. Der Bau deſſelben wurde im Jahre 1701 begonnen; es beſteht aus einem dreiſtöckigen Hauptgebäude, zwei Flügeln von zwei Stockwerken mit Arkaden und einigen Seitengebäuden. Ueber dem Hauptgebäude befindet ſich ein Belvedere, das eine Bildſäule des Jupiter mit dem Donnerkeil, von vergoldetem Kupfer, trägt. Die Gemächer ſind im Rokokogeſchmack ausgeziert; früher wurden in einem derſelben merkwürdige Trophäen aufbewahrt, welche Prinz Ludovikus aus den Türkenkriegen mitgebracht hatte. In einem dieſer Zimmer wurde auch am 6. Mai 1714 von dem Prinzen Eugen und Marſchall Villars der Frieden zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich unterzeichnet, ebenſo wurden bei dem denkwürdigen Congreſſe in den neunziger Jahren hier die Berathungen gehalten. Nun iſt das Schloß der Feſtung überlaſſen und der öſtliche Theil der Nebengebäude in eine Kaſerne verwandelt. Im weſtlichen Theile liegt die kleine Schloßkapelle, jetzt Lyzeumskirche. Der Schloßgarten hat eine ziemliche Ausdehnung und zwei ſchöne Kaſtanienbaumgänge, er iſt nun aber ganz verwüſtet und wird gleichfalls zu militäriſchen Zwecken benützt.

Digitized by Google

Der Schloßkapelle gegenüber liegt in stiller Abgeschiedenheit das dreistöckige Lyzeumsgebäude, ehemals Piaristenkloster, vor dem zwei große Lindenbäume ihren Schatten verbreiten. Das Lyzeum wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Verlegung des badener Gymnasiums nach Rastadt gebildet und zählt etwa 200 Schüler.

Außer der Kaserne im Schlosse hat Rastadt noch eine s. g. Wilhelmskaserne zwischen dem Schlosse und dem Frauenkloster, sowie zwei große Kasernen im südöstlichen Theile der Festung. Die Festung hat Thore gegen den Eisenbahnhof, gegen die Dörfer Steinmauern und Sandweier. Drei Forts umgeben die Stadt, die Murg ist eingedämmt und eine Schleuße zum Stauen derselben angelegt. Auch bei dem Bahnhofe wird noch ein Fort errichtet.

Rastadt ist ein alter Ort. Die Römer hatten schon allem Anschein zufolge eine kleine Niederlassung, wenigstens eine Fähre, denn einst floß der Rhein hier vorüber. Die Abtei Selz besaß hier frühe einen Hof, ebenso das Kloster Herrenalb und bald enstand ein Flecken, dem im Jahre 1404 Kaiser Ruprecht das Recht verlieh, am Donnerstag einen Wochenmarkt zu halten, der noch heute stattfindet. Indessen blühte der Ort lange Zeit hindurch nicht auf; noch im dreißigjährigen Kriege, durch welchen er sehr zu leiden hatte, war er ein Flecken und erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts erlangte er Stadtrechte. Am 24. August 1689 wurde Rastadt von den französischen Mordbrennern verheert. Erst als das Schloß hier erbaut wurde und die Markgrafen von Baden-Baden hier ihren Wohnsitz nahmen, begann Rastadt sich zu heben; doch war es immer noch ein kleiner Ort, als im Jahre 1714 zwischen dem Prinzen Eugen und dem Marschall Villars die Friedensunterhandlungen gepflogen wurden. Im Jahre 1771 starb die Baden-Baden'sche Linie aus; Rastadt hörte nun auf, Residenz zu sein, es wurde jedoch einigermaßen entschädigt durch verschiedene Amtsstellen, die man hierher verlegte. Vom 9. December 1797 bis zum 28. April 1799 wurde in Rastadt der berühmte Congreß gehalten, welcher mit der schmählichen That vom 28. April endete, wo die französischen Gesandten Bonnier und Robertjot in dem nahen Walde vor dem Rheinauer Thore, wahrscheinlich von Szekler Husaren, ermordet wurden. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war Rastadt Sitz eines Hofgerichtes und einer Kreisregierung; seit 1842 ist es in eine Bundesfestung verwandelt, und in Folge dessen zog man die meisten Amtsstellen heraus, wie auch

Digitized by Google

Handel und Gewerbe der Stadt durch diese Veränderung nicht wenig beeinträchtigt wurden.

Außer den blutigen Schatten des Gesandtenmordes, über dessen Veranlassung und Urheber noch ein gewisses Dunkel ruht, begegnet uns in Rastadt noch die Erinnerung an jene kläglichen Vorgänge im Sommer 1849. Hier nahm am 11. Mai der badische Aufstand seinen Anfang, indem zuerst unter den Soldaten die Empörung losbrach und im Juli, nachdem der Aufstand bereits niedergeschlagen war, blieb die Festung noch in den Händen der Aufständischen und wurde von den Preußen umschlossen; mehre Ausfälle geschahen und ein wüstes Treiben herrschte in der Stadt, bis die Belagerten unter Tiedemann, als sie sich überzeugt hatten, daß das ganze badische Land von den Preußen besetzt sei, die Festung am 23. Juli auf Gnade und Ungnade übergaben. Hierauf fanden denn die Erschießungen von Tiedemann, Böning, dem Polen Mniewski u. A. statt und die Kasematten füllten sich mit den zahlreichen Gefangenen.

V.

Karlsruhe.

Karlsruhe, die schmucke, regelmäßig gebaute Hauptstadt des Großherzogthums Baden, mit 1361 Häusern und an 24,000 größtentheils protestantischen Einwohnern, liegt anderthalb Stunden vom Rheine entfernt, in einer Sandfläche, welche gegen Osten bis zu den Vorhöhen des Schwarzwaldes reicht und gegen Süden und Norden vom Hardtwalde bedeckt ist. Seine Lage ist reizlos, kein Wasser belebt die Gegend und mühsam nur ersetzte hier die Kunst, was die Natur versagte. Auch ist es eine junge Stadt, erst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts entstanden.

Vor grauen Zeiten floß wohl noch der Rhein bis an die Vorhöhen des Schwarzwaldes. Als seine Wasser zurückgetreten waren, bedeckte ein dichter Wald, der Lußhard- oder Hardtwald genannt, die Gegend. Erst als im Jahre 1110 von dem Grafen Berthold von Hohenburg, wahrscheinlich aus dem eberstein'schen Hause, das Kloster Gottes-

au geſtiftet wurde, lichteten ſich die Wälder und der Boden wurde urbar gemacht. In der Folge kam dieſer Landestheil, wahrſcheinlich durch Heirath der Gräfin Judith von Eberſtein, an Hermann, Markgraf von Verona und Herzog von Zähringen, den Stifter des badiſchen Hauſes. Unter dieſem Fürſtengeſchlechte blühten nun die nahen Orte Mühlburg, Durlach und Ettlingen auf. Im Jahr 1565 verlegte Markgraf Karl II. die Reſidenz der jüngeren Linie des badiſchen Hauſes von Pforzheim nach Durlach und führte daſelbſt das Schloß Karlsburg auf.

Anderthalb Jahrhunderte hatten die Markgrafen von Baden-Durlach ihren Sitz zu Durlach, bis ſie dieſe Stadt verließen und eine neue Reſidenz plötzlich wie aus dem Boden emporſtieg. Dem Markgrafen Karl Wilhelm, der im Jahre 1709 zur Herrſchaft gelangte, genügte die bisherige Reſidenz nicht mehr; er beantragte mehrmals, daß Durlach erweitert und eine neue Vorſtadt angelegt werde. Dem widerſetzten ſich jedoch die Einwohner zu nicht geringer Kränkung des bauluſtigen Fürſten. Dazu wurde der Markgraf verletzt durch den Tadel, welchen ſeine üppigen Neigungen fanden. Er faßte deßhalb im Mai des Jahres 1715 den Entſchluß, in der Abgeſchiedenheit des Hardtwaldes ſich ein Luſtſchloß zu erbauen. Am 17. Juni deſſelben Jahres wurde im Beiſein des geſammten Hofſtaates der Grundſtein zu dem neuen Schloſſe gelegt und zum fortwährenden Andenken daran der Hausorden der Treue geſtiftet. Der Bau wuchs raſch empor, denn das Schloß wurde, um nur baldigſt bezogen werden zu können, aus Holz gebaut, und allein der achteckige Thurm von Stein aufgeführt. Bald zeigten ſich jedoch die Unannehmlichkeiten einer ſo einſamen Lage, wo der Fürſt von den höchſten Regierungsſtellen entfernt war und ſogar alle Lebensmittel herbeigeholt werden mußten. Der Markgraf beſchloß daher, um das neue Schloß auch eine neue Stadt anzulegen, und er entwarf den Plan dazu größtentheils ſelbſt, auch beſtimmte er das Modell, nach welchem alle Häuſer gebaut werden ſollten.

Schon am 24. September deſſelben Jahres erging ein Reſcript an alle Aemter und wurde durch öffentliche Blätter verkündet, daß Jedem, der ſich in der neuen Stadt Karlsruhe niederzulaſſen gedenke, anſehnliche Vergünſtigungen und Freiheiten zu Theil werden ſollten, welche in achtzehn Paragraphen näher angegeben waren. Es war freie Uebung der Religion, Steuerfreiheit auf zwanzig Jahre, Zoll- und Abgabenbefreiung

für Geräthschaften und Waaren, sowie Befreiung von der Leibeigenschaft und allen Frohnen zugesichert. Dabei sollte einem Jeden Bauholz und Sand unentgeldlich abgegeben werden, ebenso ein Bauplatz.

Kaum war dies Ausschreiben bekannt geworden, so meldeten sich unternehmende Leute von Nah und Fern; mit dem Ende des Jahres 1719 standen außer den öffentlichen Gebäuden schon hundert Privathäuser und waren sechshundert und zwanzig Bürger aufgenommen. Das Schloß, zu dessen Bau aus allen Theilen des Landes Beisteuern erginen, hatte drei Stockwerke, die Privathäuser durften nur nach dem vorgeschriebenen Modell erbaut werden; sie durften nur ein Stockwerk hoch sein, mußten aber Mansardendächer haben. Alle Gebäude, auch das Schloß, waren von Holz. Die ganze Stadt erhielt die Gestalt eines Fächers, dessen Knopf das Schloß bildete. Anfänglich hatte dieser Fächer jedoch bloß neun Strahlen, die an der langen Straße endigten.

Um eine noch größere Anzahl Baulustiger heranzuziehen, gewährte der Markgraf den Bürgern der neuen Residenz noch verschiedene Begünstigungen, so daß sich die Stadt bald ziemlich vergrößerte. Für ärmere Leute und Taglöhner, die keine modellmäßigen Häuser erbauen konnten, wurde Klein-Karlsruhe angelegt, das südöstlich an der eigentlichen Stadt lag.

Werfen wir einen Blick auf das damalige Karlsruhe, so hatte das Schloß so ziemlich die Gestalt des jetzigen; zu beiden Seiten desselben standen der Marstall, das Reithaus, die Kanzlei und die Orangerie; vor demselben, auf dem jetzigen Schloßplatze, breitete sich ein Blumengarten aus, worin man gegen sechstausend ausländische Bäume, fünftausend Arten von Tulpen, achthundert von Hyacinthen, sechshundert von Nelken, fünfhundert von Aurikeln, vierhundert von Ranunkeln, zweihundert von Anemonen u. s. f. zählte. In der Stadt selbst hatte freilich noch wenig für die Verschönerung gethan werden können. Es fehlte der Residenz noch das Pflaster und nur im äußeren Zirkel hatten die Häuser zwei Stockwerke. An der langen Straße, dem Schlosse gegenüber, wo nun der Marktplatz ist, stand die lutherische Kirche, die schon im Jahre 1721 gebaut wurde, in der nächsten Straße gegen Osten die reformirte Kirche und in der gegen Westen der Wasserthurm. Im Jahre 1722 verlegte man einstweilen einige Klassen des durlacher Gymnasiums und wenige Jahre darauf diese ganze Anstalt nach Karlsruhe. Im Jahre 1728 wurde ein Rathhaus und 1730 auch ein Pfarr- und Schulhaus aufgeführt.

Digitized by Google

Im Jahre 1733 kamen die Franzoſen über den Rhein, der Markgraf floh nach Baſel und kehrte erſt im Spätjahre 1736 in ſeine neue Reſidenzſtadt zurück, deren Förderung er ſich wieder angelegen ſein ließ. Er ärntete jedoch nur Undank; die Bewohner mißbrauchten die gewährten Freiheiten und zeigten ſich nur dann thätig, wenn es eine Befriedigung ihrer Gewinnſucht galt. Von Gemeinſinn zeigte ſich keine Spur; Alles murrte, als eine Umlage gemacht werden ſollte, um eine Feuerſpritze anzuſchaffen. Nirgends gab es ſo ſchlechtes Brot und Fleiſch, ſo ungenießbaren Wein, wie in Karlsruhe, ſo daß die Behörden einſchreiten mußten, damit nicht Krankheiten ausbrachen.

Der Markgraf erließ am 12. Februar 1722 einen neuen Privilegienentwurf. Allein trotz dieſer Gewährungen bedrängte die Bürgerſchaft den Fürſten ſtets von Neuem mit Bittgeſuchen, bis im Auguſt 1724 ein Zuſatz zu dem früheren Privilegienentwurfe erſchien. Weder Ermahnungen noch Geſetze halfen indeß und die Mißbräuche hörten nicht auf.

Am 12. Mai 1738 ſtarb der Markgraf nach einer neunzehnjährigen Regierung. Seinen Sohn hatte bereits vor ihm im Jahre 1732 der Tod ereilt und ſo ging die Regierung auf den Enkel Karl Friedrich über, der jedoch erſt zehn Jahre zählte. Die Landesverwaltung wurde daher in die Hände der Markgräfin Magdalene Wilhelmine und des Markgrafen Karl Auguſt gelegt, welcher Letztere nach der Markgräfin Tod mit ſeinem Bruder Karl Wilhelm Eugen die vormundſchaftliche Regierung führte. Während deſſen wurden die Privilegien der Stadt im Jahr 1738 beſtätigt und der frühere Zuſtand forterhalten.

Karl Friedrich trat ſchon im Jahre 1748 die Regierung ſelbſt an. Zu Anfang war dieſer ſeltene Fürſt unſchlüſſig, ob er nicht wieder die Reſidenz nach Durlach verlegen ſollte, als er jedoch einſah, wie dieſe Schöpfung ſeines Vorgängers nur durch die Anweſenheit des Hofes und der Landeskollegien beſtehen könne, blieb er in Karlsruhe. Er ſchuf daſſelbe nun erſt zu einer wahren Stadt um. Zuerſt ließ er, als er 1750 von ſeinen Reiſen zurückkam, ein neues Schloß aus Stein an der Stelle des bisherigen aufführen. Bald erhob auch die Einwohnerſchaft neue Klagen und hielt um weitere Beſtätigung ihrer Privilegien an, die mit dem Jahre 1752 zu Ende gingen. Karl Friedrich erließ einen neuen Privilegienentwurf, worin Karlsruhe noch anſehnliche Zugeſtändniſſe erhielt; die Bürger zeigten ſich jedoch damit nicht zufrieden und erhoben neue Forderungen, bis endlich der Markgraf unwillig wurde und ſein Erſtaunen kundgab, daß die Stadt trotz ſo vieler Freiheiten und Rechte

noch nicht zu einigem Wohlstande gelangt sei. Es mußten aber noch Jahre hingehen und ein neues Geschlecht an die Stelle des alten treten, bis ein besserer Geist über die Bewohner kam.

Karl Friedrich setzte für diejenigen, welche neue Häuser aufführen wollten, einen Bauzuschuß von drei Gulden für den Schuh Breite aus, ließ einen Kanal von Durlach nach Karlsruhe graben, damit die Bausteine leichter herbeigeschafft werden konnten; auch wurde die Straßenpflasterung eifriger betrieben. Doch hätte sich diese junge Stadt nie so rasch erweitern und vergrößern können, wäre nicht durch das Aussterben des älteren badischen Fürstenhauses plötzlich die Lage der Dinge geändert worden. Als im Oktober 1771 mit dem Markgrafen August Georg die baden-baden'sche Linie erlosch und ihre Besitzungen zufolge eines 1765 geschlossenen Erbvertrags Karl Friedrich zufielen, wurde Karlsruhe der Mittelpunkt und die Hauptstadt eines Landes von 160,000 Seelen. Nun wurde eine eigne Baukasse gegründet, indem die Vermehrung des Regierungspersonals eine Vergrößerung der Stadt nothwendig machte, und die Folge dieser Aufmunterung war, daß man schon im Jahre 1793 acht und zwanzig herrschaftliche, sechs städtische und vierhundert Privatgebäude, sowie in Klein-Karlsruhe zweihundert dreißig Häuser zählte. Es wurde im Jahre 1784 eine eigne Polizeideputation ernannt und ein Spinn- und Gewerbhaus errichtet, worin im Jahre 1787 bereits sechszig Kinder und dreißig Erwachsene beschäftigt waren. Nach und nach wurden verschiedene wohlthätige und gemeinnützige Anstalten in's Leben gerufen und auch für die Armenpflege nach Kräften gesorgt. Im Jahre 1783 wurde eine Taubstummenanstalt gegründet, 1786 eine Wittwenkasse für die Bürgerschaft, 1789 wurde auf Staatskosten ein Hospital erbaut und 1790 bildete sich ein Verein zur Unterstützung erkrankter Dienstboten. Schon frühe bestand hier eine Buchdruckerei und seit dem Jahr 1757 erschien auch eine „Karlsruher Zeitung"; die Hofbibliothek wurde vermehrt und das Gymnasium im Jahre 1789 erweitert.

So hatte sich Karlsruhe schon sehr gehoben, als durch den Frieden von Lüneville im Jahre 1801 Karl Friedrich mit der Kurwürde einen Länderzuwachs von gegen siebzig Geviertmeilen mit etwa 240,000 Einwohnern erhielt, so daß er jetzt 400,000 Unterthanen zählte. Durch den preßburger Frieden im Jahre 1805 kam hierauf auch das Breisgau an Baden und im Jahre 1806 erhielt Karl Friedrich, als er dem Rheinbunde beitrat, nicht allein die Souveränität über mehre mediatisirte Reichsstände, sondern auch den Titel eines Großherzogs. Im Jahre 1809

Digitized by Google

vergrößerte sich das badische Gebiet noch durch Abtretungen von Seiten Würtembergs, und im Jahre 1814 umfaßte das Großherzogthum Baden einen Flächenraum von 278½ Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von mehr als einer Million Menschen. Als Mittelpunkt des so rasch vergrößerten Landes mußte Karlsruhe immer mehr aufblühen, und die Fürsten thaten Vieles für die Verschönerung und Erweiterung ihrer Residenz. An die Stelle der alten Regierungsgebäude traten neue; schon im Jahre 1801 wurden die Zuschüsse der Baukasse zu Privatbauten erhöht, kurz darauf ein neues Lyzeumsgebäude, eine Fleischhalle errichtet, und die Thore versetzt. Es entstanden nach und nach, besonders unter der Leitung des Baumeisters Friedrich Weinbrenner (geb. 1766 zu Karlsruhe, gest. 1826), die Kanzlei, die Synagoge, Infanteriekaserne, die evangelische und katholische Kirche, das Schauspielhaus, die Münze, das Museum, Rathhaus, Schlachthaus, das Ettlingerthor, der Palast der Markgrafen, Garten und Gebäude der Markgräfinnen Amalie und Friederike.

In neuerer Zeit verschönerte namentlich der ausgezeichnete Baumeister Heinrich Hübsch (geb. 1791 zu Weinheim) die Stadt. Von ihm wurden seit 1827, wo er als Bauinspektor berufen ward, das Finanzministerialgebäude, die polytechnische Schule, die Mädchenschule, das Landesgestütsgebäude, das neue Akademiegebäude und das Karlsthor aufgeführt. Schon im Jahre 1812 war auch eine Vereinigung der Gemeinden Karlsruhe und Klein-Karlsruhe zu Stande gekommen, und später wurde durch die im Jahre 1831 für das ganze Großherzogthum erlassene Gemeindeordnung eine neue und geregeltere Gemeindeverwaltung herbeigeführt.

Die unglückseligen Vorgänge im Frühjahre 1849, der Soldatenaufruhr, welcher nach der Volksversammlung in Offenburg und den Auftritten zu Rastatt in der karlsruher Kaserne am 13. Mai entbrannte und die Flucht des verstorbenen Großherzogs Leopold zur Folge hatte, der Einzug des provisorischen Landesausschusses am 14. Mai, welcher die Regierung ergriff und sich von den Beamten den Eid der Treue schwören ließ, die Zusammenberufung des konstituirenden Landtages am 10. Juni und endlich die Besetzung der Stadt durch die Preußen am 25. Juni — dieß Alles lebt noch zu sehr in Jedermanns Gedächtniß, als daß wir hier näher darauf einzugehen brauchten.

Karlsruhe hat gegenwärtig eine Bevölkerung von 23,899 Seelen, worunter die Besatzung von 2343 Mann. Nach der Zählung von 1839

Digitized by Google

waren unter 22,634 Einwohnern 13,948 Protestanten, 7603 Katholiken, 1101 Juden. Im Jahre 1800 betrug die Einwohnerzahl nur erst den dritten Theil der jetzigen, nämlich 6936 protestantische, 1250 katholische und 535 jüdische Einwohner. Die katholische Bevölkerung vermehrte sich um mehr als das Fünffache, weil seit dieser Zeit eine Menge katholischer Beamten herzogen. Außer der Nahrungsquelle, welche die große Zahl der hier ansässigen Beamten den Bewohnern eröffnet, sind dieselben hauptsächlich auf die Industrie angewiesen. Unter den hiesigen Fabriken sind besonders zu nennen die Maschinenfabrik von Keßler und Martiensen, welche über hundert Arbeiter beschäftigt, die Tabacksfabrik von Grießbach, außerdem eine Goldwaarenfabrik, Tapetenfabriken, eine Chemikalienfabrik, Tuchfabrik, Senffabrik, auch ansehnliche Buchdruckereien. Bekannt war in früheren Zeiten der hiesige Nachdrucker Schmieder, der fast alle geschätzten Schriftsteller mit „allerhöchst gnädigst. Kaiserl. Privilegio" ohne Scham und Scheu nachdruckte; das Verzeichniß der von ihm nachgedruckten Schriften, welches er seinen Verlags-Katalog nannte, war zu 88 Bogen angeschwollen, trotzdem sank dieser Mann später in Dürftigkeit und erhielt deshalb eine Kanzlistenstelle. Eine größere Blüthe der Industrie wäre in Karlsruhe wünschenswerth; der hiesige Handel beschränkt sich eigentlich auf den Kleinverkauf.

Was das heutige Aussehen der Stadt betrifft, so macht Karlsruhe ganz den Eindruck einer „stillen mittleren Residenz von gestern, mit langen eintönigen Reihen von kleinen Wohnhäusern, Regierungsgebäuden und Kasernen." Mit der Eisenbahn angelangt, die in einer Stunde von Rastadt nach Karlsruhe führt, durchschreitet man das Ettlinger Thor, von Weinbrenner im Jahre 1803 erbaut und mit halberhabenen Giebelbildwerken geziert, welche auf die Vereinigung der Pfalz mit Baden hindeuten, und so betritt man die ehemalige Schloß-, jetzt Karl-Friedrichsstraße, die in grader Richtung zum Schlosse führt. Hier kommt man zuerst zu dem Rondel, in dessen Mitte ein Brunnen, auf dem sich zwischen zwei Greifen eine Spitzsäule erhebt, gewöhnlich die „Constitutionssäule" genannt, denn sie widmete, wie die Inschrift besagt, „dem Gründer der Verfassung die dankbare Stadt Karlsruhe." Rechts daneben steht das Palais der Markgrafen von Baden, ein durch Weinbrenner aufgeführtes Gebäude von zwei Stockwerken mit einem Portikus, der von sechs korinthischen Säulen getragen wird. Hierauf durchschneidet die Schloßstraße den Marktplatz, der ein länglich Viereck bildet, wohl der schönste Theil Karlsruhes. In seiner

Digitized by Google

Mitte, unter einer kleinen Pyramide, welche durch die stattlichen, dreistöckigen Häuser rings umher gar unansehnlich erscheint, ruhen die Gebeine des Gründers von Karlsruhe, des Markgrafen Karl Wilhelm. Die Pyramide trägt die Inschrift:

„Hier, wo Markgraf Karl einst im Schatten des Hardtwaldes Ruhe suchte und die Stadt sich erbaute, die seinen Namen bewahrt; auf der Stätte, wo er die letzte Ruhe fand, weiht ihm dieses Denkmal, das seine Asche verschließt, in dankbarer Erinnerung Ludwig Wilhelm August."

Links an dem Marktplatze steht das Rathhaus, im Jahre 1821 von Weinbrenner erbaut; es hat drei Stockwerke und bildet ein Quadrat, erhebt sich jedoch zu wenig aus dem Boden; an dem hintern Theile befindet sich ein ziemlich hoher, viereckiger Thurm, worin die Gefängnisse sind. Außer den städtischen Behörden haben in diesem geräumigen Gebäude das Polizeiamt, Stadtamt, Stadtamtsrevisorat, das Audotirat, das Hauptsteueramt ihren Sitz, auch befindet sich hier die Hauptwache, das Lagerhaus, die Mehlwage und die Leihanstalt.

Dem Rathhause gegenüber steht die im Jahre 1807 gleichfalls von Weinbrenner aufgeführte evangelische Stadtkirche, ein Gebäude im römischen Style, dessen Fronton auf sechs korinthischen Säulen ruht; das Innere ist durch Gemälde von untergeordnetem Werthe verziert, von Jagemann, dem Kalmücken Feodor*) und Zoll herrührend. Zu beiden Seiten des Altars stehen zwei von Ohnmacht gefertigte Statuen. Unter dem Thurm dieser Kirche befindet sich die neue Fürstengruft.

In der Mitte des Marktplatzes sehen wir auch auf einem Brunnen die Bildsäule des Großherzogs Ludwig (1818—1830), von Reuter in Sandstein gearbeitet.

---

*) Dieser Maler eigentlich Feodor Iwanowitsch, war um das Jahr 1765 in einer Kalmückenhorde an der russisch-chinesischen Grenze geboren, wurde von den Russen um 1770 bei einem Ueberfalle gefangen und weggeschleppt und hatte sich in Petersburg, weil er aus einer kalmückischen Fürstenfamilie stammen sollte, des Schutzes der Kaiserin Katharina zu erfreuen. Die Kaiserin schenkte den in Petersburg getauften Knaben in der Folge der Prinzessin Amalie von Baden, welche ihn ausbilden ließ; als seine Neigung zur Malerei sich zeigte wurde dieselbe genährt und gepflegt. Im Jahre 1832 starb Feodor als Hofmaler des Großherzogs Karl Friedrich zu Karlsruhe. Die in den Seitengallerien der Kirche grau in grau ausgeführten Gemälde sind von ihm.

Vor dem Schloſſe erhebt ſich das Standbild des Großherzogs Karl Friedrich, des trefflichen Fürſten, der fünfundſechszig Jahre hindurch das Land mit wohlmeinendem Sinne regierte. Das Denkmal wurde im Jahre 1844 aufgerichtet und iſt nach einem Modell von Schwanthaler in Erz gegoſſen. Karl Friedrich iſt mit dem fürſtlichen Hermelinmantel bekleidet; an den Ecken des Fußgeſtells ſind vier weibliche Figuren angebracht, welche die vier Kreiſe des Landes, den Seekreis, Oberrheinkreis, Mittel- und Unterrheinkreis, ſinnbildlich darſtellen.

Das Schloß dehnt ſich in einem großen Halbkreiſe aus und iſt gleichſam der Knopf des Fächers, welchen die Reſidenz bildet. Es iſt im altfranzöſiſchen Style gebaut und wurde im Jahre 1751 an der Stelle des 1715 aus Holz gebauten Schloſſes aufgeführt, auf deſſen Grundmauern es ruht. Das Hauptgebäude hat drei Stockwerke, die beiden Seitenflügel haben nur zwei. Hinter dieſen Gebäuden ſtreckt ſich der ſogenannte Bleithurm empor, der noch von dem alten Schloßbau herrührt und eine weite Ausſicht über die Stadt und den Hardtwald gewährt. Im vorigen Jahrhundert war dieſer Thurm übel berüchtigt, indem Markgraf Karl Wilhelm, der Gründer Karlsruhes, ſeine Favoritinnen darin verwahrt hielt. Der Bleithurm ſowohl wie das Innere des Schloſſes können von den Fremden beſehen werden, wenn ſie ſich die Erlaubniß dazu bei dem Oberhofmarſchall gegen Vorzeigung des Paſſes oder einer Karte einholen; übrigens verlohnen ſich dieſe Umſtände kaum. Die Schloßgemächer, beſonders der Spiegelſaal und der Marmorſaal, ſind glänzend eingerichtet. Im linken Flügel befindet ſich die kleine Schloßkapelle und neben derſelben in einem Seitengebäude ein kleines Naturalien-Kabinet, ſowie die Hofbibliothek, welcher die Bücherſammlungen der aufgehobenen badiſchen Klöſter einverleibt worden ſind und die an 100,000 Bände zählt. An dieſes Gebäude ſtößt der großherzogliche Marſtall mit der Reitbahn. Auf der weſtlichen Seite ſtehen die Orangerie-Gebäude und das Hoftheater. Letzteres, 1807 von Weinbrenner erbaut, wurde im Sommer 1846 von einer Feuersbrunſt verzehrt, die während der Vorſtellung ausbrach und viele Menſchenleben koſtete; ſeit dieſem ſchreckensvollen Ereigniſſe wurde ein neues Gebäude aufgeführt.

In dem ziemlich großen Schloßgarten, der ſich in einem Halbkreiſe hinter dem Schloſſe ausdehnt, iſt dem unvergeßlichen alemanniſchen Sänger Joh. Peter Hebel von Freunden und Verehrern ein Denkmal

Digitized by Google

errichtet worden. Daſſelbe ſtellt die Büſte des Sängers in vergoldetem Eiſenguß dar, unter einem gothiſchen eiſernen Dächlein und wurde von Berkmüller entworfen und zu St. Blaſien gegoſſen; an den Seiten ſind einzelne Stellen aus ſeinen Gedichten zu leſen. Hebel, den 10. Mai 1760 zu Baſel geboren, lebte ſeit dem Jahre 1791 zu Karlsruhe und ſtand zuletzt als Prälat an der Spitze des badiſchen Kirchen- und Schulweſens; er ſtarb auf einer Prüfungsreiſe den 22. September 1826 zu Schwetzingen, in ſeinem ſechs und ſechszigſten Jahre.

In der Nähe dieſes Denkmals führt eine Thüre in den anſtoßenden botaniſchen Garten, der über 10,000 Pflanzenarten enthält und den ausgezeichnetſten Pflanzengärten Deutſchlands beigezählt werden darf; zu ſeiner Blüthe gelangte er unter der Leitung des trefflichen Botanikers Karl Chriſtian Gmelin, des Verfaſſers der Flora Badensis (1805 bis 1826), der 1736 Inſpektor des botaniſchen Gartens wurde.

Am ſüdweſtlichen Ende des Schloſſes ſteht das große neue Akademiegebäude, unſtreitig das ſchönſte Gebäude Karlsruhes. Es wurde 1843 nach dem Plane des Architekten Hübſch im edelſten Rundbogenſtyl aus grauem Sandſtein mit Schichten von rothen Backſteinen aufgeführt und iſt zur Aufnahme aller vorhandenen Kunſtſchätze, der Gemälde, Gypsabgüſſe, römiſchen Alterthümer u. ſ. f. beſtimmt. Eine Hauptzierde dieſes Gebäudes iſt das große Freskogemälde von Moritz von Schwind: die Einweihung des freiburger Münſters durch Herzog Konrad von Zähringen darſtellend. Auf dieſem Gemälde finden ſich einzelne Portraits, die es dem Beſchauer um ſo intereſſanter machen. Der Fahnenhalter iſt das Bildniß des Großherzogs Leopold, an der Hand hält derſelbe den Erbprinzen Ludwig; hinter dem Biſchofe von Lüttich mit dem Schädel des heil. Lambert ſieht man den Fürſten Karl Egon von Fürſtenberg, den Schwager des Großherzogs. Die gekrönten weiblichen Figuren ſind Bildniſſe der Großherzogin Sophie und der Prinzeſſinnen. Rechts neben dem Münſterbau unter den Zuſchauern auf dem Gerüſte erblickt man den Meiſter Schwind ſelbſt, einen unterſetzten, dicken Mann, wie unter den Werkleuten das Bildniß des Oberbauraths Hübſch. Unter den Gemälden befinden ſich einzelne werthvolle von neueren Meiſtern. So von Achenbach ein großes Bild, den Untergang des engliſchen Dampfbootes „Präſident“ darſtellend, ferner von Dietz, Tod der vierhundert Pforzheimer Bürger in der Schlacht bei Wimpfen 1622; Kirner, Jagdſtück, Großherzog Leopold und ſeine Familie, Bauernfamilie im Schwarzwald; Frommel, Anſicht

von Heidelberg, Wasserfälle; Helmsdorf, Ansichten von Rom; Thierstücke von Kuntz; Soph. Reinhard, Tasso's Tod, die heil. Katharina. Von Schwind ist noch ein großes trefflich komponirtes Bild in altdeutscher Manier vorhanden, Ritter Kurts Brautfahrt, das als Unterschrift den goethe'schen Vers trägt: „Widersacher, Weiber, Schulden, ach kein Ritter wird sie los.“ Auch Cartons von Veit, Overbeck, Schnorr u. A. finden sich. Unter den älteren vorzüglicheren Bildern nennen wir: eine heilige Familie von Guercino; Carracci, Lazzaroni; Van der Werf, Flucht aus dem Paradiese; Rembrandt, eignes Bildniß, Bildniß eines alten nürnberger Bürgermeisters; Champaigne, Bildniß des Ministers Colbert; Teniers, Urindoktor; Imola, eine heilige Familie; Quintin Messys, Kupplerin; Backhuyzen, Seestück; Huysum, Blumenstück; Van der Helst, ein holländisches Brautpaar; Crayer, der Maler und seine Familie; Miereveld, Bildniß eines ältern Mannes; Raphael Mengs, Schule von Athen; Metzu, ein speisendes Paar; Le Duc, holländische Wachtstube; Gerh. Dow, kleines eignes Bildniß, Spitzenklöpplerin, Köchin; Mieris, ebenfalls dessen eignes Bildniß; Netscher, Cleopatra; Slingeland, Familienscene; Weenix, todtes Wild; A. van Ostade, Bauernscene; Pondekoeter, kämpfende Hähne. Die hier befindliche Kupferstichsammlung ist gleichfalls nicht unbedeutend.

Zu den schönsten Gebäuden der Stadt gehört die 1828 gleichfalls von Hübsch erbaute Finanzkanzlei, die 110 Zimmer und 292 Fenster zählt. Ebenso die polytechnische Schule, unweit des durlacher Thores, ein Gebäude aus rothen Sandsteinquadern, in der Hauptfacade 157 Fuß lang und 55 Fuß hoch, in den Jahren 1832 bis 36 von Hübsch aufgeführt. Ueber dem Eingang desselben stehen zwei von Rauser gearbeitete Standbilder aus Sandstein, Kepler als Vertreter der mathematischen Wissenschaften und Erwin von Steinbach als Vertreter der Baukunst. Die weitbekannte, jedoch von der Regierung etwas stiefmütterlich behandelte Bildungsanstalt, welche in diesem Gebäude ihren Sitz hat, wurde 1825 von Großherzog Ludwig gegründet. Sie besaß anfänglich nur geringe Mittel und konnte deshalb ihren Zweck nicht erfüllen, nachdem ihr indessen im Jahre 1830 von den Landständen größere Fonds zugewiesen worden, erhielt die Anstalt mehr Ausdehnung. Die Schule ist eingetheilt in zwei mathematische Klassen, welche die eigentliche Vorschule bilden, und in fünf Fachschulen: 1) Ingenieurschule, 2) Bauschule, 3) Forstschule, 4) höhere Gewerbschule, 5) Handelsschule. Es sind ein-

Digitized by Google

unddreißig Lehrer angeſtellt, nämlich zehn für die Naturwiſſenſchaften, Mathematik, Maſchinenkunde und Technologie, vier für Forſtwiſſenſchaften, zwei für Waſſer- und Straßenbau, drei für bürgerliche Baukunſt, einer für das Handelsfach, vier Sprachlehrer; ferner ein Lehrer für die mechaniſche Werkſtätte, zwei für's Handzeichnen, drei für's Modelliren und ein Schreiblehrer. Durchſchnittlich zählt die Anſtalt über vierhundert Schüler, darunter über hundert Ausländer.

Auf der nämlichen Seite liegt die Synagoge, eines der früheſten Gebäude Weinbrenners.

In der Erbprinzenſtraße ſteht das Haus des Fürſten v. Fürſtenberg, und neben dieſem das Gebäude des Miniſteriums des großherzoglichen Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten. Vor dieſen Gebäuden befindet ſich ein mit Bäumen bepflanzter Platz, in deſſen Mitte die katholiſche Kirche ſich erhebt, 1809 von Weinbrenner in Form einer Rotunda gebaut, jedoch durch die winkeligen Anbauten verdeckt und verunſtaltet. Der Haupteingang befindet ſich auf der ſüdlichen Seite und hat einen Portikus von acht joniſchen Säulen. Der innere Raum hat eine Kuppel von hundert Fuß Höhe und Weite, durch deren Decke das Licht hereinfällt. Das Altarblatt, den Tod des heiligen Stephan darſtellend, iſt von der ausgezeichneten Künſtlerin Marie Ellenrieder aus Konſtanz, die 1829 zur Hofmalerin ernannt wurde, gemalt. Hinter der Kirche iſt ein Thurm angebaut von 212 Fuß Höhe.

An demſelben Platze liegt das Ständehaus, 1820 durch den Militärbaudirektor Arnold erbaut, nach einem Plane Weinbrenners, der jedoch Abänderungen erlitt. Der halbrunde Sitzungsſaal der zweiten Kammer, worin zu Anfang der dreißiger Jahre Rotteck, Welker, von Itzſtein, ſpäter Friedrich Hecker, Fr. Baſſermann, Karl Mathy u. A. als Redner glänzten, iſt ziemlich groß, ſoll indeß häufig die Zuhörer nicht gefaßt haben. Der Sitzungsſaal für die erſte Kammer iſt geſchmackvoll ausgeziert, doch von geringem Umfange.

Zu beiden Seiten der Erbprinzenſtraße liegt der Erbprinzengarten, deſſen beide Theile durch einen unter der Straße durchführenden Gang verbunden ſind. Vor dieſem unterirdiſchen Gange ſieht man einen Stein, worauf die Gemahlin des Kaiſers Alexander von Rußland, die badiſche Prinzeſſin Luiſe (geb. 1779. geſt. 1826) folgende Verſe eingraben ließ:

Du kleiner Ort, wo ich das erſte Licht geſogen,
Den erſten Schmerz, die erſte Luſt empfand.

Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen Dir gewogen,
Fühlt überall nach Dir sich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich noch aus Dir verbannt.

In dem Garten steht auch ein gelber gothischer Thurm, in dessen Innerem ein Denkmal, welches die Markgräfin Amalie (gest. 1832) ihrem Gemahl, dem Erbprinzen Karl Ludwig errichten ließ, der im December 1801 bei Arboga in Schweden in Folge eines Sturzes aus dem Wagen den Tod fand. Das Denkmal zeigt des Prinzen Brustbild, vor demselben eine trauernde Figur, die Markgräfin darstellend; es ist von Scheffauer in Gyps gearbeitet, doch ohne künstlerischen Werth. In beiden Theilen des Erbprinzengartens liegen freundliche Sommerhäuser.

Klein-Karlsruhe, das schon seit 1812 mit der eigentlichen Stadt vereinigt ist, hat gleichwohl noch ganz den Character einer Vorstadt; es wird nur von ärmeren Leuten und Taglöhnern bewohnt. Südlich von diesem Theile der Stadt zieht sich der Friedhof hin, welchen eine einfache Kapelle ziert. Mancher ausgezeichnete Mann ruht hier. So der Minister Ludwig Winter (geb. 1778. gest. 1838) und Jung-Stilling, der in Karlsruhe am 2. April 1817 als badischer Geheimrath starb. —

VI.

Durlach.

Ein Pappelbaumgang führt von Karlsruhe nach dem nur eine Stunde östlich entfernten Durlach, der alten Hauptstadt des baden-durlach'schen Landes. Die Stadt, in einer fruchtbaren und angenehmen Lage, am westlichen Abhang eines niederen Ausläufers der Schwarzwaldhöhen, mit über 4800 größtentheils protestantischen Einwohnern und 543 Häusern, wird von der Residenz aus häufig besucht; jeden Tag, besonders aber an Sonntagen, geht und fährt man hinaus. Samstag's wird hier einer der bedeutendsten Fruchtmärkte im Großherzogthum Baden gehalten, bei welchem der Absatz jedesmal zum Mindesten 1000 Malter beträgt. Auch hat Durlach einige Fabriken und ein Pädagogium mit sieben Lehrern, mit dem eine höhere Bürgerschule verbunden ist.

Digitized by

Die Straßen Durlachs sind krumm und unregelmäßig gebaut, indessen hat der Ort doch einige ansehnliche Gebäude, wie das Rathhaus am Marktplatze und namentlich die Kaserne oder das ehemalige Schloß, die „Karlsburg“ genannt. Der Bau des Schlosses wurde im Jahr 1565 begonnen und so geräumig und kunstvoll angelegt, daß man mit einem sechsspännigen Wagen, ohne umkehren zu müssen, aus dem Schloßgarten zur fürstlichen Tafel fahren konnte. Der Markgraf Carl II. selbst hatte den Bau geleitet, und dieser Herr zahlte auch die Handwerksleute eigenhändig aus, weshalb er den Namen Karl mit der Tasche erhielt. Nachdem die Karlsburg von den Franzosen niedergebrannt war, sollte sie im Jahr 1698 wieder aufgebaut werden, weil jedoch die Residenz schon siebenzehn Jahre später nach Karlsruhe verlegt ward, stieg nur ein Theil derselben wieder empor. Derselbe ist jetzt zu einer Kaserne eingerichtet. In dem Schloßgarten hat man in dieser Gegend gefundene römische Denksteine, dreizehn an der Zahl, aufgestellt.

Auf dem Marktplatze sieht man die steinerne Bildsäule des Markgrafen Karl II. Ueber der Stadt, auf der östlichen Seite erhebt sich der sogenannte Thurmberg mit einer meilenweit sichtbaren, alten hohen Warte, von der man eine herrliche Aussicht genießt, bis gegen Straßburg hin, dessen Münsterthurm man gleich einem schwarzen Stifte am Gesichtskreise erblickt. Dieser Wartthurm soll römischen Ursprunges sein und auch dem Orte den Namen gegeben haben. In grauer Zeit — so hat man ausgeklügelt — sei wohl bei Durlach noch ein See aus jenen Tagen da gewesen, wo die ganze Ebene des Rheinthales mit Wasser bedeckt war, und es sei wahrscheinlich, daß der Thurm dieses Umstandes wegen turris ad lacum (Thurm am See) genannt worden, woher denn der Name Durlach entstanden sein möge. Einige wollen Durlach auch für das von den alten Schriftstellern erwähnte Budoris halten.

Unter Kaiser Friedrich II. im Jahre 1227 kam Dürlach an Baden als Tausch gegen die Stadt Braunschweig. Schon früher mochte der Ort einige Bedeutung erlangt haben. Herzog Konrad von Schwaben hielt sich im Jahre 1196 hier auf und wurde im Königsgäßchen erstochen. Im Jahre 1565 verlegte Markgraf Karl II. seine Residenz von Pforzheim hierher, führte die Karlsburg auf, ließ neue Stadtthore errichten und verhalf der Stadt zu einer gewissen Blüthe. Ebenso dessen Sohn Markgraf Ernst Friedrich, der im Jahre 1586 ein Gymnasium in Durlach gründete.

Digitized by Google

So hob sich die Stadt immer mehr, bis in dem unglückseligen Jahre 1689 die Franzosen einfielen und die ganze Markgrafschaft verwüsteten. Zu Anfang des August erschienen die französischen Horden vor Durlach, worin der Freiherr Schilling von Kannstadt mit 360 Mann lag. Die Franzosen umringten am dritten August mit achttausend Mann die Stadt und ließen zur Uebergabe auffordern. Der Kommandant erklärte zwar, sich nicht ergeben zu wollen, als aber noch am Abend desselben Tages vom Feldmarschall-Lieutnant Karl Gustav von Baden-Durlach der Befehl kam, daß sich die Besatzung, wenn es noch möglich sei, retten und nach Pforzheim zurückziehen sollte, wurde Kriegsrath gehalten, und weil keine Aussicht auf Rettung mehr war, beschloß man, sich doch zu ergeben. Die Franzosen entwaffneten die Besatzung und sperrten sie in die Kirche; die Stadt selbst wurde geplündert und verwüstet. Vergebens wandte man sich an den französischen General Chanle und bat, das Volk wenigstens zu schonen. Der Franzose erlaubte zwar, daß die Leute mit so viel Habseligkeiten, als sie zu tragen vermöchten, ausziehen dürften; allein der königliche Befehl wollte die Einäscherung der Stadt, und Melac, berüchtigten Andenkens, ließ am 6. August alle Häuser bis auf fünf niedersengen, nachdem kaum noch ein Theil des Archivs nach Basel hatte gerettet werden können. Seit jener Zeit vermochte sich Durlach nie wieder zu seinem alten Glanze zu erheben, zumal die Residenz nach Karlsruhe verlegt wurde und auch das Gymnasium dorthin übersiedelte.

Am 25. Juni 1849 fand bei Durlach noch ein Treffen zwischen den Aufständischen und den Preußen statt, ehe Letztere in Karlsruhe einzogen, indem die Badischen hier eine Stellung faßten und einen letzten Widerstandsversuch machten.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Durlach auch der Geburtsort Ernst Ludwig Posselts ist. Dieser Geschichtschreiber, hauptsächlich bekannt durch seine vom Jahre 1795 an herausgegebenen „europäischen Annalen“ und als Begründer der „Allgemeinen Zeitung“, erblickte hier im Jahre 1763 das Licht und lebte auch später einige Zeit in seiner Vaterstadt.

VII.

Bruchsal.

Der erste wichtigere Haltplatz an der Eisenbahn zwischen Karlsruhe und Heidelberg ist das in neuerer Zeit wegen seines Zellengefängnisses

vielgenannte Bruchſal, am Fuße niederer Berge gelegen. Die Reſidenz der letzten Fürſtbiſchöfe von Speyer, zählt die Stadt jetzt 826 Häuſer und 7386 Einwohner, worunter 625 Proteſtanten und 256 Juden; ſie iſt der Sitz eines Hofgerichtes, eines Oberamtes, Forſtamtes, ſowie verſchiedener anderen Behörden und hat ein Gymnaſium (mit ſieben Lehrern) und das Dragonerregiment Markgraf Maximilian in Beſatzung, von dem großen, nach pennſylvaniſchem Syſteme erbauten Zuchthauſe zu geſchweigen.

Bruchſal war einſt der Hauptort des unteren Kraichgaues; ſein Urſprung reicht in die früheſte Zeit zurück. Schon wegen der günſtigen Lage am Fuße des Hügellandes, wo der Rhein einzelne Arme durch die Brüche und Niederungen ſandte, entſtand hier bald eine Anſiedelung, und neben dieſer lag ein Königshof. Im zehnten Jahrhundert, zwiſchen 937 und 973, gab hier Kaiſer Otto I. mehre Urkunden, und König Heinrich II. hat im Jahre 1002 ebenfalls Urkunden von Bruchſal aus erlaſſen. Im Anfange des elften Jahrhunderts kam der Königshof an den fränkiſchen Herzog Otto, als dieſer in einem Streite mit dem Biſchof Burkhard von Worms im Jahre 1002 durch einen Vergleich ſeine wormſiſche Pfalz vertauſchte. Durch Otto's Enkel Kuno wurde der Ort an Kaiſer Heinrich III. abgetreten, und der Kaiſer ſchenkte darauf zu Goslar am 6. Mai 1056 Bruchſal nebſt dem königlichen Forſte Lußhardt dem Biſchof Konrad von Speyer. Von dieſer Zeit an blieb der Ort dem Bisthume, bis er im Jahre 1802 an Baden fiel, nur daß er ſeit dem Jahre 1191 dem Domkapitel gehörte.

Allmählig hob ſich der Ort ſehr, beſonders als die Biſchöfe wegen Unruhen in Speyer ſich öfters hier aufhielten. Schon im Jahre 1191 war durch Biſchof Ulrich von Rechberg ein Schloß aufgeführt worden. Auch finden wir ſeit dieſer Zeit Miniſterialen des Stiftes Speyer in der Stadt, welche ſich von Bruchſal nannten und die noch bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vorkommen.

Im dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt hart mitgenommen, ſo daß ſie im Jahre 1645 kaum hundert zurückgekommene Bürger zählte. Zwar ſuchten die Biſchöfe ſie wieder emporzubringen, indeß wurde Bruchſal bald durch die Franzoſen von Neuem heimgeſucht. Im Jahre 1676 brach eine Abtheilung der Beſatzung von Philippsburg in die Stadt und legte die meiſten Häuſer in Aſche, und kaum hatte man ſich wieder etwas erholt, da ſandte Ludwig XIV. ſeine Mordbrennerhorden und dieſe verbrannten und verwüſteten im Jahre 1689 auch Bruchſal.

In Folge der 1716 ausgebrochenen ernstlichen Händel mit der Stadt Speyer verließ der Bischof Heinrich Harhard von Rollingen dieselbe und ließ sich in Bruchsal im Hause seines Verwandten des Oberstallmeisters von Rollingen nieder, wo er nach wenigen Jahren starb. Sein Nachfolger, der Kardinal Damian Hugo von Schönborn machte Bruchsal zu seinem beständigen Wohnsitze; er baute hier das Schloß, zog allmählig alle oberen Landesstellen, sowie das Militair von Speyer hierher, errichtete ein Spital, ein Seminar und führte auch die Peterskirche auf. Unter dem Bischofe Franz Christoph von Hutten, der ihm im Jahre 1743 folgte, gelangte die Stadt zu noch größerer Blüthe. August Philipp Karl, Graf von Limburg-Styrum, seit 1770 Fürstbischof und sonst ein harter, wenig beliebter Mann, that gleichfalls Vieles für Bruchsal. Im Jahre 1792 mußte der Letztere vor den Franzosen die Flucht ergreifen, und wiederholt im Jahre 1795; bei dieser abermaligen Entfernung ging er nach Passau und starb 1797 in dem nahen Lustschlosse Freudenhain. Er hatte in seinem Testamente zu Haupterben die Wittwenkasse, das Waisenhaus, die Krankenhäuser, das Bürgerhospital zu Altenburg (jetzt Karlsdorf) und die Landschulen eingesetzt. In der Peterskirche zu Bruchsal hatte er sich noch bei Lebzeiten ein marmornes Grabmal errichten lassen, doch ruht nur sein Herz in der bruchsaler Gruft.

Der letzte Fürstbischof von Speyer war Philipp Franz Wilderich Graf von Waldersdorf, der im Jahre 1809 starb. Bruchsal sank nun von einer bischöflichen Residenz wieder zu einer stillen Landstadt herab; es hat sich jedoch auch in neuerer Zeit gehoben.

Der schönste Theil der Stadt ist der regelmäßig angelegte und mit einem besonderen Thore versehene Schloßbezirk. Das im französischen Style erbaute Schloß steht seit dem Tode der Markgräfin Amalie verlassen und den Schloßgarten durchschneidet jetzt die Eisenbahn. Die Schloßkirche dient nun zugleich den Protestanten zum Gottesdienst; die ehemalige bischöfliche Bibliothek wurde getrennt und theils nach Karlsruhe, theils nach Mannheim gebracht. In der St. Peterskirche befindet sich die Gruft der letzten Bischöfe. Damian Hugo von Schönborn ließ sie nur mit den Behältnissen für drei Leichname erbauen. „Mehrerer wird es nicht bedürfen“ sagte er, die Zukunft wohl ahnend.

Digitized by Google

XIII.

Heidelberg.

Lang' lieb' ich dich schon, möchte dich mir zur Lust
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

Hölderlin.

Kaum ein Ort ist in Deutschland, der sich einer so anmuthigen Lage rühmen könnte, als Heidelberg, die weltbekannte gepriesene Musenstadt, der alte Sitz der Kurfürsten und Pfalzgrafen am Rhein. Wen wehte nicht ein eigner romantischer Zauber an, wenn er nur diesen Namen hört? „Die Stadt, in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung, sagt Goethe, hat etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben." Mit dieser so reizenden Lage vereinigen sich die Vorzüge ungewöhnlich fruchtbarer Umgebungen. Ein lachender Garten, öffnet sich gegen Westen die gesegnete Ebene, durch welche der grünliche Neckar seinen Lauf fortsetzt, und die Milde und Weichheit, die „wie ein durchsichtiger Schleier" die Gegend umhüllt, berührt den von Norden Kommenden auf's Wohlthuendste.

Die Stadt liegt am linken Ufer des Neckars, am Eingang seines schönen Thales und am Anfang der Bergstraße. Auf ihrer südlichen Seite erhebt sich der Königsstuhl, 1500 Fuß über dem Bergvorsprunge, worauf das Schloß thront; gegenüber, auf dem rechten Neckarufer steigt der rebenbewachsene Heiligenberg empor. Die Berghänge schränken die Stadt so ein, daß ihre 1200 Häuser sich kaum ausbreiten können. Deshalb beträgt ihre Breite nirgends mehr als eine halbe Viertstunde und die belebte Hauptstraße zieht sich beinahe eine halbe Stunde lang vom Karlsthore bis zum Mannheimerthore. Gegen den Neckar hin ist die Stadt ziemlich abschüssig, was man am meisten in der Straße wahrnimmt, welche von der Hauptkirche nach dem Neckarthore führt, auch sind die Straßen winkeligkrumm und eng.

Die Einwohnerzahl beträgt an 13,000, worunter an 7000 Protestanten, an 5000 Katholiken und 300 Juden.

Erst seit dem zwölften Jahrhundert wird die Stadt mit Namen erwähnt. Ob sie diesen Namen erhielt, weil sie von eitel Bergen umgeben ist, oder, wie Paul Melissus zuerst behauptete, der vielen

Heidelbeeren wegen, die auf den Höhen wuchsen — dies wollen wir dahin gestellt sein lassen. Unbestimmt ist es auch, wann Heidelberg zur Stadt erhoben wurde; vielleicht geschah dies schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo Konrad von Hohenstaufen (1155 bis 1195) als Pfalzgraf bei Rhein hier zuerst seinen Sitz hatte und zur Erweiterung des Ortes Vieles beitrug. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hatte Heidelberg seine geschlossene Bürgerschaft, seinen Vogt, Schultheißen, Ringmauern und Bann; es war also bereits eine vollkommene Stadt. Als Sitz der Pfalzgrafen, die auf der Burg wohnten, wurde es Hauptstadt der schönen Rheinpfalz und blieb dies beinahe fünf Jahrhunderte hindurch, bis die letzten Kurfürsten den Aufenthalt in Mannheim vorzogen.

Im dreizehnten Jahrhundert wurde die Stadt vielfach heimgesucht. Im Jahre 1248 entstand eine schreckliche Hungersnoth, in Folge deren Viele wegzogen; im Jahre 1278 wurde Heidelberg durch eine Ueberschwemmung des Neckars verwüstet, und was die Fluthen verschont, verzehrte bald darauf eine Feuersbrunst, so daß nur die Kirche zur heil. Jungfrau stehen blieb und auch das pfalzgräfliche Schloß ein Raub der Flammen wurde. Abermals brach im Jahr 1288 eine große Feuersbrunst aus, und fast zur selben Zeit stürzte die Neckarbrücke ein, als eben eine Procession darüber zog, wobei über dreihundert Menschen den Tod fanden. Um das Jahr 1301 in der Fehde mit Kaiser Albrecht und später im Kriege mit Kaiser Ludwig wurde die Gegend verheert; ebenso traten in den Jahren 1313 und 1314 Wassersnoth und Pest ein.

Durch die Stiftung der Hochschule im Jahre 1386, auf welche wir noch zurückkommen, gelangte die Stadt erst zu ihrer eigentlichen Blüthe. Indeß brachen auch bald Streitigkeiten zwischen den Studierenden und den Bürgern aus, besonders in den Jahren 1406 und 1432. Im erstgenannten Jahre, unter Ruprecht III., der Anno 1400 zu Lahnstein zum römischen Könige erwählt worden, waren diese Händel so ernst, daß man die Sturmglocke läutete und das Haus des Professors Johannes von Frankfurt mit den Waffen in der Hand stürmte, wobei ein arges Gemetzel unter Bürgern und Studenten stattfand, auch das ganze Haus geplündert wurde. Kaum hatte der Bischof von Speyer Ruhe zu stiften vermocht und durch kaiserliche Herolde wurden strenge Gebote erlassen, sich fortan nicht gegen Universitätsangehörige zu vergreifen.

Im Jahre 1414 wurde Kaiser Sigismund feierlich in Heidelberg empfangen, als er sich zur Kirchenversammlung nach Konstanz begab.

Digitized by Google

Hierauf wurde der entsetzte Pabst Johann XXIII. auf dem heidelberger Schlosse bis zum Jahre 1418 gefangen gehalten.

Im Jahre 1461 entbrannte der sogenannte Pfälzerkrieg. Friedrich der Siegreiche oder der „böse Fritz" (1449 — 1475) baute, als er in den Bann und in die Reichsacht kam, einen Thurm auf dem Geisberg, den er Trutz-Kaiser nannte. Die Badner und Würtemberger hausten schlimm in der Gegend und banden sogar Baumäste an die Schweife ihrer Pferde, um die Kornfelder, durch welche sie tosten, desto gewisser zu verderben. Schon war die Stadt auf eine Belagerung gefaßt, aber Friedrich schlug die Feinde zwischen Seckenheim und Schwezingen, wo jetzt Friedrichsfeld steht, am 30. Juni 1462, und brachte die gefangenen Fürsten Markgraf Karl von Baden, Graf Ulrich von Würtemberg und Bischof Georg von Metz nach Heidelberg. Nach einer alten Ueberlieferung hätte der Pfalzgraf die Gefangenen fürstlich bewirthet, nur erhielten sie kein Brod und als sie sich über den Mangel desselben beklagten, soll er ihnen vorgehalten haben, wie sie ja alle Frucht auf den Feldern verwüstet. Doch wurde anfangs nur Ulrich von Würtemberg auf das Schloß gebracht.

Friedrich der Siegreiche hat Vieles für die Stadt gethan. Er erbaute im Jahre 1461 eine neue Kanzlei, 1467 die Schloßkapelle, das Dominikanerkloster und vollendete das Karmeliterkloster. Unter ihm wurde auch in Heidelberg durch Heinrich Knoblochzer die erste Buchdruckerei errichtet, in welcher 1472 ein Schwabenspiegel gedruckt ward.

Die Reformation fand hier frühzeitig Eingang. Im Jahre 1518 hielt Luther in der Augustinerkirche eine berühmte Disputation; im Jahre 1545 wurde unter Kurfürst Friedrich II. (1544—1556) zum ersten Male das Abendmahl in zweierlei Gestalt ausgetheilt und im nächsten Jahre die Reformation allgemein eingeführt. Bald brachen indeß ärgerliche und erbitterte Händel unter den hiesigen Theologen aus; besonders trieb hier der bekannte Eiferer Heshusius sein Unwesen. Kurfürst Friedrich III. (1559 — 1576) griff aber mit fester Hand in diese Streitigkeiten ein. Dieselben hatten ihm einen solchen Widerwillen gegen das lutherische Gezänk erregt, daß er selbst im Jahre 1559 Calvinist wurde, die theologischen Lehrstellen mit Anhängern der helvetischen Lehre besetzte und das ganze Land zur gleichen Glaubensänderung zwang, nach dem leidigen Grundsatze cujus regio ejus religio. Ursinus und Kaspar Olevianus setzten nun im Jahre 1562 den berühmten Heidelberger Katechismus auf.

Digitized by Google

Zu derselben Zeit erregten mehre Anhänger des Arianismus in der Pfalz Aufsehen, Adam Neuser, erst Prediger zu St. Peter, dann an der Kirche zum heiligen Geist in Heidelberg, Johannes Sylvanus, Superintendent zu Ladenburg, Jakob Suter, Pfarrer in Freudenheim und Mathias Vehe, Diakonus zu Kaiserslautern. Durch aufgefangene Briefe Neusers und Sylvans erhielt der Kurfürst Kenntniß von dieser Ketzerei und ließ Sylvan, Vehe und Suter greifen; Neuser entrann. Im Jahre 1572 wurden dann Vehe und Suter des Landes verwiesen, Sylvan aber zum Tode verurtheilt, indem die heidelberger Theologen sich auf eine Stelle der heil. Schrift beriefen und dem Kurfürsten riethen, ihn durch's Schwert hinrichten zu lassen. Am 11. April 1572 wurde das Todesurtheil durch den Kurfürsten bestätigt und, nachdem die Vollziehung noch acht Monate hinausgeschoben worden, wurde der Unglückliche am 13. September 1572 wirklich auf dem Marktplatze enthauptet.

Kurfürst Friedrich III. hatte während seiner Regierung die helvetische Lehre mit Strenge aufrecht gehalten, als er indeß im Jahre 1576 gestorben war, stürzte sein Sohn Ludwig VI. (1576 — 1583) sein ganzes Gebäude wieder um. Dieser war eifrig lutherisch gesinnt; er vertrieb sogleich alle reformirten Lehrer, sofern sie nicht abschworen, da er jedoch schon im Jahre 1583 starb, konnte er seine Maßregeln nicht vollständig durchführen.

Sein jüngerer Bruder Johann Kasimir hatte währenddeß auf seinen Besitzungen, den Aemtern Neustadt und Lautern die Reformirten beschützt; da Ludwigs Sohn noch unmündig war, wurde dieser Administrator des Landes (1583 — 1592) und brachte nun wieder die Kalvinischen oben an.

Im Jahre 1613 feierte der später so unglückliche Kurfürst Friedrich V. (1610 — 1632) zu Heidelberg unter großem Gepräng seine Vermählung mit der englischen Königstochter Elisabeth, der schönen und liebenswürdigen Enkelin der berühmten Maria Stuart. Kurze Zeit darauf wurde aber schweres Unheil über die Stadt gebracht. Am 16. September 1622 wurde sie durch Tilly erobert und seine wilden Soldaten wütheten hier mit Feuer und Schwert. Drei Tage lang wurde geplündert und gemordet und ein furchtbarer Brand verzehrte dabei das Predigtkloster, ein reiches Hospital, nebst vierzig Häusern. Im nächsten Jahre erlangte Baiern die pfälzische Kurwürde, und es wurde nun auch die katholische Religion wieder eingeführt und die Anhänger der Reformation mußten das Land meiden. Schloß und Stadt blieben in den Hän-

Digitized by Google

den der Sieger, bis sie im Mai 1633 von dem schwedischen Obersten Abel Moda durch List genommen wurden. Als im Jahr 1634 die Schweden bei Nördlingen geschlagen waren, brach eine feindliche Abtheilung unter Johann von Werth am 16. November in die Stadt ein; Abel Moda vertheidigte aber das Schloß, in welches sich die Mehrzahl der Einwohner zurückgezogen hatte, und behauptete sich darin. Nachdem die Feinde sich hierauf am 14. December, in der Furcht, daß die Franzosen über den Rhein kämen, wieder entfernt hatten, dann am 13. December von Neuem erschienen und am 23. December abermals abgezogen waren, besetzte ein kaiserliches Heer unter Gallas im Mai 1635 die Stadt und am 27. Juli wurde auch das Schloß übergeben.

Von 1636 bis 1641 herrschte in der ganzen Pfalz entsetzliches Elend und als endlich der westphälische Friede geschlossen war, fand Kurfürst Karl Ludwig (1632 — 1680) sein Land in der traurigsten Verwüstung. Unter der Fürsorge dieses trefflichen Fürsten, hätte sich zwar die gesegnete Pfalz bald wieder erholt, aber noch härtere Tage sollten kommen, als die des dreißigjährigen Krieges. Im Jahr 1674 fiel Türenne plündernd und sengend in's Land ein, und nach Karl Ludwigs Tod unter Kurfürst Philipp Wilhelm (1685 — 1690) fand jene schreckenvolle Verheerung statt, die Frankreich zu unauslöschlicher Schmach gereicht. Im Jahr 1688 fielen französische Horden unter Melac in die Pfalz, dem berüchtigten Anführer, dessen Andenken sich noch lange Zeit in jenen heimgesuchten Gegenden unter dem Volke fortpflanzte, indem dort die Hunde häufig „Melac" genannt wurden. Am 26. October mußte die Stadt sich ihm ergeben; im Frühjahr 1689 zogen zwar die Franzosen wieder ab, doch verübten sie zuvor am 18. Januar, 16. Februar und 2. März die schnödesten Zerstörungen. Am 2. März namentlich wurde die Stadt angezündet und allein dem Erbarmen einzelner Offiziere hatte man zu verdanken, daß dieselbe nicht völlig in Asche gelegt ward und blos etwa dreißig Häuser ganz niederbrannten.

Wieder erschienen die Franzosen am 18. Mai 1693 und der feige Befehlshaber, der kaiserliche Feldmarschallieutnant Georg Eberhard von Heidersdorf übergab schon vier Tage darauf die Stadt und am folgenden Tage (23. Mai) auch das Schloß. Jetzt holten die unmenschlichen Feinde nach, was sie im Jahr 1689 noch unterlassen hatten; sie wütheten auf's Unerhörteste. Die wehrlosen Einwohner wurden grausam mißhandelt und gemordet, Alles geplündert, zerstört, verbrannt, das prachtvolle Schloß in eine traurige Ruine verwandelt und sogar die Grä-

der der Kurfürsten aufgerissen. Nur wenige Gebäude blieben von den Flammen verschont. „Die Stadt — sagt Häusser — wurde nachher eine ganz andere; die Mauern und Stadtgräben verschwanden, Thore, Plätze u. s. w. wurden ganz verändert und nur in der Richtung der Straßen hat man beim Wiederaufbau im achtzehnten Jahrhundert das alte Heidelberg wiederherzustellen gesucht.“ Der „allerchristlichste“ König aber, als er die Kunde von dieser Zerstörung erhielt, ließ ein feierliches Hochamt zum Dank für seine erfüllte Rache halten und das Te Deum laudamus singen, auch wurde auf sein Geheiß eine Denkmünze geschlagen, worauf das brennende Heidelberg dargestellt war, mit der Umschrift:

Rex dixit et factum est.

Lange Zeit dauerte es, bis die arme Stadt sich wieder erholte. Mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wurden die zerstörten Gebäude wiederhergestellt und manche neue aufgeführt. Auch belebte sich die Stadt wieder durch Einwanderer, denen Erleichterungen gewährt wurden. Die Grundsteuer wurde auf dreißig, die Verbrauchssteuer auf zwanzig, die Gewerbsteuer auf zehn Jahre aufgehoben und jedem christlichen Bekenntnisse Duldung zugesagt. Im Jahre 1712 wurde der Grundstein zu dem neuen Universitätsgebäude gelegt und später noch das Bürgerspital und die St. Annenkapelle errichtet.

Unter den katholischen Kurfürsten, welche seit 1685 in der Pfalz herrschten, fanden die Jesuiten in Heidelberg einen festen Sitz und der katholische Einfluß machte sich immer mehr geltend. Unter Kurfürst Karl Philipp (1716—1742) wurde im Jahr 1720 der Befehl erlassen, den heidelberger Katechismus nicht mehr zu gebrauchen, was große Aufregung verursachte; auch wurde begehrt, die Reformirten sollten ihren Antheil an der heiligen Geistkirche abtreten. Es ergingen deßhalb Beschwerden an das Reichskammergericht und endlich wurde durch dringende Verwendung protestantischer Mächte den Reformirten ihr Recht und man stellte die Scheidemauer in der Kirche wieder her. Den Kurfürsten brachte dies aber so sehr auf, daß er im Mai 1720 von Heidelberg wegzog und seinen Sitz nach Mannheim verlegte. Dies war für die Stadt ein um so empfindlicherer Schlag, als auch die Hochschule immer mehr sank.

Im Jahre 1735 schlug Prinz Eugen sein Hauptquartier in Heidelberg auf, indessen blieben Stadt und Umgegend während des bairischen Erbfolgekrieges vor Verheerungen verschont, weil der Kurfürst seine Neutralität behauptete.

Digitized by Google

Kurfürſt Karl Theodor (1742 – 1799) hatte die Abſicht wieder in dem heidelberger Schloſſe zeitweiſe ſeine Wohnung zu nehmen, es kam jedoch nicht dazu. Vieles hatte die Stadt im Winter 1784 am 18. Januar und 26. und 27. Februar durch eine Waſſersnoth zu leiden, die auch in Mannheim große Verwüſtungen anrichtete und deren Folgen noch Jahre lang fühlbar blieben. Die Brücke wurde von den Eismaſſen zertrümmert, neun und dreißig Gebäude zerſtört und zweihundert neunzig ſtark beſchädigt.

Während der Revolutionskriege wurde Heidelberg öfters von Truppen heimgeſucht. Zwiſchen den Jahren 1794 bis 1800 befand ſich hier meiſtens das öſtreichiſche Hauptquartier. Im September 1799 zog der franzöſiſche General Baraguay D' Hilliers von Mainz gegen Heidelberg und beſetzte die Stadt, wich aber vor den anrückenden Kaiſerlichen wieder zurück. Später kamen die Franzoſen unter Ranſouty und Sabbatier nochmals, ſtürmten indeß am 16. Oktober vergeblich die Brücke, welche nur von einer einzigen Kanone vertheidigt wurde.

Im Jahre 1803 fiel Heidelberg mit der Rheinpfalz an Baden und Karl Friedrich hielt am 27. Juni ſeinen Einzug. Die Stadt ging jetzt einer beſſeren Zeit entgegen; ſie gehörte zu den blühenderen Städten des Großherzogthums, und in unſeren Tagen, wo Dampfboote den Neckar befahren, die Main-Neckarbahn wie die badiſche Bahn täglich eine Menge Fremder zuführen, gewinnt ſie mit jedem Jahre ein ſchöneres und beſſeres Anſehen. —

Bevor wir uns nun der Stadt ſelbſt und dem Schloſſe zuwenden wollen wir dem Leſer noch einen flüchtigen Umriß von der Geſchichte der hieſigen Univerſität geben, denn ohne mit derſelben einigermaßen bekannt zu ſein, wird ſich Niemand ein richtiges Bild von dem früheren wie von dem heutigen Heidelberg machen können.

Die heidelberger Univerſität, die hochberühmte Ruperto — Carola, iſt nächſt der wiener und der 1365 gegründeten prager Hochſchule die älteſte Deutſchlands und die Wiege wiſſenſchaftlicher Bildung in Süddeutſchland. Heidelberg ſelbſt iſt, wie man mit Fug und Recht behaupten kann, erſt durch die Errichtung derſelben eine Stadt im eigentlichen Sinne geworden, und mit ihrem Schickſale war ſtets auch Blüthe und Verfall der Stadt bedingt.

Kurfürſt Ruprecht I. oder der Rothe, obwohl ein Laie in der Wiſſenſchaft und nur ſeiner Mutterſprache kundig, machte noch in ſeinen ſiebziger Jahren ſeinen Namen unſterblich, indem er in ſeiner Reſidenz

eine Universität, oder wie man zu jener Zeit solche Anstalten nannte, ein General-Studium (studium generale) in's Leben rief.

Er mochte dazu aufgemuntert worden sein durch die Blüthe der jungen Hochschule zu Prag, die er bei seinem öfteren Aufenthalte hatte kennen lernen, und hauptsächlich hatte wohl die Aussicht dabei mitgewirkt, daß der damals herabgekommenen Stadt durch den Zusammenfluß fremder Studierenden aufgeholfen werde. Der gelehrte scholastische Philosoph Marsilius von Inghen, welcher auf der hohen Schule zu Paris gelehrt hatte und zweimal dort Rektor gewesen, übte einen vorwaltenden Einfluß bei der Gründung der neuen Anstalt; ihm war die ganze Einrichtung anvertraut. Am 1. Oktober des Jahres 1386, nachdem der Kurfürst die Bestätigung des Pabstes Urban VI. erlangt, wurde die Stiftungsurkunde erlassen; am 18. Oktober wurde die Universität bereits eingeweiht. Sie war ganz nach dem Vorbilde der pariser Hochschule errichtet, wie denn in dem Stiftungsbriefe ausdrücklich gesagt war, daß diese das Muster sein sollte. Marsilius von Inghen wurde am 17. November zum ersten Rektor erwählt, und wie er am meisten zur Gründung der neuen Hochschule beigetragen, bewirkte er auch vor allem den Flor derselben. Er las über Logik, Reginaldus, ein Cisterzienser-mönch aus dem Kloster Alva bei Lüttich über den Brief Pauli an Titum und Heilmann Wunnenberg aus Worms über ein Buch von der Naturlehre des Aristoteles. Schon nach drei Wochen kam zu diesen Lehrern, von Prag hergerufen, Ditmar von Swerthe, der in den freien Künsten unterrichtete, und gleichfalls noch im selben Jahre Johann von Roet als Professor des Kirchenrechts.

In kurzer Zeit wuchs die junge Hochschule zu bedeutendem Ansehen, und schon im ersten Jahre soll die Zahl der Studierenden auf fünfhundert vierundzwanzig gestiegen sein. „Aus dem Original des Matrikelbuchs, bemerkt Ludwig Häusser*), geht hervor, daß sich die Zahl der jedesmal neu Immatrikulierten zwischen 140 bis 250 belief; es sind außer den gebornen Pfälzern und denen aus den Diöcesen von Speier, Mainz, Straßburg, namentlich Viele vom Niederrhein, aus dem Cölnischen, aus Flandern und aus Holland; dorther waren auch mehre der Lehrer, die wohl wieder ihre Landsleute als Schüler herbeizogen.“

Auch die Lehrerstellen vermehrten sich bald in den 4 Fakultäten. Die theologische Fakultät wurde durch Konrad von Soltau verstärkt; in der juridischen hielt außer dem Lehrer des kanonischen Rechts noch Kon-

*) S. Geschichte der rheinischen Pfalz. Bd. I. S. 205.

rad von Geynhauſen über daſſelbe Fach außerordentliche Vorleſungen und ſeit dem Jahre 1387 lehrte Mathäus Clementis aus Aragonien das Civilrecht. Die anſehnlichſte Fakultät war aber von Anbeginn die philoſophiſche oder Artiſtenfakultät, weil man zu ihr Alles rechnete, was nicht innerhalb des eigentlichen Gebietes der Theologie, Rechtskunde und Medicin lag. Außer dem Marſilius von Inghen und Dithmar von Swerthe lehrten noch ſechs beſoldete Magiſter der freien Künſte. Die mediciniſche Fakultät war dagegen am ſchwächſten beſetzt, denn von dem Jahre 1387 bis zum Jahre 1393 war Lambert von Oſtkirchen der einzige Lehrer der Medicin.

Neben dem Rektor, der wie zu Paris vier Mal jährlich durch die Mitglieder der Artiſtenfakultät gewählt werden mußte, hatte die Univerſität ihren Kanzler, Vicekanzler und vier Konſervatoren. Dem Kanzler ſtand die Ertheilung akademiſcher Würden zu, die Konſervatoren hatten über die Wahrung der akademiſchen Rechte und Freiheiten zu wachen. Kanzler war ſtets der Domprobſt von Worms, Konſervatoren waren anfänglich der Dechant der Marienkirche in Neuſtadt an der Haardt, die Dechanten zu St. Trinitatis in Speier und St. Victor in Mainz und der Abt zu Schönau. Allen Univerſitätsverwandten waren bedeutende Privilegien gewährt, auch war vorgeſorgt, daß Wohnungen und Lebensbedürfniſſe nicht in zu hohem Preiſe ſtünden, und eine Commiſſion mußte jährlich um Weihnachten die Preiſe der Wohnungen beſtimmen, über welche Niemand vermiethen durfte.

Ruprecht II., welcher ſeinem Oheim Anno 1390 als ein „ſchon unter der Sturmhaube grau gewordner Krieger“ in der Kur folgte, nahm regen Antheil an dem Emporblühen der Hochſchule und beförderte hauptſächlich ihr äußeres Gedeihen. Er trug Sorge für eine feſte Beſoldung der Lehrer, indem er der Univerſität die Hälfte des ſchriesheimer Korn- und Weinzehntens für die Lehrer der Artiſtenfakultät zuwies und dieſelbe veranlaßte, daß ſie von dem Ueberſchuß jüngſt erhaltener Schenkungen ſich zwei Antheile an den beträchtlichen Zöllen zu Bacharach und Kaiſerswerth kaufte, um davon die theologiſchen, juriſtiſchen und mediciniſchen Profeſſoren zu beſolden.

Derſelbe Kurfürſt ſchenkte der Univerſität im Jahr 1391 die Häuſer der Juden, welche er aus Heidelberg vertrieb. Von dieſen wurde das anſehnliche Haus eines reichen Juden mit Namen Hutz zur gemeinſamen Wohnung von ſechs Lehrern der Artiſtenfakultät verwandt, und ſo zu dem Fürſtenkollegium der Grund gelegt. Ueberhaupt wurde damals

der Anfang zu den Convicten oder sogenannten Collegien gemacht, einer Einrichtung, die dem Geiste jener Zeit gemäß war und, wie vieles Andere, in kirchlichen Einrichtungen wurzelte. Schon im Jahr 1390 hatte Conrad von Geylnhausen, Domprobst zu Mainz und erster Kanzler der Hochschule, zur Erbauung eines solchen Collegiums 1000 Gulden an Geld sammt seinen Kleinodien und Büchern vermacht. So entstand das erste Collegium, die alte Burse; dieselbe erhob sich bereits im Jahr 1393 hinter dem Marktbrunnenthor, in der heutigen Kettengasse, ein Gebäude mit zwei Flügeln, mit Hörsälen, Wohnungen für die Studierenden und die sie beaufsichtigenden Lehrer, einem Zimmer für den Senat und für die Bibliothek. Ein anderer Lehrer der Hochschule Gerlach von Homburg vermachte im Jahr 1396 sein Haus zu ähnlichem Zweck und legte dadurch den Grund zu dem später berühmten Dionysianum. Ein viertes Kolleg erbaute der Kurfürst 1394 am Fuße des Schlosses; dies war eine Bildungsanstalt für junge Cisterzienermönche, unter der Aufsicht des Abtes von Schönau, doch genossen die Bewohner des Hauses Freiheiten und Rechte der übrigen akademischen Bürger.

Friedrich I. oder der Siegreiche erweiterte die Privilegien der Hochschule und vermehrte ihre Einkünfte, errichtete auch im Jahr 1452 wieder einen Lehrstuhl für weltliches Recht, für welches hier schon seit längerer Zeit kein Lehrer mehr gewesen.

Kurfürst Philipp der Aufrichtige erwarb sich nicht geringe Verdienste um die Universität. Er errichtete im Jahr 1489 ein neues Juristenkollegium; vor allem ließ er es sich aber angelegen sein, der neuen Wissenschaft, dem damals aufstrebenden Humanismus an der heidelberger Universität eine Stätte zu bereiten. Eine Lehrstelle für griechische Literatur wurde errichtet und durch Dionysius Reuchlin, den Bruder des berühmten Johannes Reuchlin, besetzt; Johann Wessel aus Gröningen und Jakob Wimpfeling aus Schlettstadt wurden berufen. Indessen waren die meisten Universitätslehrer noch zähe Anhänger des alten Scholasticismus; nur in der Umgebung des trefflichen Fürsten machte sich die neue Richtung geltend, und Johannes Reuchlin, der sich vom Jahr 1496 bis zum Jahr 1499 in Heidelberg aufhielt, Johann von Dalberg, Rudolf Agricola, der 1482 nach Heidelberg kam und 1485 hier starb, Oecomlapadius, Conrad Celtes, der in Gemeinschaft mit Dalberg hier die rheinische Gesellschaft im letzten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts gründete — alle diese glänzenden Häupter des Humanismus, die Heidelberg damals zierten, lebten

Digitized by Google

nur am Hofe. Die Verbreiter des neuen Lichtes aber, Johann Weſſel, Wimpfeling, Pallus Spangel, Jodocus Gallus, die wirklich ein Lehramt bei der Hochſchule bekleideten, hatten bittere Kämpfe zu beſtehen.

Kurfürſt Ludwig V., genannt der Friedfertige, war darauf bedacht, die Hochſchule aus ihrem Verfall, worin ſie durch das ſtrenge Feſthalten an dem ſcholaſtiſchen Weſen gerieth, wieder emporzurichten. Er nahm eine Umgeſtaltung vor und ſuchte durch Berufung des berühmten Hermann vom Buſche, des Simon Grynäus, Sebaſtian Münſter der Anſtalt neuen Glanz zu verleihen; wegen der zu geringen Beſoldungen konnten dieſe Männer jedoch nicht bleiben, und die Ernennung des Erasmus von Rotterdam und Oekolampadius zu Profeſſoren wurde von den kurfürſtlichen Räthen und den Theologen hintertrieben.

In den letzten Jahren Ludwigs V. war man nach dieſen mißlungenen Verſuchen läſſig geworden; eine kräftige Aufhülfe that der Hochſchule, die an dem neuen Flor der Wiſſenſchaft noch wenig Theil genommen, ſehr Noth. Ludwigs Nachfolger Friedrich II. bemühte ſich auch gleich nach ſeinem Regierungsantritt um die Wiederbelebung der Anſtalt. Er erklärte am 15. Mai 1545, daß er entſchloſſen ſei, eine Verbeſſerung der Hochſchule vorzunehmen und die Facultäten wurden aufgefordert, ihm darüber die nöthigen Vorſchläge zugehen zu laſſen. Die philoſophiſche Facultät überreichte hierauf eine ausführliche Vorſtellung, worin ſie beantragte, die mittelalterlichen Burſen, welche einander fortwährend in den Haaren lagen, ſollten zu einem Collegium vereinigt und die Sekten der Nominaliſten und Realiſten aufgehoben werden, eine Gelehrtenſchule (paedagogium) zur erſten Bildung ſtudirender Jünglinge ſollte errichtet, die Vorſteher der einzelnen Collegien äußerlich beſſer geſtellt und ihnen nicht wie bisher die Ehe unterſagt werden. Der Kurfürſt zog den Paul Fagius zu Rath und im Jahr 1546 wurden die Burſen vereinigt. Nur die Burſe für arme Studirende, das Dionyſianum, blieb ihres milden Zweckes wegen beſtehen, und ihre Einkünfte wurden ſpäter noch erhöht. Als bald darauf die meiſten Klöſter in der Pfalz verlaſſen ſtanden, erhielt der Kurfürſt vom Papſte Julius III. die Erlaubniß, zwölf derſelben aufzuheben. Aus den Einkünften von vier Klöſtern wurde nun das Sapienzkollegium geſtiftet; auch wurden die Lehrergehalte vermehrt und Jakob Curio, Nikolaus Eisner, Merkurius Morsheimer von Worms und

der berühmte Jacob Micyllus hergerufen. Bei dieſen wohlthätigen Maßregeln leitete den Kurfürſten beſonders der Rath des Fagius, ſeines Kanzlers Hartmann von Eppingen und des Profeſſors der Theologie Heinrich Stolo aus Rheindiebach.

Ein denkwürdiges Zwiſchenereigniß bildet die zu dieſer Zeit (1554) geſchehene Berufung einer achtundzwanzigjährigen Frau, der berühmten Olympia Fulvia Morata. Dieſe gelehrte, von ihren Zeitgenoſſen bewunderte Italienerin, welche einem deutſchen Arzte, Andreas Gründler aus Schweinfurt vermählt war, ſollte hier den Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache einnehmen; jedoch bald nach ihrer Ankunft im Jahr 1555 riß ſie der Tod hinweg.

Eine durchgreifende Verbeſſerung hatten die erwähnten Maßregeln bisher nicht bewirkt. Als Kurfürſt Friedrich II. im Jahr 1556 ſtarb und ſein Neffe Otto Heinrich, genannt der Großmüthige, zur Regierung gelangte, war die Hochſchule noch immer in einer kläglichen Verfaſſung und nach wie vor herrſchte mit eiſernem Scepter die ſcholaſtiſche Philoſophie. Doch nicht länger konnte die ſeitdem eingeführte kirchliche Reformation ohne beſtimmenden Einfluß auf die Univerſität bleiben, und im December 1558 erhielt dieſelbe auch eine neue Einrichtung. Durch ſeine Räthe Chr. Probus und Chr. Ehem, durch Jakob Micyllus und den damals anweſenden Melanchthon ließ der Kurfürſt neue Geſetze entwerfen, welche die Hochſchule in vielen Dingen gänzlich umwandelten. Die theologiſche Fakultät, deren Dekan jährlich gewählt ward, erhielt drei ordentliche Profeſſuren, eine für das neue, eine für das alte Teſtament und eine für die Dogmatik; die Beſoldungen beliefen ſich auf 250, 200 und 160 Gulden, bedeutend höher, als früher. Die juriſtiſche Fakultät, bisher in geiſtlich und weltlich getrennt, wurde vereinigt und erhielt vier ordentliche Profeſſoren, wovon der erſte über den Codex, der zweite über das zweite Buch der Decretalen, der dritte über die Pandecten und der vierte über die Inſtitutionen las. In der mediciniſchen Fakultät wurden drei ordentliche Lehrſtellen eingeſetzt, die erſte für Therapie, die zweite für Pathologie, die dritte für Phyſiologie. Am wichtigſten waren die Beſtimmungen über die philoſophiſche Fakultät, „ſie beweiſen, daß man auf dieſe Fakultät den meiſten Nachdruck legte und in Melanchthons Geiſte die humaniſtiſche Bildung zur Grundlage der neu emporblühenden Univerſitätsſtudien machen wollte.“ Fünf Lehrſtühle für

griechiſche Literatur, Ethik, Phyſik, Mathematik, Beredſamkeit und Dichtkunſt wurden errichtet.

Unter allen Kurfürſten hat keiner der Hochſchule größere Fürſorge gewidmet, als Otto Heinrich, die erſten Stifter billig ausgenommen. Indeß trat ſein Nachfolger Friedrich III. in ſeine Fußſtapfen. Er ſuchte die Einkünfte der Univerſität zu erhöhen und ſeit ihrer Gründung konnte ſich dieſelbe nicht ſo vieler ausgezeichneten Lehrer rühmen wie unter ihm. Es wirkten hier die kalviniſchen Theologen Peter Boquinus, Kaspar Olevianus, Immanuel Tremellius, ein getaufter Jude, der über das alte Teſtament las, Zach. Urſinus und Hieronimus Zanchius. Unter den übrigen Lehrern glänzten der franzöſiſche Juriſt Franz Baudouin (Balduinus), Hugo Donellus, Wilhelm Xylander und Thomas Eraſt hervor. Kein anderer Ort vereinigte zu jener Zeit ſo viele hervorragende Männer der kalviniſchen Richtung als Heidelberg. Der finſteren theologiſchen Händel, welche die Hochſchule nicht allein aufs nächſte berührten, ſondern auch in ihr ausgekämpft wurden, haben wir bereits oben gedacht.

Die Univerſität ſank wieder von ihrer Höhe unter Kurfürſt Ludwig VI., der eine völlige Umwälzung im Sinne des Lutherthums vornahm und im Jahr 1580 die tüchtigſten Lehrer zur Niederlegung ihrer Stellen zwang, indem er verlangte, daß ſie die Konkordienformel unterſchreiben ſollten. Unterdeſſen hatte aber ſein jüngerer Bruder Johann Caſimir in Neuſtadt eine kalviniſche Schule gegründet, wo die vertriebenen heidelberger Profeſſoren Zanchius, Urſinus, Toſſanus, Joh. Piscator, Balthaſar Coop und Andere Aufnahme fanden, und als Ludwig VI. die Augen geſchloſſen hatte, zog Johann Caſimir als Adminiſtrator des Landes die reformirten Lehrer wieder nach Heidelberg. Unter ihm wurde im Jahr 1587 das zweite Jubelfeſt der Hochſchule gefeiert und ein neues Univerſitätsgebäude an der Stelle des alten baufälligen aufgeführt.

Johann Kaſimirs Neffe Friedrich IV., welcher im Jahr 1592 die Regierung antrat und ungemeinen Sinn für die Wiſſenſchaft beſaß, verbeſſerte die Geſetze der Hochſchule und errichtete einen eignen Lehrſtuhl für Geſchichte ſowie für die orientaliſchen Studien, indem er den damals berühmten Orientaliſten Jakob Chriſtmann zum Profeſſor der arabiſchen Sprache ernannte. Unter dieſem Kurfürſten erfreute ſich die Univerſität ihres blühendſten und glanzvollſten Zuſtandes; die Zahl der Studirenden erhielt ſich beſtändig auf einer Höhe, wie nie zuvor. In

der theologiſchen Fakultät lehrten nach und nach David Pareus, Paul Toſſanus, der Sohn des Hofpredigers Daniel Toſſanus, Jakob Kimedonz, Bartholomäus Coppen, Georg Sohn und Quirin Reuter; in der juriſtiſchen Fakultät Reinhard Bachovius, Johann Kahl, Peter Heymann, Daniel Nebel, Philipp Hofmann, der berühmte Italiener Julius Pacius von Beriga, Dionyſius Godofredus und als Lehrer des römiſchen Rechts bis 1598 Marquard Freher. Lehrer der Medicin waren Heinrich Smetius, Johann Obſopoeus, Jacob Lucius, Wolfgang Loſſius und beſonders Peter Spina von Aachen, einer der hervorragendſten Aerzte ſeiner Zeit. Unter den Lehrern der philoſophiſchen Fakultät nennen wir Simon Stenius, Balthaſar Baumbach, Johann und Chriſtoph Jungnitz, Melchior und Johann Adami. Nicht als Univerſitätslehrer, aber als Bibliothekare waren hier angeſtellt Janus Gruterus, Friedrich Sylburg und Paul Meliſſus; auch lebte damals der bekannte Buchdrucker Commelin in Heidelberg.

Nur zu bald ſollte aber dieſer Glanz ſchwinden. Die Eroberung Heidelbergs durch Tilly im Jahr 1622 vertrieb die meiſten Lehrer und im darauf folgenden Jahre wurden der Hochſchule auch ihre reichen wiſſenſchaftlichen Schätze geraubt. Im Jahre 1629 beſchäftigte ſich Kurfürſt Maximilian von Baiern ernſtlich damit, die proteſtantiſche Hochſchule in eine katholiſche zu verwandeln. Die Profeſſoren Reinhard Bachov und Chriſtoph Jungnitz traten zur katholiſchen Kirche über; ihnen wurden die Jeſuiten Bernhard Baumann, Arnold Han, Ruguin Gölgens und Johannes Holland zugeſellt. Bei der Wiedereroberung der Stadt durch die Schweden im Jahr 1633 mußten dieſelben wieder auswandern und Pfalzgraf Philipp Ludwig, der nach dem Tode ſeines unglücklichen Bruders Friedrich V. die Landesverwaltung übernahm, bemühte ſich die proteſtantiſche Univerſität wieder herzuſtellen. Es wurden wieder proteſtantiſche Lehrer eingeſetzt; frühere Profeſſoren wie Caspar Schopp, Spina, Phil. Pareus traten wieder in ihre alten Stellen ein, andere wurden neu berufen. Der alte Profeſſor Bachov kehrte zur reformirten Kirche zurück, als man aber eine Rechtfertigung ſeines früheren Abfalles von ihm forderte, ſtarb er aus Gram. Schon erwartete man noch die Theologen Heinrich Alting und Lorenz Crollius, als die Schweden i. J. 1634 bei Nördlingen auf's Haupt geſchlagen wurden, die Kaiſerlichen heranrückten und ſich die ganze Univerſität wieder zerſtreute. An eine Wiederaufrichtung derſelben war nicht eher zu

Digitized by Google

denken, als bis der weſtphäliſche Friede dem allgemeinen Kriegselend ein Ende machte.

Kurfürſt Karl Ludwig ſtellte den „zerfallenen Sitz der Wiſſenſchaft“ wieder her. Am 19. Juli 1651 brachte Peter von Spina, einer von den wenigen alten Profeſſoren, welche die Kriegszeiten noch überlebt hatten, das Univerſitätsarchiv, das er im Jahr 1624 nach Frankfurt am Main gerettet, zurück und übergab es mit einer Anrede an den Kurfürſten. Am 1. November 1652 wurde die Hochſchule unter großen Feierlichkeiten neu eröffnet. Binnen kurzer Zeit gelang es dem Kurfürſten ausgezeichnete Lehrer heranzuziehen, wie Heinrich Cocceji, Paul Hachenberg, Johann Ludwig Fabricius, Friedrich Böckelmann und namentlich ſeit 1661 den berühmten Samuel Pufendorf. Auch an Spinoza ließ der Kurfürſt im Februar 1673 die Einladung ergehen, hier den Lehrſtuhl der Philoſophie einzunehmen, doch lehnte der große Denker dieſe Berufung ab.

Im Jahre 1676 wollte Karl Ludwig das Jubelfeſt der Hochſchule feiern und traf ſchon Anſtalten dazu. Als Ludwig Fabricius vorſtellte, das Gründungsjahr ſei 1386 geweſen, dieſes Feſt könne alſo erſt zehn Jahre ſpäter begangen werden, jedoch werde es der Fürſt hoffentlich auch dann noch durch ſeine Gegenwart verherrlichen, erhielt dieſer die denkwürdige ſchriftliche Antwort: „Kurpfalz wird zu der Zeit das Jubiläum im Chor der Kirche zum heil. Geiſt mit ſtiller Muſik halten, wenn anders die hypergryphiſchen Völker ſeine Gebeine ruhen laſſen“. Es waren dies prophetiſche Worte, denn Karl Ludwig ſtarb den 28. Auguſt 1680, und als Heidelberg im Jahr 1693 erobert ward, riſſen die Franzoſen ſein Grab auf und ſchleuderten ſeine Reſte auf die Straße.

Unter Karl Ludwigs Sohn, Karl, der nur von 1680 bis 1685 regierte, wurde der ſogenannte Halliſche Receß am 12. Mai 1685 erlaſſen, wonach die theologiſche Fakultät nur mit reformirten und katholiſchen Lehrern beſetzt werden ſollte.

Das Feſt der dreihundertjährigen Stiftung wurde im Jahr 1686 unter dem Kurfürſten Philipp Wilhelm in glänzender Weiſe gefeiert. Kurze Zeit darauf wurde jedoch Heidelberg in dem orleans'ſchen Kriege verheert und die Mitglieder der Univerſität ſtoben nach allen Gegenden auseinander. Nach dem ryswicker Frieden ſuchte Kurfürſt Johann Wilhelm die Hochſchule wieder zu erheben; er ordnete ihre Einkünfte und bereicherte ſie durch den Ankauf der Bibliothek des Philologen Jo-

hann Georg Grävius. Dem Vertrage von 1685 gemäß wurden auch katholische Lehrer eingesetzt, doch ernannte der Kurfürst im Jahr 1705 auch zwei Jesuiten zu Professoren der Philosophie und des Kirchenrechts, wogegen die theologische Fakultät Beschwerde erhob; sie stützte sich darauf, daß der halle'sche Receß ausdrücklich bestimmt hatte, die theologischen Fächer sollten nur durch Reformirte besetzt werden, und verweigerte auch eine Zeit lang diesen neuen Lehrern den Zutritt zu dem akademischen Senat. Da stellte der Kurfürst jetzt fünf Jesuiten an, als Professoren der Moral, Dogmatik, Philosophie und des kanonischen Rechts. Die Protestanten fühlten sich hierdurch verletzt und als im Jahr 1715 der Jesuit und Kirchenrechtslehrer Paul Usleber, die „Ketzer" in gehässiger Weise angeiferte, kam die Sache bis an die evangelischen Reichsstände zu Regensburg, welche sich der pfälzischen Reformirten annahmen, Usleders Absetzung und Bestrafung verlangend.

Unter dem von den Jesuiten gegängelten Kurfürsten Karl Philipp wurden die katholischen Einflüsse mehr und mehr bei der Universität herrschend Die Anstalt erhob sich überhaupt im achtzehnten Jahrhundert nicht wieder. Im Jahr 1786 wurde zwar unter der Regierung von Karl Theodor noch mit vielen Feierlichkeiten ihr viertes Jubelfest begangen, aber innere Zerrüttungen brachten sie immer mehr zum Sinken; endlich wurde ihr in den Revolutionskriegen durch die französische Besetzung des Ueberrheins auch der größte Theil ihrer Besitzungen entrissen, und so rettete sie nur kümmerlich ihr Dasein ins neunzehnte Jahrhundert hinüber.

Die Abtretung der diesseitigen Rheinpfalz an Baden gereichte der Hochschule zu großem Vortheil. Karl Friedrich von Baden wurde gewissermaßen ihr neuer Begründer. Er widmete der Universität besondere Aufmerksamkeit, eröffnete ihr neue Quellen, indem er ihr eine jährliche Summe von 40,000 Gulden zuwies, welche bald noch ansehnlich erhöht wurde. Zugleich erhielt die Anstalt nun eine den Anforderungen der Zeit gemäße neue Einrichtung. Neue Lehrstühle wurden errichtet, berühmte Gelehrte aus allen Theilen Deutschlands nach Heidelberg gezogen. So wirkten hier unter Karl Friedrichs Regierung Paulus, Daub, Schwarz, Marheinecke, Neander, De Wette, Klüber, Thibaut, Zachariä, Böckh, Görres, Creuzer, Fries, Wilken, Voß u. A., und die Hochschule kam zu hohem Glanze. Karl Friedrich wird daher als der zweite Stifter der heidelberger Universität angesehen und sie nennt sich nach ihm die Ruperto-Carola. —

Nach dieſem Ueberblick der Vergangenheit Heidelbergs wenden wir uns vorerſt zu dem oft beſchriebenen, durch Pinſel und Grabſtichel unzähligemal verherrlichten alten Schloſſe, welches dem Thale einen ſo maleriſchen Reiz verleiht und durch ganz Europa berühmt iſt. Dasſelbe liegt auf einem nördlichen Vorſprunge des Königsſtuhles, auf Granitfelſen, 683 Fuß über dem Meere und 313 Fuß über dem Neckar. Einſt ſtanden hier zwei Schlöſſer, ein oberes und ein unteres. Das erſtere leitete ſeinen Urſprung wahrſcheinlich aus den Römerzeiten her, und man nimmt an, daß an ſeiner Stelle einſt ein römiſches Kaſtell war, da die Römer dieſe wohlgelegene Höhe kaum unbenutzt gelaſſen haben dürften. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wurde dieſes Schloß durch den Pfalzgrafen Konrad von Hohenſtaufen bewohnt. Im Jahre 1278 wurde es ein Raub der Flammen. Man hatte es hierauf zwar wiederum aufgebaut, zuletzt diente es jedoch nur noch als Rüſtkammer und Aufbewahrungsort für das Pulver, bis am 25. April 1537 der Blitz hineinſchlug und das Gebäude in die Luft ſprengte. Die übrig gebliebenen Ruinen ſind beinahe gänzlich verſchwunden und nur wenige Steinreſte zeigen die Stelle, wo dieſes Schloß einſt geſtanden.

Von dem unteren neueren Schloſſe iſt unbekannt, wer es aufgeführt hat, doch wird deſſelben ſchon anno 1329 im Vertrage von Pavia gedacht. Wahrſcheinlich entſtand es gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, unter dem Pfalzgrafen Ludwig dem Strengen, dem Schwiegerſohne Rudolfs von Habsburg, welcher im Jahre 1294 ſtarb. Dieſer mag es nach dem erwähnten Brande des oberen Schloſſes gegründet haben. Die ſpäteren Kurfürſten erweiterten und verſchönerten das Gebäude, beſonders im ſechszehnten Jahrhundert die Kurfürſten Otto Heinrich, Friedrich IV. und der unglückliche Friedrich V., unter welchem der ſogenannte engliſche Bau entſtand, wovon jetzt kaum noch Spuren übrig ſind. Nicht geringe Summen verwandten dieſe Fürſten auf die Vergrößerung des Schloſſes. Durch die von ihnen aufgeführten Prachtgebäude, durch ſeine zierlichen Gärten, Waſſerkünſte und Statuen war das Schloß zu jenen Zeiten allgemein bewundert und wetteiferte mit den Luſtſchlöſſern aller Höfe Europas. Der dreißigjährige Krieg brachte ihm aber große Verwüſtungen, und als nach dem Ende der wüſten Kriegszeit Kurfürſt Karl Ludwig im Jahr 1649 in ſein Land kam, war das Schloß in einem ſo traurigen Zuſtande, daß er nicht einmal eine anſtändige Wohnung für ſich dort finden konnte. Er ließ Garten und Gebäude wieder herſtellen und ſorgte für die Befeſtigung dieſes

Sitzes seiner Ahnen. Doch bald darauf, unter seinem Nachfolger geschah jene schreckensvolle Heimsuchung Heidelbergs durch die Franzosen in dem sogenannten orleans'schen Kriege. Im Jahr 1689 ließ General Melac wider die Uebereinkunft das Schloß verwüsten und zerstören, und im Jahr 1693 wurde diese Zerstörung wiederholt.

Erst unter dem Kurfürsten Karl Philipp wurden Anstalten getroffen, das Schloß wieder bewohnbar zu machen, aber als derselbe seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim verlegte, wurde der Wiederaufbau aufgegeben. Kurfürst Karl Theodor wollte im Jahr 1764 seinen Sitz auf's Neue hier nehmen; er hatte schon angeordnet, den Bau wieder einzurichten, da schlug aber in der darauffolgenden Nacht der Blitz in das Gebäude, zündete und zerstörte fast alles noch Brennbare.

Seit jener Zeit liegt das heidelberger Schloß als eine trauernde Ruine da. Es ist aber sowohl seinem Umfange wie seiner Lage nach eine der großartigsten und schönsten Ruinen. Mit seinen Zinnen, gesprengten Thürmen, Erkern, Altanen und langen Fensteröffnungen, durch welche das Abendroth zauberisch flimmert, mit seinen Thoren und Steinbildern, seinen grasbewachsenen innern Höfen und Brunnen, Gebüschen und Baumgruppen mag es nicht mit Unrecht eine Alhambra der Deutschen genannt werden, und nicht allein um seiner so überaus malerischen Lage und architektonischen Pracht willen, sondern auch wegen mancher geschichtlichen Erinnerungen, die an seinem epheuumrankten Gemäuer haften. Max von Schenkendorf sang im Jahre 1814:

Es zieht ein leises Klagen
Um dieses Hügels Rand,
Das klingt, wie alte Sagen
Vom lieben deutschen Land.
Es spricht in solchen Tönen
Sich Geister-Sehnsucht aus:
Die theuren Väter sehnen
Sich nach dem alten Haus.

Wo der wilde Sturm nun sauset,
Hat in seiner Majestät
König Ruprecht einst gehauset,
Den der Fürsten Kraft erhöht.
Sänger kamen hergegangen
Zu dem freien Königsmahl,
Und die goldnen Becher klangen
In dem weiten Rittersaal.

Wo die granit'nen Säulen
Noch stehn aus Karls Palaſt,
Sah man die Herrſcher weilen
Bei kühler Brunnen-Raſt.
Und wo zwei Engel koſen,
Der Bundespforte Wacht,
Zeigt uns von ſieben Roſen
Ein Kranz, was ſie gedacht.

Zwei Wege führen von der Stadt auf das Schloß, ein Fußweg von dem Karlsthore und ein Fahrweg vom Klingelthore aus. Wenn man den Fußweg hinaufgeht, ſo gelangt man zuerſt in den Schloßgarten, worin ſeit einiger Zeit neue Anlagen gemacht worden ſind, und hierauf durch das Eliſabeth-Thor, eine Ehrenpforte für die Gemahlin des Kurfürſten Friedrich V., zu dem Stückgarten, ſo genannt, weil er der heidelberger Geſchützmannſchaft vormals zu ihren Uebungen diente. Dies iſt der äußerſte weſtliche Punkt des Schloſſes, und man hat von da einen weiten und herrlichen Blick auf die Stadt, das Rheinthal und das Haardtgebirge. Er bildet eigentlich eine große Terraſſe, unregelmäßig mit alten Lindenbäumen bepflanzt. — An den Stückgarten ſtößt ein Thurm, der ſogenannte dicke Thurm, von welchem nur noch die Hälfte erhalten iſt. Melac ließ denſelben im Jahr 1689 ſprengen, und die eine Hälfte ſtürzte mit gewaltigem Getöſe hinab und ſchlug einen Theil des unten ſtehenden Kanzleigebäudes zuſammen. Die Mauern dieſes Thurmes ſind an vierundzwanzig Fuß dick; noch ſehen aus den Blenden die ſteinernen Bilder des Kurfürſten Friedrich V. und ſeines Bruders Ludwig V., von Epheu grün umwachſen, hervor.

Neben dem dicken Thurme ſtand der engliſche Bau, welchen Friedrich V. zu Ehren ſeiner Gemahlin Eliſabeth von England im Jahr 1612 aufführte. Es war ein Prachtbau, im Innern auf's Koſtbarſte eingerichtet. Im Jahre 1689 legten die Franzoſen auch hier Feuer an, und bald war alles eine Ruine.

Unter den übrigen Theilen dieſer merkwürdigen Schloßruine verdient vorzugsweiſe Beachtung der Otto-Heinrichs-Bau, auf der öſtlichen Seite, gewöhnlich der Palaſt genannt. Er wurde im Jahr 1556 durch Otto Heinrich aufgeführt; doch nur kurz währte ſeine Pracht, denn ſchon im dreißigjährigen Kriege (1633) wurde er ſtark beſchädigt, zwar im Jahr 1659 wieder hergeſtellt, aber hierauf durch die Franzoſen auf's Neue verwüſtet. Was im Jahre 1718 unter Kurfürſt Karl Philipp zu ſeiner Erneuerung geſchehen, vernichtete im Jahr 1764 wieder der Schloß-

brand und auch nachher erlitt der Bau durch muthwillige Hände einzelne Beschädigungen. Die Vorderseite dieses prachtvollen Baues ist ausgezeichnet durch ihre Verzierungen im italienischen Styl, und es wird sogar angegeben, der Entwurf zu derselben rühre von Michel Angelo her. Ueber dem Eingange, den vier Standbilder zieren, ist des Bauherrn Name, sein Brustbild und Wappen angebracht.

In den Blenden stehen Standbilder, welche gute Meister verrathen, Figuren aus dem alten Testamente, der Götterlehre und der römischen Geschichte, sowie allegorische darstellend. In den Blenden des ersten Stockwerks sieht man Josua, Simson, Herkules und David, mit Reimsprüchen; in der mittleren Reihe zeigen sich die fünf allegorischen Bilder der Stärke, des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung und der Gerechtigkeit; in der dritten Reihe endlich Saturn, Mars, Venus, Merkur, Diana; über diesen in den ehemaligen Giebeln Pluto und Jupiter. An den Giebelfeldern der ersten Fensterreihe sind die halberhabenen Brustbilder von Vitellius, Antonius Pius, Tiberius, Nero u. s. w. angebracht, im Ganzen acht. Der Hauptsaal hatte schöne Säulen und alle Gemächer waren mit symbolischen Bildwerken geziert. Lange blieb das Innere dieses einstigen Prachtbaues ganz unzugänglich, den Stürmen und Regengüssen preisgegeben; erst in neuerer Zeit hat man es vom Schutt gesäubert und vor weiterem Verfall einigermaßen geschützt.

Zu den ältesten Theilen der Ruine gehört der Rupertusbau, errichtet durch Pfalzgraf Ruprecht III., welchen die bei Rhense versammelten Kurfürsten im Jahr 1400 nach Absetzung des faulen Wenzel zum römischen König erwählten. Ludwig V. hatte diesen Bau im Jahr 1540 wieder hergestellt und Friedrich II. denselben verschönert. In der neueren Zeit wurde der Schutt weggeräumt, zugleich die Halle neu eingerichtet und darin mancherlei Gegenstände, als alte Waffen, Rüstungen, Geräthschaften und dergl. aufgestellt. An der vorderen Seite sieht man noch den Reichsadler und drei alte kurfürstliche Wappen nebst der Inschrift:

Tausend vier hundert Jar ma zelt
Als pfalzgraf Ruprecht war erwelt
Zu Römschem kŏng un hat regirt
Uff zehen Jar, darzu volufiert
Dis Hauss, welches pfalzgraf Ludwig
Erneuret hat wiss strit fürtig.

Der Im vier un viertzigsten Jar
Fünfzehn hundert auch für war
Uns disser welt verschieden ist.
Ir balder sein pfleg Jesus Crist.

Der untere Rand zeigt die Jahreszahl 1545 und den Namenszug Friedrich II. C. F. — Ueber der gothischen Thüre ist eine sinnige Verzierung angebracht: ein von zwei Engeln getragener Kranz von Rosen, wohl ein Abzeichen des Maurerbundes.

Unmittelbar an den Rupertusbau stößt der sogenannte alte Bau, dessen Gründer unbekannt ist; er scheint des Schlosses ältester Theil zu sein. Daneben liegt die alte Kapelle, welche Rupert I. im Jahr 1346 zuerst aufführte und mit reichen Einkünften bedachte. Unter Friedrich I. wurde dieselbe neu hergestellt, nachdem aber im Jahre 1607 unter Friedrich IV. die neue Schloßkapelle errichtet wurde, wandelte man diese alte Kapelle in einen Königssaal um. Die alten Mauern des Saals standen noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sie Karl Theodor bis zum Gesimse abbrechen und ein Dach darauf setzen ließ. Seitdem hat der Schloßküper seine Werkstatt darin, daher dieses Gebäude jetzt nur das „Bandhaus" genannt wird; eine Bestimmung, die man im siebzehnten Jahrhundert wohl nimmer geahndet hätte, wo bei dem Beilager des Kurprinzen Karl mit einer dänischen Prinzeß der reichste fürstliche Pomp in diesen Räumen entfaltet ward und an viertausend Zuschauer sich darin eingefunden hatten.

Von hier gelangt man zu dem Friedrichsbau, dessen späterer Ursprung schon aus der Bauart ersichtlich und der durch eine Ueberladung von Zierrathen das Bestreben verräth, alles bereits Vorhandene an Pracht und Aufwand zu überbieten. Unter Friedrich IV. wurde dieser Bau im Jahr 1603 begonnen und 1607 stand er vollendet. Auf der inneren, dem Schloßhofe zugekehrten Seite erblickt man sechszehn Standbilder, von welchen jedoch mehre bei der Beschießung des Schlosses durch die Schweden im Jahr 1633 verstümmelt wurden. Im Erdgeschosse befindet sich die neue Kapelle, über deren Eingang die Worte: „Dies ist Jehova's Pforte, die Gerechten werden durch dieselbe gehen" in hebräischer und deutscher Sprache zu lesen sind. Früher hatte diese Kapelle ein großes Altarblatt, Christi Taufe durch Johannes darstellend, welches in die Bildergallerie nach Mannheim gebracht wurde. Bis zum Jahre 1804 wurde hier Gottesdienst gehalten. Das zweite und dritte

Digitized by Google

Stockwerk dienten ehemals zur fürstlichen Wohnung, sind aber jetzt nur schwer zugänglich.

Von diesem Baue tritt man heraus auf die durch denselben Kurfürsten an der Stelle eines alten Walls errichtete Altane, wo man einen schönen Blick auf die unten gelagerte Stadt und das Neckarthal hat.

In der westlichen Ecke der Altane führt eine Thüre in den Keller, die ein Wächter gegen eine kleine Gebühr öffnet, und hier sieht man denn das bekannte große Faß, das Landwerksburschen-Wahrzeichen von Heidelberg.

Schon unter dem Kurfürsten Johann Kasimir, im Jahr 1591 wurde hier ein ungemein großes Faß gebaut, das 132 Fuder enthielt. Als dieses aber nach dem dreißigjährigen Kriege zusammengefallen war, ließ Kurfürst Karl Ludwig anno 1664 eines neues größeres anfertigen. Dieser Fürst war für seine Person sonst als ein Feind aller Weinzecher bekannt und in seiner Umgebung gefürchtet. Er hatte daher wohl schwerlich (wie Häusser in seiner „Geschichte der rheinischen Pfalz", Bd. II. S. 672 bemerkt) „durch dieses hölzerne Kunstwerk Heidelberg eine seltsame Unsterblichkeit des Namens erwerben wollen, sondern es mochte hier eine ernstere Betrachtung zu Grunde liegen. Das ältere Faß Johann Casimirs war in Trümmer gegangen, gleichwie damals der Wohlstand der Pfalz; so ließ denn Karl Ludwig nach den ersten gesegneten Jahren des Friedens ein neues erbauen, das 204 Fuder, 3 Ohm und 4 Viertel enthielt. Gefiel er sich sonst in dem Gedanken ein Wiederhersteller der Pfalz zu sein, so sollte auch hier das Symbol des überströmenden Segens der pfälzischen Fruchtbarkeit neu aufgerichtet werden." Die Reime der Inschrift bezeugen dies auch deutlich:

Was Feindeshand, was Schwert verheert,
Was Kriegesfeuer hat verzehrt,
In diesem Lande Schloß und Stadt,
Der fromme Fürst erneuret hat.

Und:

Gott segne diese Pfalz bey Rhein,
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
Daß dieses Faß und andre mehr
Nicht, wie das alte, werden leer.

Im Jahre 1728 wurde dieses Faß ausgebessert und von Neuem mit Wein gefüllt. Später aber ward es unbrauchbar. Kurfürst Karl Theodor ließ daher im Jahr 1751 durch den Hofküper Engler ein neues

Digitized by Google

fertigen, 30 Fuß, 5 Zoll lang und 23 Fuß hoch, 236 Fuder haltend, mit acht Eisen- und achtzehn Holzreifen gebunden. Dasselbe wurde am 10. November 1752 mit Wein gefüllt, und solches später noch dreimal wiederholt; seit dem Jahre 1769 steht es aber leer. Zu beiden Seiten führen Stiegen hinauf, und oben über und um das Spundloch ist ein Boden mit Brettern errichtet, worauf früher öfters getanzt wurde. Etwas besonders Merkwürdiges ist eigentlich nicht an diesen beiden Fässern und in den großen Bierbrauereien Londons gibt es ebenso ansehnliche Colosse. Jedoch wird seit Jahren von den zahlreichen Reisenden, welche nach Heidelberg kommen, nicht verabsäumt, dieselben in Augenschein zu nehmen. Der bekannte Baron von Pöllnitz, welcher an allen deutschen Höfen und Höfchen herumschnüffelte, erzählt in seinen Memoiren, wie er im Jahr 1715 bei einer glänzenden Festlichkeit, über welche eine eigene ausführliche Beschreibung mit Kupfern der Nachwelt überliefert ward, bei dem Fasse dem ganzen kurfürstlichen Hofstaate, Herren und Damen, aus einem großen Pokale Bescheid thun mußte. Des vielen Trinkens müde, wollte er endlich sich davon schleichen, er wurde aber von der Wache mit den Worten: „Halt! hier kommt Niemand durch!“ zurückgewiesen. Nun versteckte er sich hinter das Faß, wurde jedoch entdeckt und mußte hierauf zur Strafe trinken, bis man ihn aus dem Keller forttrug. — Dem Fasse gegenüber steht das holzgeschnitzte Bild des lustigen Raths von Kurfürst Karl Philipp, eines Zwergs, gebürtig aus Tyrol, mit Namen Clemens Perkeo, der gewohnt war, täglich fünfzehn Flaschen großen Maßes zu leeren.

Wir wollen uns hier nicht bei einer Beschreibung der übrigen Theile des Schlosses, des 1524 aufgeführten Ludwigsbaues, des von Friedrich II. im Jahr 1548 erbauten neuen Hofes ꝛc. aufhalten; nur des Ziehbrunnens müssen wir billig noch gedenken, welcher sich unter einer Säulenhalle rechts vom Eingange in den Schloßhof befindet. Das Dach desselben wird nämlich von vier Granitsäulen getragen, welche früher im Palaste Karls des Großen zu Ingelheim gestanden haben sollen.

Der Schloßgarten war unter Friedrich V. mit königlicher Prunkliebe angelegt worden. Durch den Baumeister Salomon von Caus ließ dieser Terassen und Unterbauten errichten, um die Ungleichheit des Bodens zu ebnen, und was der Geschmack jener Zeit an Grotten, Wasserkünsten und anderen Zierschöpfungen aufzuweisen hatte, wurde hier aufgeboten. Oestlich vom Schlosse war ein Pomeranzenwäldchen,

Digitized by Google

über welches im Winter ein Bretterhaus gebaut wurde, daneben ein Blumengarten mit einem Weiher und dergl. Nach der Zerstörung durch die Franzosen lag der Garten wüst, und was auch erneuert wurde, ging durch Vernachlässigung gleichfalls wieder zu Grunde. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wurde der Garten wiederhergestellt, doch in ganz anderer Weise, denn zuvor. Er bietet nunmehr die reizendsten Spaziergänge, auf welchen sich stets neue Aussichten eröffnen; einen besonders schönen Blick hat man aber auf der Terasse.

Aus dem Schloßgarten führt ein schattiger Pfad nach dem eine starke halbe Stunde östlich von Heidelberg gelegenen Wolfsbrunnen. Derselbe liegt in einem lieblichen engen Thale. Die Sage meldet, hier sei eine schöne Zauberin Zetta von einer Wölfin zerissen worden. Auf diesen Brunnen, zu welchem in lustiger Sommerszeit täglich viele Gäste wallfahrten, dichtete Martin Opitz von Boberfeld, der lorbeergekrönte Vater der schlesischen Schule, welcher im Jahr 1619 zu Heidelberg studierte, folgendes Sonnet:

Du edler Brunnen Du, mit Ruh und Lust umbgeben',
Mit Bergen hier und da als einer Burg umringt,
Printz aller schönen Quell', aus welchen Wasser dringt,
Anmutiger dann Milch und köstlicher dann Reben,
Da unsers Landes Kron und Haupt mit seinem Leben,
Der werthen Nymph', oft selbst die lange Zeit verbringt,
Da das Gefügel ihr zu Ehren lieblich singt,
Da nur Ergetzlichkeit und keusche Wollust schweben.*)
Vergeblich bist Du nicht in dieses grüne Thal
Beschlossen von Gebirg und Klippen überall:
Die künstliche Natur hat darumb dich umbfangen
Mit Felsen und Gebüsch, auff daß man wissen soll,
Daß alle Frölichkeit sey Müh' und Arbeit voll,
Und daß auch nichts so schön, es sey schwer zu erlangen.

Die Stadt Heidelberg selbst besteht fast nur aus einer einzigen Straße. Sie hat troß der erwähnten Zerstörungen noch einzelne alte beachtenswerthe Gebäude aufzuweisen. Die ehrwürdige St. Peterskirche, die älteste Kirche der Stadt, jetzt auch Universitätskirche genannt, wurde in jenen Schreckenstagen nicht viel beschädigt, doch schlug im August 1737 der Blitz in den Thurm und zerstörte das Spitzdach, welches sie einst geziert hatte. Ein alter, von Thränenweiden beschatteter Friedhof umgibt diese Kirche, und auf demselben findet man die Gräber der einstigen Professoren Rhinerus, Fr. Sylburg u. A. Im In-

*) Der Wolfsbrunnen war ein Lieblingsaufenthalt Friedrichs V. und seiner Gemahlin.

Digitized by Google

nern der Kirche ruhen gleichfalls manche wohlbekannte und ausgezeichnete Männer, wie der erste Rektor der Hochschule Marsilius von Inghen, Paulus Hachenberg, Caspar Agricola, Markus zum Lamm, Wilhelm Xylander, Jakob Micyllus, Peter Lotichius mit dem Beinamen Secundus, der berühmte lateinische Elegiendichter, welcher im Jahre 1558 als Professor der Medicin hierher berufen ward, doch schon am 7. November 1560 starb, Marquard Freher u. A. Auch sieht man hier das Grabmal der edlen und hochgebildeten Olympia Fulvia Morata aus Ferrara. An diese Kirche schlug einst Hieronymus von Prag, Hussens Gefährte, seine Thesen an und vertheidigte dieselben vor einer großen Zuhörermenge, die sich auf dem Kirchhofe versammelt hatte.

Die heilige Geist-Kirche steht auf dem Marktplatze; in ihrem Chor war vor Zeiten die berühmte Universitätsbibliothek aufgestellt, welche durch Herzog Maximilian von Baiern nach der Einnahme Heidelbergs nach Rom geschenkt wurde. Das Alter dieser Kirche ist nicht ermittelt, jedenfalls stand hier schon im Jahre 1239 ein Gotteshaus, das 1393 durch Ruprecht III. zu einer Stiftskirche erhoben ward.

Die Jesuitenkirche, von 1712 bis 1751 erbaut, verdient gleichfalls Erwähnung; es fehlt dieser Kirche indessen noch der Thurm. In ihr wurden nach Abtragung des alten Kapuzinerklosters die Gebeine Friedrichs des Siegreichen beigesetzt.

Der Heiligen-Geistkirche fast gegenüber sehen wir das alterthümliche Gasthaus zum Ritter Sankt Georg, eines der wenigen Gebäude, welche bei der Zerstörung Heidelbergs verschont blieben. Dieses Haus wurde anno 1592 von Charles Bellier, einem der um ihres Glaubens aus Frankreich Vertriebenen, ganz im Style des Otto Heinrich-Pallastes im Schlosse aufgeführt. Ueber dem dritten Stockwerke sind die Brustbilder von vier fränkischen Königen angebracht mit den Unterschriften: Theodoricus Rex Franconiae IX . . ; Cherebertus Rex Franconiae VIC . . .; Childebertus Rex Franconiae XIII . . .; Chilpericus Rex Franconiae IV. Zwischen den Fenstern des zweiten und dritten Stockwerkes befinden sich die Brustbilder des Bauherrn und seiner Gemahlin, sowie zwischen den beiden unteren Stockwerken die seiner beiden Kinder. Man erzählt, die französischen Officiere hätten sich im Jahre 1693 gescheut, ein so schönes Gebäude mit den Bildern fränkischer Könige zerstören zu lassen.

Digitized by Google

Das Universitätsgebäude liegt am Paradeplatz, gegenüber dem Museum, einer nach großem Maßstab angelegten geselligen und Lese-Anstalt. Oestlich von demselben befindet sich das dreistöckige Bibliothekgebäude. Die Schicksale der so berühmten heidelberger Bibliothek können wir hier nur vorübergehend andeuten. Schon bei der Gründung der Hochschule war man auf Anlegung einer Büchersammlung bedacht; durch Ankäufe und Schenkungen wurde dieselbe bald ansehnlich vermehrt und sie war besonders reich an griechischen, lateinischen und deutschen Handschriften, so daß sie für eine der größten unter allen bestehenden Bibliotheken galt. Nachdem Tilly die Stadt genommen hatte, schenkte der Baiernherzog diesen Schatz dem Pabste Gregor XV., welcher ihn in dreißig Schränken in einem besonderen Theile der vaticanischen Bibliothek aufstellen ließ. Den Verlust zu ersetzen war unmöglich, doch wurden die Büchersammlungen des Grävius und anderer Gelehrten angekauft und später die Bibliotheken mehrer Abteien, namentlich diejenige des Klosters Schwarzach mit der Universitätsbibliothek vereinigt. Endlich brachte man es im Jahr 1815 dahin, daß achtunddreißig der wichtigsten Handschriften der alten Bibliotheca palatina von Paris, wohin sie Napoleon aus Rom hatte schleppen lassen, und im Jahr 1816 die deutschen Handschriften aus dem Vatican nach Heidelberg zurückkamen. Die Bibliothek enthält jetzt etwa 130,000 Bände, 1300 Handschriften, 1000 Urkunden und etwa 50,000 Dissertationen.

Uebrigens wird das Innere der Stadt Heidelberg im allgemeinen von den Reisenden weniger beachtet. Denn das anziehendste für dieselben bleiben immer die Schloßruine und die Umgebungen, deren Reize stets neuen Zauber üben und von welchen man nur ungern scheidet. Und Viele, die einmal hier geweilt, werden gewißlich gern in die Worte eines jungen Dichters einstimmen, mit welchen wir hiermit von Heidelberg Abschied nehmen:

Will einen schönen Traum ich träumen
Voll Glanz und Duft und sonn'ger Zier,
Dann tief im Thal an Bergessäumen,
Mein Heidelberg, erscheinst du mir;
Dann schau' ich wieder von den Zinnen
Des Schlosses in dein Zauberthal
Und seh' den Neckar schäumend rinnen, —
O sei gegrüßt mir tausendmal!

IX.

Mannheim.

Mannheim, des Großherzogthums ansehnlichste Stadt und Sitz der Regierung des Unterrheinkreises, hat über 23,000 Einwohner und gegen 1600 Häuser und liegt in einer ebenen Gegend (340 Fuß ü. d. M.), etwas oberhalb der Stelle, wo der rasche Neckar sich mit den „sanft hingleitenden Wellen des Rheins“ vereinigt. Es hat einen Umfang von mehr denn 2000 Ruthen, drei Thore: das Neckarthor, das Heidelberger Thor und das Rheinthor; und ist die regelmäßigste Stadt im ganzen weiten Vaterlande, so regelmäßig wie ein holländisches Blumenbeet oder ein Schachbrett, denn es ist ganz in Vierecken erbaut. Man zählt 110 gleichartige Quadrate, und die Straßen haben hier keine Namen, sondern werden nach den Quadraten bezeichnet, deren jedes seine fortlaufenden Häusernummern hat, die aber bei dem nächsten Quadrate wieder von vorn beginnen. Vom Schlosse aus bis zum Neckarthor ist die Stadt durch die Hauptstraße in zwei Hälften getheilt, in die östliche und westliche, und nun hat jede Quadratreihe ihren Buchstaben (Litera). So hat das dem Schlosse zunächst gelegene östliche Quadrat die Bezeichnung A 1., und die in der nämlichen Reihe liegenden Quadrate führen noch denselben Buchstaben; nur wird, je nachdem sie die zweite, dritte oder vierte Stelle in derselben Reihe einnehmen, noch die unterscheidende Zahl beigesetzt (A 2, A 3, bis A 6.), wozu alsdann noch die Häusernummer kommt. Diese Straßenbezeichnung hat etwas sehr Ermüdendes, und es fällt dem Fremden überaus schwer, sich in dem stillen und öden Mannheim zurecht zu finden. Von Außen hat man nicht überall einen freien Anblick der Stadt, da fast auf allen Seiten hohe Baumreihen dieselbe umgeben und nur die Häuserspitzen und die Thürme darüber hinausschauen; vom Rhein aus zeigt sich dagegen Mannheim am schönsten.

Eigentlich wurde Mannheim erst zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts unter dem pfälzischen Kurfürsten Friedrich IV. gegründet. Es war vorher nur ein ärmliches kleines Dorf, Mannenheim genannt, mit wenigen Hütten, das zu Ende des achten Jahrhunderts (765) als ein Besitz des Klosters Lorsch in einem Schenkungsbriefe erwähnt wird. Wahrscheinlich kam dasselbe gegen den Ablauf des zwölften Jahrhunderts in pfälzische Hände. Als nach der Reformation viele protestantische Niederländer um ihres Glaubens willen aus ihrem Vaterlande ziehen mußten, ließen sich eine Anzahl derselben in dem Dörfchen Mannheim

Digitized by Google

nieder und ſchufen ſich hier eine zweite Heimath. Bald war nun der Ort nicht mehr klein und arm; denn dieſe gewerbſamen und thätigen Ausgewanderten brachten allenthalben, wo ſie ſich anſiedelten, Blüthe und Wohlſtand mit, wie man es ja überhaupt eine geſchichtliche Thatſache nennen könnte, daß die Proteſtanten, welche in dieſen Zeiten der Verfolgung ihres Glaubens wegen ihrem alten Heerde den Rücken kehrten, gerade vorzugsweiſe Leute von bürgerlichen Tugenden geweſen ſind.

Im December 1605 erhob Kurfürſt Friedrich IV. Mannheim zu einer Stadt. Auch erbaute dieſer Fürſt hier, unweit der Neckarmündung eine Feſtung, die nach ihm die Friedrichsburg genannt wurde und an welcher er eine ſtarke Schutzwehr der Pfalz in den drohenden Wechſelfällen des Kriegs zu erhalten gedachte. Am 17. März 1606 wurde der Grundſtein zu derſelben gelegt, über welche Feierlichkeit Ludwig Häuſſer in ſeiner mehrerwähnten „Geſchichte der rheiniſchen Pfalz“ (II. 212 ff.) Folgendes mittheilt: „Schon den Tag zuvor war der Kurfurſt mit ſeiner Gemahlin, dem zehnjährigen Kurprinzen und dem ganzen Hof von Heidelberg angelangt; ein großes Zelt erhob ſich an der Spitze, wo der Neckar ſich mit dem Rheine vereinigt, um die fürſtlichen Perſonen aufzunehmen. Am frühen Morgen verſammelte man ſich; eine Predigt nach dem ſechsundvierzigſten Pſalm begann die Feier; treffende Beziehungen auf das Vorhaben der Anweſenden waren der Gegenſtand der Rede, ein warmes Gebet für das Aufblühen der neuen Schöpfung beſchloß ſie. Jetzt begab ſich der Kurfürſt auf den Bauplatz; unter den Augen einer zahlloſen Menſchenmenge grub er eine kleine Grube, in welche der Kurprinz dann die goldne Platte einlegte, die des Regenten Bruſtbild und die lateiniſche Inſchrift enthielt:

„Auf dem berühmten Boden der alten kampfluſtigen
Franken und Sueven, an des Rheins und
Neckars Zuſammenfluß, wo einſt zuerſt der römiſche
Kaiſer Valentianus gegen die Germanen
eine feſte und ſtarke Schutzwehr gegründet,
die nicht in Roms Händen blieb ſondern
bald den gerechteren Herrſcheranſprüchen
der Franken anheim fiel, dann Mannheim benannt
in pfälziſche Botmäßigkeit kam, da hat jetzt Friedrich IV.
Pfalzgraf bei Rhein zu ſeinem eigenen, ſeines Volkes
und des Vaterlandes Schutz eine feſte Burg mit Schutzwehr und Stadt von Grund aus aufzurichten begonnen.“

„Die neue Friedrichsburg war gegründet. Die zahllose Menschenmenge, Hofleute und Volk stürmte jetzt heran, jeder ergriff eine Hacke oder trug mit den Händen Erde herbei, im Wetteifer füllte man die Gruben aus und bald wölbte sich eine ansehnliche Höhe über dem Ort, wo die Platte lag. Ein Festmahl und ein froher Trunk, wozu der einheimische mannheimer Wein, damals ein gerühmtes Gewächs, dienen mußte, beschloß die Feier."

„Der Himmel hatte auf eine unfreundliche Weise seine Theilnahme kund gegeben. Der Regen schüttete den ganzen Tag in Strömen herab, ein furchtbarer Sturmwind, der durch das ganze Land tobte, riß Bäume aus der Wurzel und warf die Wagen an dem Bauplatz um; die beiden Ströme brausten wie zur Zerstörung um die neue Stadt herum, als wollten sie die künftigen Schicksale der jungen Schöpfung sinnbildlich andeuten. Die Prophezeihung traf ein, aber aus jeder Zerstörung ging sie neuer und jugendlicher hervor, des Dichters Spruch bewährend:

Laß Flammen Dich verzehren,
Man wird in jungen Ehren
Dich Phönix wiedersehn.

Die neue Stadt erhielt eine durchaus regelmäßige Anlage und zählte nach kurzer Zeit schon 180 Häuser mit 207 Familien. Im Jahr 1609 wurden ihr Gewerbefreiheit und verschiedene andere Rechte und Freiheiten verliehen; im Jahr 1608 wurden hier bereits Münzen geprägt. Eine evangelische Kirche wurde aufgeführt, ein Krahnen angelegt; es erhob sich eine Kaserne für dreihundert Mann und ein Zeughaus. Die neue Friedrichsburg bildete ein Sieben eck mit sieben Hauptbollwerken, und acht andere Bollwerke umschloßen die Stadt und stellten ihre Verbindung mit der eigentlichen Festung her.

Rasch hatte sich Mannheim solcher Weise vergrößert, als mit einem Male schweres Unheil über die junge Stadt hereinbrach und ihr Wohlstand für längere Zeit wieder untergraben wurde. Kurfürst Friederich V. hatte sich die böhmische Königskrone aufsetzen lassen und mußte dies hart büßen. Am 10. September 1622 erschien der gefürchtete Tilly vor den Thoren Mannheims, worin der englische General Horatius Veer und der pfälzische Oberst Waldmannshausen den Oberbefehl führten. Die Feinde bemächtigten sich nacheinander mehrer festen Punkte, warfen am 8. Oktober Pechkränze in die Stadt und nahmen sie im Sturm. Die Besatzung hatte sich in die Festung zurückgezogen, mußte sich aber bald übergeben und zog am 25. Oktober mit zwei Kanonen

Digitized by Google

ab. Stadt und Feſtung blieben nun acht Jahre hindurch in Feindes Gewalt, bis der Schwedenkönig als Sieger am Rheinſtrom erſchien. Es war am Morgen des 29. December 1631, als Herzog Bernhard von Weimar, der tapfere Degen, Mannheim durch einen kühnen Handſtreich den Katholiſchen entriß. Mit dreihundert Mann kam dieſer unverſehens auf die Thore von Mannheim zugeſprengt und rief: „Man möge ihn ſchnell einlaſſen, es ſeien kaiſerliche Truppen, die man verfolge.“ Man ließ ſich täuſchen und öffnete ihm die Thore, und die überraſchte, nicht ſtarke Beſatzung, unter dem ſpaniſchen Hauptmann Maraval ſtehend, wurde bezwungen. Zweiundfünfzig Spanier, welche ſich darunter befanden, wurden niedergemacht; die deutſchen Soldaten traten zu Herzog Bernhard über. Der ſpaniſche Hauptmann nebſt ſeinem Fähndrich wurde gegen Löſegeld entlaſſen; beide mußten aber das Verſehen vor dem ſpaniſchen Befehlshaber zu Heidelberg mit dem Leben büßen.

Mannheim blieb hierauf im Beſitze der Schweden bis zur Schlacht bei Nördlingen, nach welcher es von Neuem durch die Kaiſerlichen beſetzt wurde und im Jahre 1635 mit der Rheinpfalz an Baiern fiel. Harte Drangſale hatte die Stadt nun bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges noch zu erdulden. Hungersnoth und Peſtilenz wütheten in den Jahren 1635 bis 1637 in und um Mannheim. Im Jahre 1644 wurde daſſelbe durch die Franzoſen den Kaiſerlichen wiederum entriſſen; allein gleich darauf rückten die Baiern mit verſtärkter Macht heran, und ſuchten die Stadt wieder zu gewinnen; ein ſchreckliches Gemetzel begann und ein großer Theil der Stadt wurde gänzlich verwüſtet. Erſt nachdem durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß die Pfalz ihren alten Herren wieder zugetheilt worden, zogen die Baiern am 25. September 1649 von Mannheim ab.

Kurfürſt Karl Ludwig, aufrichtig und eifrig bemüht die Kriegswunden zu heilen, widmete dem Wiederemporkommen Mannheims beſondere Fürſorge. Er erkannte die günſtige Lage deſſelben für den Handel wie in militäriſcher Hinſicht und ſuchte neue Bewohner in die öde, verwüſtete Stadt zu ziehen. Im Jahre 1652 beſtätigte er derſelben zuerſt ihre alten Privilegien und fügte weitere hinzu. Aufs Neue begann Mannheim ſich zu heben; nach kaum zwölf Jahren waren die Spuren der unheilvollen Zeit ſchon wieder ziemlich verſchwunden und gegen das Ende von Karl Ludwigs Regierung war die Bevölkerung bis zu der Zahl von 12,000 Seelen geſtiegen. Die Friedrichsburg, welche ſein Großvater angelegt, ſchuf Karl Ludwig in eine anſehnliche Feſtung um;

Digitized by Google

sie wurde durch den Anbau eines Schlosses erweitert, erhielt eine eigne Kirche und im Jahr 1653 besondere Privilegien, welche zu Neubauten ermuntern sollten. Auch ließ der Kurfürst im Jahr 1663 einen neuen Bauplan entwerfen, um der Stadt ein besseres Ansehen zu verleihen. Im Jahre 1666 wüthete die Pest in Mannheim, und bald darauf brach Türenne sengend und brennend in die Pfalz ein, doch konnte er die Stadt nicht nehmen.

Eine denkwürdige Maßregel Karl Ludwigs war der Bau einer Kirche, welche für alle christlichen Confessionen bestimmt und der „heiligen Eintracht" (Sanctae Concordiae) geweiht wurde. Erhaben über die Glaubensstreitigkeiten, beschäftigte sich der Kurfürst mit dem schönen Plane einer Vereinigung der Partheien, und in solcher Gesinnung ließ er hier die Concordienkirche aufführen. Am 29. März 1677 ward der Grundstein zu diesem Gotteshause gelegt; im Jahre 1680 stand dasselbe vollendet, da wo jetzt die Schloßkirche befindlich, und bei seiner feierlichen Einweihung bestiegen nach einander ein reformirter, ein lutherischer und ein katholischer Geistlicher die Kanzel. Die Kirche war in ihrem Aeußern weniger einfach, als die Bethäuser der Reformirten zu sein pflegten; ihren Thurm schmückten drei Kreuze. Die Zeitgenossen nahmen aber zum Theil nicht geringes Aergerniß an diesem christlichen Werke; der Kurfürst war mit seinem Eintrachtsplane der Zeit allzuweit vorangeeilt.

Mannheim hatte sich unter Karl Ludwig und seinem Nachfolger Karl bedeutend gehoben und verschönert. Eine fliegende Brücke führte über den Rhein, eine Schiffbrücke über den Neckar und Stadt und Festung hatten nunmehr fünf Thore. Da fielen im Jahre 1688 die Franzosen abermals in die Pfalz ein. In Mannheim befehligte der Gouverneur Freiherr von Seligenkron nebst den beiden Obristlieutnants Strupp und Schenck, entschlossen sich zu vertheidigen. Da die Werke in gutem Stande waren und, außer der Bürgerwehr von 1050 Mann, eine Besatzung von 900 Mann Fußvolk, Reiterei und Artillerie in der Stadt lag, so durfte er hoffen, sich einige Zeit halten zu können. Am 1. November zeigten sich die Feinde vor Mannheim. Der französische General Graf Monclas forderte zur Uebergabe auf und suchte zugleich durch ausgestreute Proclamationen die Bürger mit furchtbaren Drohungen einzuschüchtern, die Soldaten mit Versprechungen zu ködern. Anfänglich hatten dieselben keinen Erfolg; am 8. November begannen die Franzosen daher die Stadt zu beschießen, wodurch viele Häuser niederbrannten und

Digitized by Google

große Verwirrung unter den Einwohnern entstand. Die Bürger wollten nicht mehr fechten; es drohten Meutereien auszubrechen und der Stadtrath ersuchte den Befehlshaber um die Erlaubniß, mit dem Feinde unterhandeln zu dürfen. Derselbe gab dies unter der Bedingung zu, daß ohne seine Einwilligung keine Kapitulation geschlossen werde. Der französische General verlangte indeß Uebergabe auf Gnade und Ungnade und die Bürger schlossen einen Vertrag ab, wonach sie am 11. November den Franzosen das Stadtthor öffnen sollten. Zwar widersetzte sich der Kommandant diesem Beginnen, doch es brach eine Meuterei aus und ihm blieb kein anderes Mittel, als sich in die Feste Friedrichsburg zurückzuziehen, wobei ihm noch 260 Mann davon liefen, das Neckarthor aufhieben und zu den Franzosen übergingen, welche jetzt mit klingendem Spiele in die Stadt zogen. Da auch schon am zweiten Tage in der Festung ein Aufruhr unter seinen verrätherischen und feigen Soldaten ausbrach, sah sich von Seligenkron zur Uebergabe gezwungen. Am 12. November zog er mit klingendem Spiele, fliegenden Fahnen und brennenden Lunten durch das Rheinthor ab; seine Mannschaft bestand noch aus etwa 400 Soldaten.

Die Franzosen hausten jetzt aufs Aergste. Am 3. März 1689 wurde den Bürgern eröffnet, ihre Stadt müsse zerstört werden; am 5. März begann die Zerstörung, die Häuser wurden niedergerissen, und da dies den Franzosen bald langwierig erschien, legten sie Feuer an, sprengten die Kirchen und hatten bald Stadt und Festung in einen Steinhaufen umgewandelt. Auf lange Zeit war nun wiederum Mannheims aufblühender Wohlstand vernichtet; zweihundert Familien hatten sich von hier nach Norddeutschland gewandt und in Magdeburg niedergelassen. Ein Bewohner, welcher nach dem Abzug der Mordbrenner sich nach der Stadt begab, sah von Weitem nichts als einen grauen Steinhaufen und es ward ihm schwierig, die frühere Lage der Straßen zu unterscheiden. In jenen Tagen schlugen denn auch die zerstörenden Flammen über der Eintrachtskirche Karl Ludwigs zusammen.

Nach Beendigung des Krieges suchte Kurfürst Johann Wilhelm Mannheim wieder herzustellen. Er ließ im Jahr 1698 durch den Ingenieur Coehorn einen Plan dazu entwerfen, ertheilte auch neue Privilegien. So wurden wieder Leute hergezogen; ein Theil der früheren Bewohner, welche sich auf dem rechten Neckarufer Hütten erbaut und diese Ansiedlung Neu-Mannheim genannt hatten, brachen dieselben nun ab und ließen sich aufs Neue hier nieder. Im Jahre 1700 wurde

ein Rathhaus erbaut, 1701 die Kapuzinerkirche und wenige Jahre später die lutherische Kirche. Hauptsächlich verdankte aber Mannheim sein Wiederaufblühen dem Kurfürsten Karl Philipp; denn es würde sicherlich nur eine mittlere Größe erlangt haben, wenn nicht dieser prunkliebende Fürst im Jahre 1721 seine Residenz mit den höchsten Landesstellen von Heidelberg hierher verlegt hätte.

Karl Philipp bot Alles auf, Mannheim in einen glänzenden Fürstensitz zu verwandeln, und bald sah man, wie Häusser sagt, „an der Stelle, wo Gras gewachsen war und Hausthiere weideten, eine Reihe prächtiger Gebäude entstehen.“ Der unter seinem Vorgänger begonnene Festungsbau wurde in kurzer Zeit vollendet, die Rheinschanze erbaut und die neue Stadt in der schnurrechten Weise gebaut, wodurch sie sich auszeichnet. Am 4. Juli 1720 wurde zu dem Schlosse der Grundstein gelegt und im Jahre 1729 stand dieses Gebäude, welches sich mit den größten in Europa messen konnte, fertig, so daß die Schnelligkeit des Baues, welchen der Kurfürst selbst mit Ungeduld überwacht hatte, allgemeines Staunen erregte. Das ganze Land hatte aber auch an den Kosten tragen müssen und auf Jahre war der Pfalz eine Schloßbausteuer auferlegt. Im Jahre 1730 wurde der Grundstein zum Kaufhause gelegt, 1733 zur Jesuitenkirche, 1735 zur Münze und 1737 zur Garnisonskirche. Rasch vermehrte sich die Einwohnerzahl; auch drängte sich dem Kurfürsten der Entschluß auf, die günstige Lage nicht unbenutzt zu lassen und aus Mannheim eine Fabrik- und Handelsstadt zu machen. Im Jahre 1736 wurde es zu einer freien Handelsstadt erklärt. Indessen war es eine leichter zu bewerkstelligende Sache, der Stadt den Prunk eines luxuriösen Fürstensitzes zu verleihen, als sie zu einer Handelsstadt emporzubringen.

Noch mehr Glanz wurde in Mannheim unter Karl Theodor entfaltet, dessen Hofhalt außerordentliche Summen kostete. Unter ihm wurde im Jahre 1746 das Kaufhaus vollendet, 1754 die große Kaserne aufgeführt, 1756 die Jesuitenkirche ausgebaut, 1762 das Gießhaus, 1772 das Bürgerhospital und die Sternwarte, 1777 das Zeughaus und 1779 das Schauspielhaus erbaut. Für Wissenschaft und Kunst wurde Vieles gethan. Die Summe, welche Karl Theodor auf solche Zwecke während seines Aufenthalts in der Pfalz verwandte, wird in amtlichen Berechnungen auf nicht weniger als fünfunddreißig Millionen angegeben. Es wurde im Jahre 1754 ein anatomisches Theater und eine chirurgische Klinik, 1765 eine Entbindungsschule gegründet;

Digitized by Google

eine Naturalienſammlung wurde 1765 und 1767 der botaniſche Garten angelegt. Eine achtungswerthe Schöpfung war die pfälziſche Akademie der Wiſſenſchaften, welche im Oktober 1763 mit Zuziehung Schöpflins errichtet ward, ſowie die im Oktober 1775 geſtiftete deutſche Geſellſchaft, ein für die Ausbreitung literariſcher Bildung nicht unwichtiger Verein, deſſen Mitglieder Leſſing, Klopſtock, Wieland, Schiller, Käſtner wurden. Reiche Kunſtſammlungen waren angelegt worden. Die Gemäldeſammlung zählte 644 Nummern, darunter beſonders gute Stücke aus der niederländiſchen Schule. Unter den hier lebenden Künſtlern aber nahm die erſte Stelle der Bildhauer Peter von Verſchaffelt aus Gent ein, von welchem Mannheim Manches aufzuweiſen hat, wie die Statuen und Basreliefs in der Jeſuitenkirche und verſchiedene Bildwerke an dem Schloſſe und dem Zeughauſe.

Beſonderer Pflege erfreute ſich damals in Mannheim die Schauſpielkunſt; die hieſige Bühne, unter der Leitung des Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unſtreitig die erſte Deutſchlands und übte nicht geringen Einfluß. Die ausgezeichnetſten Schauſpieler Iffland, Beil, Beck, Böck, Backhaus u. A. wirkten hier. Auch hörte man damals hier zuerſt den Namen unſeres Schiller nennen; ſein wildgeniales Erſtlingsdrama, „die Räuber“ wurde im Jahr 1782 in Mannheim zum erſtenmale gegeben und er ſelbſt war ein Jahr lang als Theaterdichter angeſtellt.

Mannheim hatte damals den Namen eines deutſchen Athens erhalten und weithin war ſein Ruhm verbreitet. Doch bald nahm dieſe Glanzzeit ihr Ende, als Karl Theodor im Jahre 1777 Baiern erbte und nun die Reſidenz nach München verlegt werden mußte. Es war dies ein harter Schlag für unſere Stadt; die Hauptſtütze ihres raſch empor gediehenen Wohlſtands ward durch den Wegzug des Hofes genommen, denn Handel und Fabriken blühten zu jener Zeit noch nicht in ihren Mauern. Die Prunkpaläſte ſtanden nun verödet; die Einwohnerzahl, welche bis 1778 auf 23,000 bis 24,000 Seelen geſtiegen war, nahm in bedenklicher Weiſe ab und die prahleriſche Reſidenzſtadt kam in einen wahrhaften Zuſtand des Verfalls. Großen Schaden richtete auch im Winter 1784 eine Ueberſchwemmung an, deren Folgen noch mehre Jahre hindurch fühlbar blieben. Neues Unheil führten hierauf die Revolutionskriege herbei. Im September 1795 erſchien Pichegrü vor Mannheim, nachdem die Rheinſchanze ſchon im December des Jahres 1794 von den Franzoſen war genommen worden. Am 20. September

Digitized by Google

ward die Stadt durch den Minister Graf Franz Albert von Oberndorf und den Gouverneur Baron von Belderbusch dem französischen Heerführer in einer sehr unrühmlichen Weise übergeben. Als sich die Franzosen hier festgesetzt hatten, mußte sie nun eine heftige Belagerung durch die Kaiserlichen erleiden. Dieselben zogen unter Wurmser, 36,000 Mann stark, gegen die Stadt, in welcher ungefähr 15,000 Mann lagen. Am 18. October begann ein lebhafter Kampf, und bald kamen alle Schrecken einer Belagerung über das unglückliche Mannheim. Dreiundzwanzig Tage hindurch währte diese Belagerung; es waren bei derselben nur vierzehn Häuser unverletzt geblieben und nicht weniger denn 20,000 große, 6000 kleine Kanonenkugeln, 2700 Haubitzen und 1780 Bomben in die Stadt geflogen. Während der heftigsten Beschießung vom 17. bis zum 21. November flossen die Glocken auf den Thürmen, nach den Worten eines Augenzeugen, wie Wasser, jeder Gang durch die Straßen war lebensgefährlich geworden und die armen Einwohner, welche sich in die Keller geflüchtet hatten, waren von der Angst gefoltert, ohne Lebensmittel dort eingesperrt zu bleiben. In dieser verzweifelten Lage hatte sich die Bürgerschaft an den östreichischen Feldherrn gewandt und um Schonung gebeten; dieser wies sie jedoch natürlicherweise an den französischen Befehlshaber, welcher zuletzt auch einen allgemeinen Aufstand der Einwohner befürchten mußte. Endlich am Morgen des 22. November wurde die Kapitulation unterzeichnet und folgenden Tags zogen die Franzosen mit klingendem Spiele aus, mußten aber gleich vor dem Thore die Gewehre strecken.

Im Jahre 1803 fiel Mannheim an Baden. In neuerer Zeit erhob es sich allmählig mehr zu einer Handelsstadt und seitdem hier ein Rheinhafen errichtet worden, hat es sehr an Bedeutung gewonnen, als Stapelplatz für den Oberrhein und die Neckargegend.

An der südwestlichen Seite der Stadt liegt das Schloß; dasselbe war ehedem das größte Schloßgebäude in Deutschland, ist jedoch nicht mehr ganz erhalten, denn bei der Beschießung Mannheims im Jahr 1795 brannte ein großer Theil des westlichen Flügels nieder. Es hat eine Länge von 1700 Fuß und zählte vor jenem Brande mehr denn 500 Gemächer. Eigentlich besteht es aus drei Vierecken, von welchen das mittlere das größte und gegen die Stadt hin offen ist. Gegenwärtig wird der westliche Theil des Schlosses von der verwittweten Großherzogin Stephanie, Napoleons Adoptivtochter, bewohnt, während im östlichen Flügel dem Stadtkommandanten eine Wohnung eingeräumt

iſt. Es befinden ſich auch im Schloſſe die öffentlichen Sammlungen, woran Mannheim nicht arm iſt, obgleich bei der Verlegung der kurfürſtlichen Reſidenz nach München die meiſten Kunſtſchätze dahin gebracht wurden. Namentlich wanderte auch die hieſige Gemäldegallerie mit Karl Theodor nach München und die jetzt im Schloſſe befindliche wurde erſt unter dem Großherzog Karl Friedrich zuſammengebracht. Sie zählt über dreihundert Nummern, meiſt Bilder ohne ſonderlich hervorragenden Kunſtwerth. Die beſten Stücke darunter ſind aus der niederländiſchen Schule, namentlich von Teniers. Außerdem ſieht man in dem Schloſſe eine Sammlung von Abgüſſen berühmter Antiken, eine Kupferſtichſammlung, ferner das großherzogliche Antiquarium, ſiebenundzwanzig meiſt römiſche Denkſteine, ſowie 1268 Nummern antiker Bildwerke, Gefäße und Geräthſchaften enthaltend, endlich ein Naturalienkabinet, und in einem Theile des Schloßgartens iſt auch ein kleiner botaniſcher Garten angelegt.

An den weſtlichen Seitenflügel des Schloſſes ſtößt das Lyceum, ein einfaches Gebäude. Die Unterrichtsanſtalt, welche darin ihren Sitz hat, wurde im Jahr 1807 für beide Konfeſſionen eröffnet und abwechſelnd ſteht ihr ein katholiſcher und proteſtantiſcher Direktor vor. Es ſind dreizehn Lehrer an derſelben angeſtellt; die Schülerzahl beläuft ſich durchſchnittlich auf über zweihundert. — Daneben ſteht die Jeſuitenkirche, über deren mittlerem Eingang man eine von Verſchaffelt gearbeitete Gruppe ſieht. Das Innere dieſer Kirche iſt überladen mit Gold- und Marmorverzierungen; auf dem Hochaltare befindet ſich eine Gypsſtatue, von Verſchaffelt gefertigt, welche den Stifter des Jeſuitenordens darſtellt, wie er dem nach Indien gehenden Abgeſandten Xaver den Segen ertheilt. Auch die Seitenaltäre ſind reich ausgeſchmückt. Die Kuppel hat eine Höhe von 250 Fuß.

Die Sternwarte, welche eine Höhe von 107 Fuß hat, befindet ſich hinter der Jeſuitenkirche, und von der letzteren gelangt man zu einem freien Platz, worauf das Schauſpielhaus, ein ſtattliches, dreiſtöckiges Gebäude, ſteht. Es wurde im Jahr 1776 gebaut und am 7. Oktober 1779 eröffnet. Auf welcher hohen Stufe ſich die hieſige Bühne zu Ende des vorigen Jahrhunderts behauptete, wurde bereits oben angedeutet. Seitdem Mannheim keine Reſidenzſtadt mehr, iſt dieſer Glanz zwar längſt von ihr gewichen, aber das Theater gehört doch fortwährend noch zu den beſſeren des ganzen ſüdlichen Deutſchlands.

So oft gute Stücke gegeben werden, kommen eine Menge Leute aus der Umgegend, beſonders aus Heidelberg und Speier, zum Theaterbeſuch herbei.

Am Marktplatze, welchen eine unſerer Anſichten darſtellt, ſtehen das Rathhaus und die St. Sebaſtianskirche, welche durch einen in der Mitte befindlichen Thurm mit einander verbunden ſind. Auch ſieht man auf dieſem ziemlich großen Platze eine Gruppe, von van den Branden und deſſen Sohn in Stein gehauen: Merkur, die Figur einer Stadt zwiſchen zwei Flüſſen niederlegend.

Unter den übrigen Gebäuden ſind noch anzuführen: das Zeughaus, ſowie das Kaufhaus, das ein ganzes Quadrat einnimmt. Letzteres iſt ein zweiſtöckiges Gebäude und rings um daſſelbe führt ein gedeckter Gang, welcher als Bazar dient. Namentlich muß auch noch des großartigen Gebäudes des neuen Freihafens am Rhein gedacht werden. Dieſes Hafengebäude, von dem bekannten Architekten Hübſch aufgeführt, hat eine Länge von 700 Fuß und bietet Raum genug, um mehr als 250,000 Centner Waaren lagern zu können. Vier eiſerne Krahnen verſehen hier den Dienſt und die Verbindung des Rheins mit dem Neckar iſt durch eine große, aus Quadern erbaute Schleuße mit acht Thüren geſichert.

Auf der nördlichen Seite Mannheims zieht ſich eine Kettenbrücke über den Neckar, von welcher man eine Abbildung in dieſem Werke findet.

Haben wir oben des Antheils, welchen Mannheim an der badiſchen Revolution im Frühjahr 1849 nahm, gefliſſentlich nicht erwähnt, ſo wollen wir doch ſchließlich noch eines Ereigniſſes gedenken, das weitgreifende Folgen hatte. Es iſt dies Kotzebue's Ermordung durch den ſchwärmeriſchen Studenten Ludwig Sand aus Wunſiedel im Jahr 1819. Auf dem Wege nach Heidelberg kommt man hart an der Stelle vorüber, wo der fanatiſche, vielbeklagte Jüngling ſeine unſelige That im folgenden Jahre auf dem Schaffot büßen mußte. Das Grab des Ermordeten aber, welcher der erbitterten überſchwänglichen Jugend in der „optiſchen Täuſchung des Haſſes“ als überaus mächtig erſchienen war, findet ſich auf dem lutheriſchen Friedhofe. Es iſt bezeichnet durch einen großen Würfel, geziert mit den dramatiſchen Masken, auf der einen Seite desſelben ſteht Kotzebue's Name, Geburts- und Todesjahr, auf der anderen Seite ſind folgende Worte zu leſen:

Die Welt verfolgt' ihn ohne Erbarmen,
Verkumdung war sein trübes Loos,
Glück fand er nur in seines Weibes Armen,
Und Ruhe in der Erde Schooß.
Der Neid war immer wach,
Ihm Dornen hinzustreuen,
Die Liebe ließ ihm Rosen blühn.
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen.
Er hat der Welt verzieh'n.

X.

Ladenburg.

Ladenburg, das dem Reisenden auf der Fahrt nach Mannheim und Heidelberg mit seiner ehrwürdigen St. Galluskirche in's Auge fällt und bei welchem die Züge der Main-Neckar-Eisenbahn über die stattliche neue Brücke gehen, liegt am rechten Neckarufer in einer fruchtbaren Ebene und zählt gegenwärtig etwa 300 Häuser mit 2500 Einwohnern. Es ist ein sehr altes Städtchen, vielleicht der älteste Ort im ganzen Neckarthale. Die Römer hatten sich schon hier niedergelassen und diese Ansiedlung Lupodunum genannt. Römische Alterthümer wurden öfters gefunden, und im Jahr 1766 entdeckte man in der hiesigen Gemarkung auch die Ueberreste eines Römerbades. Später hatten die fränkischen Könige zu Ladenburg einen Saalhof. Im Jahr 636 schenkte König Dagobert den Ort sammt dem königlichen Pallaste an das St. Petersstift in Worms, welches im Jahr 1011 auch die Gerichtsbarkeit darüber erhielt. Im zwölften Jahrhundert nahmen die Bischöfe hier ihren Wohnsitz, da die Bürger von Worms sich wider sie empört hatten. Indessen war Ladenburg wohl schon in früher Zeit nicht ganz Eigenthum von Worms, denn es entstanden Zwistigkeiten über den Besitz des Ortes mit den Pfalzgrafen. Der dreißigjährige Krieg fügte Ladenburg viel Ungemach zu. Tilly lag hier im Jahr 1621 und im nächsten Jahre Mannsfeld; auf diesen folgten wiederum Baiern und Spanier, bis Gustav Adolf im Jahr 1631 die Stadt besetzte. Im Jahre 1644 erpreßten hier die Franzosen schwere Summen, und 1693 wurde der Ort unter Melac ausgeplündert und verwüstet. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren von neuem Streitigkeiten

Digitized by Google

zwiſchen den wormſer Biſchöfen und den pfälziſchen Kurfürſten wegen des Beſitzes von Ladenburg ausgebrochen; endlich wurde jedoch ein Vergleich geſchloſſen, worauf der Ort ganz bei der Pfalz blieb, mit welcher er ſpäter an Baden kam.

Das Städtchen treibt ſtarke Landwirthſchaft, auch Handel mit Bauholz und Taback. Sehr alt iſt die hieſige katholiſche Kirche mit ihren beiden Thürmen, jedenfalls zu den beachtenswerthen Baudenkmälern des badiſchen Landes gehörend. Sie enthält Grabſteine der Freiherren von Sickingen und Metternich. Es beſteht auch hier eine von den Freiherren von Sickingen gemachte Stiftung, welche ſich auf eine Sage gründet. Ein Fräulein dieſes Geſchlechts ſoll ſich nämlich einſtmals verirrt haben und erſt ſpät durch den grüßenden Ton einer Glocke zurecht geleitet worden ſein. Daher ſollte jeden Abend die Glocke geläutet und in jeder Woche aus einem Malter Korn Brot gebacken und unter die Armen vertheilt werden. Der hieſige Biſchofshof hieß anfänglich Saal: er war zuerſt wohl den Gaugrafen und dann den Kaſtenvögten des Biſchöfs eingeräumt. Häufig diente er den Biſchöfen von Worms ſelbſt zur Wohnung und es ſtarb hier auch Würdtwein, der Letzte derſelben.

Weiſſenburg.

Indem wir nun auf das linke Rheinufer zurückgehen, müſſen wir noch, bevor wir die bairiſche Pfalz betreten, bei dem an der Gränze liegenden elſäſſiſchen Städtchen Weiſſenburg etwas verweilen, von welchem ſich in dieſem Werke zwei Anſichten finden.

Weiſſenburg (franzöſiſch Wissembourg, lateiniſch Wissemburgum) liegt in einer fruchtbaren Landſchaft, von Gärten, Rebhügeln und Bergen umgeben, an der Lauter, vier Stunden vom Rheine entfernt. Es wird auch zur Unterſcheidung von anderen Städten gleichen Namens **Weiſſenburg am Rheine** genannt, oder auch Kron-Weiſſenburg, wegen eines großen eiſernen Kronleuchters, der ehedem in der hieſigen Stiftskirche hing und als ein Geſchenk des Königs Dagobert II. angeſehen wurde. Die Stadt iſt der Hauptort des Cantons Weiſſenburg, welcher eine Bevölkerung von gegen 16,000 Seelen hat, Sitz des Unter-

Digitized by Google

präfekts, des Gerichtshofs erſter Inſtanz, des Friedensgerichts und zählt etwa 6000 Einwohner, worunter an 4000 Lutheraner, 1800 Katholiken und gegen 300 Juden.

Der Urſprung der Stadt knüpft ſich an die alte Abtei Weiſſenburg, welche von König Dagobert II. zwiſchen 674 und 679 errichtet wurde; um dieſe ſiedelten ſich allmählig die Landleute an. Der Ort erhob ſich zu einer freien Reichsſtadt und trat im Jahr 1247 zu dem rheiniſchen Städtebund. Im Bauernkriege (1525) und während des dreißigjährigen Krieges wurde Weiſſenburg hart mitgenommen, ſo daß die Bevölkerung bis auf hundertvierzig Seelen herabſank. Durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß an Frankreich gekommen, hatte es bei ſeiner ſchlimmen Lage auf der Gränze in allen Kriegen Drangſale zu erleiden. Im Anfang des Jahres 1677 plünderte hier ein franzöſiſches Freikorps unter Anführung ſeines Oberſten Labroſſe die Kirchen und ſteckte das Rathhaus nebſt ſiebenzig Häuſern in Brand. In den Jahren 1704 u. 1744 wurde die Stadt durch die Oeſterreicher bedrängt; ebenſo in den Jahren 1793, 1813 und 1815 durch die Einfälle der Deutſchen.

Von 1719 bis 1725 hatte der vertriebene Polenkönig Stanislaus Leczinsky mit ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter Marie ſeinen Aufenthalt in Weiſſenburg. Auch lebte in der hieſigen Abtei der Mönch Otfried, Schüler des Rhabanus Maurus, der zwiſchen den Jahren 863 und 872 die Evangelien in althochdeutſche Reime brachte, ein Werk, das unter den wenigen ehrwürdigen Denkmalen unſerer älteſten Literatur oben an ſteht. Wo und in welchem Jahre Otfried das Licht erblickte, iſt unbekannt, ſo wie auch das Jahr ſeines Todes. Wir wiſſen jedoch, daß er frühzeitig in das hieſige Kloſter trat, ſich gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts auf eine Zeitlang nach Fulda begab, dort den Unterricht des berühmten Rhabanus Maurus genoß und nach ſeiner Zurückkunft Vorſteher der Schule ſeines Kloſters wurde.

Die hieſige Abtei war eine gefürſtete; im Jahre 1524 wurde ſie indeſſen in ein Collegiatſtift verwandelt und 1545 mit dem Bisthum Speier vereinigt. Zur Revolutionszeit wurde das Stift aufgehoben und die Güter deſſelben verkauft. Die Stiftskirche zu St. Paul und Peter, jetzt die katholiſche Pfarrkirche, iſt ein ſchönes gothiſches Gebäude. Bemerkenswerth iſt auch die lutheriſche St. Johanneskirche; in ihr predigte einſt Bucer das Evangelium. Bei der dritten Jahrhundertfeier der Reformation wurde eine Büſte Luthers von Ohnmacht darin aufgeſtellt. Außerdem ſind die anſehnlichſten Gebäude:

Digitized by Google

das neue Stadthaus am Marktplatz, die Infanterie-Kaserne mit einem bedeckten Exercierhause, die Reiterei-Kaserne, das Bürgerhospital, in früherer Zeit bis 1553 ein Predigtkloster.

Seit dem Jahre 1746 ist Weissenburg mit Festungswerken umgeben, die jedoch nicht bedeutend sind. Die Festung hat drei Thore: das Landauer-, das Hagenauer- und das Bitscher-Thor. Von hier aus zieht sich ein Wall mit einem Graben bis Lauterburg, den man die weissenburger Linien nennt. In geringer Entfernung von der Stadt sieht man auch auf verschiedenen Punkten drei altersgraue feste Thürme, die in alten Zeiten zur Schutzwehr dienten: den Germanus-Thurm nach dem Dahnerthale zu, den St. Paulus-Thurm oberhalb des Dörfchens Weiler und den Remigius-Thurm bei dem Dorfe Altstadt.

Die bairische Pfalz.

I.

Speier.

Speier, bei welchem der Speierbach in den Rhein fließt, die „Todtenstadt der deutschen Kaiser", ehedem freie Reichsstadt, ist einer der ältesten und geschichtlich denkwürdigsten Orte am Rhein. Längst ist zwar der Glanz dieser ehrwürdigen Stadt, deren hohen Dom man schon von ferne erblickt, dahingeschwunden, doch ist sie die Hauptstadt der bairischen Pfalz, Sitz des Regierungs-Präsidenten und aller höheren pfälzischen Behörden sowie eines Domkapitels. Sie hat außerdem noch ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar und zählt etwa 13,000 Einwohner, während sie im Mittelalter freilich eine dreimal so starke Bevölkerung besaß.

Schon Julius Caesar gedenkt Speiers als civitas Nemetum. Lange Zeit hindurch blieb dieser Ort im Lande der Nemeter unter römischer Herrschaft; in den Tagen der Völkerwanderung wurde er jedoch zweimal zerstört, und bei einer dieser Zerstörungen, die durch Attila ge-

Digitized by Google

ſchah, wurden alle chriſtlichen Einwohner grauſam ermordet. Unter den Franken hob ſich Speier mehr und mehr. Nachdem es ſpäter bei der Theilung zu Verdün (843) an Deutſchland gekommen, („des Weines wegen" wie es in dem Vertrage lautete), blühte es beſonders empor unter den ſaliſchen Kaiſern, welche ſechs Stunden von hier entfernt, auf ihrem Schloſſe Limburg bei Dürkheim wohnten. Es gehörte im Mittelalter zu den anſehnlichſten Städten Deutſchlands; ſeine Bürger zeichneten ſich ſowohl durch ihren Handel, als ihren mannhaften kriegeriſchen Sinn aus und oftmals war es Sitz der deutſchen Herrſcher. „Gerne — ſagt ein älterer Schriftſteller — weilten unſere Kaiſer zu Speier, reichstagten hier und legten zuletzt ſelbſt ihre Gebeine nieder im Dom." Uebrigens blieben auch hier die Fehden zwiſchen den Biſchöfen und der Bürgerſchaft nicht aus.

Im dreißigjährigen Kriege fiel Speier, da es nicht befeſtigt war, abwechſelnd in die Hände der verſchiedenen Partheien, indeſſen wurde es nicht ſonderlich hart betroffen. Ein unerhört trauriges Schickſal brach aber bei dem berüchtigten Mordbrennerzug der Franzoſen über die Stadt herein. Sie wurde von den Franzoſen aufgefordert, ſich unter franzöſiſchen Schutz zu ſtellen und eine franzöſiſche Beſatzung in ihren Mauern aufzunehmen. Widerſtand konnte von ihrer Seite nicht geleiſtet werden; die Schlüſſel der Stadt wurden daher übergeben. Nun zeigte es ſich, was dieſer franzöſiſche Schutz bedeuten wollte. Nicht lange währte es, ſo riſſen die Franzoſen die Thürme und Mauern der Stadt nieder, wobei ſogar die Bürger genöthigt wurden, mit Hand anzulegen. Mit dem Beginn des Frühjahrs 1689 fanden immer mehr Gewaltthätigkeiten ſtatt. Endlich wurde den Bürgern verkündet, daß binnen ſechs Tagen die Stadt von der ganzen Einwohnerſchaft geräumt werden müſſe, doch wurde noch zugleich die Verſicherung gegeben, daß Speier nicht niedergebrannt oder verwüſtet werden ſolle. Es ſolle dieſe Räumung bloß geſchehen, damit der Feind keine Lebensmittel oder Menſchen finde, welche ihm Beiſtand leiſten könnten. Die beſtürzten Einwohner baten um Verlängerung dieſer Friſt, daß ſie wenigſtens ihre Habe beſſer aus der Stadt ſchaffen könnten. Allein der Intendant de la Fond ertheilte den Beſcheid, man möge, was innerhalb ſechs Tagen nicht fortzuſchaffen ſei, in den Dom bringen, wo es ſicher bewahrt ſein würde. Nachdem die Bürger ſchon fünf Tage lang mit Rettung ihrer Habe beſchäftigt waren, eröffnete mit einem Male der General Montclar: ſein König habe befohlen, die ganze Stadt ſolle

Digitized by Google

niedergebrannt werden und allein der Dom verſchont bleiben. Wer daher ſeine Habſeligkeiten nicht bereits geflüchtet habe, möge dieſelben noch in den Dom bergen, wo ſie unbeſchädigt blieben.

Am 31. Mai 1689, dem dritten Pfingſttage, begann das verruchte Werk; die menſchenverlaſſene Stadt wurde an verſchiedenen Orten in Brand geſteckt. Es war ein windſtiller Tag und nur langſam verbreitete ſich das Feuer von Haus zu Haus. In der zweiten Nacht aber erhob ſich ein heftiger Gewitterſturm und die gierig leckenden Flammen flogen nun mit bedeutend verſtärkter Gewalt über die Stadt hin und verwandelten ſie binnen Kurzem in ein Feuermeer. Der Morgen des zweiten Juni ging über einem rauchenden Schutthaufen auf. Zehn Jahre lag Speier nun öde, da Frankreich ſeinen Wiederaufbau verhinderte. Erſt nach dieſer Zeit erhob es ſich wieder allmählig aus dem Schutt. Ein Erſatz, welchen die Stadt für den erlittenen Schaden, den ſie auf 3 Millionen 334,004 Gulden berechnete, von Frankreich begehrte, wurde ihr nicht geleiſtet. Ebenſo erhielt das Domkapitel für ſeinen auf 2 Millionen 443,400 Gulden angeſchlagenen Schaden nur eine armſelige Entſchädigungsſumme von 25,000 Livres.

Trotz der ausdrücklichen Zuſicherung des franzöſiſchen Generals war der erhabene byzanthiniſche Dom bei jener Zerſtörung keineswegs verſchont geblieben, ſondern vielmehr ausgeplündert und mit Feuer und Schwert verwüſtet worden. Die Mordbrenner achteten ſelbſt nicht die Ruhe der Todten. Da ſie in den Gräbern der Kaiſer Schätze zu finden hofften, zerſchlugen ſie die marmornen Sarkophage und erbrachen das Grab Albrechts, deſſen Gebeine ſie umherſchleuderten. Ihre Raubſucht fand ſich getäuſcht, und weitere Mühe ſcheuend, ließen ſie die übrigen Gräber unangetaſtet. In einer gründlichern Weiſe wurde aber im Revolutionskriege 1794 dieſe Grabſchändung von den Franzoſen aufs Neue verübt. Denn nun erbrachen ſie die Gräber Rudolfs, Albrechts, und Adolfs. Max von Schenkendorf ſingt von dieſem empörenden Frevel:

Ich kenn' ein altes Kaiſergrab,
Ein tiefes feſtes Haus,
Da ſtieg ein Heldenchor hinab,
Zu ruh'n von langer Arbeit aus.
Die Kaiſergräber ſind entweiht,
Die Kaiſergräber ſind entweiht,
Erbrochen wurden dieſe Grüfte
Die Aſche flog in alle Lüfte.
— — — — — — —
Laut werd es aller Welt verkündigt:
Die Welſchen haben ſo geſündigt!

Schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts entstand zu Speier ein Bisthum. Da die alte Kirche im Laufe der Zeit baufällig geworden, faßte Kaiser Konrad II., dessen Lieblingsstadt Speier war, den Entschluß, ein neues Münster hier zu gründen, das zugleich zur Grabstätte für sich und seine Nachfolger werden sollte. Am 12. Juli 1030 wurde der Grundstein gelegt. Konrad schaute jedoch die Vollendung des stolzen Baues nicht mehr, und ebenso sein Sohn Heinrich III., dem er den eifrigen Fortbau des Domes als heilige Pflicht auferlegt hatte. Erst unter Heinrich IV. im Jahre 1061 stand der Dom vollendet. Im Jahre 1450 wurde derselbe durch eine Feuersbrunst verheert, nachdem er bereits in den Jahren 1159 und 1289 in Brand gerathen war, ohne jedoch großen Schaden zu leiden. Ein Orgelbauer, der mit Ausbessern der großen Orgel beschäftigt war und den Tag über Zinn und Blei im Dome geschmolzen, hatte Abends beim Weggehen das Feuer nicht genugsam verwahrt. Es fielen glühende Kohlen in die Hobelspäne, die Orgel wurde vom Feuer ergriffen und bald hatte sich dasselbe durch das ganze Gebäude verbreitet. Als man anderen Morgens den Brand gewahr wurde, war es bereits zum Löschen zu spät; beinahe der ganze Dom wurde von den Flammen verzehrt, das bleierne Dach und die Glocken schmolzen, so daß das glühende Erz die Gasse hinabfloß. Doch schon nach Verlauf weniger Jahre war das Gotteshaus wieder in seiner alten Pracht hergestellt.

Nach der Verheerung durch die französischen Mordbrenner währte es fast ein Jahrhundert, bevor man ernstlich an die Wiederaufrichtung des in Trümmern liegenden Domes Hand legen konnte. Erst im Jahre 1772 geschah dies; doch nur zu bald wurde er auf's Neue durch die Franzosen im Jahre 1794 verwüstet. Während der französischen Kriegszeiten war das Gebäude zum Magazin entwürdigt, ja es sollte sogar „auf den Abriß" versteigert werden. Napoleon schenkte es hierauf der katholischen Gemeinde nebst mehren anderen Kirchen, durch deren Veräußerung die Mittel zur Wiederherstellung des Domes gewonnen werden sollten. Indessen reichten diese bei Weitem nicht zu und erst nachdem die Pfalz an Baiern gekommen und König Maximilian im Jahre 1816 hier anwesend gewesen, wurde die Wiederherstellung dieses Kaiserdoms wirklich begonnen. Auch das Innere ist seit dem Jahre 1823 für den Gottesdienst wieder würdig hergerichtet. Die Wände wurden auf Anordnung des Königs Ludwig von Baiern durch den münchner Maler Schraudolph mit Freskogemälden in großartiger

Weise geschmückt. Das Mittelschiff stellt in vierundzwanzig Feldern die Geschichte der heiligen Jungfrau dar, der nördliche Kreuzarm des Chores ist dem heiligen Stephan, der südliche dem heiligen Bernhard gewidmet. Im September 1853 waren diese Fresken, mit deren Ausführung man sich acht Jahre lang beschäftigt hatte, vollendet.

In dem erhöhten Chor sind die Statuen von Rudolf von Habsburg und Adolf von Nassau aufgerichtet. Das Standbild Rudolfs von Habsburg, zur Rechten befindlich, ist in Marmor von Schwanthaler gearbeitet; es stellt den Kaiser sitzend dar, das Schwert in der Rechten, den Helm zu Füßen. Das Antlitz Rudolfs hat Porträtähnlichkeit, indem man den noch erhaltenen unzweifelhaft ächten Grabstein, der sich in der Gruftkirche des Domes befindet, dazu benutzte. An dem Fußgestell ist folgende Inschrift zu lesen:

„Ludwig I. König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, dem Römischen Könige Rudolf von Habsburg, dem Vater einer seiner Ahnfrauen errichtete im Jahre 1843 dieses Denkmal."

König Adolfs Denkmal, zur Linken befindlich, hat Herzog Wilhelm von Nassau im Jahre 1824 über der Gruft seines Ahnherren errichten lassen. Es ist von dem straßburger Bildhauer Ohnmacht in weißem Sandstein gearbeitet und stellt den König knieend dar, mit emporgehobenen, zum Gebet gefalteten Händen und das Antlitz dem Hochaltare zugewandt, in voller Rüstung, den mit Krone und Federn geschmückten Helm zu seinen Füßen. Die Statue ruht auf einem schwarzmarmornen Sarkophage, den vier geflügelte Löwen von grauem Marmor tragen und auf welchem eine Inschrift den Todestag Adolfs (2. Juli 1298) meldet, sowie wer ihm dieses Denkmal errichtete.

Eine besondere Ehrwürdigkeit hatte das Gotteshaus durch die in ihm befindliche Kaisergruft. Konrad II. hatte verordnet, daß die römischen Könige, welche ohne besondere Verfügung diesseits der Alpen von ihrem letzten Stündlein ereilt würden, im westlichen Chore des Domes zur Ruhe gebracht werden sollten. Deshalb wird Speier die Todtenstadt der deutschen Herrscher genannt. Acht Kaiser, drei Kaiserinnen und eine Kaiserstochter wurden hier beigesetzt. Zuerst Konrad II., der Gründer des Domes, nebst seiner Gemahlin, der frommen Gisela von Schwaben. Nach ihnen wurde Heinrich III. im Jahr 1056 hinabgesenkt. Heinrich IV. aber, welcher den Dom ausgebaut und reich bedacht hatte, wurde, da Gregors Bannfluch noch auf ihm lastete, erst

Digitized by Google

fünf Jahre nach seinem Tode zur Erde bestattet und seine Leiche stand während dieser Zeit unbegraben in der von ihm erbauten St. Afra-Kapelle. Die übrigen hier ruhenden Kaiser sind: Heinrich V., der Letzte seines Hauses, Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, der im nahen Germersheim starb, der Nassauer Adolf, bei Göllheim durch seines Gegners Albrecht Schwert gefallen, endlich Albrecht I. selbst, den sein Neffe Johann von Schwaben erschlug. Letzterer wurde im Jahre 1309 mit seinem Gegner an einem und demselben Tage in die Gruft gesenkt. Nach seiner Ermordung (1308) war seine Leiche in dem schweizerischen Kloster Wettingen beigesetzt worden; sein Nachfolger Heinrich von Luxemburg ließ sie den Rhein herab gen Speier führen und zugleich die Reste Adolfs von Nassau aus dem Kloster Rosenthal herbeibringen, worauf Beide feierlich neben einander, nur eine Hand breit entfernt, bestattet wurden. Bei dieser Todenfeier waren nicht allein Kaiser Heinrich und seine Gemahlin zugegen, sondern auch die Wittwen der beiden Bestatteten sowie Albrechts Tochter, die verwittwete Königin von Ungarn. — Die Gruftkirche wird durch kurze dicke Pfeiler und Säulen getragen. Der Grabstein Rudolfs von Habsburg, dessen bereits oben gedacht wurde, war von einem Steinmetzen noch bei Lebzeiten Rudolfs nach seinem Willen gefertigt worden und nach seinem Tode setzte man folgende Inschrift darauf:

A. D. MCCXII. Mense Iulio in die divisionis Aplorum (15. Juli) † Rudolfus de Habsburg Romanorum Rex, anno regni sui XVIII.

Den früheren Domkirchhof hat man in eine Anlage verwandelt. An der östlichen Seite befindet sich die Antiken-Halle, eine vergitterte offene Halle, worin eine Anzahl römischer und anderer Alterthümer, welche in der Pfalz gefunden wurden, aufgestellt sind. An der südlichen Seite erblickt man den sogenannten Oelberg, eine Art Kapelle von durchbrochener Arbeit, die im Jahre 1509 errichtet wurde. Das Ganze sollte den Garten Gethsemane darstellen. Unregelmäßig übereinander geschichtete Felsstücke bildeten den Oelberg, auf dessen Gipfel Jesus kniete. Am Fuße waren die drei schlafenden Jünger gelagert und auf dem hinaufführenden Pfade sah man den Erzverräther Judas an der Spitze der Kriegsknechte sich nahen. Im Jahre 1689 wurde auch dieses Kunstwerk zum größten Theile zerstört.

Im Uebrigen sind durch die Verwüstungen, welche die Stadt zu erleiden hatte, nur wenig Reste alter Zeit geblieben. Von dem alten Kaiserpalaste, genannt der Retscher, wahrscheinlich nach der kaiser-

Digitized by Google

lichen Burg zu Prag, dem Hradſchin, ſteht nur noch eine alte unſcheinbare Mauer. In dieſem Palaſte waren viele Reichstage gehalten worden, worunter wir blos desjenigen vom Jahre 1529 gedenken wollen, auf dem am 19. April die lutheriſchen Reichsſtände ihre Proteſtation einlegten, von welcher der Name Proteſtanten herrührt.

Seit dem Jahre 1526 befand ſich auch das Reichskammergericht zu Speier, bis es 1689 nach Wetzlar verlegt wurde.

II.

Neuſtadt an der Haardt. — Das Haardter Schlößchen. — Die Maxburg. — Edenkoben. — Frankenſtein.

Weiter landeinwärts vom linken Rheinufer breitet ſich das ſchöne Haardtgebirg mit ſeinen Rebenbergen und ſeinen Schlöſſern aus. Dieſes Gebirg iſt ein Zweig der Vogeſen und durchzieht in nordöſtlicher Richtung die ganze Pfalz. Am Fuße ſeiner bewaldeten Höhen wechſeln herrliche Kaſtanienwälder mit wohlgepflegten Rebenpflanzungen, und unſtreitig gehört dieſes geſegnete, maleriſche Hügelland zu unſeren lachendſten Gegenden.

Eine reizende Lage hat Neuſtadt, der anſehnlichſte Ort an der Haardt mit ungefähr 8000 Einwohnern. Es hat in jüngſter Zeit größere Bedeutung gewonnen, indem es durch die pfälziſche Ludwigsbahn in den großen Verkehr hineingezogen worden iſt. Die Reize der hieſigen Gegend werden immer bekannter und viele Gäſte kommen namentlich auch hierher, um die Traubenkur zu gebrauchen.

Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wird Neuſtadt als zur Pfalzgrafſchaft gehörig erwähnt. Von ſeinen früheren Schickſalen iſt nichts Erhebliches bekannt. Es war Sitz mehrer kurpfälziſchen Aemter und einer gelehrten Schule, nach ihrem Stifter, dem Pfalzgrafen Johann Kaſimir, Kaſimirianum genannt. Dieſelbe nahm eine Zeit lang den Rang einer Univerſität ein, als Johann Kaſimir die aus Heidelberg vertriebenen reformirten Profeſſoren hierher berufen hatte. Im dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt mehrmals eingenommen. Ein ſprechendes Zeugniß von dem Jammer, welchen dieſer Krieg über die Pfalz brachte, liefert die Thatſache, daß damals in Neuſtadt Wachen auf den Gottesacker geſtellt werden mußten, damit die hungernden Ein-

Digitized by Google

wohner die Leichen nicht ausgruben und verzehrten. Als die Franzoſen in der Pfalz wütheten, riſſen ſie die Mauern Neuſtadts nieder und ſchon war auch der Befehl erlaſſen, die Stadt abzubrennen. Doch ein glücklicher Umſtand ſchützte ſie vor dem Verderben. Ein franzöſiſcher Kriegskommiſſär, de Werth faßte eine heftige Liebe zu einer hieſigen Jungfrau, Kunigunde Kirchner, der Enkelin des kurpfälziſchen Kanzlers und hielt um die Hand derſelben an. Doch Kunigunde weigerte ſich beharrlich, ſeinen Anträgen Gehör zu geben, wenn nicht der Befehl zur Niederbrennung ihrer Vaterſtadt zurückgenommen würde. De Werth ſetzte deshalb, um ſeine Geliebte zu erlangen, alle Hebel in Bewegung; er erwirkte bei den franzöſiſchen Generalen, daß die Stadt verſchont wurde und die Feinde ſogar ihre Mauern wieder aufführten. Kunigunde aber führte mit de Werth eine glückliche Ehe. Noch kurz vor der Revolutionszeit ſoll ſich ihr Bildniß in Neuſtadt befunden haben, auch lebten damals hier noch Nachkommen von ihr.

Schlimmer hauſten hier die franzöſiſchen Republikaner. Rougemaitre, „ein kleines, kaum fünzig Pfund ſchweres galliſches Ungeheuer“ zwang die Einwohner ihr Vieh ſelbſt nach Landau zu treiben und höhnte die Wehklagenden noch durch die empörenden Worte: „Wenn eure Töchter mit unſeren Nationalgarden einmal bekannt ſein werden, ſo werden ſie euch ſchon — Milch geben.“ Ehe dieſer Niederträchtige die Glocken, worunter die große von neunundneunzig Centnern, von hier abführen ließ, befahl er auch in ſeinem tückiſchen Uebermuth, noch einmal zum Valet zu läuten.

Das Innere der Stadt bietet wenig Anziehendes, ſie hat unregelmäßige Gaſſen und wenn der alte Merian in ſeiner Topographie meint, es ſei „eine hübſche luſtige Stadt“, ſo kann dies nur in Bezug auf die anmuthige Lage geſagt ſein. Bemerkenswerth ſind unter den Gebäuden das ehemalige Jeſuitenkollegium am Markt, jetzt das Stadthaus, welches im Jahre 1720 aufgeführt wurde, ſowie die alte ſtattliche Stiftskirche, wahrſcheinlich im zehnten Jahrhundert erbaut. Das hieſige Stift, durch Pfalzgraf Rudolf II. gegründet und reichlich ausgeſtattet, beſtand bis zur Reformation. Im Innern des Gotteshauſes befinden ſich die Grabmäler der Pfalzgrafen Rudolf II. und Ruprecht I.

Nahe bei der Stadt liegt das Dorf Haardt und über demſelben das ſogenannte Haardter Schlößchen, die ehemalige Burg Winzingen, deren Trümmer mit Geſchmack zu neuen Anlagen und Bau-

Digitized by Google

ten benutzt worden sind. Die Burg soll im zehnten Jahrhundert aufgeführt worden sein und die Pfalzgrafen, wenn sie diese Gegend besuchten, nahmen gewöhnlich ihre Wohnung auf derselben. Nachdem die Burg zu verschiedenen Malen aus den Händen der Pfalzgrafen gekommen und wieder in dieselben zurückgekehrt war, wurde sie zuletzt durch Carl Philipp verschenkt und bekam nun mehre Herren bis sie im Jahre 1803 durch Kauf Eigenthum eines Privatmannes wurde, dessen Erben noch in ihrem Besitze sind. Von der alten Burg sind nur wenige Reste noch vorhanden.

Eine Stunde von Neustadt erhebt sich, weit ins Land hinausschauend auf einem etwa 1000 Fuß hohen, vorspringenden Bergkegel die Marburg, bekannter unter dem Namen Hambacher Schloß, vordem aber die Kestenburg oder Kestelberg genannt, und zwar, wie behauptet wird, von den Kastanien, welche am Abhang des Berges vorzüglich gedeihen. Diese Burg hat ein hohes Alter. Sie stand schon um die Mitte des elften Jahrhunderts und war zu dieser Zeit Eigenthum Wolframs, des Grafen der Ardennen, des Kraichgaus und Enzenbergs, der sie als Mitgift seiner Gemahlin Aßela, einer Schwester Kaiser Heinrichs IV. erhalten haben mochte. Indeß war die Burg schon im Jahre 1100 im Besitz des Hochstiftes Speier, welchem sie durch den Bischof Johann, einen Sohn des genannten Wolframs, geschenkt wurde. Ihrer Festigkeit halber wurde sie bei drohenden Zeitläuften von den Bischöfen als Zufluchtsort benutzt, wo sie ihre Person und ihre Schätze in Sicherheit brachten. Zu ihrer Vertheidigung wurden die ersten Geschlechter des Landes als Burgmannen ernannt, wie die Grafen und Herren von Veldenz, von Zweibrücken, von Montfort, von Dalberg, von Nieppberg, von Gemmingen, von Sickingen u. A. m.

Im Bauernkriege (1525) stürmten die Bauern gegen die Burg und bekamen sie in ihre Gewalt. Sie hausten hier acht Tage, leerten des Bischofs großes Faß, ein Seitenstück zu dem heidelberger, in wildem Gelage, schlugen den übrigen Fässern den Boden ein und ließen den Wein auslaufen, und bei ihrem Abzuge steckten sie die Burg in Brand. Einige Jahre später wurde dieselbe jedoch auf Kosten der Bauern wiederhergestellt und ein altes Bauernlied sagt deshalb in Bezug auf diese Vorfälle:

Einsmals da ich ein Krieger was,
Meins eignen Herrn und Eids vergaß.

Auch in gutem Wehn und Ehren saß,
Da trank ich zu Neyenberg was
Guten Wein aus dem großen Faß;
Lieber, rath, wie bekam mir das?
Gleich dem Hund, da er frißt das Gras,
Ein Ort und dreizehn Gulden die Zech (Zeche) was,
Der Teufel gesegne mir das.

Markgraf Albrecht von Brandenburg, genannt Alcibiades, erstürmte auf seinem Zuge durch diese Gegenden im Jahr 1552 die Burg und zerstörte sie abermals durch Feuer; ihre letzte gründliche Verwüstung erfuhr sie jedoch, wie fast alle Burgen in der Pfalz, durch die französischen Horden. In neuerer Zeit ist die Ruine viel genannt worden durch das sogenannte Hambacher Fest, welches in der Geschichte der politischen Bewegungen der dreißiger Jahre eine nicht unwichtige Rolle spielt. Die Feier des bairischen Verfassungsfestes gab im Jahre 1832 den liberalen Führern in der Pfalz Anlaß, eine große Volksversammlung auf das alte Schloß zu berufen. Am 27. Mai und in den folgenden Tagen fand dieselbe statt. Man pflanzte hier die schwarzrothgoldne Fahne auf und hielt freisinnige Reden. Im Uebrigen ging die Versammlung ruhig auseinander. Doch zog sie nicht unbedeutende Folgen nach sich, indem sie die Regierungsmaßregeln, den aufgährenden politischen Drang zu ersticken, beschleunigte und verschärfte. Am 12. Oktober 1842 wurde die Burg nebst den angränzenden Waldstücken von den Pfälzern dem Kronprinzen Maximilian von Baiern bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Marie von Preußen zum Geschenk gemacht. Daher hat sie den Namen Marburg erhalten, welcher auch auf einem blauweißen Pfahle am Eingang zu lesen ist. Der jetzige königliche Besitzer faßte den Entschluß, die Burg wieder neu herzurichten.

Eine Sage berichtet, daß im Jahre 1077 Kaiser Heinrich IV. von diesem Schlosse aus barfuß seine Wanderung nach Canossa angetreten habe.

Von der Marburg führt ein steiler Pfad nach Mittel-Hambach, am Fuße des Berges, und von da kommt man, in der Ebene fortwandernd, nach Edenkoben, einem freundlich gelegenen Städtchen mit 5800 Einwohnern und einem Schwefelbrunnen, Hauptort des gleichnamigen Kantons und Sitz der Behörden. In seiner Nähe erhebt sich, an einem sanften, mit Reben und Kastanien bepflanzten Bergvorsprunge die neuerbaute glänzende Villa König Ludwigs, die Ludwigshöhe, welche der König nach dem Entwurf des Direktors von Gärtner aufführen ließ.

Digitized by Google

An der Straße von Neuſtadt nach Kaiſerslautern in dem engen und wilden Frankenſteiner Thale, welches den Schluß des Neuſtadter Thales bildet, zieht ſich das Dorf **Frankenſtein** (mit 750 Einwohnern und einer Eiſenbahnſtation) hin. Dieſer Punkt iſt einer der maleriſchſten der Gegend. Das Thal iſt ſo enge, daß die Landſtraße und der Bach beinahe ſeine ganze Breite einnehmen und die Häuſer des Dorfes meiſtens dicht an die Berge ſich ſchmiegen. Von einem abſchüſſigen Berge, durch welchen grade ein Eiſenbahntunnel führt, blickt die ehedem ſehr feſte Burg Frankenſtein herab, deren rothes Gemäuer mit der Sandſteinwand, an welche es ſich lehnt, eins zu ſein ſcheint. Wann dieſe Burg erbaut worden, iſt unbekannt; ſie mochte wohl zum Schutz der unten durch das Thal ziehenden Straße nach Lothringen angelegt worden ſein. Sie ward im Laufe der Zeit Eigenthum der Abtei Limburg, wurde von dieſer den Grafen von Leiningen zu Lehen gegeben und endlich i. J. 1416 an drei Herren verkauft, an den Grafen Philipp von Naſſau, Emich IV. von Leiningen und den Ritter Diether von Inſeltheim. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſcheint die Burg nicht mehr bewohnt geweſen zu ſein. Doch wurde ſie im dreißigjährigen Kriege ſowie in den folgenden noch als feſter Punkt zur Deckung des Thales benutzt.

Die Starkenburg. — Gernsheim.

Wir begeben uns nun wiederum auf das rechte Rheinufer. Hier müſſen wir bedauern, der wegen ihrer Anmuth berühmten Bergſtraße mit ihren theils mit Wald, theils mit Reben bedeckten Bergen und Vorhügeln, ihren heiteren Ortſchaften und maleriſchen Ruinen keinen Beſuch widmen zu können, und ebenſo dem Odenwalde, wo Felſenmeer und Rieſenſäule, der Erbacher Ritterſaal, die zerriſſenen Trümmer der Burg Rodenſtein, in welche der wilde Jäger zieht, bevorſtehenden Krieg zu verkünden, und andere Punkte wohl einige Beachtung verdient hätten. Dagegen haben wir vorerſt der Ruine Starkenburg unſere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, da eine Anſicht derſelben in dieſes Werk aufgenommen wurde.

Bei dem alten Städtchen Heppenheim, das gegen fünftauſend Einwohner zählt, liegen in öſtlicher Richtung auf einer beinahe vereinzelten Höhe die Trümmer dieſer Burg, von welcher eine der drei Pro-

vinzen des Großherzogthums Heſſen ihren Namen führt. Man hat dieſelben mit hübſchen Anlagen umgeben und die Ruine auch im Innern vom Schutt befreit. Ein noch erhaltener, ſtattlicher viereckiger Thurm ſtreckt ſich ganz frei mitten im Hofe empor; von den übrigen Theilen der Burg ſtehen nur wenige Reſte. Ulrich, Abt des reichen und berühmten Kloſters Lorſch, ließ im Jahre 1066 (nach anderen Angaben 1064) die Burg durch die Lehensleute ſeines Kloſters zu Schutz und Trutz aufführen, als der habgierige Erzbiſchof Adelbert von Bremen ſich von Kaiſer Heinrich IV. die Lorſcher Abtei hatte ſchenken laſſen. Der Abt widerſetzte ſich dem kaiſerlichen Willen und er wurde auch auf dem raſch befeſtigten Schloſſe ſo wacker von ſeinen Dienſtmannen vertheidigt, daß man ihn wieder einſetzen mußte. Die Burg hatte von 1267 bis 1796 ihre eignen Burggrafen und Burgmänner. Der erſte, deſſen in einer Urkunde vom Jahre 1267 gedacht wird, hieß Schyo, der letzte war Franz Freiherr von Breidenbach zu Bürresheim, nach deſſen Tode im Jahre 1796 die Stelle nicht weiter beſetzt wurde. Unter den Uebrigen finden ſich bekannte Namen, wie Rüdesheim, Schenk von Erbach, Gemmingen, Frankenſtein, Wallbrunn u. A. m.

Im Jahre 1621 wurde die Burg von den Spaniern in Beſitz genommen, hierauf von den Pfälzern und nach dieſen von den Baiern. Zehn Jahre ſpäter nahmen ſie die Schweden ein; doch wurde ſie 1645 und 1647 vergeblich durch Türenne belagert.

Noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lag auf der Starkenburg eine kurmainziſche Beſatzung. Ihre Unterhaltung war jedoch zu koſtſpielig und die Bewachung nicht mehr ſo vonnöthen, wie in früheren Zeiten. Im Mai des Jahres 1765 zog dieſe Beſatzung daher auf kurfürſtlichen Befehl ab; nur ein Unteroffizier nebſt ſechs Mann blieben, die Palliſaden, Thüren, Fenſter u. ſ. w. gegen Räuberei zu ſchützen, und als gegen dieſe Mannſchaft ſchon nach vier Wochen Beſchwerden einliefen, verordnete Kurfürſt Emmerich Joſeph den Abbruch der Burg. Im Jahre 1766 wurde mit demſelben begonnen. Der mittlere hohe Thurm ſollte erhalten werden, allein im Sommer des Jahres 1768 ſchlug der Blitz in die Kuppel und dieſelbe brannte ab. Das ganze Schloß war bereits auf den Abbruch verſteigert, die Feſtungswerke und Gärten zu anderweitiger Benutzung verpachtet, da ſcheint von Mainziſcher Seite dieſe Verordnung als ein Mißgriff betrachtet worden zu ſein, denn im Jahre 1776 erging der Befehl an das

Oberamt Starkenburg, die verpachteten Zwinger und Gärten unbebaut zu laſſen, damit ſie wieder zu Feſtungswerken angelegt werden könnten. Dieſes unterblieb jedoch.

Gernsheim, am Rheine hin gelegen, zwei Stunden von der Bergſtraße entfernt, iſt ein lebhaftes Städtlein mit ungefähr 3000 meiſt katholiſchen Einwohnern. Man nimmt an, daß die Römer ſich bereits hier niedergelaſſen hatten, denn häufig wurden römiſche Münzen aufgefunden. Die deutſchen Herrſcher zählten den Ort zu ihren Königshöfen. Später kam die Abtei Lorſch in den Beſitz desſelben und mit dieſer fiel er an Kur-Mainz. Im Jahre 1689 wurde Gernsheim durch Melac verwüſtet.

Auf einem freien Platze des Städtchens vor dem Schulhauſe, worauf beſuchte Pferdemärkte abgehalten werden, iſt das ernſte Standbild Peter Schöffers, des Miterfinders oder „Vollenders“ der edlen Buchdruckerkunſt, errichtet. Peter Schöffer, auch Peter von Gernsheim genannt, erblickte zwiſchen 1420 und 1430 hier das Licht. Ueber ſein Geſchlecht hat man keine verläſſigen Nachrichten. Er zog in frühem Alter nach Paris, wo er ſich große Fertigkeit im Schönſchreiben erwarb. Die Erfindung Gutenbergs aber förderte er weſentlich dadurch, daß er den Buchſtaben eine gefälligere Form verlieh, die Miſchung der zum Guß nöthigen Metalle verbeſſerte, ſtählerne Stempel und die Druckerſchwärze ſowie eine leichtere Art, die Buchſtaben zu gießen, erfand. Fuſt gab ihm ſeine Tochter zur Frau. Er ſtarb zu Mainz, geehrt und angeſehen am Ende des Jahres 1502 oder zu Anfang 1503. Die Stadt Gernsheim hat ſein Bild auf ihre Koſten errichten laſſen. Daſſelbe wurde von dem Bildhauer J. B. Scholl in Darmſtadt gefertigt und am 9. Juli 1836 enthüllt. Es iſt in Sandſtein gearbeitet und erhebt ſich auf einem gothiſch verzierten, zwölf Fuß hohen Geſtell. Die Höhe der Bildſäule beträgt gleichfalls zwölf Fuß. Schöffer, im kräftigen Mannesalter, mit einem langen pelzverbrämten Ueberwurf angethan, hat eine Tafel mit Matrizen in der linken Hand und weiſt mit ſeiner Rechten auf dieſelbe hin. An der Vorderſeite des Piedeſtals lieſt man die Inſchrift:

„Dem Andenken Peter Schöffers von Gernsheim, weltlichen Richters zu Mainz, dem Miterfinder der Buchdruckerkunſt, der durch ſeinen Forſchungsgeiſt dieſe Kunſt vervollkommnete und mit dem thätigſten Eifer verbreitet hat, weihet dieſen Denkſtein ſeine Vaterſtadt, das dankbare Gernsheim, im Jahre des Heils 1836.“

Auf der Rückseite des Fußgestells sind lateinische Distícha, Schöffers Namen verherrlichend, zu lesen. Ein eisernes Geländer umgibt das Denkmal und der Platz hat nach ihm den Namen „Schöfferplatz“ erhalten.

Worms.

Ein Bild gefallner Größe bietet uns die Stadt Worms. Zu den ältesten und berühmtesten Städten Deutschlands gehörend, ehedem eine angesehene Reichsstadt und ein glänzender Bischofssitz ist es gegenwärtig bloß noch eine Landstadt, eine Stadt zweiten Ranges. Seit dem Jahre 1816 dem Großherzogthum Hessen einverleibt, zählt es heute nur noch etwas über 8000 Einwohner (worunter 5000 Protestanten, 2500 Katholiken und 900 Juden) und 1000 Häuser, während es noch zu Anfang des dreißigjährigen Krieges eine Bevölkerung von gegen 40,000 Seelen hatte. Es ist Sitz einer kleinen Infanterie-Garnison, eines Gymnasiums ꝛc. und liegt in einer zwar gesegneten, doch ziemlich flachen und eintönigen Gegend, etwa fünfzehn Minuten vom Rheinstrome entfernt, der einst die Mauern der Stadt berührte.

Ehrwürdige und großartige Erinnerungen umwehen diese Stadt; der hiesige Boden ist ein klassischer, sowohl in Beziehung auf das römische, wie auf das deutsche Alterthum. Drusus baute hier ein Kastell; hier, zu „Wormez an dem Rhîne“ ist der Schauplatz des Nieblungenliedes. Frühzeitig hatten die Römer die Kultur hierher verpflanzt; frühzeitig leuchtete das Licht des Christenthums in Worms und im vierten Jahrhundert hatte es bereits einen Bischof. Im fünften Jahrhundert wurde es durch Attila, den Hunnenkönig, verheert, doch erholte es sich bald wieder und die fränkischen Könige nahmen hier häufig ihren Sitz. König Dagobert I. erbaute auf der Stätte, wo jetzt die Dreifaltigkeitskirche steht, ein königliches Palattium. Oftmals sah die Stadt Karl den Großen in ihren Mauern. Hier ward im Jahre 772 der Krieg gegen die Sachsen beschlossen und von 770 bis 790 fast in jedem Jahre die Maiversammlung gehalten. In der mittleren deutschen Geschichte spielte Worms fortwährend eine ansehnliche Rolle; berühmte Reichstage und viele glänzende Turniere wurden in der Stadt gehalten. Auf dem wormser Reichstag von 1122 war der Vertrag zwischen Kaiser Heinrich V. und Pabst Calixtus II. wegen Belehnung der Bischöfe mit Scepter, Ring und Stab zu Stande gekommen. Im Jahre 1495 fand

unter Kaiser Maximilian I. zu Worms die Reichsversammlung statt, worauf der Landfrieden eingeführt und das Faustrecht in Deutschland abgeschafft wurde, und dann im Jahre 1521 jene ewig denkwürdige Versammlung, auf welcher Martinus Luther vor Kaiser Karl V. sein Bekenntniß mit unerschrocknem Muth ablegte. Ebenso war es zu Worms, wo Kaiser Max, der „letzte Ritter", den französischen Ritter Barre, welcher die ganze deutsche Nation herausgefordert, in eigner Person vom Sattel warf.

Auch als Stadt wetteiferte Worms mit Straßburg, Mainz und Köln. Es war seit dem neunten Jahrhundert freie Reichsstadt, hatte sich dem rheinischen Städtebund angeschlossen und lag mit den Bischöfen oft im Streit. Zur Reformationszeit schlug es sich sogleich auf die Seite der Protestanten.

Die Zerstörung der Stadt nahm schon im dreißigjährigen Kriege ihren Anfang. Im Jahre 1632 ließ der schwedische Obrist Haubold alle Vorstädte niederreißen, um, wie er vorgab, die eigentliche Stadt in besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Aufs Entsetzlichste wütheten aber hier die Mordbrenner des vierzehnten Ludwig unter dem Befehle des Generals Melac und des jungen Herzogs von Crequy. Es wurde verkündet, daß an einem bestimmten Tage ganz Worms niedergebrannt werden und nur der Dom, gleichwie in Speier, verschont bleiben sollte. Das Werthvollste wurde von den erschreckten Einwohnern in den Dom geflüchtet und fiel solcher Weise bequem in die Hände des Feindes. Am 31. Mai 1689 Nachmittags um vier Uhr ward den mit Rauben und Plündern beschäftigten Soldaten durch einen Kanonenschuß das Zeichen zu dem Brande gegeben. Allenthalben waren Strohhaufen und Pechkränze angebracht und am Morgen des folgenden Tages war die ganze Stadt in einen wüsten Schutthaufen verwandelt. Worms zählte einst mehr denn hundert alte Thürme auf seinen Mauern und Thoren — sie alle mußten sich, wie die Franzosen sagten, vor dem „großen Louis" beugen. Während dieser Gräuel standen die unglücklichen Wormser am Ufer des Rheins, sangen: „An Wasserflüssen Babylons ꝛc." und der Pfarrer Textor predigte ihnen über Psalm 124: „Wo der HERR nicht bei uns wäre, so sage Israel, wo der HERR nicht bei uns wäre, wenn die Menschen sich wider uns setzen, so verschlüngen sie uns lebendig, wenn ihr Zorn über uns ergrimmet ꝛc."

Seitdem vermochte sich die Stadt nicht mehr zu erholen. Zur Revolutionszeit hauste Condé mit den Emigranten im bischöflichen Schlosse,

weshalb die Republikaner dieses Schloß, welches die schönste Aussicht über den „Wonnegau“ gewährte, im Jahre 1794 niederbrannten. Hierauf mußte sich Worms dem grand empire einverleiben lassen, wo es einen besonderen Kanton im Departement Donnersberg bildete, bis es durch den pariser Friedensschluß von 1815 der Fremdherrschaft wieder entrissen und dem Großherzogthum Hessen zugetheilt wurde.

Bei der Zerstörung des alten Worms leisteten nur die festen Mauern der hiesigen Synagoge und des Domes den Flammen Widerstand. Der letztere ist dem Alterthumsfreund von hohem Interesse. Denn diese Domkirche (zum heiligen Peter und Paul) mit ihren vier rothen Thürmen und den beiden Chören gehört zu den schönsten Denkmälern des am Rhein vorzugsweise anzutreffenden Rundbogenstyles. Schon in der frühesten christlich germanischen Zeit, urkundlich wenigstens schon im Jahre 639, erhob sich an der Stelle dieser gegenwärtigen Kirche eine Basilika. Dieselbe wurde indeß im Jahre 872 vom Blitze getroffen und völlig in Asche gelegt. Zwar versuchten es nun die Bischöfe, sie auf die Dauer wieder herzustellen; aber ihre Bemühungen wurden immer vereitelt durch die verheerenden Einfälle der Normannen, welche im neunten Jahrhundert mehrmals den Rhein aufwärts selbst bis nach Worms drangen. Erst unter dem Bischof Burkard, welcher zu Ende des zehnten Jahrhunderts das oft gestörte Werk wieder aufnahm, wurde ein neuer großer Kirchenbau aufgeführt. Derselbe stieg in einer sehr kurzen Zeit, vom Jahre 996 bis 1016, empor; er wurde im letzteren Jahre in Gegenwart des Kaisers Heinrich II. und vieler weltlichen und geistlichen Fürsten feierlichst eingeweiht, war jedoch damals allerdings noch nicht gänzlich vollendet. In der Folge erlitt der Bau noch verschiedene Veränderungen, besonders im Jahre 1181 unter Bischof Konrad II. Die Mauern der ganzen Kirche sind so stark und fest durchaus mit Quadern aufgeführt, daß sie selbst den durch die Franzosen gelegten Minen widerstanden, obgleich die Mordbrenner sich viele Mühe gaben, auch dieses Gebäude völlig zu verderben. Dagegen zerschmolzen aber die mit Blei gedeckten Dächer von der Glühhitze, auch erhielt das Gebäude durch die Explosion des Pulvers an einigen Stelle Ritze, welche noch jetzt sichtbar sind.

Die Kirche zeichnet sich durch großartige und ruhige Einfachheit in ihren Formen aus. Sie hat eine Länge von 470 und eine Breite von 110 Fuß. Die vier runden Thürme begränzen die beiden Chöre und verleihen dem Gotteshause, besonders aus einer gewissen Ferne betrach-

Digitized by Google

tet, ein sehr ehrwürdiges und stolzes Ansehen, wozu auch die erhöhte Lage des ganzen Baues nicht wenig beiträgt. Seltsame Thiergestalten und Larven bemerkt man am östlichen Chore und der nördlichen Langseite. Das Portal an der Südseite ist mit reicher Bildhauerarbeit verziert. In dessen Giebelfelde, ganz oben in der höchsten Spitze, ist ein Weib, mit einer Mauerkrone geschmückt zu sehen, reitend auf einem vierköpfigen und vierbeinigen Thiere, dessen verschiedene Köpfe und Beine den Attributen der vier Evangelisten entsprechen (Ochse, Löwe, Mensch und Adler). Unstreitig soll daher das Ganze die triumphirende Kirche Christi bezeichnen. Es kann sich keinesfalls, wie man behaupten wollte, auf die gräßliche Hinrichtung der achtzigjährigen herrschsüchtigen Brunhildis, Gemahlin des austrasischen Königs Siegbert beziehen, welche im Jahre 613 zu Worms stattfand, auf „Chlotars, des Zürnenden, entsetzlich Strafgericht" wie Freiligrath in einem Gedichte sagt. — An den nächsten Eckpfeilern links und rechts sieht man verschiedene Figuren, wovon sich die zur Linken als bekannte Heiligenbilder ꝛc. von selbst erklären, die vier auf der rechten Seite befindlichen Figuren aber eine besondere Erklärung heischen. Von diesen bezeichnet nämlich die erste obere Figur mit einer Büchse in der Hand, zwei Verehrer zu ihren Füßen, den wahren Glauben. Eine unmittelbar darunter befindliche, eine Binde um die Augen, mit einer zurückgesunknen Krone, zerbrochenem Speer und mit dem Bock und einem Messer in der Hand, bezeichnet das Judenthum. Die zweite obere Figur, mit gebrochenem Scepter, stellt das Heidenthum dar, sowie eine unter derselben stehende Figur, mit dem Schild in der Rechten und Kröten, Schlangen und Eidechsen auf dem Rücken, den Irrglauben.

Das Innere dieses Gotteshauses hat etwas großartig Einfaches. Elf mächtige viereckige Pfeiler, welche mit Halbsäulen nach römischer Art verziert sind, halten auf jeder Seite die kühngesprengten Bogen empor, auf welchen das Gewölbe der Kirche ruht. Die Pfeiler und Wände sind ohne bildnerischen Schmuck, da die Franzosen die Bildwerke und Zierrathe zerstörten. So sehr der Verlust aber für die Kunst zu bedauern ist, trägt doch diese Schmucklosigkeit auch wiederum dazu bei, den Grundbau in seiner einfachen Größe um so ungestörter und wirksamer hervortreten zu lassen.

Auf dem jetzt mit Blumen bepflanzten Platze vor dem Dom, am südlichen Portal fand der verhängnißvolle Streit zwischen den Frauen des Niebelungenliedes, Brunhildis und Chriemhildis, wegen des

Vortritts beim Kirchgang statt, welcher Siegfried das Leben kostete. Worms ist überhaupt, wie bereits oben angedeutet, der Boden des Nibelungenliedes und die abentheuerlichen Schatten dieses wundersamen Gedichtes verbreiten ihren grauen Zauberduft über die alte Stadt.

„Ein statt lit an dem Rine, din ist so wünnesam,
Unt ist geheizen Wormeze; sie weiz noch maneg man.
Dar inne saz ein recke, der hâte stolzen muot:
Er was geheizen Gibeche, unt was ein kuneg guot. etc.

Zu Worms soll Siegfrieds Grab sein und der Stadt grade genüber lag vor Zeiten im Rhein eine Au, der Rosengarten genannt, die aber heutigen Tages keine Insel mehr ist und statt der Rosen nur Gras und Weidengestrüpp trägt. Doch hat sich der in den alten Sagen tönende Name Rosengarten erhalten.

An der nördlichen Seite des Domes sind noch die Substruktionen des ehemaligen Bischofshofes zu sehen, auf welchen sich nun ein Weinberg befindet. Der bischöfliche Palast wurde im Jahr 1504 aufgeführt und brannte im Jahr 1689 mit der übrigen Stadt nieder. Im Jahre 1717 wurde ein neuer Palast, weit schöner als der frühere, gebaut, doch zerstörten die Franzosen denselben abermals im Jahre 1794. In dem alten Bischofshofe war es, wo im April 1521 die Versammlung tagte, auf welcher Luther (der während seines vierzehntägigen Aufenthaltes in dem Johanniterhofe neben dem Gasthause zum Schwanen seine Herberge hatte) erschien. Gewöhnlich wird in dem ehemaligen Rathhause, da wo jetzt die Dreifaltigkeitskirche steht, die Stätte jener Versammlung gesucht, doch ist dies durchaus unrichtig.

Unter den übrigen Kirchen der Stadt verdient Erwähnung die Dreifaltigkeitskirche, welche am Marktplatz, in geringer Entfernung vom Dome steht. Auf dieser Stätte erhob sich schon zu Dagoberts Zeit eine Königspfalz, die im Jahr 790 ein Raub der Flammen wurde. Im Jahr 1264 wurde der Platz den Augustinermönchen überlassen und diese bauten hier ein Kloster, welches im Jahr 1567 gleichfalls abbrannte. Hierauf wurde 1568 das Rathhaus hier aufgeführt und nachdem auch dieses Gebäude bei der Verwüstung der Stadt zu Grunde gegangen, baute man in den Jahren 1709 bis 1725 die Kirche. Ueber ihrer Orgel ist ein Freskogemälde von Seekatz zu sehen, Luther vor dem Reichstage darstellend, jedoch ohne künstlerischen Werth.

Digitized by Google

Vor der Stadt, etwa hundert Schritte vom mainzer Thore entfernt, befindet sich die Kirche zu Unſrer lieben Frauen, auf einem Hügel, worauf der edle und berühmte Wein, die Liebfrauenmilch wächſt. Dieſes Gotteshaus ſtand ehemals in der durch die Schweden und Franzoſen zerſtörten, nun in Gartenfelder verwandelten mainzer Vorſtadt. Ein breiter Weg führt von der Landſtraße zu ihm hin. Es wurde im Jahre 1467 an der Stelle eines älteren Gebäudes errichtet und erhielt ſich glücklich in den Stürmen, welche Worms heimſuchten; nur der einen Thurmſpitze wurde es im Jahr 1689 beraubt. Sehenswerth iſt das mit Bildwerken gezierte Portal. Im Felde des Giebelbogens ſieht man die ſterbende Maria, umgeben von ihren trauernden Freunden und Freundinnen, und unmittelbar darüber ihre Krönung durch den Heiland; in den Seitenbogen ſind rechts die ſieben klugen und zur Linken die ſieben thörichten Jungfrauen abgebildet. „Das Ganze, bemerkt ein Topograph von Worms, bildet eine ſchöne Allegorie, wodurch Maria als Vorbild der Weiblichkeit für Zeit und Ewigkeit dargeſtellt wird.“

Die hieſige Judenſchule, ein im Aeußeren unanſehnliches Gebäude, ſtammt noch aus dem eilften Jahrhundert; ſie wurde aus dem Brande von 1689 gerettet. Die wormſer Judengemeinde iſt eine der älteſten in Deutſchland und Worms wurde von den Juden in alter Zeit als das deutſche Jeruſalem angeſehen. Einer alten Mähr zufolge hätten die wormſer Juden eine eigne Geſandtſchaft nach Jeruſalem geſchickt, um vor der Kreuzigung Chriſti abzurathen; dafür wurden ihnen im Mittelalter beſondere Freiheiten und Rechte gewährt. Auch ſagte man im Sprichwort: „Wormſer Juden, fromme Juden.“ —

Oppenheim.

Auch an das rheinheſſiſche Städtchen Oppenheim, gleichfalls am linken Ufer gelegen und 2700 Einwohner zählend, knüpfen ſich bedeutſame Erinnerungen der Vorzeit. Es iſt ein uralter Ort. Auch hier hatte Druſus auf der Höhe, wo nun die Trümmer der Feſte Landskron verwittern, eines ſeiner fünfzig Kaſtelle zur Deckung des Rheins erbaut. Die früheſte verläſſige Erwähnung des Ortes findet ſich in den Urkunden des Kloſters Lorſch, dem Karl der Große das Dorf Obbenheim

Digitized by Google

im Jahre 774 übergab. Des kaiſerlichen Schutzes ſich erfreuend, wuchs Oppenheim raſch empor; es ward zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine Reichsſtadt, auch trat es dem rheiniſchen Städtebund bei. Im vierzehnten Jahrhundert war es lange Zeit, von 1315 bis 1353 und von 1356 bis 1376, von Ludwig IV. und Karl IV. an das Erzſtift Mainz verpfändet. Im Jahre 1402 überließ Kaiſer Ruprecht die Stadt dem Pfalzgrafen Ludwig dem Bärtigen um 100,000 rheiniſche Goldgulden und ſo kam ein pfälziſches Oberamt hierher.

In den Stürmen des dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt hart mitgenommen. Am 14. September 1620 bemächtigte ſich ihrer der ſpaniſche General Spinola und erſt nach Verlauf von zehn Jahren wurde die Einwohnerſchaft von den Spaniern befreit, als Guſtav Adolf ſeine ſiegreichen Waffen an den Rhein trug. Nachdem der Schwedenkönig ſich die Landung am linken Stromufer den 2. December 1631 erzwungen, zog er vor die Stadt Oppenheim und nahm ſie nach zweitägiger Belagerung durch einen gewaltſamen Sturm. Einen noch härteren Kampf koſtete ihn die Erſtürmung der Feſte Landskron, auf welcher die Spanier heftigen Widerſtand leiſteten.

Nach der Schlacht bei Nördlingen wurde Oppenheim wieder von den Katholiſchen genommen und nun um 20,000 Gulden gebrandſchatzt. Hierauf vertrieben die verbündeten Weimaraner und Franzoſen die ſpaniſche Beſatzung im Jahre 1639 zum zweitenmale, doch kehrte dieſelbe bald nachher wieder zurück, da ihre Gegner ſich nicht halten konnten. Abermals nahmen die Franzoſen fünf Jahre ſpäter die Stadt in Beſitz und blieben jetzt bis zum weſtphäliſchen Friedensſchluß. Indeß ſollte Oppenheim noch in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges eine Heimſuchung erleiden. Denn während die Friedensunterhandlungen zu Münſter und Osnabrück eifrigſt gepflogen wurden, überfielen die feindlichen Beſatzungen von Germersheim und Frankenthal die Stadt unvermuthet den 14. Jänner 1647 in dunkler Frühe, plünderten ſie aus und führten die beiden Bürgermeiſter mit ſich nach Frankenthal, worauf ſie von dem franzöſiſchen Befehlshaber, der ſich auf's Schloß geflüchtet hatte, wiederum beſetzt wurde. Das ſchwerſte Schickſal traf Oppenheim aber im Jahre 1689. Auch hier wütheten die franzöſiſchen Mordbrenner unter Melac. Am 31. Mai zündeten ſie die Stadt an ſechs Stellen an und verwandelten ſie in einen Schutthaufen; nur ein einziges Haus blieb bei dieſer furchtbaren Zerſtörung verſchont.

Digitized by Google

Wohl wurde die Stadt wieder aufgebaut, doch erinnerte sie kaum mehr an die frühere Herrlichkeit. Denn in Oppenheim standen einst ansehnliche Höfe und Häuser der Edlen, welchen die Bewachung der Feste Landskron übertragen war, worunter sich der Dalberger Hof besonders auszeichnete, in dessen Hauptsaale sich rings an den Wänden die Bildnisse der vornehmsten deutschen Helden und Herrscher bis auf Karl V. mit Aufzählung ihrer berühmtesten Thaten in deutschen und lateinischen Versen zeigten. Auch ein Haus der Tempelherren, später in ein Hospital verwandelt, und ein Hof des deutschen Ritterordens befanden sich in der Stadt, sowie drei Klöster: ein Barfüßerkloster, bekannt durch eine ausgezeichnete Büchersammlung, welches im Jahre 1211 erbaut war, ein Antoniterstift, im Jahre 1287 von Kaiser Rudolf I. errichtet, endlich das adelige Nonnenkloster Maria-Kron, schon im Jahre 814 durch Ludwig den Frommen gegründet.

Die Hauptzierde der Stadt war jedoch die herrliche St. Katharinenkirche, eines der schönsten Werke deutscher Baukunst aus der Zeit ihres reinsten Styles. Ihr Bau wurde im Jahre 1262 begonnen und 1317 vollendet. Der westliche Chor, welchen man erst 1439 errichtet hatte, ist in dem Unheilsjahr 1689 zerstört worden und liegt noch gänzlich verödet. Der östliche Theil wurde dagegen erhalten. Stolz und hehr ragt dieser Tempel mit seinen drei Thürmen über der Stadt. Zwölf Säulen aus rothem Sandstein mit prachtvollen Knäufen stützen die dreifache Wölbung der Kirche. Ausgezeichnete Bildwerke, wohlerhaltene Glasmalereien schmücken das Innere; auch finden sich in demselben viele merkwürdige Grabmäler, namentlich des altberühmten Geschlechts der Dalberge.

Hinter der Kirche befindet sich ein Beinhaus, wo man noch zwei Gewölbe zeigt, ganz angefüllt mit menschlichen Schädeln und Gebeinen, die reihenweise übereinander geschichtet sind. Der Sage nach rühren sie von Spaniern und Schweden her, die bei der Erstürmung Oppenheims blieben; es fanden sich jedoch auch viele weibliche Gebeine darunter, weshalb es wahrscheinlicher ist, daß diese Reste früheren Bewohnern der Stadt angehörten. —

Die Trümmer der einst berühmten Reichsfeste Landskron lagern über der Stadt; sie hängen durch eine Mauer mit ihr zusammen, wie auch unterirdische Gänge von der Höhe bis Oppenheim hinabführen. Im zwölften Jahrhundert erbaute Lothar II. die zum zeitweisen Auf-

Digitized by Google

enthalt der Kaiſer beſtimmte Burg. König Ruprecht, der beſonders gerne auf derſelben verweilte, trug zu ihrer Befeſtigung und Verſchönerung vieles bei. Ihre Beſchirmung war einem kaiſerlichen Amtmanne nebſt einer zahlreichen Burgmannſchaft aus den vornehmſten Geſchlechtern übertragen, welche theils auf der Feſte, theils in der Stadt ihre Wohnungen hatten und als reichsunmittelbare Vaſallen beſonderer Begünſtigungen ſich erfreuten.

Schließlich verdient noch Erwähnung, daß es zu Oppenheim war, im Wirthshauſe zur goldnen Kanne, welches am 18. Juli 1621 mit einem großen Theil der Stadt abbrannnte, wo der gen Worms ziehende Luther bei einer Kanne edlen Nierſteiners jenes weltberühmte Lied dichtete, das da anhebt:

„Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“

Nachträge.

Kaum war es zu vermeiden, daß in dem Texte unſeres Werkes einzelne Punkte unberückſichtigt blieben, von welchen ſich Abbildungen finden. Denn leider konnten die Zeichner und der Verfaſſer des Textes nicht vorher hinſichtlich der aufzunehmenden Anſichten eine Uebereinkunft treffen. Wir liefern deshalb hiermit noch nachträglich über dieſe Punkte die wiſſenswerthen Angaben nebſt ergänzenden Bemerkungen über wenige andere, um ſo dieſem mit einem nicht geringen Aufwand von Mühe und Koſten hergeſtellten Prachtwerke die möglichſte Vollſtändigkeit zu verleihen.

Das Vorder-Rheinthal.

Einige nähere Angaben über daſſelbe mögen hier noch eine Stelle finden. — Hinter Reichenau (vergl. S. 116—121) drängt ſich das Vorder-Rheinthal immer mehr zuſammen und die Berge treten ſich ſo nahe, daß nur eine enge Straße bleibt, die nach dem in Graubündens Geſchichte ſo berühmten Trons führt. Nur bei Ilanz bildet ſich eine keſſelförmige Thalerweiterung, welche die Gruob genannt wird. Von Trons aufwärts wird die Landſchaft offener, der Thalgrund breiter. Weiter hinauf führt dann die Straße über den Lukmanierpaß nach dem Kanton Teſſin und den höchſten Dörfern am Gotthardt.

Das Vorder-Rheinthal wird gewöhnlich das Oberland (romaniſch Sur selva d. h. ob dem Walde) genannt. Es zieht ſich in einer Länge von ſechszehn Stunden bis Reichenau nieder. Auf dieſer Strecke ſtuft es ſich von dem Oertchen Chiamut (vergl. S. 10) etwa 3420 Fuß abwärts. Die Richtung des Thales iſt meiſt eine geſtreckte ohne

Digitized by Google

bedeutende Windungen. Der Fall des Stroms ist stark, doch nur reißend bei Hochgewittern oder wenn der Schnee schmilzt.

Wie S. 10 bereits bemerkt wurde, entsteht der Vorder-Rhein aus dem Zusammenflusse dreier Bäche auf der Nordostseite des Gotthardtstocks. Der mittelste fließt aus den Gletscherwassern ab, die sich in dem Tomasee auf dem Badus sammeln. Dieser See, dunkelgrün und klar, liegt in düster-wilder Einsamkeit, 7460 Fuß über dem Meere; seine Länge beträgt 400 Schritt, seine Breite 200, seine Tiefe etwa 20 Fuß. — Bei Chiamut fällt der Toma-Rhein mit dem aus dem Cornärathale kommenden Bache (il Rhein di Cornära) zusammen, sowie mit dem vom Crispalt herabeilenden Kämer-Rhein. Auf dieser Stelle hat der junge Strom schon eine Breite von sieben Fuß und eine wechselnde Tiefe von acht bis zehn Zoll. Zehn Bäche nimmt er noch auf, bevor er sich mit dem Mittel- oder Medelser-Rhein vereinigt, welcher letztere am Fuße des Lukmaniers, 6670 Fuß über dem Meere, aus den kleinen Eisseen in der wilden Bergwelt des Kadelinerthales (Val Cadelin) entspringt. Auf ihrem weiteren Laufe bis Reichenau fallen den vereinigten Gewässern dann noch gegen sechszig größere und kleinere Bäche zu, darunter namentlich der Somvirer-Rhein, der Lugnetzer-Rhein oder Glenner und der Savier-Rhein. Der erstere dieser drei Nebenflüsse entfließt den hoch ansteigenden Bergen des Somvirerthals und fällt nach einem fünfstündigen Laufe in den Vorder-Rhein. Der Savier-Rhein entströmt der Landschaft Savien und legt einen Weg von sieben Stunden zurück. Der Glenner (Gliong) aber, auf dem nördlichen Abhang der Rheinwaldgebirge entspringend, tritt nach einem zehnstündigen Laufe bei Ilanz in den Hauptfluß. Dieser Ort (vergl. S. 121), 2240 Fuß über dem Meere gelegen, romanisch Glion genannt, ist die erste Stadt an dem jungen Strome und hier führt zum erstenmale eine größere Brücke über denselben. Er liegt, von hohen Bergen umschlossen, auf der rechten Seite des Rheins, nur ein kleiner Theil auf der linken. Sein Aussehen ist ärmlich und seine Mauern zerfallen immer mehr. Ilanz zählt an 600 Einwohner, die sich zur reformirten Lehre bekennen und noch die alte romanische Sprache reden. Ehemals mag das Städtchen viel ansehnlicher gewesen sein. Schon im Jahre 766 geschieht seiner im Testamente des Bischofs Tello Erwähnung. Im Jahre 1484 brannte es nieder und es konnte sich lange Zeit nicht von diesem Unglücksfall erholen. Bemerkenswerth ist auch, daß im Jahre 1526 hier ein Religionsgespräch unter Johannes

Digitized by Google

Komender ſtattfand, wodurch der Reformation in Graubünden großer Vorſchub geleiſtet ward.

Der alten Abtei Diſentis und der ehrwürdigen Stätte bei Trons, die gleichfalls im Thale des Vorderrheins liegen, wurde in dem Texte gebührend gedacht. Unter unſeren Anſichten befinden ſich indeſſen auch zwei Punkte, die nur inſofern hier berückſichtigt werden konnten, als ſich mit einem Ausfluge nach dem Vorder-Rheinthal auch ein Beſuch derſelben verbinden läßt, und da ſie ferner im allgemeineren Sinn allerdings in das Gebiet unſeres Rheins hereingezogen werden dürfen. Der erſte dieſer Punkte iſt die berühmte **Teufelsbrücke** an der St. Gotthardtsſtraße, unter welcher die wüthende Reuß an hundert Fuß tief in die wilde Schlucht hinabtoſt, die Brücke fortwährend mit ihrem Waſſerſtaub benetzend. Es ſind hier eigentlich zwei Brücken: eine neue, in den letzteren Jahrzehnten gebaute, die auf Granitquadern ruht und einen Bogen von 55 Fuß Weite hat, und eine ältere, zwanzig Fuß unterhalb der neuen Brücke, die jetzt übrigens gar nicht mehr benutzt wird und ſchon mit Moos bewachſen iſt. — Der andere Punkt iſt der Flecken **Andermatt**, 4446 Fuß über dem Meere, am Eingang des grünen, lieblichen Urſern-Thals gelegen, deſſen Hauptort er bildet. Dieſer anmuthige Ort zählt etwa 80 Häuſer mit 600 Einwohnern; ein Fichtenwäldchen an dem mit einem Gletſcher bedeckten St. Annaberge ſchützt ihn glücklich vor Verheerungen durch Lauinen.

Waſſerburg am Bodenſee.

Der Flecken Waſſerburg mit einem Schloſſe (auf S. 240 erwähnt) liegt eine Stunde von Lindau, auf einer Halbinſel des Bodenſees, in korn- und weinreicher Gegend. Er zählt 2000 Seelen. Lange Zeit war er im Beſitz der Grafen von Montfort; im ſechszehnten Jahrhundert wurde er an die Fugger verkauft, von dieſen kam er an Oeſterreich und bei den Entſchädigungen nach dem Revolutionskriege wurde er an Baiern abgetreten.

Hohentwiel.

Die ehemalige kleine Bergfeſtung Hohentwiel gehört zu Würtemberg, iſt jedoch von badiſchem Gebiet eingeſchloſſen. Sie liegt auf einem ſteilen Bergkegel, 2111 Fuß über dem Meere. Urſprünglich war ſie vielleicht ſchon ein römiſches Kaſtell. Seit dem Ausgang des elften

Digitized by Google

Jahrhunderts war die sehr starke Feste im Besitz der Hohenstaufen, doch kam sie noch vor dem Erlöschen des staufischen Kaiserhauses an das reiche Geschlecht der Herren von Klingenberg. Im sechszehnten Jahrhundert wurde Hohentwiel dem Herzog Ulrich von Würtemberg überlassen und im dreißigjährigen Kriege spielte es eine wichtige Rolle in dieser Gegend. Es hatte seit dem Jahre 1632 einen sehr muthigen, ausgezeichneten Befehlshaber, Konrad Wiederhold, aus Ziegenhain in Hessen gebürtig. Dieser behauptete mit einer kleinen Besatzung von Würtembergern und Schweden die Festung vierzehn Jahre hindurch standhaft, viele Angriffe zurückschlagend und die Feinde in der ganzen Umgegend durch gewagte Ausfälle beunruhigend. (Vergl. S. 255 u. 294.) „Wie ein Adler — sagt Gust. Schwab — hauste er auf seinem Neste und kein schwacher Punkt, keine lockende Beute der Umgegend entging seinen spähenden Blicken." Am Ende des langwierigen, länderverwüstenden Krieges hatte er die Genugthuung, die Feste unüberwunden und in gutem Zustand seinem Herrn zurückgeben zu können. In neuerer Zeit wurde diesem wackeren Kommandanten durch die Bemühungen des früheren Pfarrverwesers von Hohentwiel O. F. H. Schönhuth und durch Beiträge aus der Umgegend ein Denkmal gesetzt. Seine in Eisen gegossene Büste wurde am 27. September 1838 auf dem noch wohl erhaltenen Portale, das über den Felsen zur Burg führt, aufgestellt. — Nochmals wurde Hohentwiel im spanischen Erbfolgekrieg (1703) von den Baiern vergeblich berannt. Später diente die Festung namentlich als Staatsgefängniß; man hielt hier einige Staatsgefangene in äußerst strenger Haft. So schmachtete hier auch fünf Jahre lang, vom 12. Juli 1759 bis 25. September 1764, der berühmte Publicist Johann Jakob Moser. Zuletzt bestand die Besatzung Hohentwiels nur aus ausgedienten Offizieren und Soldaten, und als im Jahre 1800 20,000 Mann Franzosen unter Vandamme durch diese Gegend zogen, forderten sie dieselbe zur Uebergabe auf, worauf die Feste sogleich geräumt wurde. Die Franzosen sprengten nun die Festungswerke. Jetzt ist dieser Punkt ohne alle militärische Wichtigkeit. — Auf unserer Ansicht von Hohentwiel sieht man den Bodensee in der Ferne, sowie die Stadt Constanz.

Neu-Birnau und Schloß Maurach.

Im badischen Bodenseegebiete, am rechten Ufer des Ueberlingersees, eine Stunde von Meersburg entfernt. Neu-Birnau besteht aus ei-

Digitized by Google

ner ehemaligen Wallfahrtskirche mit einer geräumigen Prieſterwohnung, die nun „Schloß“ genannt wird; es liegt auf einer anmuthigen Höhe am Geſtade des Sees, von Rebenanlagen umgeben. Dieſe ſchöne Wallfahrtskirche wurde im Jahr 1750 erbaut und hier ein Marienbild zur Verehrung aufgeſtellt, das ſich in dem ſeit vielen Jahrhunderten beſuchten Wallfahrtsorte Alt-Birnau befunden hatte, von dort aber durch den Abt von Salmannsweiler wegen Streitigkeiten des Kloſters mit der Stadt Ueberlingen entführt wurde. Am 20. September 1750 wurde die neue, auf dem Boden des Kloſters aufgeführte Wallfahrtskirche, deren Bau mehr denn 50,000 Gulden gekoſtet, von dem Fürſtbiſchof von Konſtanz, im Beiſein mehrer anderen Prälaten und Herren und einer Menge von 20,000 Zuſchauern feierlich eingeweiht. Das wunderthätige Bild der Gottesmutter begrüßte der Hymnus: „Gegrüßt ſei uns, Meeresſtern“ und der Chor reſpondirte: „Hier iſt mein Ruheſitz in alle Ewigkeit; an dieſem Orte, den ich auserwählt, werde ich fortan wohnen.“ Fünf Tage hintereinander wurden feierliche Gottesdienſte, Lobreden, theologiſche Diſputationen, Gebete und Geſänge gehalten, um die „neue Reſidenz der Himmelskönigin“ zu ehren Trotz der vielfachen Bemühungen des Kloſters konnte aber die Wallfahrt nicht recht in Aufnahme gebracht werden und Neu-Birnau nicht zu dem Anſehen von Alt-Birnau gelangen; ja es verbreitete ſich unter dem Volke der Glaube, an die Stelle des alten wunderthätigen Marienbildes ſei ein neues, ohnmächtiges getreten. Die Kirche wurde nach Verlauf von etwa fünfzig Jahren geſchloſſen und das Muttergottesbild kam von hier in die Kirche zu Salmannsweiler, wo es ſich jetzt noch befindet.

Maurach war ehemals ein Nonnenkloſter, jetzt iſt es ein den Markgrafen von Baden gehöriges Schloß mit einem Pachthofe und 25 Einwohnern.

Waſſerſtelz bei Kaiſerſtuhl.

Bei dem aargauiſchen Städtchen Kaiſerſtuhl (vergl. S. 314) ſieht man nahe dem linken Ufer einen breiten Felſenblock im Rhein liegen, welcher ein freundliches achteckiges Schlößchen trägt, in deſſen Mitte ein viereckiger Thurm mit ſchöner Kuppel emporragt. Dieſes „ſeltſam gelegene“ Schlößchen, durch eine Brücke mit der Schweizerſeite verbunden, wird Schwarz-Waſſerſtelz geheißen und iſt Eigenthum eines Herrn Siebenmann von Aarau. Am rechten Ufer unſeres Stromes aber

liegt Weiß-Wasserstelz, jetzt eine Ruine, die traurig auf die „schwarze Schwester" herüberblickt.

Waldshut.

Das badische Städtchen Waldshut, dessen S. 316 gedacht wurde, hat über 1300 meist katholische Einwohner. Es wurde erst durch Rudolf von Habsburg im Jahr 1249 zu einer Stadt erhoben.

Basel.

Zu erwähnen ist noch das neue Spital, ein großartiges Gebäude mit zweckmäßigen Gartenanlagen, Hofräumen, Brunnen u. s. w., welches eine würdige Zierde der Stadt bildet. Sein Bau wurde im Jahre 1838 begonnen. Der mangelhafte Zustand des früheren in der Mitte der Stadt gelegenen Bürgerspitals veranlaßte die städtische Behörde im Jahr 1834 eine Verlegung und Vergrößerung desselben anzuordnen und noch andere Armen- und Heilanstalten, wie das Krankenhaus zu St. Jakob und die Herberge für arme Durchreisende damit zu vereinigen und alles unter eine allgemeine Verwaltung zu stellen. Die Lokalität des früheren markgräflichen Palastes und seines geräumigen Gartens nebst derjenigen des botanischen Gartens wurden zu diesem Zweck übergeben und mittelst freiwilliger Beiträge der Einwohnerschaft (von 275,000 Schweizer-Franken) sahen sich die Behörden im Stande die kostspielige Unternehmung zu verwirklichen. — Ueber das St. Johannisthor, wovon unser Werk eine Abbildung enthält, ist nichts Bemerkenswerthes anzuführen.

Schlettstadt.

Außer der Kirche St. Foi (vergl. S. 349) hat Schlettstadt noch eine interessante Kirche, die Pfarr- (oder Dom-) Kirche von St. Georg, welcher der Kantonspfarrer vorsteht.

Lörrach.

Dieses saubere und wohlhabende Städtchen, an der Wiese und am Eingang ins liebliche Wiesenthal gelegen, ist nur 1¾ Stunden von Basel entfernt und zählt etwa 240 Häuser mit gegen 3000 größtentheils protestantischen Einwohnern. Es herrscht hier viel Regsamkeit. Sehr

Digitized by Google

bedeutend iſt die ſchon ſeit 1753 beſtehende Köchlin'ſche Zitz- und Kattunfabrik, für welche mehr als tauſend Webſtühle hier und im hintern Wieſenthale gehen. — Lörrach iſt ein ziemlich alter Ort. Im Jahr 1682 wurde es durch den Markgrafen Friedrich Magnus von Baden zur Stadt erhoben.

Kandern.

Kandern, ein uraltes Städtchen, mit gegen 1400 meiſt proteſtantiſchen Einwohnern und an 200 Häuſern, liegt drei Stunden in nördlicher Richtung von dem Amtsorte Lörrach. Hier findet ſich der bedeutendſte Eiſenerzbau vom ganzen Schwarzwald. Ueberhaupt iſt Kandern ein ſehr gewerbſamer Ort; er hat verſchiedene Fabriken und ziemlich wichtige Märkte. — Schon zu Ende des achten Jahrhunderts erſcheint Kandern in Urkunden. Im dreizehnten Jahrhundert finden wir es als einen anſehnlichen Marktflecken. Im Bauernkriege (1525) wurde ein Theil des Ortes von den Bauern zerſtört. Noch mehr hatte Kandern aber im dreißigjährigen Kriege zu leiden, denn im Jahr 1633 wurden 20 Häuſer von den Kaiſerlichen niedergebrannt. Im Jahr 1638 flohen faſt alle Einwohner vor den Truppen Bernhards von Weimar und zogen ſich in die Wälder zurück. Ein ähnlicher Schreckenstag für den Ort war auch der 25. Oktober 1796 zur Zeit des berühmten Moreau'ſchen Rückzuges. Erſt im Jahr 1810 erhielt Kandern Stadtrechte; es wurde zugleich Sitz eines Bezirksamtes, das jedoch im Jahr 1820 wieder aufgehoben ward. In jüngſter Zeit iſt das Städtchen viel genannt worden durch das in dieſer Gegend im April 1848 ſtattgehabte Zuſammentreffen der von Friedrich Hecker geführten Freiſchaar mit den unter dem Befehl des Generals Friedrich von Gagern ſtehenden Truppen, wobei Letzterer fiel, die Aufſtändiſchen aber zerſprengt wurden. — Das hieſige Eiſenbergwerk producirt jährlich über 12,000 Centner Roheiſen und 2000 Centner Stab- und Kleineiſen.

Offenburg.

In einer lachenden und geſegneten Ebene, wo die Kinzig aus dem Schwarzwalde hervortritt, liegt Offenburg, ehemals eine kleine Reichsſtadt, jetzt Sitz eines badiſchen Oberamtes. Es zählt über 500 Häuſer mit 4000 faſt ſämmtlich katholiſchen Einwohnern und iſt noch mit einer Mauer umgeben, deren Gräben indeß jetzt in Gärten und Spaziergänge

Digitized by Google

umgewandelt sind. Im Innern der Stadt, das freundlich und wohlgebaut ist, verdienen Beachtung: die Pfarrkirche mit einem schönen Thurme, das alterthümliche Rathhaus, das diesem gegenüber liegende Salzhaus, an welches das reiche St. Andreashospital für Pfründner angebaut ist u. A. Auf dem alten Gottesacker ist eine gut ausgehauene Gruppe, aus dem fünfzehnten Jahrhundert herrührend, bemerkenswerth. Die Stadt kam im Jahre 1802 an Baden. In der jüngsten Geschichte des badischen Landes spielt Offenburg eine Rolle durch die am 13. Mai 1849 hier abgehaltene große Volksversammlung, welche den Anstoß zur badischen Revolution gab.

Ortenberg in der Ortenau.

Dorf und Schloß Ortenberg liegen am Eingang des Kinzigthales drei Viertelstunden in südöstlicher Richtung von Offenburg. Das Dorf zählt 150 Häuser und etwa 1000 Einwohner. Ueber demselben thront stolz und fest das Schloß, das dem Herrn von Berkholz in Karlsruhe gehört und mit bedeutendem Kostenaufwand nach dem Plane des Professors Eisenlohr ganz im alten Style wieder aufgebaut worden ist. Es hat einen Hauptthurm und fünf andere Thürme und ist mit hohen Ringmauern umzogen. — Der Ursprung dieses Schlosses reicht in graue Zeiten zurück. Schon frühe war die Burg Sitz der Grafen über die Ortenau. Im Jahr 1314 verkaufte Kaiser Friedrich III. dieselbe an den Bischof Johann I. von Straßburg. Im dreißigjährigen Kriege lag hier eine schwedische Besatzung. Später ward die Burg von den Franzosen in Brand gesteckt. Sie war nun unbewohnbar, nur einige Rebleute hielten sich noch in ihren Mauern auf und im Jahr 1771 mußte auch das Gefängniß ins Dorf hinab verlegt werden. Seitdem verfiel die Burg immer mehr und nur selten setzte ein Wanderer seinen Fuß auf ihre Trümmer, bis der jetzige Besitzer sie erwarb und in verjüngter Pracht emporsteigen ließ.

Freiburg.

Bei dieser Stadt müssen wir vorerst noch des **Höllenthales** gedenken. Diese wildromantische und berühmteste Parthie des Schwarzwaldes ist ein fünfzehn Minuten langer Engpaß, von thurmähnlich aufsteigenden, theilweise überhängenden Felsmassen gebildet, die ganz nahe zusammentreten und das Thal in eine ewige Dämmerung einschlie-

Digitized by Google

ſten, welche durch die finſteren Tannen zu beiden Seiten noch erhöht wird. Die Dreiſam rauſcht hindurch. Es iſt drei Stunden von Freiburg entfernt und führt in der einen Richtung nach Schaffhauſen, in der anderen nach dem Städtchen Neuſtadt und Donaueſchingen. Einſt war dieſer Paß nur ſchwer zugänglich, als aber im vorigen Jahrhundert Marie Antoinette hier durchreiſte, wurde der Weg fahrbarer gemacht und ſeither noch mehr verbeſſert. Im Jahr 1796 vollbrachte Moreau ſeinen Rückzug durch das Höllenthal. Im Jahr 1814 hatten öſtreichiſche Ingenieure hier Verſchanzungen angelegt, dieſelben wurden indeß nicht vollendet. Den maleriſchſten Punkt des Höllenthales, den ſogenannten Hirſchſprung ſtellt eine unſrer Anſichten dar.

Auch vom Kloſter Günthersthal enthält dieſes Werk eine Anſicht. In einem anmuthigen Thälchen, zwiſchen tannenbewachſenen Bergen eine Stunde in ſüdlicher Richtung von Freiburg, liegt dieſer von den Freiburgern oft beſuchte Punkt, den ſich einſt Ciſterzienſer-Nonnen zu ihrer Wohnſtätte erſehen hatten. Es iſt ein Pfarrdorf mit etwa 80 Häuſern und 550 Seelen, einer Baumwollenweberei und gerühmten ſtark betriebenen Bierbrauerei. Das Kloſter und die ſchöne Kloſterkirche brannten im Jahr 1829 ab. Ein Edler mit Namen Günther, der auf dem Kibfelſen wohnte, hatte dieſes Kloſter gegründet und im Jahr 1224 wurde es durch den Abt Berthold zu Thennenbach zu einem Ciſterzienſer-Nonnenkloſter beſtimmt. Es beſtand bis zum Jahre 1806.

Alt-Breiſach.

Am ſüdweſtlichen Abhang des Kaiſerſtuhls, dieſer abgeſonderten, mit keinem Gebirg zuſammenhängenden vulkaniſchen Erhebung, auf einem Baſalthügel am Rhein (758 Fuß ü. d. M.) erhebt ſich Alt-Breiſach, einſt eine unſerer wichtigſten Feſtungen, „des heiligen römiſchen Reiches Hauptkiſſen“, der Schlüſſel Deutſchlands, gegenwärtig badiſche Amtsſtadt mit über 580 Häuſern und gegen 3300 Einwohnern. Die Höhe, auf und um welche Breiſach erbaut iſt, hat eine halbe Stunde im Umfang und ſoll ehedem ſechs kleine Hügel umfaßt haben, die im Laufe der Zeit ausgefüllt wurden. Auf dem höchſten Punkte liegt ſehr maleriſch die gothiſche alte Stadtkirche oder das Münſter mit ihren beiden Thürmen. In ihr werden in einem ſilbernen Reliquienkaſten die Gebeine des heil. Gervaſius und Brotaſius bewahrt, welche der Erzbiſchof Raimund von Köln im Jahr 1162 von Mailand hierher brachte.

Digitized by Google

Besonders sehenswerth ist der schöne Hochaltar mit guten Holzschnitzarbeiten, aus dem Jahre 1526 stammend und wahrscheinlich von Hans Liefrink gefertigt. Das Schnitzwerk stellt die Krönung Mariens dar; die Figuren sind sämmtlich in Lebensgröße. Außerdem hat die Kirche mehre beachtenswerthe Grabmäler. Früher war ein Chorherrenstift, das vierzehn Mitglieder zählte, mit derselben verbunden, jetzt versieht indeß nur ein Pfarrer mit zwei Kaplanen den Dienst. — Die untere Stadt hat in neuerer Zeit wieder ein besseres Ansehen erhalten; dagegen sieht man im oberen Theil noch viele ausgebrannte Häuser. Die Einwohner der Stadt treiben jetzt fast nur Feldbau und Viehzucht und außer den gewöhnlichen Amtsstellen hat Breisach blos ein Hauptzollamt und eine Posthalterei.

Im Jahr 1638 nahm Herzog Bernhard von Weimar das von den Kaiserlichen besetzte Breisach nach einer zwölfmonatlichen Blokade und viermonatlicher Belagerung, bei welcher der Hunger aufs Furchtbarste unter den Einwohnern und der Besatzung wüthete. Am 9. December wurde ihm die Stadt übergeben. Nach seinem Tode hielten die Franzosen Breisach in ihrer Gewalt und bei dem westphälischen Friedensschlusse wurde diesen der wichtige Platz völlig zuerkannt. (Vergl. S. 372.) In Folge des ryswiker Friedens wurde zwar die Stadt wieder von Oesterreich besetzt, doch im Jahre 1703 fiel sie von Neuem in französische Hände und wurde erst 1715 zurückgegeben. Kaiser Karl VI. ließ die Festungswerke vergrößern, auch auf dem Eccardsberge ein neues Fort anlegen. Als aber im Jahre 1743 die Franzosen die Absicht zeigten ins Breisgau einzufallen, ließ die Kaiserin Maria Theresia die Leopolds- und Karlsschanze in die Luft sprengen und sämmtliche Vorräthe nach Freiburg schaffen. Wirklich kam auch im folgenden Jahre ein französisches Heer über den Rhein, (vergl. S. 374) nahm Breisach und zerstörte sämmtliche noch übrigen Festungswerke. Später wurde auch die Jochbrücke über den Rhein abgebrochen. Die Bewohner verarmten seitdem immer mehr, denn es war auch die Besatzung zurückgezogen worden und erst im Jahr 1768 wurde wieder ein östreichisches Bataillon nach Breisach gelegt. Neues Unglück brach durch die französische Revolution über die Stadt herein. Die Franzosen hatten nämlich schon längst auf dem linken Rheinufer Neu-Breisach angelegt und befestigt und dicht am Rhein, Alt-Breisach grade gegenüber, das Fort Mortier erbaut. Von dem letzteren aus wurde die Stadt am 15. September 1793 beschossen und fast gänzlich in Asche gelegt. Die Einwohner rette-

Digitized by Google

ten kaum das nackte Leben. Abermals beſetzten die Franzoſen Breiſach im Jahre 1796, nachdem ein Theil der Gebäude wieder hergeſtellt war. Auch gingen dieſelben im Jahre 1805 damit um, Breiſach wieder zu einem feſten Punkte zu machen und legten neue Werke an. Nach dem preßburger Frieden kam Breiſach an Baden. — Das franzöſiſche Neu-Breiſach mit dem Fort Mortier liegt unſerer Stadt noch feſt und trotzig gegenüber.

Sponeck.

Auf einem Vorſprung des Kaiſerſtuhls erhebt ſich in romantiſcher Lage über dem Rhein die Schloßruine Sponeck, 2¾ Stunden nördlich von Breiſach, zwiſchen Burkheim und Ihtingen. Schloß Sponeck war übrigens nicht das Stammſchloß der Grafen gleichen Namens. Es gehörte ſchon frühe zu Würtemberg. Nachdem ſich Herzog Leopold Eberhard von Würtemberg im Jahr 1695 mit Anna Sabina von Hedwiger vermählt, erhob er die mit ihr erzeugten Kinder ſowie die drei Brüder ſeiner Gattin im Jahr 1702 zu Grafen von Sponeck. Daher führt nun die Familie den Namen, ohne indeß Sponeck jemals beſeſſen zu haben. Sponeck iſt jetzt im Beſitz der Freiherren von Fahnenberg. Dieſen gehört auch das unfern gelegene Städtchen

Burkheim.

Dieſer Ort, mit 138 Häuſern und 745 Einwohnern, wurde ſchon im Jahr 972 von Kaiſer Otto I. an das Stift Einſiedlen gegeben und kam in der Folge an verſchiedene Herren. Von Karl Heinrich Hornus von Bernkaſtel, welchem Kaiſer Karl VI. Burkheim um 37,000 Gulden überlaſſen hatte, wurde daſſelbe an die Familie von Fahnenberg vererbt.

Kehl.

Am Einfluß der Kinzig in den Rhein, Straßburg gegenüber gelegen, beſteht Kehl eigentlich aus zwei beſonderen Gemeinden, Stadt und Dorf, von welchen die erſtere an 170 Häuſer mit etwa 800 proteſtantiſchen und 550 katholiſchen Einwohnern, das Dorf dagegen etwa 250 Häuſer mit 1200 proteſtantiſchen und über 100 katholiſchen Einwohnern zählt. Mit Straßburg iſt es durch eine Schiffbrücke verbunden; es hat ein Poſtamt, ein Hauptzollamt, mehre beſuchte Gaſthäuſer; auch iſt ſein

Digitized by Google

Handel nicht ganz unbedeutend und die Lage an Frankreichs Gränze bringt überhaupt reges Leben in den Ort. Die früheren Schicksale Kehls sind trüber Art. Es wurde mehrmals zu einem Fort gemacht und litt sehr durch Kriege. Oefters wurde es durch die Franzosen genommen und zerstört. Zuletzt hatte es Napoleon im Jahr 1808 mit Frankreich vereinigt und erst nach dessen Sturz fiel es wieder an Baden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

QUELLE DES HINTERRHEINS

SOURCE OF THE BACK RHINE FROM THE RHEINWALD GLACIER.

SOURCE DU RHIN POSTERIEUR SORTANT DU GLACIER DE RHEINWALD

Druck & Verlag v. G. F. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE TEUFELSBRUCKE.

Druck u. Verlag v. G. P. Lange in Darmstadt

Digitized by Goog

DERMATT.

[illegible] Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

Digitized by Google

Digitized by Google

ANDEER

ANDEER DANS LA VALLÉE DE SCHAMS — ANDEER IN THE VALLEY OF SCHAMS

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

RHEINWALD GLETSCHER

RHEINWALD GLACIER. RHEINWALD GLACIER.

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

SPLUGEN.

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

SPLÜGEN.

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

Digitized by Google

Digitized by Google

ERSTER WASSERFALL DES RHEINS IN DEN ROFFLEN.

FIRST FALL OF THE RHINE IN THE ROFFLEN. LA PREMIERE CHUTE DU RHIN DANS LES ROFFLEN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

EADDERO

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

RICHENAU

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

EMS & FELSBERG

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

EINGANG ZUR VIA MALA BEI TUSIS UND HOHENRHÄTIEN.

ENTRANCE OF THE VIA MALA NEAR TUSIS AND HOHENRHÄTIEN.

ENTRÉE À LA VIA MALA PRÈS DE TUSIS ET HOHENRHÄTIEN.

Digitized by Google

VIA MALA

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

R H A Z O N S

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

TOMASEE.

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE FELSENGALLERIE DURCH DIE ROFFLEN

THE TUNNEL OF THE ROFFLEN LA GALERIE CREUSÉ DANS LES ROFFLES

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

ILANZ

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DISSENTIS.

Druck u. Verlag v. C. C. Lange in Berlin.

Digitized by Google

DIE RUINEN VON HALDENSTEIN & LICHTENSTEIN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

STADT UND SCHLOSS WERDENBERG

TOWN AND CASTLE OF WERDENBERG [illegible] VILLE ET CHATEAU DE WERDENBERG

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

HOF-RAGATZ

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

BAD PFAFFERS

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DORF UND KLOSTER PFAFFERS.

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

BARCAN3

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

Digitized by Google

Digitized by Google

CONSTANZ

Digitized by Google

Digitized by Google

CONSTANZ

Druck v. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

HOHENTWIEL UND FERNSICHT VON CONSTANZ UND DEM BODENSEE

[illegible] Verlag [illegible] in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DOMKIRCHE IN CONSTANZ

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DOMKIRCHE IN CONSTANZ

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE THOMAS KAPELLE IM MÜNSTER ZU CONSTANZ

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS CONCILIUMSGEBÄUDE IN CONSTANZ

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

RUHLEBEN

Digitized by Google

ARBON AM BODENSEE

Digitized by Google

Digitized by Google

LINDAU AM BODENSEE

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

SCHLOSS FRIEDRICHSHAFEN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

WASSERBURG AM BODENSEE

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

KLOSTER RHEINAU.

ANCIENT OF RHEINAU. — CLOSTER DE RHEINAU

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

BREGENZ AM BODENSEE

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

WALDSHUT AM RHEIN

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LAUFENBURG

[illegible] Verlag [illegible] in [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UEBERLINGEN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

DIE HEIDENHÖHLEN BEI UEBERLINGEN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

PRACHTENBERG BEI BODMANN

Druck u. Verlag v. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

MARIENBORG VON DER SEESEITE

Druck & Verlag v. J. G. Lange in Emmerich

Digitized by Google

Digitized by Google

LUDWIGSHAFEN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

BODMANN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE KLOSTERKIRCHE ZU REICHENAU

Druck u. Verlag v. G. Lange in Darmstadt

RADOLPSZELL AM BODENSEE

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

SCHAFFHAUSEN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DER RHEINFALL BEI SCHAFFHAUSEN

Digitized by Google

Digitized by Google

ECLISAU

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

itized by Google

[illegible] [illegible]

SÄCKINGEN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

BASEL

Druck & Verlag d. L. Lange in Darmstadt

DER DOM ZU BASEL.

Druck u. Verlag v. G. Lange in Darmstadt.

Digitized by Google

DAS NEUE SPITAL ZU BASEL

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

DAS S. IOHANNES THOR ZU BASEL

Druck & Verlag v. G. C. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS SPALLEN THOR IN BASEL

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

DENKMAL FÜR DIE GEFALLENEN ZU S. JACOB BEI BASEL.

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

Digitized by Google

Digitized by Google

S. ALBAN,

Die älteste Kirche zu Basel.

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

MULHAUSEN

Druck u. Verlag v. A. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE BÖRSE ZU MULHAUSEN

und Verlag v. G.G. Lange in Darmstadt

DAS RATHHAUS IN MÜLHAUSEN

Digitized by Google

KIRCHE ZU THANN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

PORTAL AM MUNSTER ZU THANN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

DER CATHEDRALKIRCHE ZU COLMAR

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

RUINE ECHISHEIM BEY COLMAR

Druck & Verlag G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE DOMKIRCHE ZU SCHLESWIG.

Digitized by Google

Digitized by Google

KIRCHE & FOI ZU SCHLETTSTADT

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

KIRCHE S. FOI ZU SCHLETTSTADT

Druck & Verlag G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

STRASBURG

Digitized by Google

MÜNSTER IN STRASBURG

CATHÉDRALE DE STRASBOURG — THE CATHEDRAL OF STRASBURG

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE KIRCHE S: THOMAS IN STRASBURG

Druck & Verlag v. G. C. Lange in Darmstadt

igitized by Google

[illegible]

Stahlst. v. E. [illegible]

DIE St THOMAS BRÜCKE ZU STRASBURG

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS THEATER ZU STRASBURG

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

FISCHERQUAI IN STRASBURG

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS GUTTENBERGS MONUMENT IN STRASBURG

Druck & Verlag v. L. C. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DENKMAL DES MARSCHALLS KLEBER ZU STRASBURG

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

GRABMAL DES GENERAL DESAIX BEI STRASBURG

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

igitized by Google

KIRCHE IN WEISSENBURG

Verlag der L. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

igitized by Google

[illegible]

[illegible]

WEISSENBURG IM ELSASS

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

KIRCHE IN ALT-BREISACH

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DER DOM ZU SPEYER

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

GORRACH

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DER HIRSCHSPRUNG IM HÖLLENTHAL

zed by Google

FREIBURG IM BREISGAU

Leuckart's Verlag v. J. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

igitized by Google

Digitized by Google

DER VORHALLE DES MÜNSTERS ZU FREIBURG

Verl. v. Ludwig & C. Lange in Darmstadt

INNERE ANSICHT DES MÜNSTERS ZU FREIBURG

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

KLOSTER GÜNTHERSTHAL BEI FREIBURG

Druck u. Verlag d. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

OPPENHEIM

Verlag v. G. C. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

TOTALANSICHT VON BADEN-BADEN

Druck u. Verlag v. G. Lange in Darmstadt

BADEN BADEN

Druck & Verlag v. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

CONVERSATIONS HALLE IN
BADEN BADEN

Digitized by Google

DIE TRINKHALLE ZU BADEN BADEN

C. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

SCHLOSS EBERSTEIN BEI BADEN BADEN

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS ALTE SCHLOSS BADEN BADEN

Digitized by Google

DAS FELSENTHOR BEI BADEN BADEN

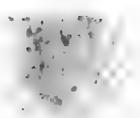
Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible]

[illegible] Lange in Darmstadt

Digitized by Google



Digitized by Google

F A S T A D T

[illegible] Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

CAMBRIDGE

Digitized by Google

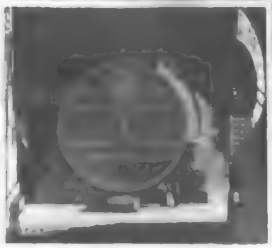
Digitized by Google

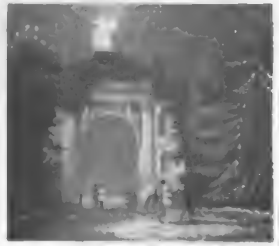
DER MARKTPLATZ IN CARLSRUHE.

THE MARKET PLACE AT CARLSRUHE. *LE MARCHÉ À CARLSRUHE.*

Druck & Verlag v. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google





Digitized by Google

TOTALANSICHT VON HEIDELBERG

TOTAL VIEW OF *VUE GENERALE DE*

HEIDELBERG

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible] v. E. Willmann

Stahlst. v. E. Willmann

HEIDELBERG

[illegible]

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

HEIDELBERG

Digitized by Google

igitized by Google

DIE KETTENBRÜCKE IN MANNHEIM

THE CHAIN BRIDGE AT MANNHEIM — *PONT DE CHAINES A*

Digitized by Google

Digitized by Google

MANNHEIM

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

SPEYER

Druck v. Ludwig & G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

Darmstadt bei G. G. Lange

DER DOM IN WORMS

THE CATHEDRALE AT WORMS

CATHÉDRALE À

Digitized by Google

DER DOM ZU WORMS

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

LADENBURG & DIE BRÜCKE DER MAIN NECKAR EISENBAHN

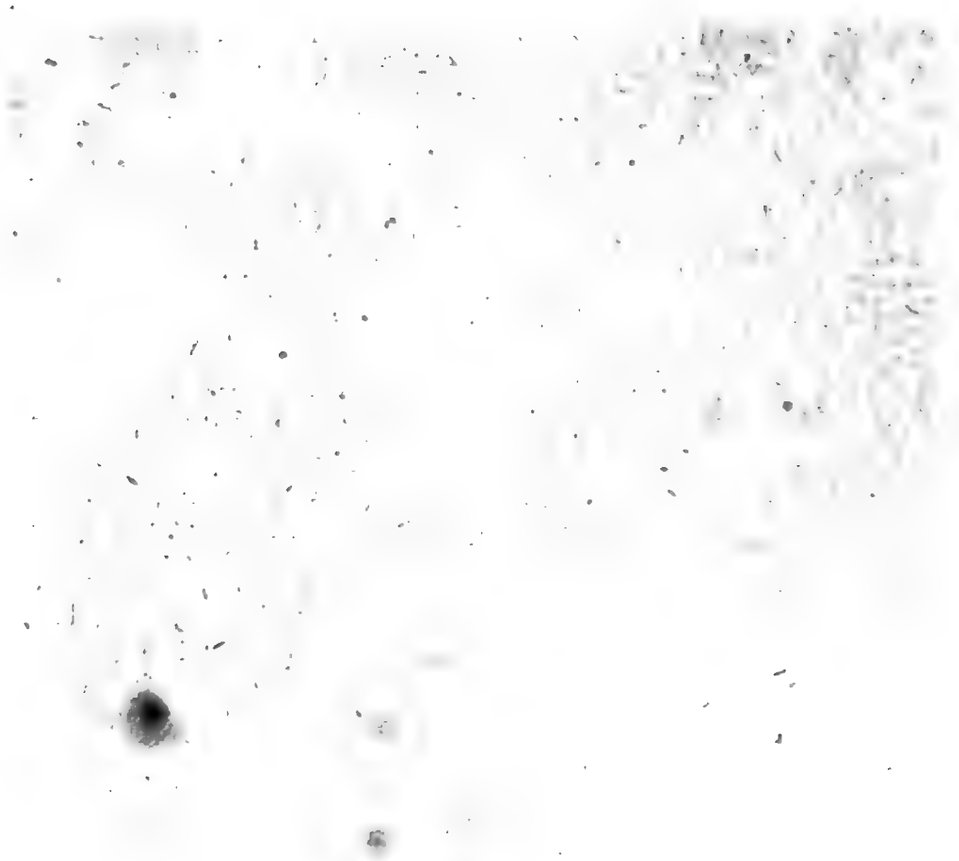
Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

FRANKENSTEIN IN DER PFALZ

Druck & Verlag v. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google



Digitized by Google

DIE LUDWIGSHOHE BEI EDENKOBEN

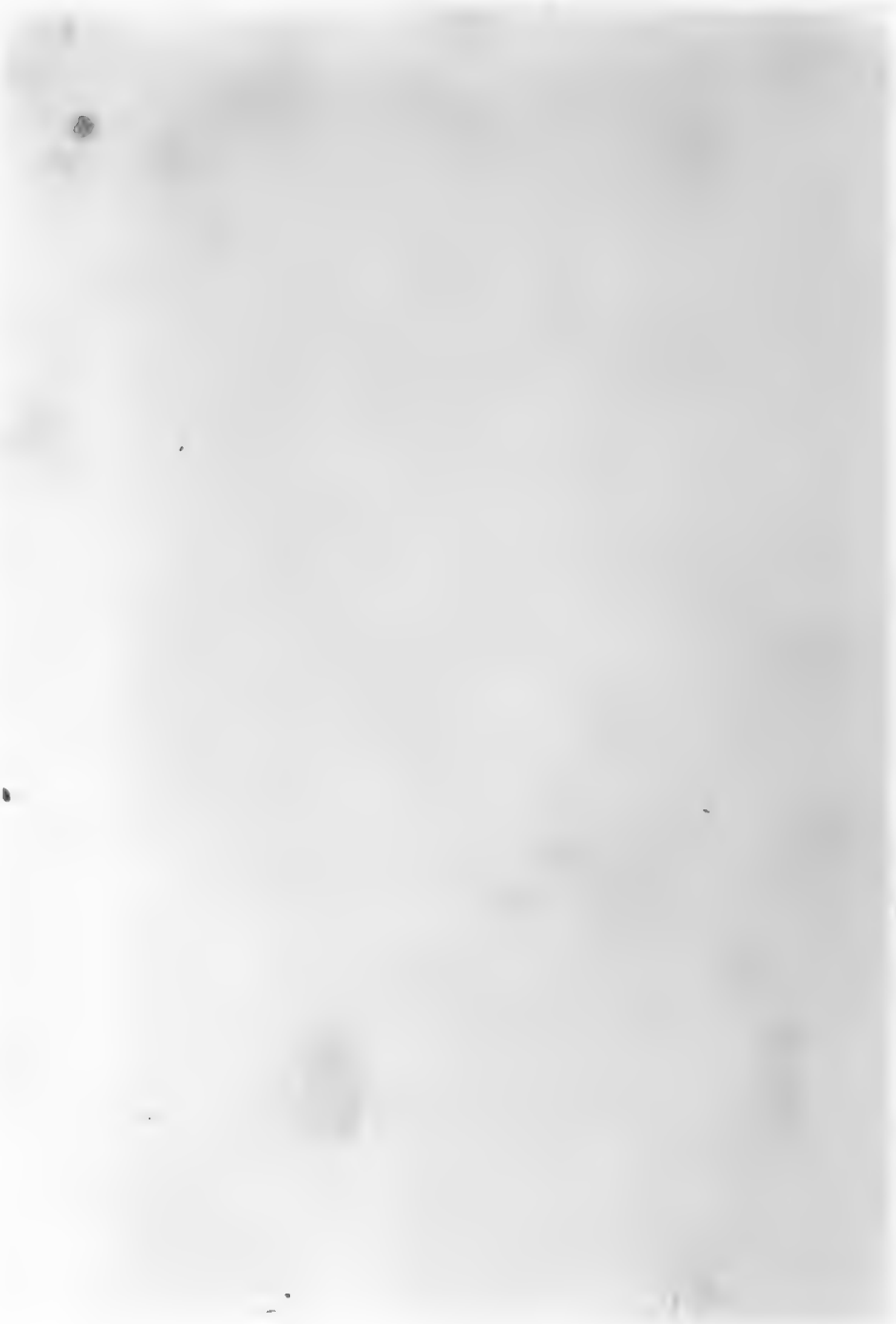
Druck & Verlag G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

DIE MAXBURG IN DER PFALZ

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google



Digitized by Google

DAS HAARDTER SCHLOSS BEI NEUSTADT

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUSTADT AN DER HAARDT & DIE HAARDTBURG

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

STARKENBURG

Druck & Verlag v. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS SCHOPPERS MONUMENT IN GERNSHEIM

SCHÖFFERS MONUMENT AT GERNSHEIM

MONUMENT DE SCHÖFFER À

Digitized by Google

Digitized by Google

NEU BIRNAU b. SCHLOSS MAURACH

Druck & Verlag v. G.G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible]

Stahlst. v. J. Wagner

OFFENBURG

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

SCHLOSS ORTENBERG

[illegible]

Digitized by Google

ALTBREISACH

Druck & Verlag v. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Google

WASSERSTELZ BEI KAISERSTUHL

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

KIRCHHEIM BEI BREISACH

Digitized by Google

SPONECK

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

INNERE ANSICHT DER KIRCHE ZU RUFFACH

Druck & Verlag v. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

C E R N S B A C H

Druck u. Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

DER ISTEINER KLOTZ

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Le n° 23 imp. 3.97 à 104.

Digitized by Google